Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/einherzspieltfal0000hans

Fol 3—

HANS-ULRICH HORSTER

Ein Herz spielt falsch

DER ROMAN
EINER TRAGISCHEN
WANDLUNG

IM BERTELSMANN LESERING

Lizenzausgabe mit Genehmigung der Ullstein A. G., Berlin
© Deutscher Verlag, Berlin. Einbandrücken: G. Ulrich. Vignette: W. Bürger
Schrift: 9 Punkt Garamond Linotype
Gesamtherstellung Mohn & Co GmbH, Gütersloh
Printed in Germany · Buch-Nr. 1852

Lautlos gleitet der Wagen über die Rheinpromenade. Die blanke Sonne des April-Vormittags schimmert mit tausend Reflexen auf dem dunkelblauen Lack, blitzt im Chrom und funkelt in den breiten Scheiben.
Der Strom zur Rechten ist ein grün schimmernder Spiegel. Die Gärten und kleinen Parks zur Linken tragen ihr erstes zartes Grün. Die Welt badet im neuen Licht.
‚Nun ist der Frühling da', denkt die junge Frau am Steuer und möchte sich freuen. Sie hebt ihren Blick vom breiten Band der Straße und schaut über den Strom. Gerade zieht ein kleiner Schleppzug flußabwärts. Die Schaumwelle vor dem gedrungenen Bug des Dampfers glitzert wie tausend Diamanten. Über dem kurzen Schornstein öffnet sich die Rauchfahne zu einem grauen Fächer, der eine Weile über der grünlichen Wasserfläche hin und her wedelt, bevor er zergeht.
Das Bild ist der jungen Frau wohlvertraut. Sie liebt die stämmige Geschäftigkeit der kleinen Dampfer, das Spiel des Rauchs über dem Wasser und den Ruf der Dampfpfeifen, der schon in die Träume ihrer frühen Kindheit hineinklang.
Aber wie sie ihre Aufmerksamkeit nun wieder der Straße zuwenden muß, kehrt auch das nagende Gefühl der Angst zurück. Ihre schmalen Hände auf dem Lenkrad beginnen zu zittern.
‚Eigentlich müßte ich jetzt links einbiegen', denkt sie kurz. Doch sie fährt weiter geradeaus, tritt das Gaspedal tiefer herunter und freut sich, wie der Wagen nun mit hellem Summen über die Straße schießt.
Nach wenigen Augenblicken beginnt sie, mit sich selber zu hadern: ‚Feige Sibylla? Nichts als Kindereien! Du benimmst dich

mit deinen neunundzwanzig Jahren wie eine alte Jungfer, Sibylla!'
Rasch entschlossen biegt sie in die nächste Seitenstraße zur Linken. Gleich darauf hält das dunkelblaue Kabriolett vor einem kleinen Landhaus an der Dollendorfer Straße. Die Gartenpforte in der langen hohen Hecke trägt ein blinkendes Schild: ‚Dr. Kurt Linz, prakt. Arzt.'
Sie starrt eine Weile auf das makellose Weiß dieses Schildes, ehe sie sich entschließt, auszusteigen. Als sie den Wagenschlag hinter sich zuschlägt, meldet sich wieder der dumpfe Schmerz in ihrem Nacken, das taube Gefühl in allen Gliedern. Sie hält sich an der Klinke der Wagentür, steht leicht vornübergeneigt, das lindert ein wenig den ziehenden Krampf. Schatten treiben an ihren Augen vorüber, kleine Schweißperlen glitzern auf ihrer Stirn. Sie möchte am liebsten in den Wagen zurückkriechen.
„Ist Ihnen nicht wohl, gnädige Frau?" dringt eine Stimme von weit her an ihr Ohr. Sie öffnet mühselig die Augen und blickt in das erschrockene Gesicht eines jungen Mädchens. Die junge Frau muß sich einige Augenblicke besinnen. Richtig, es ist die kleine Modistin aus dem Hutsalon Kersten. Sie hat das Mädel gern – aber es ist ihr gar nicht lieb, von der Kleinen in dieser Lage gesehen zu werden. Sie hört schon das Geschwätz durch die Straßen von Königswinter laufen.
„Kann ich Ihnen helfen, gnädige Frau?" fragt die kleine Modistin und stützt die schwankende Gestalt. Die behutsame Berührung tut Sibylla wohl. „Danke, danke", sagt sie, „es ist gleich vorbei, kleines Fräulein."
Der Anfall geht ebenso plötzlich vorüber, wie er gekommen ist. Die Frau richtet sich wieder auf, atmet einige Male tief, nestelt ein weißes Tuch aus der kleinen Handtasche und tupft sich damit die Schweißtropfen von der Stirn. Dann geht sie mit raschen, ein wenig unsicheren Schritten durch die Gartenpforte. Das Mädchen starrt ihr mit großen Augen nach.
In diesem Augenblick öffnet sich die schwere, von wildem Wein umrankte Eichentür des Arzthauses. Ein schlanker Mann tritt heraus, hinter ihm erscheint ein Mädchen in einer blitzsauberen Schürze, ein weißes Häubchen auf dem glatt gescheitelten braunen Haar. Die junge Frau hört den Mann ein paar halblaute

Worte sagen, das Mädchen antwortet mit einem kleinen Lachen. Dann nimmt er die drei Stufen mit einem Satz und kommt der jungen Frau über den Kiesweg entgegen. Im Vorübergehen streift er sie mit einem gleichgültigen Blick.

Sibylla Zander hat dem Manne voll ins Gesicht geblickt. Es kommt ihr bekannt vor. Aber sie weiß es in ihrer Erinnerung nicht unterzubringen. Wo hat sie diese Augen schon einmal gesehen, diese hellblauen Augen, die so kalt wie Gletschereis zu blitzen vermögen? Wo diesen etwas zu vollen Mund, diese genußsüchtigen Lippen, um die es immer wie spöttisches Lächeln spielt? Das harte, ein wenig gewalttätige Kinn? Zwar wollen sich die einzelnen Züge dieses Gesichtes nicht harmonisch zusammenfügen – aber die junge Frau kann es nicht leugnen: es geht eine faszinierende Wirkung von ihm aus.

Scheu blickt sie sich um, während sie die drei Stufen zur Tür hinaufsteigt. Eben tritt der Mann durch die Gartenpforte auf die Straße. Er wiegt sich dabei selbstbewußt, ein wenig allzu selbstbewußt in den schmalen Hüften. Seine ganze Erscheinung hat für sie etwas von der Geschmeidigkeit eines Tieres, eines immer sprungbereiten Tieres, das sich seiner Kraft nur zu bewußt ist.

Nun steht er mitten auf dem Bürgersteig und betrachtet interessiert ihr Kabriolett. Sie hat das Empfinden, daß er sich gleich nach ihr umwenden wird und hastet an dem Mädchen vorbei ins Haus.

In dieser Sekunde blickt sich der Mann tatsächlich nach ihr um. Da legt sich schüchtern eine Hand auf seinen Arm. Es ist die Modistin. Das zierliche blonde Mädchen in dem blauen Tuchmantel blickt ihn mit ängstlichen Augen an. „Nun", fragt sie hastig, „will er es tun?"

Seine hellblauen Augen beginnen böse zu funkeln. „Ich hab' dir doch gesagt, du sollst unten an der Ecke warten. Wenn dich hier jemand vor dem Törchen sieht, weiß gleich das ganze Kaff Bescheid. Na, komm schon!"

Eine Weile läuft das Mädchen wie ein geprügelter Hund neben ihm her. Dann wagt sie ihre Frage ein zweitesmal: „Nun sag doch bitte, Pitt, wird er uns helfen?"

„Natürlich nicht ... Das hätt' ich mir vorher denken können!"

Sie sieht, wie er sekundenlang im Zorn die Zähne aufeinander-

preßt. „Immer dasselbe! – Wenn man sich auf seine lieben Freunde verläßt!"
„Um Gottes willen", sagt das Mädchen verzagt. „Und nun ... was soll nun werden, Pitt?"
Nervös schleudert er die eben erst entzündete Zigarette zur Seite: „Laß doch bitte das ‚Pitt'! Du weißt doch, daß ich das nicht hören kann ... Wie oft soll ich dir noch sagen, daß ich Peter heiß'."
„Aber was soll denn nun werden, Pitt?"
„Weiß der Teufel!" Seine Stimme klingt hoffnungslos.
Sie haben die breite Dollendorfer Straße verlassen und sind nach links in eine Seitenstraße abgebogen. Nun haben sie die breite, stumpfe Kuppe des Petersberges vor sich. Und rechts – ganz nahe gerückt – steht die Ruine des Drachenfels über den Dächern der kleinen Stadt.
Eine Weile gehen sie schweigend nebeneinander her. Einige Male streift das Mädchen den Mann mit einem schüchternen Blick. Aber sie kann keine Spur einer menschlichen Regung in dem Antlitz ihres Begleiters entdecken. Seine vollen Lippen sind zu einer schmalen Linie zusammengekniffen. Die hellblauen Augen starren unverwandt geradeaus, als suchten sie in der nahen Silhouette der Berge eine Antwort auf die Fragen, die sie beide bedrängen.
Schließlich erträgt sie das Schweigen nicht länger. Sie schiebt fröstelnd ihren Arm in den des Mannes und spricht leise: „Dann werden wir wohl heiraten müssen, Pitt?"
Er bleibt mit einem Ruck stehen, löst brüsk ihre Hand von seinem Arm und sagt abweisend: „Heiraten? Wovon denn? Du eine kleine Modistin ... und ich ein Geschäftsmann in Gelegenheiten? Lächerlich! Das schlag dir aus dem Kopf! Außerdem tauge ich nicht zum Ehekrüppel. Das weißt du."
„Aber irgendwas muß doch geschehen! Willst du es nicht noch bei jemand anderm versuchen?"
„Wovon denn?" erwidert er trotzig. „Das kostet ein paar rote Lappen, und die hab' ich nicht! Der Linz hätte es umsonst machen können, aber ..."
Jetzt stehen sie einander in der schmalen Seitenstraße gegenüber. Der Mann überragt das Mädchen um Haupteslänge. Sie hat den Kopf gesenkt; unter der blauen Baskenmütze quellen

ihre blonden Haare hervor und werden von dem kühlen Wind gezaust, der in kleinen Stößen vom Rhein herüberstreicht. Ihre schmalen Schultern zittern.
Vor diesem Bilde verhaltener Qual schwindet die Härte des Mannes dahin. Er legt den Arm um ihre Schultern und zieht sie an sich. „Laß nur, Gerda!“ Nun ist sogar echte Herzlichkeit in seiner Stimme: „Laß nur, es wird schon alles gut werden!“
Aber sofort erschrickt er, tritt hastig einen Schritt zurück und blickt unbehaglich die Straße hinauf und hinunter. Nein, sie ist menschenleer, niemand hat ihn beobachtet. Es wäre ihm peinlich, bei einer Gefühlsregung ertappt zu werden. Eigentlich ärgert es ihn schon, daß er sich selber dabei überrascht hat. So sagt er plötzlich wieder rauh: „Komm, das braucht nicht jeder zu sehen! Es wird sowieso genügend geklatscht . . .“
Sie gehen weiter. Aber das Mädchen Gerda hat nun wieder ein wenig Hoffnung geschöpft. „Hast du vorhin die Frau gesehen, die zu Doktor Linz wollte?“
Erstaunt und argwöhnisch zugleich sieht er sie an: „Was hat denn die mit uns zu tun?“
„Das war Fräulein Zander . . .“
„Was . . . die Sibylla Zander, die die Millionen von Zander & Co. geerbt hat?“
Gerda geht gar nicht auf seine Frage ein. „Ich war ein paarmal bei ihr in ihrem schönen Haus, ich mußte ihr Sachen aus unserem Salon bringen. Sie war immer sehr freundlich zu mir.“
„Ja, und . . .“, sagt er und weiß nicht, worauf sie hinaus will. „Wenn ich nun zu ihr ginge und ihr alles erzählte . . . und sie bitten würde, mir das Geld zu leihen . . .?“
„Das wirst du bleibenlassen! Wär' mir schön peinlich, ich kenn' sie nämlich von früher. Außerdem sah sie mir nicht danach aus, als ob sie viel Verständnis für so was hätte . . . So 'ne richtige angehende alte Jungfer – ich hab' sie gar nicht wiedererkannt!“
Aber Gerda läßt nicht locker: „Sie wird bestimmt alles verstehen. Vielleicht geht es ihr sogar ähnlich wie mir. Als sie vorhin aus dem Auto stieg, wäre sie beinahe ohnmächtig geworden.“
„Reiche Leute spielen immer gern mal krank – zum Zeitvertreib . . . Soll heiraten, die Jungfer, dann vergeht ihr das Kranksein!“ Und spöttisch fügt er hinzu: „Für so viel Geld muß doch schließlich ein Mann zu haben sein.“

„Du kannst so schrecklich hart über eine Frau sprechen, Pitt", sagt Gerda.
„Pah, Frau . . . die Sibylla Zander ist keine Frau und wird nie eine werden! Die trocknet aus wie ein Pfirsich in der prallen Sonne."
„Laß uns von etwas anderem reden!" bittet das Mädchen. Gerda ist zu sehr Frau, um mit anhören zu können, daß Männer so von einer Frau sprechen. Und in ihrer jetzigen Lage verträgt sie es weniger denn je.
„Auf keinen Fall wirst du zu ihr gehen!" fordert der Mann.
„Wenn du es nicht möchtest, natürlich nicht", sagt sie ergeben.

2

Das Mädchen mit der blitzsauberen Schürze und dem gestärkten weißen Häubchen schließt die Tür. Sibylla Zander steht in der dämmerigen Diele des Arzthauses.
Sie zieht die Luft ein, schmeckt den unbestimmbaren Duft dieses Hauses, der gemischt ist aus dem Geruch von Kräutern, Karbol und Küche, und fühlt sich sehr geborgen. Solange sie zurückdenken kann, hat es nicht anders unter diesem Dach gerochen – damals, als das achtjährige Mädchen Sibylla dem ‚Onkel Doktor' täglich ihre entzündete Hand vorführen mußte; später dann, als die Siebzehnjährige eine unerquickliche Hautkrankheit aus der Schule heimgebracht hatte, und vor drei Jahren schließlich, als sie dem Arzt an der Seite des Vaters zu seinem 25jährigen Berufsjubiläum gratulieren durfte. Bald danach hatte sie in einer schwülen Augustnacht den Doktor mit ihrem eigenen Wagen holen müssen; er war dann auch der erste gewesen, der ihr stumm die Hand drückte und die ersten Anweisungen für das Begräbnis des Vaters gab. „Wenn Sie nicht zurechtkommen, Sibylla", hatte er damals gesagt, „Sie wissen, daß unsere Häuser keine Viertelstunde auseinanderliegen!"
Sie war besser zurechtgekommen, als sie selber zunächst gedacht. Ein paarmal hatte er bei ihr vorgesprochen, aber meistens war sie gerade unterwegs – in der Krefelder Spinnerei, auf Messen oder in der stillen, kleinen Hütte im Schwarzwald, die der

Vater ihr neben der Fabrik in Krefeld und der elterlichen Villa hinterlassen hatte ...

Über all diesem Sinnen hat sie ganz das Mädchen vergessen. Als die ein wenig blecherne Stimme sie dann anspricht, fährt sie zusammen. „Der Herr Doktor hat schon emal jefrag, ob dat jnädige Fräulein noch net da wär. Nu is jrad en andere Patientin drin!"

Mit freundlichem Tadel in der Stimme antwortet Sibylla: „Aber Traudchen, seit wann bin ich für dich denn ‚et jnädige Fräulein'?"

Traudchen blickt hilflos drein: „Aber mer spielen ja nu auch schon lang net mehr zusammen in der Sandkist!"

„Natürlich, Traudchen", sagt Sibylla herzlich, „dazu sind wir zwei jetzt ja wohl ein bißchen zu alt geworden. Aber dafür sind wir doch die alten geblieben, ja? Oder erinnerst du dich nicht mehr?"

„Aber jewiß doch!" Traudchen wird mit einemmal wieder zutraulich. „Na, deshalb hab' ich mich doch so jewundert, daß dat jnädige Fräu ... daß du ... daß ihr jar net miteinander jesprochen habt."

Sibylla blickt sie überrascht und verständnislos an: „Ich verstehe nicht, Traudchen ... Mit wem soll ich denn ..."

„Na eben, mit dem Pitter. Sie sind ... ne, du bist hier doch eben direkt an ihm vorbeijejangen!"

Jetzt wird Sibylla plötzlich klar, wer der Fremde war, der ihr auf dem Kiesweg im Vorgarten entgegenkam und der sie mit gleichgültigem Blick streifte. Peter van Booven. Natürlich hat sie ihn nicht gleich wiedererkennen können. Es ist schon zu lange her, daß sie einander zuletzt gesehen haben – zehn Jahre, zwölf Jahre? Ist es der Schlußball vom Tanzkränzchen gewesen? Oder der große Abiturientenball? Sie hat den Jungen mit dem widerspenstigen braunen Haarschopf wieder lebendig vor Augen. Ja, sie empfindet sogar wieder etwas von den zwiespältigen Gefühlen, mit denen ihm viele Eltern, die Jungen und vor allem auch die weibliche Jugend in der kleinen Stadt gegenüberstanden. Sie vergötterten und verachteten ihn in einem. Sie verehrten ihn als Draufgänger und schmähten ihn im gleichen Satz als Taugenichts. Sie bedauerten den armen Vater, den höchst ehrenwerten Studienrat van Booven, daß ihm das Schicksal ein solches Kuckucksei ins Nest gelegt hatte, und be-

neideten ihn im selben Atemzug um den Sohn, der es ‚bestimmt noch zu was bringen würde'.
Wenn Sibylla das Bild dieses Jungen von damals mit dem Gesicht vergleicht, in das sie heute für Bruchteile von Sekunden geblickt hat, dann fühlt sie ein leichtes Unbehagen in sich aufsteigen. Die eiskalten Augen, die genußsüchtigen Lippen, das zuweilen brutal wirkende Kinn – ihr will scheinen, als hätte dieses Jahrzehnt alles getan, um die liebenswürdigen Züge im Antlitz des jungen Pitter auszulöschen und die andern dafür um so schärfer herauszumeißeln.
Zu allem Überfluß aber vermerkt sie schmerzlich, daß auch Peter van Booven sie offenbar nicht wiedererkannt hat. Und was ihr seit Jahren fremd gewesen ist, gewinnt in dieser Minute unwiderstehlich Gewalt über sie: die gekränkte Eitelkeit. Gewiß, sie ist niemals eine Schönheit gewesen, und sie hat es sich beizeiten abgewöhnen müssen, einen Schwarm von Verehrern um sich zu versammeln. Das hat sie herbe gemacht schon zu einer Zeit, in der die meisten ihrer Freundinnen weich, anmutig und fraulich wurden. Wäre sie eine hübsche Frau gewesen, Peter hätte sich ihrer gewiß erinnert. Und jäh empfindet sie eine schmerzhafte Leere in ihrem Dasein.
Aber sie will, sie darf diese Leere nicht empfinden. So schiebt sie gewaltsam alle Gedanken beiseite und kann doch nicht verhindern, daß sie im gleichen Augenblick fragt:
„Ist der van Booven denn ganz nach Königswinter zurückgekehrt?" Sie ist froh, die Frage so und nicht anders gestellt zu haben; denn in dieser Weise kann sie sich sowohl auf den Vater, den ehrenwerten Herrn Studienrat, als auch auf seinen Sohn beziehen.
Sie weiß, daß der Alte vor gut zehn Jahren um seine Versetzung aus Königswinter nachgesucht hat. Es ist damals eine Art Flucht gewesen, Flucht vor Schimpf und Schande. Denn der neunzehnjährige Pitter war in einen Handel verwickelt worden, in dem ein übel beleumundetes Subjekt eine hervorragende Rolle spielte. Die Sache war vertuscht worden, aber man hatte dem Vater doch nahelegen müssen, sich sein Tätigkeitsfeld an einem anderen Ort zu suchen. Vor allem die Eltern halbwüchsiger Töchter atmeten auf, als die beiden großen Möbelwagen mit dem Hab und Gut der Familie van Booven in Richtung Honnef davonrollten.

Trauddchen hat eine Weile nachgedacht und erwidert nun: „Der Herr Studienrat is doch jestorben, vor sechs ... nä, warte mal, vor acht Jahren. Und der Pitter is ja erst vor e paar Woche zurückjekomme."
Sie spricht den Namen sehr zärtlich aus und schämt sich keineswegs, ihre Gefühle für den Mann durchschimmern zu lassen. Fast erschrocken stellt Sibylla fest, daß sich ein merkwürdiges unbekanntes Gefühl in ihr Herz einnistet. Hätte sie Gelegenheit gehabt, einmal ihr Herz kennenzulernen, so hätte sie dieses Gefühl unschwer als Eifersucht deuten können. So aber weiß sie nichts damit anzufangen und überdeckt ihr Unbehagen mit einer neuen Frage: „Wohnt er etwa hier beim Doktor?"
„Nä, nä, wo denkste hin! Er hat irjendwo en Zimmerchen. Draußen nach Honnef zu ... aber er kömp manchmal zu uns. Bloß – – er un der Herr Doktor kabbeln sich dann immer ... un heut is et sojar janz besonders schlimm jewesen. Der Herr Doktor hat schließlich jebrüllt ... und dann hat der Pitter die Tür zujeknallt un is jejangen. Aber hier draußen bei mir is er schon wieder janz freundlich jewesen ..."
‚Das hab' ich gemerkt!' denkt Sibylla. Wieder will sich jenes seltsam unbehagliche Gefühl in ihr regen. Doch sie findet keine Zeit mehr, ihm nachzugeben. Denn eben tritt Schwester Margot aus einer Tür, ein ältliches Wesen mit ruhigen, unbeteiligten Augen. Sie tut keineswegs erstaunt, Sibylla Zander im Gespräch mit dem Hausmädchen zu finden, sondern sagt nur leise, als wolle sie niemanden stören: „Guten Tag, Frau Zander, der Herr Doktor erwartet Sie."

3

Während Sibylla die wenigen Schritte zur Tür tut, denkt sie ein wenig bitter: ‚Die einen sagen Fräulein zu mir, die anderen Frau. Was bin ich nun eigentlich wirklich mit meinen neunundzwanzig Jahren?'
Doktor Linz streckt ihr mit betonter Herzlichkeit die Hand entgegen. „Welch seltener Gast in meinem Hause!" sagt er, und es klingt ein wenig nach Bühnenpathos. Doch Sibylla weiß, daß

er es ehrlich meint. Er ist ein Mensch der alten ritterlichen Schule, ein Mann Mitte der Fünfzig, der das noch immer dichte schlohweiße Haar zu einer kurzen Bürste emporgekämmt trägt und mit viel Zeitaufwand den ebenso weißen Schnurrbart unter der fleischigen Nase pflegt. Eine Welle von Vertrauen strömt von ihm aus. Und das Gefühl der Geborgenheit, das Sibylla schon auf der Diele einhüllte, teilt sich ihr abermals und noch stärker mit als draußen.

Der Arzt komplimentiert sie in einen Sessel: „Wenn ich sage ‚Welch seltener Gast', so freue ich mich darüber, soweit dieser seltene Besuch mein Sprechzimmer betrifft. An meinem Kamin würde ich Sie gerne häufiger sehen, liebe Billa!"

‚Billa – wie lange hab' ich diese Anrede nicht gehört', denkt Sibylla. ‚Selbst Traudchen hat sie vorhin nicht über die Lippen gebracht, und doch tut das Wort so unendlich wohl.'

„Heute muß es aber wirklich einmal das Sprechzimmer sein, Doktor Linz", sagt Sibylla.

Der Arzt weicht aus: „Von Krankheiten zu reden, ist es immer noch früh genug. Lassen Sie uns erst von Erfreulicherem sprechen, Billa! Was macht das Hüttchen oben im Schwarzwald?"

Und gleich sind sie mitten im Gespräch. Für den Doktor Linz ist nichts zu unscheinbar, daß es sich nicht verlohnte, ein paar Worte darauf zu verwenden. Aber es zeigt sich rasch, daß er mit feinem Bedacht das Gespräch immer näher an den Zweck dieses Besuches heranführt. Und unversehens ist Sibylla mitten im Bericht über die merkwürdigen Beschwerden, die sie seit einigen Wochen heimsuchen, jenen seltsamen Schmerz im Nacken und das taube Gefühl der Lähmung in Armen und Beinen.

Mit unbewegter Miene fragt Doktor Linz: „Seit einigen Wochen, Billa?"

Eine Röte überzieht das Gesicht der Frau. „Na ja, es können auch ein paar Monate sein", erwidert sie ausweichend. „Ich habe mir natürlich die genauen Termine nicht gemerkt."

„Natürlich nicht", sagt der Arzt ruhig. Und nach kurzem Überlegen fährt er fort: „Na, dann wollen wir mal . . ."

Schwester Margot wird hereingerufen, um der jungen Frau behilflich zu sein. Schweigend, mit unbeteiligten Augen, geht sie Sibylla zur Hand. Wortlos, aber mit aufmerksamen Blicken folgt sie dann jeder Bewegung des untersuchenden Arztes.

Nach einer halben Stunde ist es überstanden. Schwester Margot hat das Zimmer wieder verlassen, Doktor Linz ist an das Fenster getreten und blickt gedankenvoll über den Vorgarten, in dem ein paar Spatzen herumlärmen.
Die Stille ängstigt Sibylla. Sie spürt darin eine dunkle Drohung. Noch ehe sie den Kostümrock geschlossen und das Jackett wieder angezogen hat, fragt sie hinter dem Wandschirm hervor: „Nun, Herr Doktor? Ist es gefährlich?"
Der Arzt zögert einen Augenblick zu lange mit der Antwort, und als er nun antwortet, sucht Sibylla eine gefährliche Bedeutung in seinen Worten: „Ich muß erst einmal mit einem befreundeten Spezialisten sprechen. Einstweilen brauchen Sie sich nicht zu beunruhigen, Billa."
‚Einstweilen' hat er gesagt, denkt Sibylla. Also doch ...
Ihre Gedanken beginnen zu flattern.
Da hört sie die Stimme des Arztes: „Wie steht es eigentlich mit der Ehe, Sibylla?"
Nun kommt die junge Frau hinter dem Wandschirm hervor, tritt dicht an den Arzt heran und fragt hastig: „Hängt es damit zusammen?"
Doktor Linz lächelt zurück: „Nein, das nicht ... Aber ich habe mir manchmal Gedanken darüber gemacht, weshalb Sie nicht heiraten, Billa."
„Nun, und wen sollte ich wohl heiraten?"
„Wie soll ich die Wünsche Ihres Herzens kennen, Billa! Sind Sie nicht selber Manns genug, um ..." Er bricht kurz ab, beißt sich auf die Lippen: daß er so mit Worten ausrutschen konnte!
Sibylla spricht, und viel Bitterkeit ist in ihrer Stimme: „Sie haben ganz recht, Doktor Linz, ich als Frau bin Manns genug ... Und weil ich Manns genug bin, deshalb brauche ich keinen Mann, deshalb will ich keinen Mann."
Sie tritt mit raschen Schritten vor den Spiegel über dem Waschbecken, schaut prüfend hinein: „Glauben Sie, ich weiß nicht, wie ich aussehe, Doktor Linz? Die Nase ein bißchen zu groß, der Mund etwas zu breit, die Lippen zu schmal und die Augen ein wenig zu eng beieinander."
„Man könnte glauben, Sie schilderten die Hexe aus einem Märchen, Billa!"
„Und doch ist es nur mein eigenes Gesicht! Aber ich gebe mich

eben keinen Selbsttäuschungen hin. Ich weiß genau, daß mich kein Mann um meiner selbst lieben könnte. Sie würden für mein Geld die große Nase, den breiten Mund, die schmalen Lippen in Kauf nehmen. Und deshalb will ich . . .“

Ruhig unterbricht der Arzt sie: „Wer hat Sie bloß mit dieser Meinung über die Männer vergiftet, Kind? Ja, ich sage mit vollem Bedacht ‚Kind‘ zu Ihnen. Denn mögen Sie noch so tüchtig Ihre Geschäfte betreiben und alles, was Ihr verehrter Herr Vater, mein Freund, Ihnen hinterlassen hat, fleißig mehren – im Grunde Ihres Herzens sind Sie doch ein Kind geblieben, so wie Ihr Körper der einer Halbwüchsigen geblieben ist. Seien Sie nicht böse, wenn ich schamlos genug bin, das zu sagen. Mir als Ihrem Arzt müssen Sie dieses Recht schon zugestehen.“

Sie schaut ihm eine Weile schweigend ins Gesicht, und er erkennt in ihrem Blick die stumme Qual langer Jahre, der einsamen Stunden in der Villa unten am Rhein. Und nun sieht er sogar in den Winkeln der allzu eng beieinanderstehenden Augen zwei Tränen glänzen. Langsam lösen sie sich und rollen über die Wangen.

Da legt er väterlich den Arm um die Frau und führt sie mit sanftem Druck ans Fenster. Indem er ihr Gesicht der hellen Frühlingssonne zukehrt, sagt er: „Für diesen Augenblick allein könnte man Sie lieben, Billa, kleines Menschenkind! Wenn ich nicht ein fünfundfünfzigjähriger Hagestolz wäre, ich wüßte schon, was ich täte . . .“ Und nach einer Weile, da sie schweigend und mit geschlossenen Augen neben ihm verharrt, setzt er hinzu: „Sehen Sie, nun ist aus der Konsultation doch noch ein Kamingespräch geworden. Lassen Sie es uns bald fortsetzen.“

Aber schon wie er diese Worte sagt, flackert Unruhe über sein Gesicht. Brüsk läßt er die junge Frau los und geht an seinen Schreibtisch, überfliegt noch einmal die Aufzeichnungen, die er während der Untersuchung gemacht hat, und murmelt dann: „Jaja, ich spreche mit einem befreundeten Spezialisten und rufe Sie dann an, Billa.“

Als sie durch den Vorgarten geht, steht er am Fenster und blickt ihr nach. Ihre schmale Gestalt, ihr müder Schritt rühren ihn tief. Und lange noch, nachdem der blinkende Wagen aus seinem Gesichtskreis hinausgeglitten ist, starrt er auf den leeren Platz vor der Gartenpforte.

Er geht an den Schreibtisch und läßt sich mit der Bonner Klinik des befreundeten Spezialisten verbinden. Dann folgt ein langes, ernstes Gespräch.

4

Jeden Donnerstagabend pflegen sich in einer Nische des ‚Drachenlochs' die ‚Pfennigfuchser' zusammenzufinden. Diesen Namen hat der Fabrikant Alfred Zander einst der kleinen Runde gegeben, als er noch mit am Tisch Platz nehmen konnte. Seit zwei Jahren aber kann er nur noch von der Wand herab kiebitzen. Mit strengen Augen blickt er aus dem Rahmen nieder. Und wenn einer der drei einmal einen Grand mit vieren ‚vergeigt', dann wirft der Pechvogel wohl einen scheuen Blick zu dem Bilde empor, ob der Stammvater der ‚Pfennigfuchser' nicht spöttisch den Mund verzieht.

Seit zwei Jahren sind ihrer nur noch drei: der Weingutsbesitzer Nirrnheim, der Doktor Linz und der Fabrikant Oldach. Es geht ruhig zu in ihrem Kreise. Kein lautes Wort fällt; kaum, daß eine gute Karte mal ein bißchen heftiger als nötig auf den Tisch gepfeffert wird. Nach dem Spiel trinken sie still und mit Genuß ihren Schoppen, schwatzen sie über die Welt zwischen Köln und Koblenz, und dann gehen sie gemächlich nach Hause. Zuweilen kommt aus Bonn einmal der alte witzige Landgerichtsdirektor Kornfeld mit der weißen elektrischen Siebengebirgsbahn herübergefahren. Dann wird es allerdings stets etwas lauter am Tisch der ‚Pfennigfuchser'.

Dafür kann es dann vorkommen, daß der Weingutsbesitzer Nirrnheim und der Fabrikant Oldach einen Abend lang allein am Holztisch sitzen – wenn der Doktor Linz wieder einmal überraschend zu einem Kranken geholt wurde oder ein schwieriger Fall ihn in der Bonner Klinik seines Freundes Struve festhält. Einige Male ist es sogar vorgekommen, daß der Doktor ganz plötzlich ein gutes Blatt aus den Händen legen mußte, weil irgendwo auf der abendlichen Landstraße ein Radfahrer angefahren oder unten an einer der Anlegestellen am Rhein ein ungeduldiger Fahrgast zwischen Schiff und Steg geraten und elend gequetscht worden war.

An diesem Donnerstag – der April neigt sich seinem Ende zu – sitzen die drei um den runden Holztisch, reizen und passen, stechen und zählen. Doktor Linz spielt reichlich zerfahren. Ein paarmal verschenkt er ein gutes Blatt, einmal verwechselt er zwei Karten, ein anderes Mal vergibt er sich. Verstohlen mustern ihn die beiden anderen ‚Pfennigfuchser'. Nirrnheim meint, ob der Doktor nicht mal ein paar Tage ausspannen möchte.
Aber Doktor Linz schüttelt abwehrend den Kopf. Jedesmal, wenn das Telefon hinter dem Schanktisch anschlägt, lauscht er hinüber, legt er die Karten abwartend aus der Hand und erhebt sich halb.
„Erwarten Sie ein Gespräch, Doktor?" fragt Oldach schließlich ein wenig ungehalten.
„Ja. Einen Operationsbericht aus Bonn." In diesem Augenblick tritt Peter van Booven durch die Tür und bringt viel Unruhe an den Tisch. Er wirft mit lässigen Bewegungen Hut und Mantel auf einen Haken, zieht sich einen Stuhl an den Tisch und reißt das Gespräch sofort an sich.
Die drei ‚Pfennigfuchser' wissen nicht recht, was sie mit ihm anfangen sollen. Das aufdringliche Gebaren des jungen Mannes stört sie; anderseits fühlen sie sich rasch von seiner vergnüglichen Art angesteckt. An Skatspielen ist einstweilen doch nicht zu denken, denn gerade schlägt das Telefon abermals an, und gleich ruft die Wirtin hinter dem Schanktisch: „Für Herrn Doktor Linz!"
„Sicherlich ist wieder so'n vertrackter Hund 'nem Radfahrer vor die Speichen gelaufen!" knurrt Nirrnheim und beobachtet gespannt den Doktor. Der preßt die Muschel des Telefonhörers gegen das eine Ohr, verdeckt mit der Hand das andere und steht eine Zeitlang unbeweglich, als nähme er einen langen Bericht entgegen. Dann spricht er zwei-, dreimal erregt in die Sprechmuschel und hängt schließlich langsam, wie zögernd, ein.
Der jetzt wieder an den Tisch zurückkommt, ist ein anderer Linz. Er schlurft daher, als hingen Bleigewichte an seinen Schuhen. Wie von einer harten Last niedergedrückt hängen die Schultern, und seine Augen blicken verstört ins Leere.
„Sie sehen ja aus, als seien Sie Freund Hein persönlich begegnet!"
Doktor Linz fährt sich mit der Hand über die Stirn und spricht

dann mühselig, als schnüre ihm etwas die Kehle ab: „Stimmt, Peter van Booven, ich bin ihm eben begegnet!“
Peter meint in mildem Spott: „Welch ein empfindsamer Arzt, der sich dadurch nach dreißigjähriger Praxis noch umschmeißen läßt!“
Den Doktor scheinen diese Worte nicht zu erreichen. Er nimmt mit hölzernen Bewegungen seinen Mantel vom Haken und sagt: „Lassen Sie sich von mir die gute Laune nicht verderben, meine Herren!“ Und als er die fragenden Blicke der Männer am Tisch sieht: „Ein Fall, der mir persönlich sehr nahegeht!“
„Ein Unglücksfall?“ fragt Peter van Booven.
„Viel schrecklicher ... Eine unheilbare Krankheit ... Noch ein halbes oder dreiviertel Jahr und dann ...“
„Jemand von hier?“ will der Fabrikant Oldach wissen.
Der Doktor scheint diese Frage zu überhören. „Furchtbar, wenn man weiß, daß einem ein junges, mit allen Glücksgütern der Welt gesegnetes Menschenkind nun so unter den Fingern wegsterben wird!“ Und leise, wie zu sich selber: „Vielleicht ist es doch ein Segen, daß sie noch nicht geheiratet hat.“
Während der letzten Worte des Doktors hat sich Peter van Booven aufgerichtet. Wie beiläufig fragt er: „Eine junge Frau am Ende?“
Argwöhnisch mustert Doktor Linz den jungen Mann. Das gespielt harmlose Gesicht van Boovens warnt ihn. Scharf sagt er deshalb: „Peter van Booven, ich nahm bisher an, Sie interessierten sich nur für flotte, lebenslustige Damen!“
Peter van Boven sieht ihn an; ein ironisches Lächeln nistet in seinen Mundwinkeln.
Wütend stapft der Arzt hinaus.
Die Stimmung am Tisch der ‚Pfennigfuchser‘ ist hin. Mühsam flackert das Gespräch noch einige Male auf und verlischt dann ganz. Nirrnheim und Oldach brechen bald auf.
Kaum haben die Herren den Keller verlassen, da schlendert van Booven an den Schanktisch. „Haben Sie ’ne Ahnung, woher das Gespräch für Doktor Linz kam?“
„Na, aus Bonn“, sagt gemütlich die dicke Wirtsfrau.
„Und woher aus Bonn?“
„Ja, dat weiß ich net!“
„Es hätte ja sein können“, sagt van Booven und geht langsam

an den Tisch zurück. Er ruft den Kellner und bestellt bei ihm eine gute Flasche Wein.
„Herr van Booven – is dat nit e bißche viel? Der Chef brummt als immer, weil Se noch mit an die achtzig Mark in der Kreid sin."
„Dann nicht, liebe Tante!" Peter van Booven steht auf. Über seine schönen Züge huscht es wie kindlicher Eigensinn. „Aber ihr werdet vielleicht noch mal froh sein, wenn ihr an mich liefern dürft!"

5

Traudchen steht am Gartentor des Arzthauses an der Dollendorfer Straße und blickt dem Wagen des Doktors nach. Dabei bewegt sie die Lippen in einem halblauten Selbstgespräch:
„Scho wieder nach Bonn . . . jeden Tag zweimal . . . einmal vormittags, einmal nachmittags . . . fehlt bloß noch, daß er auch nachts hinkarriolt . . . gerad, als ob er verknallt wäre . . . der mit seinen fünfundfünfzig Jahren . . ."
Traudchen ist schlecht gelaunt. Ihre äußere Erscheinung zeigt es. Die sonst blitzsaubere Schürze ist zerknittert und hat ein paar Schmutzflecken, das schneeweiße Häubchen ist verrutscht, und ein paar Strähnen des glattgescheitelten braunen Haares zotteln darunter hervor.
Die nervöse Hast des Doktors in den letzten Tagen hat sich auf das Mädchen übertragen. Ein unbekanntes Gefühl nagt an ihrem Herzen. Wer Traudchen nicht kennt, könnte glauben, es sei Eifersucht. Aber das wäre zuwenig und zuviel. Seit mehr als zehn Jahren sorgt sie nun für den ‚Herrn Doktor' – und es gibt nichts in seinem Leben, was nicht auch ein Stück von Traudchens Leben geworden wäre. Sie hat die Decke immer erst über die Ohren gezogen, wenn das Licht im Arbeitszimmer des Doktors erloschen war; sie ist die erste an der Tür gewesen, wenn es zu nächtlicher Stunde klingelte; und sie hat dem Doktor stets wortlos einen starken Kaffee auf den Tisch gestellt, wenn er des Morgens hohlwangig und stoppelbärtig von einem Krankenbesuch heimkam. Daß der Arzt ihre Fürsorge mit freundlichem Schweigen entgegennimmt, ist für sie schöner als tausend gute

Worte. Sie fühlt daraus, daß sie zu seinem Leben, zu seiner Arbeit gehört wie die merkwürdigen blitzenden Instrumente im Schrank seines Sprechzimmers, wie Schwester Margot mit ihren ruhigen Augen und ruhigen Händen oder wie der kleine graue Wagen, der schon manche Meile und manche kurvenreiche Steigung im Siebengebirge hinter sich gebracht hat. Sie weiß, daß er auf sie ebensowenig verzichten könnte wie auf die blitzenden Instrumente, die stille Schwester Margot und den grauen Wagen.

Aber vor ein paar Tagen hat sich das schlagartig geändert. Seit jenem Anruf aus Bonn, mit dem der Doktor Struve den Doktor Linz zu sprechen wünschte und der – wie Doktor Linz es angeordnet hatte – ins ‚Drachenloch' zur Runde der ‚Pfennigfuchser' umgelegt werden mußte. Bald danach ist der Doktor Linz mit verstörten Augen heimgekommen. Er hat gleich noch einmal mit Bonn telefoniert. Es ist ein langes Gespräch gewesen. Die Stimme des Doktors hat bald wild aufbegehrt, bald hat sie gewispert, als müßte sie ein dunkles Geheimnis bewahren. Seit jenem Abend ist der Doktor verschlossener denn je. Selbst Schwester Margot hat auf die vorsichtigen Fragen Traudchens mit einem Achselzucken geantwortet. Auch sie weiß nichts, gar nichts.

Gedankenverloren blickt das Mädchen dem Wagen nach, der gerade fern auf der Straße verschwindet. Dann macht sie sich daran, das Tor der Garageneinfahrt zu schließen.

„Tag, Traudchen!"

Das Mädchen schrickt hoch und wird sofort rot. Sie tut mit einemmal sehr geschäftig und stampft mit dem Fuß auf dem Bodenriegel des Gartentores herum. Dabei murmelt sie undeutlich etwas vor sich hin, was etwa heißen könnte: ‚Tag, Herr van Booven!'

Der Mann sieht ihr eine Weile schweigend auf den Nacken, in dem die glattgescheitelten braunen Haare zum schüchternen Knoten zusammengeschlagen sind. Schließlich sagt er: „Na, diesmal hab' ich wohl endlich Glück ... der Doktor ist sicher grad nach Haus gekommen?"

„Nä, Sie ham Pech", antwortet Traudchen ein bißchen kribbelig. „Der Herr Doktor ist leider schon wieder weg ..."

„Schon wieder weg ...?" Peter zieht den anderen Torflügel ins

Schloß, daß es knackend einspringt. „Schon wieder nach Bonn?" – Traudchen streift ihn mit einem schrägen Blick: „Ja, nach Bonn! Für unser Patiente müsse mer eben immer dasein!" Dann dreht sie sich brüsk um und will ins Haus zurück. Aber Peter van Booven setzt mit einem eleganten Sprung über das hölzerne Gartentor und geht neben ihr über den Kiesweg. „Aber Traudchen, was laufen Sie denn jleich weg? Ham Sie Angst vor mir?"
„Ich . . .? Angst . . .?" entgegnete Traudchen gedehnt. „Nä . . . Angst nich . . . aber die Mülleimer müssen noch erausjestellt werde."
„Na, wenn weiter nix wär; – wo stehn denn die Dinger?"
„Nä nä, Herr van Booven, wenn dat die Leut sehn . . ."
„Die Leut . . .", sagt Peter überlegen.
Aber natürlich, er darf Traudchen die Mülleimer tragen helfen. Und es ist ein seltsames Bild, den Herrn in dem ein wenig abgetragenen Sakko mit den großen Eimern jonglieren zu sehen, während das Mädchen in der zerknitterten Schürze und dem verrutschten Häubchen wie hilflos nebenher trippelt.
Schließlich stehen die Eimer am Tor, und Peter van Booven besieht sich trübselig seine schmutzigen Hände.
„Ja", meint Traudchen, „nu kommen Se noch schnell mit in de Küch' und waschen Sie sich die Händ' . . ."
Kurz darauf plätschert in der Küche munter das Wasser. Und ebenso munter Traudchens Redeschwall. Während Peter sich die Hände abtrocknet, sagt sie: „. . . un wat mich gewundert hat, dat Se neulich dat Billa gar nich wiedererkannt haben . . . wo Se doch als Kinder so lang zusammen gespielt ham?"
„Hm, dat Billa?" sagt Peter van Booven und muß sich erst besinnen. Richtig, Sybilla Zander, er war ihr vor ein paar Wochen hier vor dem Arzthause begegnet. Die fremde elegante Dame mit dem verschlossenen, ein wenig harten Gesicht.
„Na, Traudchen, dat Billa war aber auch wirklich nicht wiederzuerkennen, so hat sie sich verändert!"
„Dat kömp wohl, weil et ziemlich krank is . . . Ja, et muß janz schlimm mit ihr sein! Nu liegt se in Bonn . . . und der Dr. Struve hat schon 'n paarmal wegen ihr mit dem Herrn Doktor telefoniert . . . und der Herr Doktor fährt nu jeden Tag zu ihr rüber . . . nä nä, lieber nich soviel Geld ham und dafür gesund sein."

„Hoppla", ruft Peter und hebt das Handtuch auf. Seine Finger haben den Haken an der Wand verfehlt.
„Na ja", sagt er dann hastig, „aber sie kann sich wenigstens für ihr Geld einen guten Arzt nehmen, der sie wieder hinkriegt..."
„Das hätt' der Herr Doktor hier auch gekonnt", meint Traudchen leicht gekränkt.
„Sicher", bestätigte Peter van Booven abwesend. Dann blickt er rasch auf die Armbanduhr: „Meine Güte... ich muß laufen... um vier soll ich schon in Dollendorf sein, daß man so die Zeit vergessen kann..."
Gleich darauf sieht Traudchen ihn mit großen Schritten über den Kiesweg zur Pforte eilen.

6

Wenn Sibylla den Blick aus den Kissen hebt, treffen ihre Augen auf das junge Blätterwerk des Parks. Doch meistens liegt sie mit geschlossenen Lidern da und lauscht auf die gedämpften Geräusche des großen Hauses. Es gibt allerdings nicht viel zu lauschen. Die Laute kommen spärlich und von weit her in das Krankenzimmer. Chefarzt Dr. Struve und Oberschwester Marcella wachen mit peinlicher Strenge darüber, daß das Gebot der Ruhe auch im äußersten Winkel von Keller und Dachboden gewahrt wird.
Diese Stille tut Sibylla wohl und beunruhigt sie zugleich. Sie fühlt sich bisweilen in eine Gruft eingeschlossen, und manchmal reißt sie unter dieser schrecklichen Vorstellung entsetzt die Augen auf. Aber sie fängt sich immer wieder rasch. Die freundlichen weißen Wände, der elfenbeinerne Schleiflack der Möbel, die grüne Blätterwand vor dem Fenster – das alles legt sich begütigend über ihre angespannten Sinne.
Der ziehende Schmerz in ihrem Nacken ist verschwunden. Nur manchmal, wenn sie den Kopf vorsichtig zu wenden versucht, schmerzt die Wunde. Aber es ist ein Schmerz, der sich ertragen läßt – er ist wie ein Versprechen, daß nun alles wieder gut werden wird, weil der tückische Feind aus dem Körper verbannt ist.

Als sie auf Anraten von Doktor Linz vor knapp zwei Wochen zu Dr. Struve nach Bonn gefahren war, hatte der Chefarzt sie wie eine alte Bekannte aufgenommen. „Kollege Linz hat mich von Ihrem Fall unterrichtet, gnädige Frau", hatte der große hagere Mann mit dem mächtigen Kopf auf den leicht gebeugten Schultern gesagt. „... von Ihrem Fall' – das Wort hatte sie zunächst erschreckt. Es klang nach gefährlichen Komplikationen, nach drohender Ungewißheit. Sie beruhigte sich mit dem Gedanken, daß für einen Arzt alles ‚ein Fall' ist – selbst eine harmlose Erkältung oder eine Magenverstimmung. Dr. Struve hatte sie länger als eine Stunde untersucht – sachlich und unbeteiligt, als prüfe er die einzelnen Teile einer Maschine auf ihr Funktionieren.

Er stellte nur wenige kurze Fragen, warf ein paar karge Notizen auf einen weißen Bogen und geleitete sie dann selber in das Röntgen-Laboratorium. „Sie werden unverzüglich von mir hören!" sagte er ihr zum Abschied.

Sie hörte schon nach zwei Tagen von ihm – durch Doktor Linz. Der Arzt suchte sie eines Abends in ihrer Villa an der Rheinpromenade auf, sprach mit ihr über das Wetter und den neuen Rheindampfer ‚Alberich' und sagte schließlich ganz nebenbei: ‚Übrigens war ich heute beim Kollegen Struve in Bonn. Er hält es für das beste, wenn Sie sich einer kleinen Operation unterziehen. Nein, nein ...", fuhr er rasch fort, als er bemerkte, daß sie erschrocken zusammenzuckte. „Es ist völlig ungefährlich ... nur ein kleines Geschwür im Nacken, das entfernt werden muß, damit die Belästigungen aufhören – das Ziehen im Rücken und das taube Gefühl in den Gliedern."

Sibylla hatte sich bemüht, auf den Ton des Arztes einzugehen, der das Ganze als eine Nebensache behandelte. Sie schätzte es nicht, sich bei einer Schwäche ertappen zu lassen. Aber irgend etwas in seiner Art hatte sie stutzig gemacht. Und düster drängte sich die Frage in ihre Gedanken: ‚Ob es nicht doch schlimmer ist, als der Doktor Linz es hier zugeben möchte?'

Knapp fragte sie: „Und wann würde das sein – die Operation?"

„Je eher daran, desto eher davon", sagte Doktor Linz leichthin und lächelte ihr ermutigend zu.

„Ich gebe Ihnen morgen Bescheid, wann ich mich zur Verfügung halten kann", schloß sie kurz das Gespräch.

Sie hat sich dann rasch entschlossen, hat den Leiter des Krefelder Werkes, Direktor Hersbach, telefonisch nach Königswinter gebeten und mit ihm eine Reihe schwebender Fragen geklärt. Der vierzigjährige gepflegte Herr, der immer in den Duft parfümierter Zigaretten eingehüllt ist, hat erstaunt aufgeblickt, als sie nach kurzer Überlegung ihre geschäftlichen Entschlüsse faßte: zwei neue mechanische Webstühle noch in diesem Sommer anschaffen – auf der Messe in Hannover einen besonders großen Stand der Firma Zander & Co. einrichten – den Sozialfonds des Werkes um 30 000 Mark auffüllen. Direktor Hersbach erkannte die sonst so bedächtige Sibylla Zander nicht wieder; ihm wollte scheinen, als sei ihr ganzes Wesen von einer fiebrigen Unrast erfüllt.
Am Schluß der Verhandlung sagte sie wie beiläufig: „Ich gehe für ein paar Wochen ins Krankenhaus ... nach Bonn, in die Klinik von Dr. Struve ... eine kleine Operation ..."
Er blickte sie betroffen an. Sie war damit beschäftigt, die Papiere auf ihrem Schreibtisch zusammenzulegen. Ehe er auf ihre Eröffnung erwidern konnte, sprang sie auf ein anderes Thema über: „Meinen Urlaub will ich auch dieses Jahr wieder im Schwarzwald verbringen ... so zwei, drei Wochen ... im Juli oder August ... Wir müssen uns rechtzeitig darüber verständigen, damit wir nicht beide gleichzeitig unterwegs sind ..."
„Gewiß, gnädige Frau ..." hatte Hersbach nur kurz erwidert. Er hat verstanden: sie wollte nicht weiter über ihre Krankheit sprechen. Sein Taktempfinden riet ihm, keine Fragen danach zu stellen.
Zwei Tage später war Sibylla in ihrem eigenen Wagen nach Bonn gefahren. Und am Morgen darauf hatte man sie bereits in den Operationssaal gerollt.

‚Nun ist alles überstanden ...' denkt Sibylla. Bald wird nur noch eine kleine Narbe im Nacken davon zeugen, daß sich hier einmal ein heimtückischer Feind eingenistet hatte. Sie wird sie stets ein wenig verdeckt halten, wird hochgeschlossene Kleider tragen oder ein Tuch um den Hals legen müssen. Sibylla lächelt leise vor sich hin, als sie sich bei dieser kleinen Eitelkeit ertappt. Aber schließlich ist es eine Eitelkeit um des Geschäftes willen. Sie hat als Frau die Zander-Werke zu vertreten und kann das

eben nur mit den Mitteln tun, die einer Frau zu Gebote stehen. – Sie wird wieder arbeiten und reisen, reisen und arbeiten. Und das Reisen ist dabei ein Teil ihrer Arbeit.

Sie hat viel gearbeitet in den letzten zehn Jahren, seitdem der Vater ihre Bitte erfüllte und sie gleich nach der Reifeprüfung ins Werk nahm. Sie hat sich in zähem Studium mit den technischen Dingen herumgeschlagen, hat die Textil-Fachschule besucht und sich selber für einige Monate in die Werkhallen gestellt. Sie hat dann im Vorzimmer von Alfred Zander als Sekretärin gearbeitet und nach Dienstschluß müde und zerschlagen an den Abendkursen der Handelsschule teilgenommen. So hat sie sich dem Vater schließlich zur unentbehrlichen Mitarbeiterin gemacht. Sie gönnte sich keine Ruhe – nachdem ein Schlaganfall den Vater dahingerafft hatte, weniger denn je. Sie konnte sich ein Leben ohne diesen scharfen Rhythmus der Arbeit gar nicht mehr vorstellen. Und mit einigem Grauen hatte sie, bevor sie sich zur Operation entschloß, an die unfreiwillige Muße denken müssen, zu der sie nun ein paar lange Wochen gezwungen sein würde.

Doch seltsam – sie empfindet diese Untätigkeit nun gar nicht so unangenehm. Nicht etwa, daß sie Freude daran hätte, ins Leere hineinzudämmern. Sie beschäftigt sich auch jetzt – aber keineswegs mit den Büchern, die ihr Doktor Linz stapelweise herbeigeschleppt hat, und ebensowenig mit den Zeitschriften, die Oberschwester Marcella jeden Morgen in einem kleinen Stoß auf den Nachttisch legt. Sie beschäftigt sich mit sich selber und ihrem Leben. Dazu hat sie bisher wenig Zeit gehabt oder sich eigentlich wenig Zeit genommen. Aber nun wird sie ganz von selber darauf geführt – angesichts der Frage, was geschehen wäre, wenn diese Operation keinen guten Ausgang genommen hätte. Was hätte ihr Sterben ausgelöst – an Trauer, an schmerzlichem Vermissen oder auch nur an Bedauern? Wenn sie die Menschen ihres Lebens an ihren Augen vorbeiziehen läßt, so sieht sie nur kalte, nüchterne, höfliche, glatte Gesichter.

Nein, die hätten bestimmt nicht um sie getrauert. Wer aber dann? Die Arbeiter und Arbeiterinnen im Werk? Gewiß hatte sich Sibylla damals neben sie an die Maschinen gestellt – aber das verschlossene Mädchen konnte doch niemals eine herzliche Verbindung zu den Männern und Frauen finden. Sie anerkannten

das Mädchen in seiner Tüchtigkeit, sie schätzten es sogar – aber zu einer echten Trauer um die junge Frau hätte das nicht gereicht.
Wer dann? Wer dann? Der gepflegte Direktor Hersbach? Wenn Sibylla an ihn denkt, spürt sie immer den feinen Duft parfümierter Zigaretten. Seine knappe Korrektheit gefällt ihr, und sie weiß, daß auch Hersbach sie in ihrer kühlen Sachlichkeit achtet; er hat es ihr nach den Verhandlungen oft zu verstehen gegeben, wenn sie noch bei einer Flasche Wein zusammensaßen. Aber sie hat dabei die Überzeugung gewonnen, daß dieser Mann bar jeden Empfindens sei. Er lebt zwischen Maschinen und Bilanzen, an Konferenztischen und auf Messen. Alles an ihm und um ihn wird zur Zahl – auch sie, Sibylla. Und so muß sie sich selber sehen: als ein menschliches Wesen, das zum sausenden Schwungrad im Räderwerk der Zahlen geworden ist. Fällt es aus, so sieht man sich rasch nach Ersatz um. Aber man trauert nicht lange darum.
Wo sind die Freunde und Freundinnen? Wo die Gespielen der Kindheit, die Vertrauten ihrer Jugend? Sie sind in ihr Leben gekommen und immer rasch wieder daraus verschwunden. Sie alle vertrugen die Kühle nicht, die von ihr ausströmte. Und niemand machte sich die Mühe, ein wärmendes Feuer in ihr anzufachen. Dazu war sie wohl nicht schön genug. Sie hat sich allmählich zurückgezogen, hat sich in dem schönen großen Haus an der Rheinpromenade eingekapselt und ist den Menschen, soweit sie sich nicht geschäftlich mit ihnen befassen mußte, aus dem Wege gegangen. Von ihnen würde keiner um sie trauern.
Es fröstelt sie. Ihre schmalen matten Finger ziehen die Decke dicht unters Kinn empor. Wer aber dann? Wer dann?
Als wollte ihr das Schicksal Antwort auf diese Frage geben, klopft es in diesem Augenblick an die Tür. Auf ihr geflüstertes ‚Bitte' tritt Doktor Linz ins Zimmer. Sie streckt ihm die schmale, ein wenig durchsichtige Hand entgegen; er führt sie leicht an die Lippen und fragt, während er sich einen der weißlackierten Stühle heranzieht: „Nun, wie fühlen wir uns, Billa?"
„Ein bissel matt noch, Doktor, aber sonst geht's schon wieder."
Doktor Linz schaut ihr prüfend ins Gesicht. Und da ist wieder etwas in seinem Blick, das sie beunruhigt. Sie empfindet dabei das gleiche dumpfe Unbehagen, das sie überfiel, als der Chef-

arzt Struve damals von ihrem ‚Fall' sprach. Aber auch jetzt wieder beschwichtigt sie sich mit dem Gedanken, daß die Augen eines Arztes den Menschen so ansehen müssen, daß sie eben in allem die Zeichen des Leidens suchen und aufspüren wollen.
Mit einem Seitenblick auf den Stapel der Bücher und Zeitschriften sagt der Arzt: „Nun, hat's schon einmal zur Lektüre gereicht?"
Sibylla schüttelt leicht den Kopf. „Gereicht hätte es schon. Aber ich hab' keine rechte Lust dazu. Wozu sich mit den Gedanken anderer Menschen befassen, wenn man mit den eigenen nicht ganz zu Rande kommt . . ."
Es ist etwas in der Stimme der Kranken, das den Doktor Linz aufhorchen läßt. Er kennt sie seit ihrer Jugend und glaubt zu wissen, daß sie es längst aufgegeben hat, sich mit ihren eigenen Gedanken und Gefühlen auseinanderzusetzen.
Begütigend erwidert er: „Vielleicht könnte einem doch das eine oder andere Buch dabei helfen, Billa."
Sie lächelt trübsinnig: „Für mein Leben würde ich kaum ein Rezept darin finden." Das klingt, als wolle sie sagen: ‚Für mein abseitiges, verpfuschtes Leben!'
Doktor Linz kennt dieses verzweiflungsvolle Grübeln. Er hat es immer wieder bei Menschen erlebt, die aus voller Betriebsamkeit aufs Krankenbett geworfen und in der Stille des Krankenzimmers eigentlich zum erstenmal ihrem eigenen Leben gegenübergestellt wurden.
So sagt er behutsam: „Wäre es nicht denkbar, daß ich Ihnen ein bißchen dabei helfen könnte?"
Sibylla schließt die Augen. Nach einer Weile, ohne die Lider wieder zu heben, sagt sie sehr leise: „Ich bin eigentlich schrecklich allein, Doktor."
Diese Worte, die wie ein Hauch ins Zimmer hineinschweben, erschüttern den Arzt. Er sitzt hilflos auf seinem Stuhl und sucht verzweifelt nach tröstlichen Worten. „Ich hab' eben mit Doktor Struve gesprochen . . . Direktor Hersbach hat vor einer Viertelstunde angerufen . . . er will heute noch für ein paar Minuten zu Ihnen kommen . . . Er fragte, ob Sie seine Anwesenheit schon wieder vertragen könnten . . . Doktor Struve hat nichts dagegen . . ." Etwas Besseres fällt ihm nicht ein.
Immer noch hält Sibylla die Augen geschlossen. Dann kommt es

zögernd von ihren Lippen: „Mitunter hab' ich Angst, einfach Angst, in mein Haus zurückzukehren . . ."
Mit warmer Stimme sagt der Arzt: „Aber das brauchen Sie doch auch gar nicht, Billa . . . Kommen Sie doch zunächst einmal zu mir! . . . Sie bekommen das Fremdenzimmer mit dem schönen Blick auf den Drachenfels . . . mein ganzes Haus steht zu Ihrer Verfügung. Sie werden sich nicht einsam zu fühlen brauchen, und ich hätte Sie während der Genesungszeit immer ein wenig unter meinen ärztlichen Augen . . . Ist das nicht ein guter Gedanke?"
Die junge Frau lauscht in die Stille hinein, die seinen Worten folgt. Irgendwo auf dem Flur oder in einem Nebenzimmer trällert eine Frauenstimme ein kleines sentimentales Liedchen, das gerade auf allen Gassen und in allen Tanzlokalen zu Hause ist: ‚Schau mich bitte nicht so an . . .' Plötzlich bricht das Trällern ab, eine scharfe Stimme zischt ein paar Worte. Dann ist es wieder still.
„Was würde das nützen, Doktor . . .", sagt Sibylla nun. „Einmal müßte ich ja doch wieder heim . . . ein bißchen früher oder später . . . bleibt sich das nicht gleich?"
Nach langem Schweigen sagt er zögernd: „Wir sprachen neulich schon kurz darüber, Billa. Haben Sie nie daran gedacht, zu heiraten?"
Die junge Frau erwidert mit einem kleinen Seufzen: „Darüber nachgedacht hab' ich häufig . . . daran gedacht nie, Doktor! Sie wissen doch, wie ich darüber denke! Ich würde kaum glücklich werden . . ."
Aber es klingt sehr zaghaft und gar nicht mehr so überzeugt wie vor vierzehn Tagen im Sprechzimmer von Doktor Linz. Eine kleine Sehnsucht schwingt darin mit.
Die Kranke schließt wieder die Augen. Die eigenen Gedanken, das Gespräch mit dem Arzt haben sie sehr mitgenommen. Ihr Antlitz ist übersät mit kleinen glitzernden Schweißperlen; die feuchten schmalen Hände tasten ruhelos auf der Bettdecke umher.
Da erhebt sich Doktor Linz. „Darf ich mich morgen wieder um Sie kümmern, Billa?" fragt er.
Die junge Frau nickt, ohne die Augen zu öffnen. Einen Augenblick verweilt der Arzt noch am Bett und blickt gedanken-

schwer auf das Bild des Leidens nieder. Er versteht nicht recht, daß immer wieder gesagt wird, Sibylla Zander sei nicht hübsch. Die das behaupten, können nicht im Antlitz eines Menschen lesen. Sie wissen nicht, daß sich ein Gesicht schließen kann wie eine Blume unter dem kühlen Hauch der Nacht. Nun aber hat es sich wieder geöffnet. Der Krampf langer Jahre hat sich unter dem Anruf des Leidens gelöst, und durch die Maske der Unnahbarkeit schimmert ein Mädchenantlitz. So muß die siebzehn-, achtzehnjährige Sibylla einst ausgesehen haben, ein hilfloses Geschöpf, das viel Liebe und Wärme brauchte.

Sie hat bisher vergebens darauf gewartet. Das Leben hat sie wohl mit äußeren Glücksgütern überhäuft, aber es hat dafür ihr Herz zu kurz kommen lassen. Und nun will der Tod, der langsam schleichende Tod, sie noch um das bißchen betrügen, das ihr vom Leben gelassen wurde.

In ohnmächtigem Grimm ballt Doktor Linz die Fäuste; er möchte etwas zwischen seinen Fingern zerdrücken.

Da schlägt Sibylla die Augen auf. Von fern her tritt ein mattes Lächeln auf ihr Gesicht. Als wolle sie, die selber der Hilfe bedarf, ihm nun in seiner stummen Qual helfen, sagt sie leise: „Es wird schon alles gut werden, Doktor ... Lassen Sie mich nur erst wieder gesund sein!"

Da reißt es den Arzt aus dem Zimmer. Draußen auf dem Flur muß er sich mit der Hand über die Augen fahren.

Der lange Gang ist leer, aus einer offenen Tür klingt das feine Klirren von ärztlichen Instrumenten auf Glasplatten.

Einige Augenblicke verweilt der Arzt an einem der Flurfenster und blickt in den Park hinaus. Sonnenschein liegt breit über dem gepflegten Rasen; ein Gärtnerbursche hantiert in den Büschen, von denen die breite Auffahrt gesäumt ist. Zwei Kinder tollen über den breiten Kiesweg davon, einmal tönt ihr Lachen herauf. Doktor Linz schaut ihnen nach, bis sie hinter einer Hecke verschwunden sind.

Er hat plötzlich die fixe Idee, daß der Tod in dieser Welt des jungen grünen Frühlings keinen Zutritt haben könnte. Aber sofort entsinnt er sich der Worte, die ihm der Chefarzt Struve vor einer halben Stunde sagte, als er dem hageren Mann in seinem Arbeitszimmer gegenüberstand: „Wir haben getan, was in unserer Macht stand, Kollege Linz! Aber ich kann nur wieder-

holen, was wir bei der Operation feststellen mußten: die Wucherung im Rückenmark ist zu weit fortgeschritten. Für eine Weile wird Frau Zander Erleichterung haben. Aber Sie sind selber Arzt und wissen, daß es eines Tages wieder dasein wird. Wir haben dem Tod ein halbes, ein dreiviertel Jahr vielleicht abringen können. Nun aber können wir nur noch dafür sorgen, daß ihr das Sterben so leicht wie möglich gemacht wird. Ich verstehe Ihre Anteilnahme an dem Schicksal der Tochter Ihres alten Freundes. Aber . . ."
Er zuckte die schmalen, ein wenig gebeugten Schultern.

7

Langsam geht Doktor Linz den langen Flur hinunter. Aus der offenen Tür des Verbandraumes kommt eine junge Schwester, grüßt freundlich und verschwindet auf leisen Sohlen in einem der Krankenzimmer.
Der Arzt biegt um die Ecke und will eben die breite Treppe hinuntergehen, als er einen Mann die Stufen emporsteigen sieht. Er erkennt ihn sofort: Peter van Booven. Unverkennbar dieser selbstbewußte Gang, diese Geschmeidigkeit, mit der der junge Mann ohne Hast Stufe auf Stufe nimmt. Er hat den hellgrauen Hut unter den linken Arm geklemmt und nestelt gerade das Papier von einem großen Nelkenstrauß in seiner Rechten.
Doktor Linz ist erschrocken: Was will der junge Mann hier in der Klinik? Er entsinnt sich sofort des verdächtigen Interesses, das van Booven neulich im ‚Drachenloch' am Schicksal der unheilbar kranken jungen Frau genommen hat. Kein Zweifel, sein Besuch gilt Sibylla Zander. Er muß auf irgendeine Weise erfahren haben, daß sie diese Kranke ist und hier in der Klinik liegt.
Doktor Linz hat keine Zeit, sich Gedanken über den Sinn dieses Besuches zu machen. Hastig und lautlos bewegt er sich rückwärts die Stufen hinauf, drückt sich um die Ecke, sieht den Verbandraum noch immer offenstehen und ist mit einem Sprung drinnen. Halb schließt er die Tür.
Schon nähern sich draußen Schritte, kraftvolle Schritte, die sich

keine Mühe geben, den Lärm der Sohlen zu dämpfen. Der Doktor Linz haßt diese selbstbewußten Schritte; ihm ist, als gingen sie erbarmungslos über das Leid der Welt hinweg, als zuckten unter ihnen blutende Herzen.

Schon will er aus seinem Versteck heraus dem jungen Mann in den Weg treten, als er hört, wie sich nebenan die Tür eines Krankenzimmers öffnet. Dann vernimmt er die Stimme Peter van Boovens: „'n Tag, Schwester! Sagen Sie mir doch, bitte, wo hier Frau Zander zu finden ist!"

Es klingt fast wie ein Befehl, und die junge Schwester blickt den jungen Mann erschrocken an. Der Arzt kann die beiden durch den Türspalt beobachten. Die hübsche Erscheinung des Mannes, seine hellblauen Augen scheinen die junge Schwester verlegen zu machen. „Ja... Frau Zander... aber ich weiß nicht, wieso... die Oberschwester... warten Sie...", stammelt das Mädchen und nestelt an ihrem schwarzen Kleid.

„Nur keine Bange, kleines Fräulein", sagt Peter van Booven und bemüht sich keineswegs, die Stimme ein bißchen herabzusetzen. „Ich will Frau Zander nicht zum Abendbrot verspeisen."

Ein bißchen energischer erwidert nun die Kleine: „Die Dame ist noch sehr krank und darf eigentlich gar keinen Besuch empfangen... Haben Sie denn schon mit Herrn Dr. Struve gesprochen?"

„Alles bestens erledigt", entgegnet Peter van Booven ein wenig ungeduldig. „Ich werde schon erwartet!"

Seine Sicherheit räumt die Bedenken der jungen Schwester beiseite. Sie sagt: „Bitte, kommen Sie!" und will ihm voran den Gang hinuntergehen zum Zimmer von Sibylla.

Da hält es den Arzt nicht länger. Er tritt auf den Flur hinaus und sagt mit gedämpfter, aber scharfer Stimme: „Bitte einen Augenblick, Herr van Booven!"

Der junge Mann dreht sich um, erschrickt, faßt sich jedoch sofort wieder und tut freudig überrascht: „Ah, Sie sind's, Doktor Linz! Nett, daß wir uns hier treffen. Ich hab' in den letzten Tagen ein paarmal vergeblich an Ihre Tür geklopft, um..."

Dr. Linz läßt ihn nicht aussprechen:

„Ich hörte eben, Sie wollen zu Frau Zander."

Eine Welle des Trotzes schwemmt über das Gesicht des jungen Mannes hinweg: „Ja und...?"

Doktor Linz sagt: „Ich muß Sie darauf aufmerksam machen, daß Frau Zander noch keinen Besuch empfangen darf . . .“ Und zur jungen Schwester gewandt, die hilflos neben den beiden Männern steht, fügt er hinzu: „Frau Zander erwartet Herrn van Booven keineswegs!“

Einen Augenblick scheint es, als wolle sich van Booven auf den Arzt stürzen. Dann aber verzieht er das Gesicht in sanftem Hohn und sagt: „Sind Sie hier Chefarzt, Doktor Linz? Ich dachte, der Doktor Struve wäre das! Und sie wären hier genauso Gast wie ich!“

„Sie irren“, sagt Doktor Linz nun ganz ruhig. „Ich bin der Arzt von Frau Zander.“

Peter van Boven gibt das Spiel nicht so schnell verloren: „Da werde ich mir eben die Besuchserlaubnis von Doktor Struve besorgen.“

Er will an dem Arzt vorbei zur Treppe gehen. Aber Doktor Linz vertritt ihm den Weg: „Sparen Sie sich den Weg. Sie werden die Erlaubnis nicht bekommen! Dafür werde ich sorgen; denn ich bin überzeugt, daß Frau Zander keinen Wert auf Ihren Besuch legt.“

Jetzt steht das eiskalte Gletscherlicht in Peter van Boovens Augen: „Sie können es nicht verhindern, daß Frau Zander von einem alten Jugendfreund besucht wird.“

Von der Treppe her nähert sich in diesem Augenblick ein Herr der kleinen Gruppe. Der feine Duft parfümierter Zigaretten schwebt vor ihm her.

Er hat die letzten scharfen Worte Peter van Boovens vernommen und hebt peinlich berührt die dichten angegrauten Augenbrauen. Es ist ihm offenbar unangenehm, ungebetener Zeuge einer Auseinandersetzung zu sein: „Verzeihung, wenn ich störe . . .“ Dann wendet er sich gleich an die Schwester: „Bitte, Schwester, das Zimmer von Frau Zander?“

Das Mädchen blickt ratlos zum Doktor Linz. Der kehrt Peter van Booven den Rücken zu, mustert den Ankömmling kurz und sagt dann leicht fragend: „Herr Direktor Hersbach?“

„Ganz recht“, sagt Hersbach mit einer leichten Verbeugung.

„Ich bin Doktor Linz“, stellt sich der Arzt vor. „Bitte kommen Sie mit. Frau Zander erwartet Sie.“

Während sie den Gang entlanggehen, sagt Doktor Linz: „Ich

muß Sie bitten, Ihren ersten Besuch nicht allzulange auszudehnen; Frau Zander ist noch ein bißchen erschöpft . . .“
„Gewiß!“ erwidert Hersbach knapp.
Nun stehen sie an der weißen Tür, hinter der die Kranke liegt. Bevor der Arzt seine Hand auf die Klinke legt, tauschen die beiden einen kurzen Blick. Doktor Linz bemerkt wohl die Frage, die in den Augen Hersbachs liegt. Aber er darf darauf keine Antwort geben.
Peter van Booven und die junge Schwester sind vor dem Verbandzimmer zurückgeblieben. Der junge Mann sieht den beiden Männern wütend nach, als wollte er ihnen folgen. Dann – in Sekundenschnelle – verwandelt sich sein Gesicht wieder, und nun lächelt er die junge Schwester an, daß seine weißen, starken Zähne blitzen.
„Ein strenger Herr, der Doktor Linz!“ sagt er fast fröhlich, dann blickt er auf die Blumen nieder und verzieht den Mund zu einem jungenhaften Schmollen. Plötzlich kommt ihm ein Einfall. In raschem Entschluß legt er dann der jungen Schwester den Nelkenstrauß in die Arme. „Sie sind wohl so nett und geben sie Frau Zander mit einem herzlichen Gruß von van Booven . . . Peter van Booven.“ Er überlegt kurz und fügt hinzu: „Und sagen Sie ihr, ich käme in den nächsten Tagen wieder vorbei und hoffte, dann mehr Glück zu haben.“
„Gern“, haucht die junge Schwester verwirrt und starrt ihn dabei unverwandt an. Er zwinkert ihr mit seinen hellblauen Augen lustig zu und geht dann rasch davon. Als sein Schritt schon unten auf der Treppe verhallt, steht die junge Schwester immer noch unbeweglich und blickt nach der Ecke, um die er verschwunden ist.

„Nun, wie gefällt Ihnen unsere junge Rekonvaleszentin, Herr Hersbach? Sieht sie nicht schon wieder prächtig aus?“ fragt Dr. Linz.
Die beiden Herren stehen am Krankenbett. Sibylla lächelt matt aus den Kissen.
Hersbach macht seine knappe, korrekte Verbeugung und nimmt Platz.
„Ich brauche Sie nicht weiter zu stören . . .“ Der Arzt wendet sich zur Tür. Bevor er sie erreicht, sagt er noch beiläufig: „Eben

war ein Herr van Booven da. Er wollte ausgerechnet jetzt eine alte Jugendfreundschaft zu Ihnen auffrischen ... Ich hab' ihn auf später vertröstet."

‚Van Booven ...', denkt die junge Frau. ‚Peter van Booven ... das war doch der junge Mann, der ihr auf der Treppe des Arzthauses entgegenkam!' Aber sie kann sich jetzt keine Gedanken darüber machen, denn Hersbach nimmt sie nun ganz in Anspruch. Er braucht zunächst ein paar geschäftliche Entscheidungen, geht dann aber gleich zu belanglosen Dingen über und versucht zum Schluß sogar – ganz gegen seine sonstige Art –, witzig zu sein.

Sibylla bemüht sich redlich, ihm zu folgen; aber die Worte plätschern zuweilen an ihren Ohren vorüber. Und doch tut ihr Hersbachs Gegenwart wohl. Seine Erscheinung ist ihr gut vertraut, und selbst der Duft parfümierter Zigaretten weckt so etwas wie ein häusliches Gefühl in ihr. ‚Man kann ihn gut bei sich haben', denkt sie und mustert ihn verstohlen. Er sieht aus wie ein gepflegter Herr aus einem Modejournal: das Musterbild eines korrekten Anzuges mit einem Lebewesen drin. Sein Gesicht ist ebenmäßig geschnitten. Er ist immer sorgfältig rasiert, trägt unaufdringliche Krawatten und spricht mit einer angenehmen, niemals lauten Stimme. Sie hat ihn bisher nie aufgeregt erlebt – und sie glaubt auch nicht, daß er sich jemals aufregen könnte.

Er geht – nach genau einer Viertelstunde –, wie er gekommen ist, mit einer leichten, korrekten Verbeugung ...

Kaum hat sich die Tür hinter ihm geschlossen, da erscheint die junge Schwester mit den Nelken. Sibylla sieht sie fragend an.

„Von einem Herrn Peter van Booven ... und ich soll einen herzlichen Gruß bestellen ... und er käme bald wieder ..." Sie druckst einen Augenblick herum, bekommt einen roten Kopf und sagt dann schwärmerisch: „Das war aber ein schicker Herr, der Herr van Booven! Und wie der einen angucken kann ... meine Kolleginnen waren auch ganz weg."

Gegen Abend kommt Peter nach Hause. Als er durch den Vorgarten geht, glaubt er am Fenster seines Zimmers im ersten Stock einen Schatten zu erkennen. Aber die Erscheinung taucht zurück, ehe er sie recht ausgemacht hat.
Voller Unbehagen betritt der junge Mann das Haus. Frau Pratsch, eine zierliche alte Dame, steckt den grauhaarigen Kopf zu ihrer Zimmertür heraus und flüstert: „Du wirst seit einer Stunde sehnsüchtig erwartet, Pitter!"
Also hat er sich doch nicht geirrt. „Herr oder Dame?" fragt er hastig.
„Sehnsüchtig, hab' ich gesagt, Pitter." Die alte Wirtsfrau lächelt vielsagend.
Zögernd steigt er die Treppe zum ersten Stockwerk hinauf. Er lauscht einen Augenblick an der Tür zu seinem Zimmer. Drinnen ist alles still. Entschlossen stößt er die Tür auf.
In einem Sessel, in eine dunkle Ecke des großen Raumes gedrückt, hockt Gerda Peters, die kleine Modistin aus dem Hutsalon Kersten. Sie hat die Beine dicht an den Körper gezogen und hält die Augen geschlossen.
‚Theater!' denkt Peter und rüttelt das Mädchen unsanft am Arm. „Bist du des Teufels? Mir hier auf die Bude zu rücken! Du willst wohl, daß die Leute darüber reden!"
Gerda ist zusammengezuckt und hat die Augen aufgeschlagen. „Früher warst du glücklich, wenn ich dich hier besucht hab' . . .", sagt sie vorwurfsvoll.
„Was willst du denn überhaupt?"
Sie blickt ihn fassungslos an. „Aber Pitt, du weißt doch . . ."
„Verdammte Situation!" Peter beginnt mit großen Schritten durch den Raum zu wandern.
„Du hast beinahe eine ganze Woche nichts von dir hören und sehen lassen, Pitt."
„Aber ich hab' dir doch gesagt, daß ich mich wieder bei dir melden würde, wenn ich einen Ausweg wüßte. Ich hab' eben bis jetzt immer noch keinen gefunden."
„Es sind jetzt sieben Wochen . . .!"
Peter geht ruhelos auf und ab. Langsam streckt das Mädchen die Beine vom Sessel, steht auf und stellt sich dem jungen Mann

in den Weg. Widerwillig bleibt er stehen. Da legt sie den Arm um seinen Hals und fragt zaghaft, unsicher: „Fühlst du denn gar nichts mehr für mich, Pitt? Du hast mir doch einmal gesagt, daß du mich lieb hättest."
Er schiebt sie behutsam von sich: „Laß uns nicht sentimental werden, Gerda! Gefühlsduseleien helfen uns jetzt nicht weiter."
Erschrocken sieht sie ihm ins Gesicht: „Und ich dachte, in unserer Lage könnten uns gerade unsere Gefühle am besten helfen ... Das würde doch alles leichter machen ..." Zögernd kommt es von ihren Lippen: „Oder hast du eine andere?"
„Dummes Zeug ... aber daß einen so was nervös macht, ist doch schließlich kein Wunder!"
„Nervös, Pitt – du bist nicht nur nervös, du bist in der letzten Zeit so ganz anders zu mir. Manchmal direkt wie zu einer Fremden."
Peter weicht aus: „Ich hab' eben Sorgen."
„Die hab' ich doch auch, Pitt, und ich lieb' dich trotzdem ... genau wie vorher ... Sogar noch mehr!"
Nun schweigen beide. Es ist ein qualvolles Schweigen, in dem sie nach Worten suchen. Das Mädchen ist wieder in die dunkle Ecke gewichen, auf den Sessel zurückgesunken und sitzt nun da, starr aufgerichtet, beide Arme auf die Lehnen gelegt, wie eine graue Statue.
Peter tritt ans Fenster und sieht auf die Rheinpromenade hinunter. Nicht weit vor dem Hause führt sie entlang. Die ersten Kurgäste wandeln geruhsam darüber hin. Manchmal gleitet ein Wagen vorbei, die Verdecks der Kabrioletts sind zurückgeschlagen. Schals flattern im Fahrtwind. Mit hellen Lichtern klirrt ein Wagenzug der Siebengebirgsbahn in Richtung Honnef vorüber. Dahinter fließt der Strom im abendlichen Silbergrau. In der dunklen Linie des Ufers gegenüber glimmen schon die ersten Lichter.
Peter haßt mit einemmal das Leben, wie er es bisher geführt hat: diese stete Unrast und Betriebsamkeit, dieses Torkeln aus einer Sorge in die andere, diese Flucht aus dem einsamen Zimmer in den Lärm der Lokale, in die laute Trunkenheit. Er sehnt sich nach einem friedvollen Spaziergang über die Rheinpromenade. Und mit unbestimmbarer Gewalt zieht es ihn zu den ruhigen Lichtern am anderen Ufer des Stromes.

Wer ihn jetzt sehen könnte, würde über die Verwandlung seines Gesichtes erstaunt sein, es ist das Antlitz eines großen Jungen. Die hellblauen Augen, die so gletscherkalt blitzen können, schimmern in einem träumerischen Glanz. Die vollen Lippen sind zu einem ein wenig hilflosen Schmollen aufgeworfen, in dem sich sogar das gewalttätige Kinn verliert. Es ist ein Gesicht, das seit zehn Jahren nur wenige Menschen bei Peter van Booven zu sehen bekommen haben.
Gerdas Stimme zerreißt seine Träumereien: „Was soll ich denn nur machen? Ich verlier' bestimmt meine Stellung. Zu meinen Eltern nach Hamburg kann ich nicht zurück. Und wer wird mich später schon heiraten ... mit dem Kind ..."
Sie beginnt monoton zu weinen.
„Herrgott noch mal, erstens ist das Kind ja noch gar nicht da ... Und zweitens wird sich dann auch bestimmt einer finden, der dich trotzdem heiratet ... Wart' doch erst mal ab!"
Da erhebt sie sich hastig, kommt auf ihn zu und sagt mit einer seltsam harten Stimme: „Pitt, ich will gar keinen andern heiraten ... ich will dich ... und auch schon wegen des Kindes. Es ist doch dein Kind! Und wenn du mich jetzt im Stich läßt, dann kann ich ja gleich ins Wasser gehn!" Sie blickt durch das Fenster auf den Strom hinaus. Eben zieht ein Ausflugsdampfer stromab; seine Lichter entfachen ein blitzendes Feuerwerk auf dem Wasser.
„Das haben schon viele gesagt ... aber nachher war ihnen das Wasser doch zu kalt, und sie sind schnell wieder an Land geschwommen."
„Ich kann nicht schwimmen, Pitt ...!" Sie betont das ‚Ich' sehr scharf.
Peter kann sich nicht verhehlen, daß ihm ein leichtes Unbehagen im Nacken sitzt. Er hat solche Worte schon einige Male in seinem Leben gehört, aber er hat gelernt, sie niemals sehr ernst zu nehmen. Doch in der Stimme Gerdas liegt eine gefährliche Entschlossenheit. Er hat diesem zierlichen blonden Geschöpf so viel Härte nicht zugetraut. Er sah sie bisher als eine verschwärmte Sentimentale, die sich ein bißchen hilflos von ihren Gefühlen hin und her treiben ließ. Nun hat er doch ein wenig Angst vor der dunklen Drohung in ihren Worten. „Du darfst nicht mit solchen dummen Gedanken spielen, Gerda! Ich finde

bestimmt einen Weg. Warte nur noch eine Woche oder zwei, ich finde ihn bestimmt."
Er schaltet das Licht ein. „Und nun geh mal nach Hause, es wird sonst zu dunkel ... und ich hab' noch zu tun."
Peter faßt die Schluchzende am Arm und führt sie mit sanfter Gewalt aus dem Zimmer.
Oben an der Treppe aber entwindet sie sich seinen Händen. Ihre Hände umklammern das Geländer, als wollten sie sich daran festkrallen. Laut und bestimmt sagt sie:
„Immer wieder eine Woche und noch eine Woche! Ich halt' das nicht mehr aus!"
Peter van Booven zischt ihr wütend zu: „Mach bitte keine Szene! Hier haben die Schlüssellöcher Ohren! Wenn du möchtest, daß morgen die ganze Stadt Bescheid weiß, dann schrei es ruhig laut durchs ganze Haus."
Wortlos und mit eckigen Bewegungen, wie eine Marionette, steigt Gerda die Stufen hinunter. Als sich die Tür hinter ihr geschlossen hat, atmet Peter ein paarmal tief auf. Dann geht er wieder in sein Zimmer. Die Auseinandersetzung hat ihn doch mitgenommen. Er fühlt sich völlig erschöpft. Mit einer großen Bewegung fegt er ein paar Kleidungsstücke von der Couch und legt sich dann hin. Die Zigarette will ihm nicht schmecken. So drückt er sie nach wenigen Zügen mit nervösen Fingern wieder aus, verschränkt die Arme unter dem Kopf und starrt in das trübe Licht des dreiarmigen Leuchters. Nur eine der drei Birnen brennt und streut einen matten Schein durch das Zimmer. Das ist ein schlechter Tag gewesen: nachmittags die Demütigung in der Klinik und abends die scheußliche Szene mit Gerda. ‚Für heute reicht's', denkt Peter. ‚Hoffentlich war das alles!'
Aber es kommt noch mehr. Ein leises Klopfen – und auf sein geknurrtes ‚Herein' erscheint Frau Pratsch auf leisen Sohlen im Zimmer. Mit einem Blick erfaßt sie das Bild und sagt mit ihrer stillen, immer ein wenig klagenden Stimme: „Nä, nä, Pitter ... jetzt sin Se noch kein halbe Stund im Haus, un schon sieht et wieder aus wie Sodom un Gomorrha! Un dat in meinem besten Zimmer!" Wenn Frau Pratsch unzufrieden mit Peter ist, kehrt sie immer zum ‚Sie' zurück.
Gleich beginnt sie, mit ihren schon ein bißchen welken Händen Ordnung zu schaffen, während Peter ihr von der Couch her

gelangweilt zuschaut. Sie hebt eine Hose auf und hängt sie auf einen Kleiderbügel. Sie glättet zwei Krawatten, die auf dem Tisch herumliegen, legt umständlich ein buntkariertes Hemd zusammen, stellt die Schuhe, die verstreut im Zimmer umherliegen, in den Schrank und leert einen halbvollen Aschbecher in den großen braunen Kachelofen. Dabei spricht sie unentwegt in ihrem milden Klageton: „Nä, nä, Jung ... un dat in meinem besten Zimmer ... un die Miet schulden Se mir nu auch schon über e Vierteljahr ... dabei laufen einem die Fremden wejen dem Zimmer die Tür ein ... die Saison geht los ... un ich könnt so schön verdiene."

Peter hat sich halb auf der Couch aufgerichtet. „Und wenn dann der Herbert aus Spanien nach Haus kommt, dann muß der in der Badewanne schlafen, weil sein Zimmer von Kurgästen mit dem dicken Portemonnaie besetzt ist."

Die alte Dame seufzt: „Ja, wenn der Herbert erst wieder da wär! Jedesmal, wenn 't klingelt, denk ich, er könnt et sein ... Eben zum Beispiel, da stand doch ..." Sie hält erschrocken in ihren Hantierungen inne. „Richtig, dat hätt' ich doch bald verjesse ... eben war'n Herr für Sie da ... na, kein Herr ... ene Mann ... Wie der so vor der Tür stand, da dacht' ich doch wirklich, dat wär der Herbert ... Der Figur nach könnt er't auch wahrhaftig sein ... so klein und stämmig ... ich hab' mich richtig erschrocken."

„Erschrocken, weil's nicht der Herbert war? Wer war's denn?"

„Ich weiß nicht ... er wollt seinen Namen nicht nennen ... er wär aus Köln ... un er käm noch mal wieder."

„Wie sah er denn aus?"

„Direkt zum Bangmache, Pitter! Der Anzug saß ja ganz ordentlich ... aber um den Hals hatt' er so 'ne schreckliche gelbe Schal ... ich glaub', der hat überhaupt kein Hemd drunter anjehabt un dann so 'n Baskenmütz, janz schief auf 'm Ohr."

„Na, und ...? Weiter ...", drängt Peter.

„... un wie er dann wegjing, da hab' ich jesehn, daß sein Anzug hinten ganz blankjewetzt war ... un daß der Mann auf der einen Seite nur 'n halbet Ohr hat."

Peter ist mit einem Satz von der Couch. „Ein halbes Ohr ...? Auf der rechten Seite?" Er steckt sich eine neue Zigarette an. Dabei zittern seine Hände.

„Wat is denn dat für ene Kerl?“ will Frau Pratsch wissen.
„Verflucht“, murmelt Peter vor sich hin. „Das hat gerade noch gefehlt . . .“ Erregt bläst er den Rauch durch die Nase. „Wann wollte er wiederkommen?“
„Dat hat er nich jesagt . . . er hat bloß jemeint, er würd' dich schon mal treffen.“
Peter hat es plötzlich eilig, wegzukommen, und stülpt sich den grauen Hut über die braunen Haare. „Ich muß noch mal fort, Mutter Pratsch.“
Die alte Dame blickt ihm kopfschüttelnd nach.
Peter wandert ziellos über die Rheinpromenade. Das weltbekannte Weinhaus Bellinghausen liegt noch dunkel. Es ist zu dem glanzvollen Leben früherer Jahre noch nicht wieder erwacht. Und das Hotel Mattern, einst das beliebte Luxushotel reicher Weltenbummler, ist zu einem überfüllten Quartier von Flüchtlingen geworden.
Die breite Promenade ist um diese Zeit fast menschenleer. Nackt und häßlich glotzen die Betonfundamente eines geplanten KdF-Erholungsheims aus dem Sand der Baustelle. Anfang und Ende zugleich.
Plötzlich glaubte er, der kleine untersetzte Mann mit dem gelben Schal und dem halben Ohr käme ihm entgegen. Peter erschrickt. Hastig biegt er nach rechts ab. Erst auf der Hauptstraße verlangsamt er wieder seinen Schritt.
Dann überschlägt er seine Barschaft. Für einen Schoppen Weißwein reicht es nicht mehr, nur noch für ein Bier. ‚Also in den „Tubak“‘, denkt Peter, ‚da sitze ich jetzt am ungeniertesten!‘
Er hat das dringende Bedürfnis, nachzudenken. Seine Lage zwingt ihn mit Gewalt dazu.

9

Am nächsten Tage, gegen Mittag, kippt Gerda plötzlich um.
Sie bedient gerade die hübsche, temperamentvolle Frau des Konditors Germer. Die Dame kann sich nicht zwischen einer hellbraunen Filzkappe und einem hellblauen Florentiner Hut entscheiden, probiert hin und her, jagt Gerda einige Male in

das Hinterzimmer, damit sie neue, noch unfertige Modelle herbeiholt, und hüpft ratlos vor dem Spiegel umher.
Da geschieht es: die schimmernde Fläche des großen Spiegels neigt sich jäh auf Gerda zu, die Wände beginnen auf und nieder zu schweben, die große Ladenscheibe, durch die eben noch der helle Tag hereinkam, verdunkelt sich unversehens, und der Boden sackt unter ihren Füßen weg.
Die junge Frau Germer ist zwar beim Hutkauf reichlich unentschieden, weiß aber heikle Situationen resolut und praktisch zu meistern. Sie sieht das Mädchen schwanken, ist mit einem Schritt an ihrer Seite und fängt die junge, schmale Gestalt auf. Dann ruft sie laut nach Herrn Kersten.
Der stürzt aus dem Hinterzimmer herbei. Gemeinsam schleppen sie die Ohnmächtige nach hinten in das enge Chef-Zimmer und betten sie auf eine Couch. Während Frau Germer das Lehrmädchen Trina – eigentlich heißt es Katharina – nach einem Glas Wasser schickt, steht Kersten hilflos neben der Couch und sieht bald der jungen Gerda, bald der hilfsbereiten Frau Germer ins Gesicht. Er ist ein Mann Ende der Vierzig, mit einem Schnurrbart, der ein wenig rötlich schimmert wie das schon recht schüttere Haupthaar. Seinen Kneifer, den er bei der Arbeit zu tragen pflegt, dreht er nun ratlos zwischen den Fingern. Dabei zwinkert er unaufhörlich mit den Augen.
Als Frau Germer der Liegenden das Kleid vorne um ein paar Knöpfe öffnet, bemüht er sich angestrengt, wegzuschauen. Dann darf er Gerdas Kopf halten, während Frau Germer Lippen und Stirn des Mädchens mit dem kühlen Wasser netzt.
„Sollten wir nicht doch lieber Herrn Doktor Linz kommen lassen?“ fragt er schließlich.
„Unnötig“, sagt Frau Germer energisch. „Sie kommt ganz von allein wieder zu sich.“ Frau Germer kennt das, sie hat schließlich selber zwei Kinder zur Welt gebracht.
Da schlägt Gerda schon die Augen auf. Sie schaut zunächst erschrocken um sich und lächelt dann matt: „Was ist denn bloß los?“
„Ein kleines Unwohlsein! Nichts weiter!“ beruhigt Frau Germer. „Bleiben Sie noch ein Weilchen liegen und ruhen Sie sich aus, Fräulein! Ich kann ja morgen noch mal wieder vorbeikommen!“

Mit sanfter Hand drückt sie das Mädchen, das sich halb aufgestützt hat, aufs Lager zurück. Dann geht sie.
Kersten begleitet sie an die Tür, die sich mit melodischem Läuten öffnet und schließt, und kehrt gleich zurück. Gerda will sich erheben, aber die Welt um sie herum hat immer noch keinen festen Halt gefunden, und so muß sie sich wieder zitternd auf den Rand der Couch niederlassen.
Herr Kersten hat seinen Schreibtischstuhl herangezogen. Nun hockt er reichlich verlegen vor seiner jungen Gehilfin und sieht sie mit zwinkernden Augen an. Dabei wirbelt er seinen Kneifer wie einen Propeller um seinen Zeigefinger.
„Entschuldigen Sie, Herr Kersten", sagt Gerda endlich mühsam. „Es ist gleich vorüber."
„O bitte", beruhigt Herr Kersten sie. „Das macht fast gar nichts ... Genieren Sie sich nicht!" Dabei wandern seine zwinkernden Augen über die Gestalt des Mädchens. Schließlich fragt er wie aus der Pistole geschossen: „Haben Sie vielleicht auch Hunger?"
Gerda lächelt zaghaft: „Vielen Dank, Herr Kersten, Frau Meunier versorgt mich wirklich gut. Ich hab' noch mein ganzes Frühstück in der Tasche." Aber ganz unvermittelt kommen ihr Tränen. ‚Soweit ist es nun schon', denkt sie. ‚Ohnmachten ... und Frau Germer war dabei ... die hat natürlich genau gewußt, worauf das hinauslaufen wird ... Und heute abend wird es die ganze Stadt wissen ...'
Gerda schluchzt haltlos.
„Was ist denn bloß mit Ihnen, Fräulein Peters?" stammelt Kersten hilflos. Er nimmt ihre Hand und streichelt sie tröstend. „Ist es wegen dieses Herrn, der Sie ein paarmal abgeholt hat?"
Das Mädchen gibt keine Antwort.
„Jaja", nickt Kersten bedächtig. „Immer diese Schönlinge. Das ist meistens nichts Solides. Heute die und morgen die."
Gerda zuckt unter diesen Worten zusammen. „Ich glaub', Sie werden sich bald nach einem Ersatz für mich umsehen müssen, Herr Kersten."
Kersten ist ehrlich bestürzt: „Aber warum denn, Fräulein Peters? Gefällt es Ihnen bei mir nicht recht? Ich dachte immer, Sie fühlten sich recht wohl bei mir. Oder wollen Sie heiraten?"
Er ist völlig überrascht. Was soll aus seinem Hutsalon werden,

wenn Gerda geht? Vor einem Jahr hätte er diesen Verlust noch verschmerzen können. Da lebte Karolina Kersten noch, die energische kleine Frau Lina, die der eigentliche Motor des Geschäftes gewesen war. „In einen Hutsalon gehört eine Frau ... da haben die Kundinnen mehr Vertrauen ... Du mit deinem Schnurrbart und deinem Kneifer ... na ...!" hatte die geborene Kölnerin zu ihrem Mann gesagt und sich selber hinter den gläsernen Ladentisch gestellt. Das war vor gut zehn Jahren gewesen, und schnell war der Hutsalon Kersten zum ersten Haus am Platz geworden. Denn die tatkräftige hübsche Frau verstand es, mit den Damen umzugehen. Niemals schwatzte sie einer Kundin etwas auf; mit sicherem Geschmack erfaßte sie immer sofort, was der Kundin zu Gesicht stand.
So verzichteten immer mehr Frauen darauf, wegen ihrer Hüte nach Bonn zu fahren.
Der größte Triumph für Frau Lina Kersten aber war es, als eines Tages das schnittige Kabriolett von Sibylla Zander vor der großen spiegelnden Scheibe des Geschäftes hielt und die elegante verschlossene Frau in den Laden trat.
Am nächsten Tage wußte ganz Königswinter, daß die verwöhnte Erbin der Zanderschen Millionen im Hutsalon Kersten kaufte. An jenem Abend hatte der Mann augenzwinkernd, während seine Finger den Kneifer herumwirbelten, zu seiner Frau gesagt: „Wenn ich dich nicht hätte, Lina."
Acht Wochen später mußte er ohne sie auskommen. Doktor Linz schrieb den Totenschein. Und während Kersten mit leeren Augen die zahllosen Beileidsbriefe überflog, drängte sich immer wieder qualvoll der Gedanke in seine Trauer: ‚Was soll nun werden? Was soll nun werden?'
Nach vierzehn Tagen mußte er widerstrebend feststellen, daß es ging – auch ohne seine Lina. Nun stand nämlich die kleine Gehilfin Gerda hinter dem Ladentisch, jung und unbekümmert. Kersten beobachtete sie manchmal durch das Glasfenster seines Kontors. Ohne Nervosität begegnete sie den nervösesten Kundinnen. Geduldig wie ein Engel handhabte sie selbst die schwierigsten Fälle. Ernsthaft und mit nachdenklicher Stirne suchte sie auch die ausgefallensten Wünsche der Frauen und Mädchen zu befriedigen. Wenn er dies alles sah, dann kam es ihm vor, als sei es von jeher so gewesen. Zuerst schämte er sich, daß

er seine Lina so wenig entbehrte, aber bald siegte sein praktischer Sinn über solche Hemmungen. Und schließlich ertappte er sich sogar einige Male dabei, wie er sich das Mädchen daheim zwischen den Möbeln der altväterlichen Wohnung vorstellte, wie sie die fünfjährige Barbara, ein stilles, verschüchtertes Kind, mit ruhigen Worten lenkte, wie sie ohne Hast in der Küche waltete und ihm morgens in dem nüchternen Tonfall Linas sagte: „Geh schon 'runter ... Ich komm' gleich nach!"
Und nun sollte er sie verlieren ...
Hastig wiederholte er seine Frage: „Oder wollen Sie heiraten, Fräulein Peters?"
„Das wäre das beste ...", antwortet Gerda traurig. Und leise setzt sie hinzu: „... ich bin nämlich – ich erwarte nämlich ..."
Kersten zuckt zusammen, als hätte seine Hand einen glühenden Gegenstand berührt. Nach einer ganzen Weile murmelt er: „Darum also ..." Er hält den Kopf gesenkt, so daß Gerda nur sein schütteres rötliches Haar und die nachdenklich gekrauste Stirn sehen kann. Sie meint, nun müsse er gleich aufspringen und ihr eine wilde Standpauke halten über so viel Verworfenheit.
Aber nichts dergleichen geschieht. Denn Kersten hat einen hellsichtigen Augenblick. So schwerfällig und umständlich er zuweilen in seinen geschäftlichen Entscheidungen ist, so spontan handelt er oft in persönlichen Fragen. Spontan und praktisch, aus jener schlichten Klugheit heraus, die ein Erbteil seiner bäuerlichen Vorfahren ist, kleiner Landleute aus dem Westerwald. Er sieht seine Lage ganz klar: Sein Dasein ist ein wenig hilflos seit Linas Tod. Eine ältliche Aufwartefrau versorgt tagsüber schlecht und recht den Haushalt und die kleine Barbara. Aber es fehlt doch an allen Ecken und Enden.
Es konnte also nicht ausbleiben, daß er sich dann und wann die Frage vorlegte, ob es nicht besser sei, wieder zu heiraten. Zuerst hat er den Gedanken schamhaft verworfen, er erschien ihm undankbar gegenüber der toten Frau. Jetzt aber scheint das Schicksal selber einen raschen Entschluß von ihm zu verlangen. Und ebenso klar erkennt er die Lage des Mädchens: ein junges Ding, das nun hilflos und verzweifelt dasitzt. Gibt es da nicht eine Möglichkeit, sich selber und gleichzeitig der kleinen Peters zu helfen?

So tastet er sich bedächtig vor: Ja nun ... das kann natürlich vorkommen ... aber deswegen brauchen Sie doch nicht gleich wegzulaufen und mich sozusagen im Stich zu lassen."
„Es wäre sicher nicht gut fürs Geschäft, wenn ich hierbleiben würde, Herr Kersten ... was würden die Leute wohl dazu sagen ... nein, es ist schon besser, ich geh' ..."
„Aber wohin wollen Sie denn?"
„Ich weiß es nicht."
Kersten rafft jetzt allen Mut zusammen. „Es gäbe da vielleicht einen Weg ... ja, es gäbe einen ... aber ich weiß ja nicht. Sehen Sie, Fräulein Peters, Sie wissen doch, wie ich lebe ... so als Witwer mit einem kleinen Kind ... Natürlich hab' ich auch schon daran gedacht, wieder zu heiraten ... und wenn ich Sie im Geschäft arbeiten sah, hab' ich mich manchmal gefragt, ob Sie nicht am Ende die richtige Frau für mich wären ..." Er hält den Kopf gesenkt und fügt hastig hinzu: „Ich glaube auch, daß es für die kleine Barbara ganz gut wär' ..."
Gerda starrt ihn ungläubig an: „Sie wollen mich heiraten, Herr Kersten ...? Ich weiß nicht, ob Sie mich richtig verstanden haben ... ich erwarte ..."
„Ja eben ...", murmelt der Mann. „Ich hab's schon begriffen ... ich würd' mich damit abfinden, Fräulein Peters ... wir würden eben einfach so tun, als wäre es mein eigenes ... es brauchte ja niemand zu erfahren."
Gerda ist so überrascht, daß sie kein Wort herausbringt. Nie ist ihr bisher der leiseste Gedanke gekommen, daß Kersten sie mit anderen Augen als denen des Chefs betrachtete. Und die Vorstellung, als Frau an seiner Seite leben zu sollen, hätte sie vor wenigen Tagen sicher noch erschreckt. Aber heute liegt in seinen werbenden Worten ein gewisser Trost. Es ist gut, zu wissen, daß man nicht verloren und verlassen ist, daß es wenigstens einen Menschen gibt, der bereit ist, einen im Straucheln aufzufangen. Das ist aber auch schon alles.
Kersten hebt den Kopf und sieht sie mit seinen wässerigen Augen an. Dieser Blick, der zwischen Furcht und Hoffnung um eine Antwort bittet, rührt das Mädchen. Aber was soll sie ihm sagen? Vielleicht wäre es gut, wenn sie sich rasch entschließen könnte. Doch es geht nicht. In ihre jagenden Gedanken schiebt

sich immer wieder ein anderes Bild: hellblaue blitzende Augen und ein Mund, der so gut zu lachen versteht.
Nein, wenn sie diese beiden Gesichter miteinander vergleicht, dann wird sie sich niemals für Kersten entscheiden können.

Als Gerda nach Geschäftsschluß müde und voll schwerer Gedanken nach Hause geht, sieht sie Peter auf der Hauptstraße stehen.
Er ist nicht allein. Zwei Mädchen tänzeln um ihn herum und tun ausgelassen. Gerda hört sie laut lachen. Sie sieht Peters Zähne blitzen und beobachtet, wie er einmal den Arm um den Nacken des einen Mädchens legt. Es gibt ihr einen Stich ins Herz. ‚Also doch', denkt sie und tritt rasch in eines der schmalen Seitengäßchen. Vorsichtig lugt sie zu den dreien hinüber. Mit dieser übermütigen Jungenhaftigkeit hat er damals auch sie im Sturm gewonnen. Aber seit er wußte, was sie mit banger Sorge erfüllte, war er wie verwandelt, wortkarg, sachlich, zuweilen sogar mürrisch.
Da löst sich die kleine Gruppe drüben auf. Peter küßt den beiden Mädchen in gespielter Kavaliersart die Hand und entfernt sich über die Dollendorfer Straße. Ein paarmal dreht er sich noch um und winkt den beiden zu. Die schlendern Arm in Arm nach der anderen Seite davon. Gerda hört sie noch eine Weile kichern.
Aufgeregt folgt sie Peter. Als sie merkt, daß er seine Schritte beschleunigt, geht sie schneller. Und schließlich drückt sie krampfhaft die Handtasche unter den Arm und läuft hinter ihm her.
Gerade als er in die Bahnhofstraße einbiegen will, erreicht sie ihn.
„Pitt!" sagt sie und bleibt atemlos vor ihm stehen.
„Ach du, Gerda!" Sofort erlischt das Lächeln auf seinem Gesicht. Er blickt sie unwillig fragend an. „Was gibt's denn?"
„Ich hab' dich vor mir gehen sehen und da . . ." Sie ist wieder nahe am Weinen.
„Ich hab's eilig, Kind!" sagt Peter kühl. „Ich hab' dir ja gesagt: sobald ich etwas Neues weiß, laß ich von mir hören . . . Also sei vernünftig!" Er streckt ihr die Hand hin.
„Pitt, einen Augenblick noch . . . Ich muß dir etwas sagen."

„Schon wieder?" Der junge Mann runzelt die Stirn.
„Es ist ... nämlich ... Herr Kersten hat mir vorhin einen Heiratsantrag gemacht."
Peter ist betroffen. „Herr Kersten, der alte Witwer ..." Er bricht hastig ab und möchte sich am liebsten auf den Mund schlagen. „Na ja, ein angesehener Herr ... erstes Geschäft am Platze ... solide Existenz ..." Dann mit einigem Zögern: „Weiß er ... ich meine, wegen des Kindes ..."
Gerda nickt.
Unvermittelt kehrt Peters Fröhlichkeit zurück. Nun lächelt er sogar. „Siehst du, wer hat nun recht behalten ... von wegen: ‚wer wird mich schon heiraten'?"
„Nein, Pitt." Gerdas Stimme klingt ganz hart.
„Aber wieso ..." Nun ist er doch aus der Fassung geraten. „Soll das heißen, daß du nicht willst?"
Leise erwidert das Mädchen: „Ich kann nicht, Pitt! Ich liebe ihn nicht."
„Papperlapapp! Wenn alle Mädchen auf den Mann warten wollten, in den sie verschossen sind, dann stürbe die Welt bald aus!"
Gerda steht hilflos vor ihm, kämpft wieder mit den Tränen und flüstert schließlich: „Pitt ... ich hab' doch nur dich lieb ... Ich kann einfach nicht ohne dich sein ... Nein, es ist nicht allein wegen des Kindes ... Laß mich nicht allein."
„Du willst also Kersten nicht heiraten! So etwas Verrücktes! Eine solche Chance einfach auszulassen! Du hast die Möglichkeit, in eine angenehme Ehe hineinzurutschen ... und willst nicht? Das ist ja unglaublich!"
Gerda ist von seinen Worten wie von Peitschenhieben getroffen. In der Erregung des Augenblicks übersehen beide den Schatten, der jetzt herangeglitten kommt.
„Sieh an, der Pitter van Booven ... wie immer in angeregtem Gespräch mit einer jungen Dame", singsangt im rheinischen Tonfall eine Stimme neben ihnen. Sie gehört zu einem kleinen untersetzten Mann Anfang Dreißig. Er trägt einen aufdringlich gelben Schal. Die Baskenmütze hat er keck über das eine Ohr gesetzt, von dem andern fehlt die untere Hälfte.
Peter ist bei seinem Anblick zusammengefahren. Gerda tritt erschrocken einen Schritt zurück.

„Ach, du bist's, Matz!" Peter gewinnt mühsam seine Fassung zurück.
Matz feixt: „Na, so groß scheint die Wiedersehensfreude auf deiner Seite ja nicht zu sein ... Aber willst du mich nicht vorstellen?"
Peter weicht aus: „Wir waren sowieso eben miteinander klar ... Und ich hab's eilig ..."
„Nun, für 'n alten Freund wirst du doch wohl 'n paar Minuten übrig haben."
„Komm morgen oder übermorgen ... ich bin wirklich in großer Eile ..."
„Nee, morgen muß ich schon wieder in Köln sein!"
Gerda ist betroffen: wo ist Peters Selbstsicherheit geblieben? Ein unstetes Flackern steht in seinen Augen, und seine Hände fingern nervös an den Knöpfen des Sakkos herum.
Er streckt ihr die Hand hin: „Tschüs, Gerda!" Dann geht er mit raschen Schritten davon.
„'n Abend, die Dame", grinst Matz, tippt mit der Hand gegen die Baskenmütze und ist mit ein paar Sprüngen neben Peter. Sein gelber Schal leuchtet im Dämmerlicht. „Immer noch das gleiche, Pitter van Booven?" hört sie ihn scheppern. „Affären? Dunkle Sachen? Na, nur nicht aus der Übung kommen!"
Sie sieht, wie beide in eine Nebenstraße einbiegen. Kurz darauf sind ihre Schritte verhallt.
Gerda steht da, verlassen und verloren. Es ist, als sei eben die Welt um sie versunken.

Der kleine untersetzte Mann hat Mühe, mit Peter van Booven Schritt zu halten. Kein Zweifel: Peter sieht in ihm einen Verfolger, den er rasch loswerden möchte. Doch der Mann läßt sich nicht abschütteln.
Er bleibt an Peters Seite und brummelt: „Ist das 'ne Begrüßung für einen alten Freund ..., den man drei Jahre nicht gesehen hat?"
„Ich hab' dich nicht eingeladen."
„Na schön! Und ich komm' ja auch nicht nur so zum Spaß."
Sie hasten nebeneinander durch die kleine Seitenstraße zum Strom hinunter. Der milde Abend hat Hunderte von Einheimischen und Fremden auf die Rheinpromenade gelockt. Schon muß

Peter feststellen, daß die Neugier der Abendbummelanten sich ihm und seinem seltsamen Begleiter zuwendet.
Peter bleibt mit einem Ruck stehen. Er mißt den anderen mit kaltem Blick: „Was willst du eigentlich von mir?"
Matz feixt: „Woll'n wir uns bei unsern Verhandlungen nicht irgendwo hinsetzen, Pitter? Du wirst hier ja wohl noch ein Fläschelchen . . ."
„Ich hab' kein Geld zu so was!"
„Kein Geld? Oh, das ist schlimm . . . In unserem Fall besonders schlimm für dich . . ."
„Wieso für mich? Ich bin dir keinen Pfennig schuldig geblieben!"
„Komm, setzen wir uns auf eine Bank da drüben. Es braucht nicht jeder zu hören."
Betäubt folgt Peter dem Mann mit dem gelben Schal zu der kleinen Bank.
„Schuldig oder nicht – ich brauch' Geld . . .", knüpft Matz das Gespräch wieder an, als sie Platz genommen haben. „Oder besser gesagt, Franz und Schang brauchen Geld . . . Sie sind im Druck . . . von wegen der Zigarettengeschichte."
„Im Druck? Heute, nach drei Jahren? Und was geht mich das an? Mich? Ich hab' euch den Kram doch prompt und gut bezahlt!"
„Hast du, darum geht's auch nicht."
„Na und das bißchen Schwarzhandel damals, das haben andere auch . . ."
„Aber nicht mit zwei Millionen geklauten Zigaretten!"
Peter ist aufgesprungen: „Was heißt das?"
„Nun tu mal nicht so, als hättest du nicht gewußt, daß die Zigaretten damals aus 'm Depot geklaut waren!"
Der junge Mann starrt ihn entgeistert an. „Geklaut? Nicht eine Sekunde hab' ich das geahnt!"
„Und nu ist die Geschichte herausgekommen, und Franz und Schang sitzen in der Patsche und brauchen Geld für 'n guten Anwalt . . ." Er legt sein Gesicht plötzlich in scheinheilige Falten.
„Und da ist es doch wohl selbstverständlich, daß die helfen, die noch nicht . . ." – er macht eine kleine Kunstpause – „noch nicht in der Patsche sitzen."
„Ah, so ist das gemeint . . . eine regelrechte Erpressung . . ."

„Du darfst es nennen, wie du willst, Pitter, wenn wir nur das Geld kriegen . . . da hilft nun alles nichts."
Peter überlegt eine Weile. „Wieviel ist es denn?"
„Mit 100 Mark wär' ihnen gedient."
„Ich hab' sie nicht! Ich hab' nicht einen Groschen. Ich weiß nicht mal, was ich morgen essen soll. Und ob mich nicht morgen meine Wirtin 'rausschmeißt, weil ich der schon seit Monaten . . ."
„Früher hast du in solchen Fällen immer 'n Rat gewußt!"
„Eben: früher ist nicht heute und . . . Pst!" Er unterbricht sich hastig, denn eben kommt ein uniformierter Polizist langsam die Rheinpromenade heruntergeradelt. Er streift das ungleiche Paar auf der Bank mit einem argwöhnischen Blick und dreht sich noch einmal nach den beiden um, ehe er in eine Seitenstraße einbiegt.
Mit spöttischem Lächeln nimmt Matz das Gespräch wieder auf: „Nun sag bloß noch, du wärst inzwischen auf der Anstandsschule gewesen."
Diesem Ton ist Peter heute nicht gewachsen. Er fühlt sich wehrlos. Ihn fröstelt in der milden Abendluft. Nach einer schweren Pause fragt Matz lauernd: „Sag mal, ist dein Freund Herbert eigentlich wieder zurück?"
„Was hat denn der damit zu tun . . .?"
„Hast du nicht damals von 'ner Contax gesprochen, die bei ihm in der Schublade liegt?"
„Ich versteh' dich nicht . . ."
„Ist das so schwer? So'n Ding ist auch heute noch allerhand wert . . ."
„Bist du verrückt?"
„Verrückt nicht, bloß praktisch veranlagt. Nu sei mal vernünftig, Pitter . . . In der Schublade verrottet das Ding nur. Und dir könnt' es aus dem Ärger helfen. Damals warst du ja bald so weit, an die Sache heranzugehen. Aber da brauchtest du es nicht. Heute brauchst du es. Bis der Herbert zurück ist, bist du längst 'n reicher Mann und kannst ihm 'nen funkelnagelneuen Knipskasten in die Kommode legen."
„Noch ein Wort darüber, und ich hau' dir eins in die Schnauze!"
Matz lächelt nachsichtig: „Damit wär' dir nicht geholfen – und unseren Freunden schon gar nicht . . ." Und blitzschnell wechselt sein Ton und wird brutal: „Außerdem soll mir egal sein, woher

das Geld kommt ... die Hauptsache, es ist da ... und zwar bis morgen mittag ... sonst ..."
Peter hört nur: ‚bis morgen mittag'. Das ist eine Galgenfrist. Das ist eine schwache Hoffnung. Eine der vielen Hoffnungen, an die sich sein Leben klammert, seit er den grauen Rock beiseite geworfen. Zeit gewonnen – alles gewonnen!
Er steht auf: „Schön, ich will sehn!"
„Und vergiß nicht, zehn Mark Spesen für mich draufzulegen. Mein Zimmer kostet drei Mark die Nacht ... und dann die Rückfahrkarte ..."
„Wo treff' ich dich morgen mittag?"
„Laß man ... ich komm' bei dir vorbei ... sonst sitz' ich Pfingsten noch auf meiner Dreimarks-Bude und wart' auf dich."
Gleich darauf stapft er über die Rheinallee davon. Peter sieht ihm mit haßerfüllten Augen nach.

Und nun ist Mitternacht. Es ist totenstill im großen Haus der Frau Pratsch. Trübe brennt die Birne im Kronleuchter von Peters Zimmer.
Der junge Mann liegt auf der grünen Couch und starrt gegen die Decke. Das tut er immer, wenn er einmal nachdenken muß. Früher, in Düsseldorf, in Bonn, in Köln, geschah das selten genug. Da ließ sich's leben. Aber heute? Weiß der Teufel, wie das kommt! – Jetzt muß er sich immer häufiger mit scheußlichen und gefährlichen Situationen herumschlagen. Affären, Schulden, Schulden, Affären – eine Kette ohne Ende. Der Kragen wird ihm schon zu eng, wenn er nur daran denkt, wie er aus alledem wieder herauskommen soll.
Er springt von der Couch und stößt das Fenster auf. Aber die kühle Nachtluft ernüchtert ihn nur noch mehr. Er schließt die Flügel wieder und wandert ruhelos durchs Zimmer.
Dabei meidet er ängstlich jene Ecke, in der die rotbraune Mahagoni-Kommode steht. Im trüben Schein der Birne funkeln matt ihre Beschläge.
Es ist eine einfache Kommode, altmodisch, ein bißchen verschrammt. Sie hat drei große Schubfächer. Zwei von ihnen hat Frau Pratsch dem jungen Mann für seine Sachen zur Verfügung gestellt und im dritten ganz unten die Sachen ihres Sohnes

Herbert zusammengepackt. Der Schlüssel, den sie Peter gab, als er einzog, paßt für alle drei Schlösser . . .

Um diese untere Schublade kreisen nun unaufhörlich Peters Überlegungen. Sie hatte ihn schon einmal in Versuchung geführt, damals, vor drei Jahren, als er ein paar Tage in Königswinter weilte und Frau Pratsch ihn im Zimmer ihres Jungen unterbrachte. Als er einmal aus Versehen das untere Schubfach öffnete, war ihm sofort der wertvolle Fotoapparat, eine Contax, ins Auge gefallen. Er hatte einen Blick für solche Dinge. Er wußte, daß sie nach den Kursen, die damals galten, ein kleines Vermögen wert war. Und einen Augenblick hatte er damals mit dem Gedanken gespielt, sie an sich zu nehmen und zu ‚verscheuern'. Aber ebenso schnell hatte er diesen Gedanken wieder verworfen. Nein, so tief durfte er nicht sinken. Er war kein Dieb und er würde kein Dieb werden. Außerdem hatte er es nicht nötig. Es gab für ihn zahllose andere Möglichkeiten, um zu Geld zu kommen. Da hatte er zum Beispiel gerade das große Geschäft mit zwei Millionen Zigaretten gelandet. Wo sie herkamen, wußte er nicht; nach solchen Kleinigkeiten wurde damals nicht gefragt. Matz, Franz und Schang hatten die Sache vermittelt. Das Risiko schien klein, der Verdienst war groß.

Heute hat er nun erfahren müssen, woher die zwei Millionen Zigaretten stammten. Und unerwartet greift damit eine längst vergessene Vergangenheit mit gierigen Händen in die Gegenwart herein. Das ist gefährlich. Bedrohlich vor allem für den Plan, den er gefaßt hat und der sein Leben schon in der nächsten Zeit von Grund aus bessern soll. Wenn er jetzt in eine dunkle Schieberangelegenheit verwickelt wird, dann ist es ein für allemal aus mit diesem Plan. Er wird aber in diese Angelegenheit verwickelt werden, wenn er dem Mann mit dem gelben Schal nicht morgen die verlangten hundert Mark auf den Tisch legen kann. Dieser Kerl hat ein Wörtchen ausgesprochen: „Sonst . . ." Peter muß dieses Wörtchen fürchten.

Hundert Mark . . .! Er hat es nie für möglich gehalten, daß er, Peter van Booven, an einer solchen Bagatelle scheitern könnte.

Auf einmal überrascht er sich dabei, daß er überlegt, wieviel heute eine Contax wert sein mag. Siebenhundert, achthundert Mark würde ihm wohl jeder Fachhändler gleich dafür auf den Tisch legen. Er zwingt die Gedanken rasch in eine andere

Richtung. Aber immer kehren sie zu dieser Zahl zurück. Siebenhundert oder achthundert Mark – die Summe fasziniert ihn. Er könnte die Miete bezahlen und der Gefahr entgehen, eines Tages auf der Straße zu sitzen. Er könnte Gerda und damit sich selber helfen. Er könnte dem Kerl einen Hunderter und zehn Mark Spesen in die Hand drücken und so das drohende Unheil ein für allemal abwenden. Er könnte seinen zerschlissenen Wäschebestand erneuern und damit ‚standesgemäß' in das große Abenteuer seines Lebens hineingehen. Er würde Luft bekommen; er könnte den Plan, den großen Plan seines Lebens reifen lassen ... Er könnte ... er könnte ... siebenhundert oder achthundert Mark ... eine Contax in der Schublade ...

Was würde er damit riskieren, wenn er die Contax an sich nähme und verkaufte? Der Verlust des Fotoapparates würde sicher nicht so schnell entdeckt werden. Er hätte also durchaus die Möglichkeit, in kurzer Zeit einen neuen Apparat zu beschaffen und an die Stelle des alten zu legen. Sicherlich könnte das geschehen, bevor Herbert aus dem Internierungslager in Spanien zurückkäme.

So ist er unmerklich ins Pläneschmieden geraten. Er ist stehengeblieben und starrt eine Weile grüblerisch auf die rotbraune altmodische Kommode. Das Bild, das auf ihrer blinkenden Fläche steht, kennt Peter gut. Es zeigt ein fröhliches Jungengesicht mit einer etwas knolligen Nase und Grübchen in den Wangen. Herbert Pratsch, das jugendliche Abbild von Frau Pratsch.

Wenn Herbert ihn so sehen könnte, wie er hier steht, zweifelnd und verzweifelt, dann würde er wahrscheinlich den Kopf schütteln, nachsichtig lächeln und sagen: ‚Na, nimm schon, du biegst es ja sicher wieder zurecht!' Ja, er glaubt nun fest daran, daß Herbert Verständnis für diesen Weg aus einer Zwangslage haben wird. Der Junge hat ihn immer ein bißchen vergöttert; ihm hat imponiert, wie Peter mit allen Schwierigkeiten fertig wurde – in einer oft reichlich draufgängerischen Weise. Herbert würde ihn auch diesmal verstehen.

Peter van Booven steht und lauscht. Nichts rührt sich in dem großen Haus. Was er jetzt tun wird, muß er tun, wenn er nicht völlig vor die Hunde gehen will. Er greift in seine Hosentasche, zieht den Schlüssel und reißt die Schublade auf.

Gleich obenauf, mitten zwischen einem Bündel alter Briefe und einem Stapel weißer Oberhemden, liegt die Rettung.

10

Sibylla geht es mit jedem Tage besser. Sie hat das Bett verlassen dürfen. Natürlich ist sie noch ein wenig matt auf den Beinen, und wenn sie, wie Chefarzt Dr. Struve ihr dringend geraten hat, täglich eine halbe Stunde durch den Park der Klinik spaziert, muß sie sich häufig auf einer der weißlackierten Bänke niederlassen und warten, bis das Zittern der Knie vorüber ist.
Manchmal begleitet Dr. Linz sie auf diesen Spaziergängen. Er kommt unverdrossen jeden Tag von Königswinter herübergefahren. Sie ist ihm dankbar für diese Anteilnahme, wenn sie auch neuerdings in seiner Gegenwart ein leichtes Gefühl des Unbehagens nicht loswerden kann. Sie fühlt immer wieder seine fragenden Blicke auf sich ruhen.
So geht sie am liebsten allein über die weißen Wege des großen Gartens, lauscht dem Klappern einer Gartenschere irgendwo zwischen den Büschen oder dem fernen Surren eines Autos, das auf der Poppelsdorfer Allee vorüberfährt. Es ist ein Stück des Lebens, das sie nun bald wieder ganz haben wird.
An einem sonnigen Nachmittag – Sibylla hat sich ein bißchen weiter als sonst vom Hause entfernt – kommt die junge Schwester angelaufen. Ihre Wangen glühen vor Aufregung: „Er ist wieder da ... und ob Sie kommen wollten ... oder soll ich ihn hier zu Ihnen 'rausbringen?"
Sibylla schaut ihr verständnislos in das aufgeregte Gesicht: „Wer ist es denn, Schwester Inge?"
Die junge Schwester legt einen leisen Vorwurf in ihre Stimme: „Na der junge Herr von neulich ... der mit dem Nelkenstrauß ... Herr van Booven ... Er wartet auf dem Flur ..."
Ein leichtes Zittern überkommt Sibylla. „Gut", sagt sie hastig, „sagen Sie, ich komme gleich ..."
Gedankenvoll blickt sie dem Mädchen nach und geht langsam, wie widerstrebend, auf das Haus zu. Sie möchte vor sich selber verleugnen, daß ihr Herz laut pocht.

Mit einemmal ertappt sie sich, wie ihre Füße schneller über den Kiesweg gehen. Als ob sie Angst hätte, daß er davongehen könnte ... Gleich zwingt sie sich wieder zu einem Schlendern.
Unvermittelt steht Peter vor ihr. Er ist überraschend aus einem Seitenweg getreten und sagt, als sei dies das Natürlichste auf der Welt:
„Tag, Billa ...!"
„Tag ..." Dann mit einem kleinen Ruck: „Tag, Pitter!"
Peter lächelt. Seine weißen starken Zähne blitzen. Kleine Fältchen tanzen in den Schläfenwinkeln der Augen.
Er trägt ein kurzes Manchester-Jackett, wie es der Mode entspricht, dazu ein geschmackvolles buntes Sporthemd. Die Kreppsohlen unter seinen Schuhen sind noch ganz hell. Seine Erscheinung ist von einer lässigen Gepflegtheit. ‚Wie jung er aussieht!' muß Sibylla denken. ‚Kaum zu glauben, daß wir gleichaltrig sind!'
Er streckt ihr die gebräunte Rechte hin. Sie legt ihre schmale, durchsichtige Hand hinein und zieht sie gleich mit einem leisen Schrei zurück.
Erschrocken fragt er: „Hab' ich dir weh getan?"
„Der Ring ... ein bißchen unglücklich gedrückt."
Auf ihrem Ringfinger ist eine kleine rote Druckstelle zu sehen neben einem schmalen Reif mit blitzendem Saphir. Verlegen blicken beide darauf nieder. Aber gleich sieht sie ihn voll an und lächelt: „Schadet nichts!"
„Tut mir leid, Billa ... das macht eben die Freude, dich wiederzusehen!"
Sibylla hat plötzlich ein Empfinden, als seien die letzten zehn Jahre gar nicht gewesen, als hätten sie sich erst gestern als gute Freunde getrennt, um sich heute wiederzutreffen. Auch will ihr scheinen, als sei der Eindruck neulich falsch gewesen, jenes Bild der abweisenden, kühlen Glätte, das sie auf der Treppe des Arzthauses empfangen hat. Er ist doch der Junge geblieben, als den sie ihn aus der Erinnerung kennt. Und nun kommt ihr auch das ‚Du' leichter über die Lippen.
„Schön, daß du mich mal besuchst!"
Er hat wie selbstverständlich ihren Arm genommen und geht mit ihr langsam tiefer in den Park hinein.

„Nun, schließlich hab' ich ja etwas wiedergutzumachen. Sei mir nicht bös', daß ich dich neulich nicht gleich wiedererkannt hab'... Aber ich hatte den Kopf voller Sorgen ... Nachher hab' ich mich schwer geärgert ..."
„Wie hast du's denn erfahren?" will Sibylla wissen.
„Es fiel mir gleich darauf so ein ... Ich bin noch 'n bißchen vor dem Haus auf und ab gegangen und hab' auf dich gewartet. Aber dann mußte ich dringend fort ...", lügt er.
„Schließlich ist ja auch die Zeit nicht ganz so spurlos an mir vorübergegangen", sagt Sibylla. „Wie lange ist es eigentlich her, seit wir uns das letzte Mal gesehn haben?"
„Na, zehn Jahre bestimmt ... Ich kam ja damals ein bißchen überraschend weg." Er macht ein spitzbübisches Gesicht.
„Ja, und die Sibylla Zander hat damals deinetwegen die einzige Ohrfeige vom Alten Herrn bezogen."
Peter ist ehrlich erstaunt: „Du ... eine Ohrfeige ... meinetwegen?"
„Aber natürlich ... weil ich zu Hause laut gelacht hab', als die Sache mit dem jungen Cornellis bekannt wurde."
Er sagt kein Wort. Es scheint ihm gar nicht so angenehm, daß Sibylla gerade diese Geschichte so lebhaft in ihrer Erinnerung bewahrt hat.
„Dabei war ich eigentlich sogar ein bißchen böse auf dich ... Aber die Vorstellung, diesen Musterknaben Cornellis am Sonntagmorgen völlig betrunken zwischen den Kirchgängern herumtorkeln zu sehen, war doch so komisch ... ich platzte beim Abendessen einfach heraus, und patsch, hatte ich eine weg."
„Du mußt das verstehen, Billa", spricht Peter. „Mich reizte einfach dieser Zierbengel, der Felix Cornellis ... bloß, weil sein Vater Rektor war, bildete er sich einen Stiefel ein ... alles an ihm war mir ein Greuel ... der immer frisch gestärkte, blütenweiße Kragen ... die blitzblanken Schuhe, die er stets im weiten Bogen um jedes Pfützchen herumführte ... die Glacéhandschuhe, die er nie überzog, sondern ewig sauber geglättet in seiner Rechten schwenkte ... das gespielt bescheidene Lächeln, wenn er alle Jahre wieder zum Vertrauensmann der Klasse gewählt wurde ... dieses selbstherrliche, scheinheilige Gesicht und die ganze Haltung, die immer zu sagen schien: ‚Ich tue so was nicht. Ich nicht!'"

„Es ging mir nicht viel anders, Pitter ... ich konnte ihn eigentlich auch nicht recht leiden."
„Und eines Tages ritt mich richtig der Teufel ... Nein, es war keine Verabredung, aber ein paar Schulfreunde machten stillschweigend mit ... ich glaub', wir wollten das Sommerfest der Prima vorbereiten und hatten uns abends auf der Rheinallee verabredet, vier oder fünf Mann ... Musterknabe und Vertrauensmann Felix natürlich dabei ... Es goß in Strömen ... Felix schlug vor, zu ihm in die Wohnung zu gehen ... aber das behagte uns gar nicht ... da pflegte Papa Rektor dauernd milde lächelnd in die Stube zu gucken ... Nein, wir zogen es vor, unser Meeting in den ‚Tubak' zu verlegen ..."
„Ausgerechnet ...", wirft Sibylla ein.
„Na ja, ich geb' zu, das ist nicht der rechte Ort für Primaner ... aber wir fühlten uns da als Männer ... und zu Männern gehörte eben ein Schnäpschen ... und noch eins ... und noch eins ... Felix saß erst hochnäsig dabei, rümpfte die Nase und hatte sein gräßliches ‚Ich-tu-so-was-nicht!'-Gesicht aufgesetzt ... Ich fing an zu sticheln ... die andern hielten kräftig mit ... und dann – Triumph! Triumph! – rief Felix plötzlich dem Kellner zu: ‚Mir auch 'n Schnäpschen!' ... dabei machte er ein Gesicht, als stünde er gerade unterm Galgen ... er goß sich das Glas mit einmal durch den Schlund ... ich seh' noch heute seinen Adamsapfel über dem frischgestärkten blütenweißen Kragen auf und ab tanzen ... Zehn Minuten später war sein ‚Ich-tu-so-was-nicht!'-Blick weg ... da hatte er auf unser Zureden schon das zweite Schnäpschen hinter den blütenweißen Kragen gekippt. Und dann ging's los ... so nach dem Motto: ‚Wehe, wenn er losgelassen' ... Erst ermunterten wir ihn noch: ‚Felix, sei ein Mann!' ... aber dann war das gar nicht mehr nötig ... Er soff! Ja, Billa, er soff richtig!"
‚Aus Pitters Mund klingt selbst dieses häßliche Wort noch angenehm und liebenswürdig', denkt Sibylla.
„Dem Kellner muß ganz angst und bange geworden sein ... Noch vor der Polizeistunde forderte er uns auf, sein ehrbares Lokal zu verlassen und nach Hause zu gehn ... Sein Lokal verließen wir denn auch ... aber nach Hause gingen wir noch lange nicht ... Otto Bramses Eltern waren über Sonntag nach Köln 'rübergefahren ... da hatten wir freie Bahn in der Bramseschen

Villa ... Wir zogen hin, schleiften Felix mit uns ... und fingen an, im Weinkeller den Flaschen die Köpfe abzuschlagen ... Es wurde eine tolle Nacht ... ich blieb dabei ziemlich klar ... es machte mir einen diebischen Spaß, den Zierbengel zu beobachten ... er schüttete sich immer wieder voll, schlief ein paarmal ein, wollte nach Hause, wenn er aufwachte ... ich stichelte ein bißchen, und gleich setzte er wieder eine Flasche an den Hals ... von seinem blütenweißen Kragen war längst nicht mehr viel übrig ... und auch die Stärke war 'raus ... Schließlich wurde es Morgen ... und da kam mir eigentlich erst die Idee ... ja, ich hielt es für eine glänzende Idee, unserem Städtchen einmal seinen Musterknaben, das Vorbild aller tugendsamen Jünglinge, vorzuführen ... Ich rüttelte ihn also wach und stellte ihn mit Mühe auf die Beine ... es war ein heller Sonntagmorgen ... die Straßen voll von Menschen, die ins Hochamt wollten ... ich blieb ein bißchen zurück ... Felix torkelte vor mir her ... von der einen Straßenseite auf die andere ... ein paarmal rempelte er Passanten an ... die trauten ihren eigenen Augen nicht und mußten zweimal hingucken ... richtig, das war doch der Rektorssohn, der Musterknabe, das tugendhafte Beispiel ... und mit einmal fing doch der Kerl lauthals zu singen an ... O Billa, da wurde sogar mir angst und bange ... denn es war ein schrecklich unflätiges Lied ... ich ahne heute noch nicht, woher er das kannte ... Und dann passierte es ... er mußte sich übergeben ... er tat es mit allerhand Ausdauer und fiel dann plötzlich um ... Wie ein Sack plumpste er hin ... Die Leute machten einen großen Bogen um ihn ... keiner rührte ihn an ... bis schließlich ein Polizist, den irgendeine mitfühlende Seele alarmiert hatte, zu Rad angebraust kam ... Der stellte sein Rad gegen die Häuserwand, sammelte das Häufchen zusammen ... und schaffte es um die Ecke ... nach Hause ... Ich trollte mich hochbefriedigt ... ich hatte einen falschen Götzen von seinem Sockel gestoßen ... das war mir den Krach wert, der kam ... noch am Sonntagmittag ... denn mein Alter Herr war schließlich Studienrat ... natürlich war's für mich mit der Oberprima aus ... ich wurde nach Oberkassel umgeschult ... aber auch Felix mit seinem penetranten Scheitel und seinem blütenweißen Kragen verschwand für etliche Zeit von der Bildfläche ... sie steckten ihn in irgendein Internat in Süddeutschland ...

selbst das vorsichtige ‚Echo des Siebengebirges' hat die Sache damals nicht verschweigen können und den Frevel – natürlich ohne Namen – ganz gehörig angeprangert."
„Ja, so war es also!" sagte Sibylla einfach. Sie hat, während er erzählte, still vor sich hin gelächelt und ihn ein paarmal verstohlen angesehen.
‚Hoffentlich versteht sie mich nun', denkt Peter.
Sie haben sich weit vom Hause entfernt. Sibylla geht schweigsam neben ihm her. Er spürt den leichten Druck ihrer Hand auf seinem Arm. Ein seltsames Unbehagen überschleicht ihn. Er wird jäh daran erinnert, daß eine vom Leiden Gezeichnete neben ihm hergeht. Aber dieses Gefühl einer nie gespürten Rührung geht vorüber, wie es gekommen ist – ein kühler Windhauch an einem sonnigen Frühlingstag.
„Komm ... wir setzen uns einen Augenblick auf die Bank ... du mußt ja müde sein."
„Was treibst du jetzt eigentlich, Pitter? ... Ich hörte von Traudchen, daß du seit ein paar Wochen wieder im Lande bist ..."
Peter weicht aus: „Nun, man schlägt sich so durch ... Nichts Festes ... mal dies, mal das ... Aber ich hab' da ein paar Sachen in Aussicht ... wenn die klappen ..."
„Hast du einen Beruf?"
Peter lacht, aber es kommt ihr vor, als sei es ein bitteres Lachen: „Beruf? Wo sollt' ich wohl einen Beruf herhaben ...? Aus der Prima weg zum Kommiß ... und dann Krieg, nichts als Krieg ... Man lernt da zwar viel ... nur nicht das, was man fürs spätere Leben gebrauchen kann ... Aber hab' keine Bange ... ich schaff' es schon irgendwie ..."
Dieses freimütige Bekenntnis rührt Sibylla. Ihr drängt sich der Gedanke auf, daß viele gute Talente so brachliegen und von der Hoffnung auf das Morgen leben. Das ist ein schrecklicher Gedanke für sie, die ohne ihre Arbeit nicht sein könnte und die den Erfolg über alles stellt. So sagt sie in einer fast mütterlichen Aufwallung: „Bestimmt ... du wirst es schaffen, Pitter ... Und wenn ich dir einmal dabei helfen kann ... du weißt ..."
„Natürlich weiß ich das noch ... ich hab' der stolzen kleinen Billa ja damals ab und zu die Schultasche nach Hause tragen dürfen ..."
„... und dabei allen anderen Mädchen freundliche Blicke zuge-

worfen ... Ich weiß, mein Lieber, so etwas vergißt eine Frau nicht so leicht."
Sie bricht kurz ab. Da hat sie sich nun wirklich ertappt, wie sie den Pitter einen tieferen Blick in ihr Herz tun ließ, als es sonst ihre Art ist.
Aber er hat es offenbar nicht bemerkt. Denn gleich springt er wieder mit beiden Beinen in die gemeinsamen Jugenderinnerungen hinein. So kramen sie eine Weile in ihren Erlebnissen herum und lachen herzhaft.
Die Sonne wirft längere Schatten. Über einen fernen Weg bewegt sich langsam und vorsichtig ein Herr am Stock; ein junger Mann mit einem großen Korb zieht laut pfeifend vorüber; ein Buchfinkenpaar pickt vor ihren Füßen im Sande umher.
„Schade ...!" sagt Peter, als die junge Schwester Inge gelaufen kommt.
„Herr Direktor Hersbach ist wieder da, Fräulein Zander ... Ich hab' Sie schon überall im Park gesucht ..."
„Ist das der Herr, der aussieht wie aus einem Modealbum?" fragt Peter.
Sibylla lächelt nachsichtig: „Es ist der Leiter meines Krefelder Werkes."
„Na dann ..." sagt Peter, und ein bißchen Neid schwingt in seinen Worten mit.
Sie haben sich erhoben und gehen langsam hinter der davoneilenden Schwester dem Hause zu.
„Darf ich einmal wiederkommen?"
„Gern, Pitter ... wenn dich der Umgang mit einer kranken Frau nicht allzusehr langweilt."
„Aber Billa ... Langeweile, wenn man sich so viel Lustiges aus der Vergangenheit zu erzählen hat."
Langsam sagt Billa: „Man soll nicht immer nur von der Vergangenheit reden, Pitter ..."
Der junge Mann schweigt betroffen. Vor dem Portal verabschiedet er sich.
In ihrem Zimmer findet Sibylla den Direktor Hersbach. Auf dem Nachttisch steht nun ein großer Strauß dunkelroter Rosen.
„Oh, vielen Dank, Herr Hersbach", sagt die Frau. „Wie aufmerksam ..."

„Nein, das ist ein kleiner Irrtum, gnädige Frau ... die Blumen sind nicht von mir." Hersbach breitet verlegen seine Papiere auf dem Tisch aus.
‚Peter van Booven', denkt Sibylla, und sie ist sich selber nicht ganz klar, was sie dabei empfindet.

11

Peter van Booven geht langsam über die breite Auffahrt zum Straßentor der Klinik. Er steckt sich bedächtig die Zigarette an, auf die er in der letzten halben Stunde verzichtet hat. Genießerisch bläst er den Rauch vor sich her. Er macht ein zufriedenes Gesicht.
Der Tag heute hatte ihn ein gutes Stück weitergebracht: Die Contax hat er in Bonn für 850 Mark verkaufen können. Matz ist ein für allemal abgespeist. Er selber hat ein paar Einkäufe für sich gemacht: eine gutsitzende braune Manchesterjacke, dazu eine graue Manchesterhose, zwei in dezenten Farben gehaltene Oberhemden, zwei Paar Socken und schließlich Schuhe mit einer nicht allzu hohen Kreppsohle. Nun kann er in jener lässigen Eleganz auftreten, die so gut zu seiner Figur, zu seiner ganzen Art paßt. Diese Erscheinung hat ihre Wirkung auf Sibylla nicht verfehlt – er hat es wohl gemerkt. Zu Hause liegen die Miete und das Geld für den Fall Gerda. Damit ist der Contax-Erlös zwar ziemlich verbraucht, aber er kann nun wieder freier atmen. Und bald ...
Draußen vor dem Tor hält ein dunkelblauer Sportwagen. Eine junge Frau sitzt am Steuer und ist in ein Magazin vertieft. Der Kragen des hellen Trench ist hochgeklappt. Die langen platinblonden Haare verdecken das Profil.
Peter steht bewundernd vor dem Auto. Es ist das allerneueste Sportkabriolett, von dem man neuerdings die Autofanatiker im Westen schwärmen hört.
„Tolle Kiste!" sagt er halblaut.
Die Frau schrickt hoch, streicht sich mit dem Handrücken die Haare aus dem Gesicht – und tut einen kleinen Freudenjuchzer.

„Mensch, der Pitter . . .!“ Sie hat eine seltsam erregende, ein wenig brüchige Stimme.
„Paula, Mädchen, wirklich? Hast du dich verändert! Kaum wiederzuerkennen!“
Sie verzieht schmollend den Mund: „Und das sagst ausgerechnet du? Wo du mich eigentlich besonders gut kennen solltest!“
„Eben deshalb . . .! Als ich dich das letztemal sah, warst du schwarz und ziemlich kurz.“ Er markiert mit beiden Händen wuscheliges Negerhaar.
Die junge Dame spielt Wehmut: „Wie lange ist das her, Pitter?“
Diese Frage hat er heute schon einmal beantworten müssen. In jenem Falle waren es mehr als zehn Jahre, in diesem aber . . .
„Na – gut drei Jahre, was?“
„Ich hab' oft an dich denken müssen, Pitter . . . und dann hat das jedesmal ein bißchen weh getan.“ Sie greift mit theatralischer Geste an ihre rechte Seite.
„Das Herz pflegt im allgemeinen links zu sitzen“, erwidert Peter ungerührt. „Aber vielleicht meinst du auch die Galle!“
„Aber Pitter!“ Sie tut beleidigt, blitzt ihn dann aber gleich wieder aus ihren Augen unter den getuschten Wimpern an: „Immer noch der gutaussehende Mann, um den mich damals alle Kolleginnen beneidet haben . . .“
„Vielen Dank! Für solche Komplimente ist selbst der stinistischste Stino nicht unempfänglich . . .“
„Und der Pitter schon gar nicht!“ Sie lacht mit ihrer brüchigen Stimme.
„Was treibst du denn in Bonn?“
„Neugierig . . .?“ weicht sie aus und tippt mit dem rotlackierten Fingernagel auf einen Knopf seines Hemdes.
„Wenn du's nicht sagen willst . . .?“ Peter tut ein bißchen beleidigt. „Gehört der Wagen etwa dir?“
„Glaubst du, ich setz' mich in 'ne fremde Kiste?“
Sie zückt ihre Puderdose und tupft sich mit der Quaste auf die Nase. Diese Nase ist ein bißchen zu kurz geraten, aber deshalb keineswegs ein Schönheitsfehler. Sie gibt dem Gesicht etwas unbeschreiblich Kindliches, das in einem merkwürdigen Kontrast zur leichten Verderbtheit ihrer Züge steht. Wenn Paula dazu den kleinen herzförmigen Mund schmollend verzieht, so kann

man wirklich denken, ein kleines Mädel vor sich zu haben. – „Na?“ sagt er herausfordernd. „Soll ich mich 'n bißchen neben dich setzen?“
Sie wirft einen verlegenen Blick durch das Tor: „Laß lieber!“
Peter zuckt die Achseln. Er stützt sich auf die Tür des Autos, steckt sich eine neue Zigarette zwischen die Lippen und sagt mit leiser Bewunderung: „Du hast es weit gebracht, Paula . . .“
„Wurde auch endlich Zeit, Pitter. Nee, ein halbes Leben lang als kleine Ballettratte herumzulaufen und die andere Hälfte als Garderoben- oder Toilettenfrau . . . nee, nix für Paula!“
„Bist du – verheiratet?“
Sie lacht hellauf, und wieder ist jener seltsame Bruch in ihrer Stimme, der Männer zur verliebten Raserei bringen kann. „Seh' ich so aus?“
„Ich meine nur wegen des Wagens.“
„Muß man verheiratet sein, um einen Wagen zu haben?“
„Ach so“, sagt er, „ich hätt's mir denken können . . .“
„Mein Gott, Pitt! Bist du unter die Philister gegangen?“ Sie blickt ihm forschend ins Gesicht. „Oder etwa eifersüchtig, Jung?“
Er sieht melancholisch drein: „Ich muß erst mal wissen, wer es ist. Dann werd' ich mich entscheiden, ob es sich lohnt, eifersüchtig zu sein.“
„Es lohnt, Pitt! Es lohnt bestimmt! Du kennst mich doch . . . Er sieht gut aus . . . so mit grauen Schläfen . . .“
„Du schwärmst wie 'n Backfisch.“
„Mach dich ruhig lustig . . . ich hab' ihn gern . . . er ist 'n ruhiger Mann . . . und ich hab's gut bei ihm . . . Er hat mir 'ne kleine Wohnung in Düsseldorf eingerichtet . . . ein- oder zweimal die Woche kommt er von Krefeld 'rüber . . . er ist aus der Textilbranche . . .“
Ein unbestimmter Verdacht steigt in Peter auf. Er starrt nachdenklich auf seine Fußspitzen.
„Doch eifersüchtig?“ fragt Paula. „Sollt' ich etwa ein ganzes Leben sitzen und auf dich warten . . .? Als du damals abhautest, hast du nicht einmal hinterlassen, wann du zurückkommen würdest . . . Dabei hattest du keinen Grund, dich so holterdipolter davonzumachen . . . Oder doch?“
„Ich hab' 'ne reine Weste!“

„Gehn die Geschäfte denn einigermaßen, Jung?"
„Zum Leben zuwenig ... zum Sterben zuviel ... Du weißt ja, wie wenig unsereiner heute unternehmen kann."
„Mach es doch wie ich, Pitter!"
Er sieht sie verständnislos an: „Wie meinst du das?"
„Du solltest reich heiraten."
Er sagt kein Wort, schaut nur betroffen auf seine gepflegten Hände.
„Du hast doch das Zeug dazu ... so wie du aussiehst ... Und wenn's geht, nimm 'ne möglichst Alte."
„Halt den Mund!" sagt er grob.
„Aber, Jung ...? Was ist denn?"
Er antwortet nicht. Paula blickt auf die Armbanduhr: „Mein ‚Fester' muß bald kommen ... und dann geht's sofort nach Düsseldorf zurück ..."
„Ist er krank gewesen?"
„Nee, der ist nicht krank ... der palavert da mit seiner Chefin ..."
‚Also doch! Er ist es!' denkt Peter. Laut sagt er: „Ihr habt's ja eilig, zurückzukommen! Wohl 'n vielbeschäftigter Herr, dein ‚Fester'!"
„Nicht deswegen. Ich muß heut' abend noch auftreten."
„Ich denk', du hast auf die Ballettratte verzichtet?"
„Hab' ich auch ... 'rumgehopst wird nicht mehr ... Aber mein ‚Fester' hat meiner Stimme 'n bißchen auf die Beine geholfen ... Und nun versuch' ich damit die Männer verrückt zu machen ... in der ‚Gondel' ..."
Und wie zur Probe trällert sie mit ihrer süßen, geborstenen Stimme ‚Schau mich bitte nicht so an ...'
Aber Peter schaut sie doch lange und überlegend an. Sie verkennt diesen Blick und sagt: „Wirklich, Pitter, ich mein's ernst ... du darfst mich nicht so anschaun ... ich krieg' dann wieder ganz zittrige Knie ... wie damals, als du das erstemal ins ‚Kasino' in Köln gekommen bist ... Weißt du noch? Da war noch dieser ulkige Knabe bei dir ... mit dem halben Ohr ... der Matz ... bist du noch mit ihm zusammen?"
„Mit dem Matz ... nein, den hab' ich seit damals nicht wiedergesehn."
„Gott sei Dank, Pitter ... das war 'n übler Kunde ... 'n richtiger

Ganove ... Franz und Schang haben sich auch bald von ihm getrennt ...“
Peter horcht auf: „So ... woher weißt du das?“
„Na, von Schang selber ... der kommt häufiger zu uns in die ‚Gondel‘ ... haut mal doll auf die Pauke ... aber der kann's jetzt auch ... hat 'n solides Kohlengeschäft in Düsseldorf ... 'n schicken Wagen ... 'ne hübsche Villa ... und Franz hat wieder 'ne gute Stellung bei einem sehr großen Versicherungsunternehmen ...“
Eine Welle von Unbehagen schwemmt über Peter hinweg. Matz hatte ihn also belogen! Franz und Schang brauchten gar keinen Anwalt, sie ‚saßen‘ gar nicht. Aber Franz und Schang, die es beide zu etwas gebracht hatten, und er selber waren in den Händen dieser Kanaille Matz – falls die Sache mit den geklauten Zigaretten stimmte. War das aber der Fall, so war dieser Besuch von Matz nur ein Anfang, sozusagen die erste Drehung einer Schraube. Er würde wiederkommen, weiterschrauben.
Der kalte Schweiß tritt Peter auf die Stirn.
„Ist dir nicht wohl, Jung?“ erkundigt sich Paula.
„Doch, doch.“ Er zwingt sich zu einem unfrohen Lachen. „Vielleicht komm' ich in der nächsten Zeit mal nach Düsseldorf 'rüber! Wenn du mal die Adresse von Schang feststellen könntest?“
„Die steht in jedem Telefonbuch drin ... und das Telefonbuch darfst du dir gern bei mir zu Hause angucken.“ Sie sieht ihn dabei an, ihre umtuschten Augen verschleiern sich.
Plötzlich beugt Peter sich tief über das Lenkrad und sagt: „Moment mal!“
Eben kommt nämlich ein kleiner Wagen die Poppelsdorfer Allee herauf und nimmt in einem sicheren Bogen die Kurve durch das Parktor. Peter hat ihn erkannt: natürlich, der Doktor Linz, der jeden Nachmittag um die Zander herum ist wie der Schäferhund um eine ganze Herde. Hoffentlich hat der Arzt ihn nicht gesehen.
Paula blickt unruhig zum Parktor hin: „Es wär' mir doch lieb, wenn wir uns jetzt verabschieden könnten, Jung. Sei nicht bös', aber wir sehen uns ja sicher bald in Düsseldorf – wenn du dir mein Telefonbuch anschauen kommst, wie?“
Bevor Peter an der Meckenheimer Allee in die Siebengebirgs-

bahn steigt, ersteht er noch rasch einen Karton ‚Haagsche Hopjes'. Frau Pratsch, die Wirtin, ißt sie für ihr Leben gern. Er wird die 120 Mark Miete hineintun und ihr das Ganze heute abend ins Zimmer legen. Sie wird ihre Freude daran haben – und ihn wird das Gewissen nicht so sehr drücken.

12

Als Doktor Linz Sibyllas Zimmer betritt, sitzt sie in lebhaftem Gespräch mit Direktor Hersbach an dem kleinen Tisch des Krankenzimmers.

„Verzeihung, wenn ich bei einer geschäftlichen Besprechung störe . . ."

„Aber nein, Doktor", Sibylla scheint in bester Laune. „Wer so genau mit mir Bescheid weiß, für den hat auch meine Fabrik keinerlei Geheimnisse!"

In Ermangelung einer anderen Sitzgelegenheit muß sich der Arzt auf dem Bettrand niederlassen. Verstohlen beobachtet er Sibylla, während sie mit Hersbach über die Modestoffe des kommenden Winters spricht und sich von ihm einige Blätter mit Entwürfen vorlegen läßt. Wenn sie den bedächtigen Worten des Direktors lauscht, erscheint eine kleine senkrechte Falte zwischen ihren Augen. Trotzdem kommt es dem Doktor vor, als sei ihr Profil seit seinem letzten Besuch weicher geworden. Vergeblich sucht er die Schatten des Leidens auf ihren Zügen. Sie scheint nicht einmal erschöpft. ‚Ein Wunder! Laß ein Wunder geschehen sein!' bittet der Doktor heimlich. Aber er weiß im selben Augenblick, daß sich ein solches Wunder nicht ereignen kann, daß hinter dieser trügerischen Maske der Genesung vielmehr Leiden und Tod als ein unentrinnbares Verhängnis lauern.

Rosenduft erfüllt den kleinen Raum. Sibylla legt die Blätter mit den Zeichnungen zusammen und blickt zum Arzt hinüber. Sie sieht, wie er abwesend den Strauß betrachtet, und fragt lächelnd: „Raten Sie mal, von wem der Strauß ist?"

Doktor Linz fährt zusammen: „Wie?"

„Sie werden's nicht raten, von wem der schöne Strauß da ist!"

Er hebt fragend die Achseln.

„Vom Pitter ... Peter van Booven ... er hat mich heute besucht ...“
Der Arzt steht brüsk von der Bettkante auf. „So“, knurrt er unwirsch. „Ist es ihm endlich gelungen?“
Sie macht erstaunte Augen: „Aber Doktor. Sie tun ja fast, als ob das ein Verbrechen wäre! Wir sind durch den Park spaziert und haben in Jugenderinnerungen geschwelgt.“
„Er hätte allen Anlaß, seine Jugenderinnerungen für sich zu behalten!“
„Aber weshalb denn? Wir haben sehr viel gelacht ... Und lachen ist doch Medizin, wie Sie mit Recht immer sagen, lieber Doktor!“
Nun weiß Doktor Linz Bescheid: Daher diese seltsame Veränderung auf ihrem Antlitz, daher diese Lockerung ihres ganzen Wesens, diese Weichheit der Züge! Jugenderinnerungen!
Direktor Hersbach hat seine Sachen zusammengepackt und will sich mit einem kurzen Blick auf die Armbanduhr verabschieden.
Da kommt dem Doktor ein Gedanke: „Darf ich wohl Ihre Zeit zehn Minuten in Anspruch nehmen?“
„Aber bitte ...“ Hersbach macht eine leichte Verbeugung.
„Nein, nicht hier ... vielleicht draußen auf dem Flur ...“
„Geheimnisse?“
„Nein, aber ...“ Es ist ihm pötzlich peinlich, vor der Tür mit Hersbach sprechen zu sollen. Was mag Sibylla sich dabei denken! Aber er hat es nun einmal gesagt! Er tritt mit Hersbach auf den Flur hinaus.
Fragend blickt der Direktor ihn an. Linz weiß nicht gleich, wie er anfangen soll. Schließlich sagt er ungelenk: „Ja, verstehen Sie es recht, Herr Hersbach, wenn ich mich in Dinge mische, die mich vielleicht nichts angehen. Sie wissen, ich bin ein alter Freund des Hauses Zander ...“ Er stockt. Hersbach lächelt verbindlich: Sie machen mich gespannt, Doktor ...“
„Ja, das ist ... da sind ... nämlich ... sagen Sie, Herr Hersbach, sind sie nicht seinerzeit von Sibyllas – von Fräulein Zanders Vater zum Testamentsvollstrecker bestimmt worden?“
„Gewiß – für zwanzig Jahre. Ich habe darüber zu wachen, daß der Wille des Toten geachtet wird.“
„Und der ist?“
Hersbach blickt erstaunt: „Nun im wesentlichen, daß seine

Tochter die Fabrik so weiterführt, wie sie es von ihrem Vater gelernt hat."
Linz überlegt einige Sekunden. Hersbach blickt nervös auf die Uhr.
„Aber weshalb wollen Sie das so genau wissen?"
„Und wenn Frau Zander nun heiratet oder – wenn sie stirbt?"
Argwöhnisch sieht Direktor Hersbach dem Arzt ins Gesicht. Dann sagt er plötzlich kühl: „Das dürfte beides vorerst nicht zu befürchten sein!"
Nun lächeln sie einander an: Hersbach mit der maskenhaften Starre seiner Art, Linz ein wenig trübe.
Dann gibt sich der Arzt einen Ruck und spricht unvermittelt: „Es könnte sein, daß wir beide uns eines Tages zusammentun müßten, Herr Hersbach – um Frau Zander zu schützen . . ."
„Zu schützen? Ich verstehe nicht . . ."
„Nun ja, das . . . das können Sie jetzt auch nicht; aber darf ich Sie nötigenfalls in Krefeld anrufen?"
„Selbstverständlich!"
„Ich danke Ihnen!"
Der Arzt streckt dem Direktor die Hand hin. Hersbach nimmt sie mit einem Blick, in dem ebensoviel Befremden wie Erstaunen liegt. Dann sieht er wieder nervös auf seine Armbanduhr: „Es wäre mir lieb, wenn ich mich nun verabschieden dürfte, Herr Doktor . . . Ich muß am Abend schon wieder in Krefeld sein."
Als der Doktor zu Sibylla zurückkommt, steht sie am Fenster und schaut in den Park hinaus. „Nun, drei Fragen hinter der Tür?"
„Eine kleine Überraschung für später", weicht der Arzt aus und schweigt dann betreten.
Für viele Sekunden liegt eine drückende Stille über dem Raum. Sibylla starrt wie versunken hinaus und lächelt auf eine seltsame Weise. „Sagen Sie, Doktor", beginnt sie endlich mit leiser Stimme, ohne den Blick zu wenden, „was haben Sie eigentlich gegen Peter van Booven?"
Dem Arzt ist diese Frage in ihrer Unausweichlichkeit recht unbequem. Aber wenn er ein Unheil verhindern will – und dazu fühlt er sich in diesem Fall verpflichtet –, muß er sprechen.
„Ich glaube, eine Dame sollte den Anschein vermeiden, mit ihm mehr als flüchtig bekannt zu sein."

„Aber Doktor!“ Die junge Frau lächelt verlegen. „Weshalb denn das?“
„Sein Ruf in Königswinter und anderswo . . .“
„Ich weiß, ich weiß . . .“, begütigt Sibylla. „Aber ich verstehe wirklich nicht, was ihr alle an ihm auszusetzen habt! Wegen der Geschichte mit dem widerlichen Musterbübchen? Ein Dummerjungenstreich! Und längst verjährt! Inzwischen wird er brav und vernünftig geworden sein.“
„Peter van Booven ändert sich nicht . . . der nicht!“ sagt der Doktor mit Nachdruck. „Im übrigen hat sich das ja auch schon gezeigt.“
Sibylla wendet ihm plötzlich das Gesicht zu. Sie ist ein wenig blasser geworden. ‚Es kann auch an dem Abendlicht liegen‘, denkt der Doktor.
„Nun ja . . . In dem Vierteljahr, das er nun zurück ist, hat er schon wieder reichlich von sich reden gemacht. Mädchengeschichten am laufenden Band.“
„So, Mädchengeschichten?“ sagt Sibylla gedehnt. „Na ja, er ist noch jung, er sieht glänzend aus . . .“ Ihre Blicke huschen unruhig über die roten Blumen hin.
„Natürlich, die Weiber laufen ihm ja nach . . . Aber ist das ein Grund . . .?“ Der Doktor unterbricht seinen Satz mit einer ärgerlichen Handbewegung. „Erst vorhin, am Tor, traf ich ihn wieder mit einer reichlich aufgemachten Dame. Als er mich sah, hätte er sich am liebsten verkrochen.“
„Hier vor dem Tor?“ Sibylla tut sehr gleichgültig. „Gott ja . . . weshalb sollte er nicht?“
Der Doktor schaut ihr prüfend ins Gesicht. Nein, es ist doch nicht das Abendlicht. Über dieses Antlitz streichen jetzt die Schatten der Enttäuschung. Der Mund zittert ein wenig, und der Glanz der Augen ist schon wieder erloschen. Er nimmt erschrocken Sibyllas Arm: „Fühlen Sie sich nicht wohl, Billa?“
„Lassen Sie nur, Doktor! Ich merk’s jetzt: es ist heute doch ein bißchen viel gewesen. Ich bin abgespannt. Sind Sie böse, wenn wir unser Gespräch heute etwas kürzer machen?“
Der Doktor Linz hat nun doch den Eindruck, daß er etwas nicht richtig gemacht haben könnte.

13

Als Gerda am Freitagabend nach Hause kommt, findet sie einen Brief auf ihrem Tisch. Von Peter. Sie dreht ihn eine Weile unschlüssig zwischen den Fingern, und mit einemmal ist ihr wie einer Angeklagten, die sich von der Armesünderbank erhoben hat, um aus dem Munde des Richters ihr Urteil zu hören.
Schließlich reißt sie das Kuvert auf und entfaltet den Bogen. Die steilen, breiten Buchstaben tanzen lange vor ihren Augen herum, ehe sie sich zu Wörtern zusammenfügen:
‚Liebe Gerda! Komm bitte morgen abend um neun zum Ostermann-Denkmal. Ich habe Dir etwas Wichtiges zu sagen. Peter'
Ratlos blickt sie eine Weile auf das Blatt in ihren zitternden Händen. Darf sie sich freuen? Oder soll sie heulen? Die nüchterne, betont lieblose Art des Briefes erschreckt sie. Sogar auf das unverbindliche ‚Dein' vor seinem Namen hat er verzichtet. Und doch ist sie froh, daß sie ihn wiedersehen wird.
Vergeblich hat sie sich in den letzten Tagen mit dem Gedanken abzufinden versucht, daß es zwischen Pitter und ihr völlig aus sei. Manchmal glaubt sie darüber hinweg zu sein. Aber wenn sie sich dann wieder sein Gesicht vorstellt, die männlichen schönen Züge, seine hellblauen Augen, die starken weißen Zähne zwischen den kräftigen Lippen, die lustigen Fältchen an den Schläfen, dann möchte sie sich in irgendeinen Winkel verkriechen und heulen.
Die Vorstellung, eines Tages das Angebot ihres Chefs annehmen zu müssen, lastet auf ihr wie ein Alp. Immer wieder, wenn sie hinter dem Ladentisch steht, fühlt sie die Blicke Kerstens auf sich ruhen. Und wenn sie verstohlen nach der Glasscheibe seines Zimmers hinübersieht, dann beugt er sich gleich in schlecht gespielter Emsigkeit tiefer über seine Papiere. Das stille ergebene Warten des Witwers, sein schüchtern flehender Blick, wenn er sie morgens begrüßt und abends verabschiedet, rühren sie fast schmerzhaft an.
Immer stärker ist in diesen Tagen die Sehnsucht nach dem Elternhaus geworden, nach der ruhigen Stimme des Vaters, der stillen Geschäftigkeit der Mutter. Es sind einfache Leute. Sie hausen, seitdem eine Bombe ihnen die Drei-Zimmer-Wohnung in Eimsbüttel entzweischlug, in einer winzigen Wohn-

laube am westlichen Stadtrand Hamburgs. Vater Peters ist Werkmeister in einer Bahrenfelder Motoren-Fabrik. Von seinem Verdienst ließe sich ganz gut leben. Aber die Eheleute Peters kennen nur einen Gedanken: Gerdas Aussteuer. „Die Deern soll einen ordentlichen Batzen mitkriegen, wenn sie mal heiratet!" Darauf stimmen die Eheleute Peters ihren Küchenzettel und ihre Anschaffungen ab. Und das entscheidet über die Sonntagszigarre des Vaters oder einen neuen Wintermantel für die Mutter.

Beklemmendes Schuldgefühl überfällt Gerda, wenn sie an dieses Zuhause denkt. Wenn ihre Eltern erfahren würden, wie es um sie steht!

Immer wieder hat sie ihre Lage überdacht, und in den durchweinten Nächten der letzten Zeit hat sie sich fast damit abgefunden, daß sie ein Kind haben wird. Ein Kind von dem ersten Mann, der in ihr Leben trat und der vielleicht der einzige sein wird, den sie ganz und rückhaltlos zu lieben vermochte. Dies Kind wird sicher viele seiner Züge tragen und doch nur ihr allein gehören. In all ihrem Kummer ist dies schließlich ein gewisser Trost. Und schon hat sie begonnen, sich in Gedanken mit diesem kleinen Lebewesen zu beschäftigen, es zu wahren und zu windeln.

Das Kind wird ein unlösbares Band zwischen ihnen sein und ihn eines Tages ganz in ihre Arme zurückführen. Daran glaubt sie felsenfest.

Eine Viertelstunde vor der Zeit steht Gerda beim Ostermann-Denkmal. Der Tag ist vorsommerlich hell und warm gewesen. Aber hier, im Nachtigallental, herrscht kühles Halbdunkel. Es ist ein schummriger Weg auf dem Grunde einer kleinen Schlucht, eingebettet zwischen bewaldete Abhänge. Ein idealer Weg für verliebte Leute. Hier hat sie die ersten Stunden ihres kurzen Glücks erlebt. Hier hat der Peter sie zum erstenmal mit ungestümer Leidenschaft in seine Arme genommen. Wie oft sind sie in unendlicher Glückseligkeit oben angekommen, wo die Schlucht sich unversehens öffnet und den Blick über Felder und Hügel des Siebengebirges freigibt! Daß Peter sie an diesen Platz seligster Erinnerungen gebeten hat, deutet Gerda als gutes Zeichen.

Erwartungsvoll blickt sie nach dem Städtchen hinunter. Der Weg liegt still. Weit und breit kein Mensch zu sehen. Das Plätschern des Baches ist wie eine leise, geheimnisvolle Melodie.
Endlich kommt Peter. Er winkt ihr schon von weitem zu und schwenkt seine Baskenmütze.
Gerda winkt zurück. Zentnerlasten fallen ihr vom Herzen. So war das immer, wenn er kam. Das ist wieder ihr alter Pitt, ihr lebensfroher, übermütiger Junge.
Als er lachend vor ihr steht, mustert sie bewundernd seine neue Kluft: „Phantastisch, Pitt! Du siehst ja aus . . .“
Er lächelt – vielleicht ein bißchen zu selbstgefällig – und schüttelt ihr wie einem guten Freund die Hand.
„Hast du lange gewartet?“
„Macht nichts . . . Hauptsache, du bist jetzt da . . .“ Sie drängt sich wie schutzsuchend an ihn heran. „Ich war die ganzen letzten Tage so nervös.“
Er streicht ihr über die Haare: „Dafür wird jetzt auch endlich alles gut.“
Gerda sieht ihn fragend an. Sie wagt den Gedanken, der ihr durch den Kopf schoß, kaum festzuhalten.
„Mach mal die Augen zu, Gerda . . . und dann gib mal deine Hand . . .“
Seine Worte klingen wie aus weiter Ferne. Gehorsam schließt sie die Lider und streckt ihm die Hand entgegen. Dabei spreizt sie die Finger ein wenig. Gleich wird ein schmaler Reif über ihren Ringfinger gleiten, gleich werden zwei feste Lippen ihren Mund berühren und eine fröhliche Stimme sagen: ‚So, und nun sind wir verlobt, Gerda . . . und alles wird gut!‘
Sie wartet mit geschlossenen Augen. Ihr ist unendlich froh ums Herz.
Nun hört sie Papier knistern. ‚Jetzt packt er den Ring aus‘, denkt sie selig. Dann fühlt sie Papier in ihrer Hand, festes, knisterndes Papier . . .
„So, und nun Augen auf!“
Langsam, in bangen Erwartungen, hebt sie die Lider und starrt auf ihre Hand: Geldscheine, nichts als Geldscheine, grüne Zwanzig-Mark-Scheine.
Sie stiert darauf nieder und begreift nichts mehr.
„Na? Was sagst du nun?“ Peter schaut ihr triumphierend ins

Gesicht. Und nach einer Weile: „Nun? So sag' doch schon was! Es ist wirklich und wahrhaftig Geld . . . 200 Mark!"
„Geld. Was soll ich mit Geld, Pitt?" Ihre Stimme klingt gepreßt und stumpf.
„Aber Kind, nun sind wir doch die ganzen Sorgen los! Ach, ich bin ja so froh, daß ich endlich mein Versprechen halten kann!"
Das Mädchen steht leicht vorgeneigt und unbeholfen da. Langsam öffnet sich ihre Hand, als löse sich ein Krampf. Die grünen Scheine flattern zu Boden.
„Verdammt!" Peter bückt sich hastig und sammelt die Scheine auf. „Gerda, Mädchen, verstehst du mich denn nicht? Das Geld für den Arzt!"
Gerda schluchzt auf.
„Nun laß bloß das Heulen, Gerda!" sagt Peter unwirsch. Er beginnt nervös zu werden. „Ich kann diese Heulerei nicht hören . . . Sei vernünftig, in drei Tagen sind wir alle Sorgen los!"
Wieder reicht er ihr das Geld hin. Doch das Mädchen zuckt zurück.
„Nein! Nein, Pitt!" Nun ist in ihrer Stimme wieder jene Entschlossenheit, die ihn schon einmal erschreckt hat.
Er schaut sie verständnislos an: „Was soll denn das heißen, Gerda?"
„Daß ich das nicht mit mir machen lasse, nie und nimmer!"
„Aber neulich . . . neulich wolltest du doch selbst . . ."
Sie antwortet nicht gleich. Peter wird heiß. Schweißtropfen erscheinen auf seiner Stirn. Mit zitternden Fingern öffnet er den Kragen seines Sporthemdes.
Er packt sie am Arm und führt sie den Weg bergauf.
Eine Zeitlang gehen sie schweigend nebeneinander her. Dann hält Peter das Schweigen nicht länger aus.
„Und weshalb willst du plötzlich nicht mehr . . . wenn ich fragen darf?"
„Weil du mir zuviel Zeit zum Nachdenken gegeben hast. Ich hab' ein paar schlaflose Nächte hinter mir . . . Da geht einem viel durch den Kopf."
Sie bleibt für einen Augenblick stehen und sagt dann mit Entschlossenheit: „Und jetzt weiß ich auch, daß es für mich nur eine Lösung gibt: ich werde unser Kind zur Welt bringen!"
Peter erschrickt vor diesem Ton. Diese Entschiedenheit macht

ihn unsicher. Aber jetzt darf er sie nicht noch mehr reizen. Er nimmt sie wieder beim Arm und führt sie weiter:
„Altmodische Sentimentalitäten!"
„Nenn es, wie du willst . . . Außerdem ginge es selbst dann nicht mehr, wenn ich wollte, denn jetzt weiß es ohnehin ganz Königswinter."
„Und wenn sie's zehnmal wissen, diese Spießer! Du kannst ja nach Hamburg zu deinen Eltern fahren . . . da fällt's überhaupt nicht auf!"
„Zu meinen Eltern! – Das wäre das Letzte!"
Er grübelt minutenlang vor sich hin. Da fällt ihm Kersten ein. Das ist eine kleine Hoffnung! „Oder willst du etwa doch den Kersten heiraten?"
„Nein!"
„Aber was willst du denn dann eigentlich?" Seine Stimme spiegelt Wut und Verzweiflung zugleich.
„Unser Kind will ich . . . und dich will ich . . . sonst nichts!"
Der junge Mann ist stehengeblieben und läßt eine Weile das monotone Plätschern des Baches an seinem Ohr vorüberrauschen. Gerda verharrt einige Schritte vor ihm und starrt den dunklen Abhang zur Rechten hinauf.
Peter weiß, daß er die Ruhe nicht verlieren darf. Frauen sind in solchen Umständen voll seltsamer Launen.
„Aber du mußt doch einsehen, Gerda, daß wir nicht heiraten können! Vor allem taug' ich selber nicht für eine Ehe, und mit Gefühlsduselei kann man sein Leben nicht einrichten . . ."
Mit einigen langen Schritten ist Peter wieder an ihrer Seite. Nun versucht er es mit Bitten, vagen Versprechungen. Aber er stößt ins Leere.
„Gib dir keine Mühe, Pitt! Ich tu's nicht, und wenn ich darüber zugrunde gehen sollte."
Zum erstenmal in seinem Leben ist Peter van Booven hilflos. Der Fall Matz ließ sich mit einem Hundertmarkschein klären. Vielleicht kostet er noch einen zweiten und dritten. Aber er ist eben mit Geld abzumachen.
Hier aber beginnen Gefühle in sein Dasein hineinzuwirken, die er nicht beherrscht, echte, große Gefühle.
Er ist diesem Mädchen an seiner Seite ausgeliefert. Es kann mit seinem Starrsinn alle Pläne Peters vernichten.

Dieses Bewußtsein erfüllt ihn mit kaltem Zorn. Aber er zwingt sich zur Ruhe. ‚Nerven behalten, Peter!'
Sie kommen an einer stahlgrauen Tür vorbei, die in den Abhang der Schlucht hineingestemmt ist.
Gerda bleibt stehen und sagt: „Weshalb gibt es nicht auch so etwas wie einen Schutzkeller, in den man hineinflüchten kann, vorm Leben, nicht bloß vorm Tod?"
‚Sie spinnt!' denkt Peter ungerührt. „Ich wollt' mir so'n Dings schon immer mal gerne angucken . . .", sagt er.
Er zwängt sich durch die halboffene Tür und steht in einer finsteren Höhle. Es riecht beklemmend modrig und säuerlich hier drinnen.
Zögernd ist ihm Gerda gefolgt.
Nun reißt Peter ein Streichholz an. Die zuckende Flamme huscht gespenstisch über die gelbgrauen Wände, die an einigen Stellen vor Nässe triefen. Zerbrochene Bänke liegen kreuz und quer durcheinander. Der Wind hat in manchem Herbst gilbendes Laub durch die Tür gewirbelt. Alles atmet Verfall und Unordnung. Das Hölzchen erlischt. Bewegungslos verharren beide in der Finsternis. Im Türspalt steht matt und fern die Dämmerung.
Peter hört das Mädchen in der Dunkelheit schwer atmen. Er will zur Tür, tastet sich vorsichtig mit vorgestreckten Händen durch den Raum, stößt gegen ihren Körper.
Da hört er Gerda aufschreien: „Nein! Um Gottes willen! Peter!"
Einen Augenblick verdeckt ihr Schatten das Abendlicht im Türspalt. Dann ist sie draußen. Peter verharrt betroffen. Er sieht das Mädchen draußen stehen und mit schreckgeweiteten Augen auf den Türspalt starren. In ihrem Blick liegt ein fürchterlicher Verdacht. Peter erwidert ihn mit einem verkrampften Lächeln. ‚Nein, nein! Das nicht! So tief bin ich noch nicht gesunken!' durchfiebert es ihn.
Aber jetzt weiß er nicht einmal mehr zu sagen, wo der Gedanke zuerst aufgetaucht ist. In seinem eigenen Hirn? In Gerdas Phantasie?
Plötzlich lacht er laut. Die Wände geben ein schrecklich verzerrtes Echo. Es gluckst und wimmert, heult und jammert – und versickert dann seufzend irgendwo in der Tiefe der Höhle. Da rennt Peter ins Freie.

Gerda blickt ihm angstvoll entgegen und weicht einen Schritt zurück, als er auf sie zutritt. „Komm!“ sagt er nur stumpf. „Es wird Zeit, daß wir nach Hause gehn!“
Sie schreiten nebeneinander über den schmalen Pfad und sprechen kein Wort mehr.
Als sie aus dem Nachtigallental heraustreten, hat sich die Nacht über den Strom und seine Hügel gesenkt. Vom Petersberg herab blitzt es wie von tausend Lichtern. Unwirklich, wie ein schimmerndes Märchenschloß, schwebt das große Hotel vor dem dunklen Himmel. Die kleine Stadt zu ihren Füßen zündet die Lichter an. Friedlich und freundlich wie an jedem Tag. Die Sieben Berge und der Nachthimmel fließen ohne Übergang ineinander. Und das Auge vermag Lichter und Sterne nicht mehr voneinander zu trennen.
Die warme Luft umhüllt sie wie ein seidener Mantel.
‚Es wird Sommer‘, denkt Peter. ‚Was wird sein, wenn der Herbst kommt?‘
Er hat nun doch ein wenig Angst vor dem schrecklichen Spiel, das er begonnen hat.

14

Peter van Booven hat sich den Verlauf dieser Unterredung ein wenig anders vorgestellt. Nun ist die Lage verwickelter denn je . . .
Die Geldscheine knistern in seiner Hosentasche. Wenn er noch für eine halbe Stunde ins ‚Drachenloch‘ hinabstiege? Er hat sich dort schon lange nicht mehr sehen lassen.
Sein Heimweg führt ihn ohnehin vorbei. Rasch entschlossen betritt er das Lokal. Es geht an diesem Abend ruhig zu im ‚Drachenloch‘. Fast alle Tische sind besetzt, aber die Gespräche summen einförmig dahin. Kaum, daß hier und da zwei Gläser mit hellem Klang zusammenstoßen.
Nur am Tisch der ‚Pfennigfuchser‘ ist man ein wenig lauter. Der Weingutsbesitzer Nirrnheim fehlt; dafür ist aber der alte pensionierte Landgerichtsdirektor aus Bonn herübergekommen, um ein paar deftige Späße, die er im Laufe der letzten vierzehn Tage sammeln konnte, zum besten zu geben.

Als Peter van Booven eintritt, trifft ihn ein harter Blick des Doktors. Peters Gruß erwidert er nur mit einem kurzen Nicken. Peter fühlt sich unter diesem Blick recht unbehaglich und überlegt schon, ob es nicht besser wäre, unter irgendeinem Vorwand gleich wieder zu gehen. Aber dann steigt Trotz in ihm auf. Soll er sich von diesem Arzt in die Flucht schlagen lassen? Nein! Er wird ihm zeigen, daß ein Peter van Booven kein armseliger Schlucker oder gar ein Glücksritter ist.
Peter begrüßt die drei ‚Pfennigfuchser' mit Handschlag, sagt: „Ich will die Herren nicht stören!" und nimmt an einem kleinen Tisch direkt neben dem Ausschank Platz.
Er wechselt ein paar freundliche Worte mit der Wirtin, fragt ganz beiläufig nach dem Betrag, mit dem er noch in der Kreide ist, und bestellt dann eine Flasche Liebfrauenmilch. Er leert das erste Glas in hastigen Zügen und schenkt sich gleich ein zweites ein.
Schließlich vertieft Peter sich in eine Zeitung. Einige Male legt er die Stirn in nervöse Falten, wenn vom Tisch der ‚Pfennigfuchser' Gelächter herüberschallt. Dann wieder blickt er verstohlen hinüber und beugt sich sofort tiefer über seine Zeitung, als er merkt, daß seine Blicke sich mit denen des Arztes kreuzen.
Bald darauf brechen die drei Herren vom Tisch der ‚Pfennigfuchser' auf. Doktor Linz sagt zu den anderen: „Ich hab' noch 'ne Kleinigkeit zu erledigen, meine Herren ... bis zur Haltestelle hole ich Sie bestimmt ein."
Dann fällt ein Schatten über Peters Tisch. Der junge Mann hebt erstaunt den Blick: „Ah, der Herr Doktor gibt mir die Ehre ... Karl, noch ein Glas für den Herrn Doktor ... Ich darf mir doch erlauben ...?"
Der Arzt schneidet ihm mit einer etwas unbeholfenen Geste das Wort ab: „Danke ... nein ... ich will mich nicht länger aufhalten als unbedingt nötig ..." Er hat seinen Staubmantel schon übergezogen und hält den Hut in der Hand.
„... als unbedingt nötig ...?" echot Peter und legt die Stirn in Falten. Mit betonter Fröhlichkeit sagte er dann: „Meines Wissens brauche ich keinen ärztlichen Beistand."
Doktor Linz überhört diese Bemerkung. „Ich hatte das Bedürfnis, Ihnen zu gratulieren, Herr van Booven ..."

„Mir . . . ? Aber ich habe erst Ende Juni Namenstag, Doktor."
„Spielen Sie doch nicht den reinen Toren, van Booven!" sagt der Arzt ruhig. „Mein Glückwunsch gilt verschiedenen Dingen . . . einmal Ihrer glänzenden Fähigkeit, zur rechten Zeit das Richtige aufzuschnappen . . . Lassen Sie!" sagt er scharf, als er merkt, daß Peter ihn unterbrechen will. „Zum anderen Ihrer glänzenden Kombinationsgabe . . . Drittens bewundere ich, wie sauber durchdacht Ihre Pläne sind . . . und schließlich auch, mit welcher Zähigkeit Sie durchzusetzen wissen, was Sie sich einmal vorgenommen haben . . . Alle Achtung! Sauber, Herr van Booven!" Linz hat mit leiser zischender Stimme gesprochen.
„Ich verstehe Sie wahrhaftig nicht, Herr Doktor Linz, und ich muß Sie bitten . . ."
„Schauerlich ist für mich nur der Gedanke, welche Rolle Sie Frau Zander in diesem Spiel zugedacht haben."
„Frau Zander ist eine Jugendfreundin von mir."
„Seltsam: daran erinnern Sie sich gerade in dem Augenblick, da Ihnen ein Zufall die Gewißheit gibt, daß . . ."
Er beißt sich auf die Lippen. Er darf das nicht aussprechen. Natürlich weiß der junge Mann Bescheid; aber das entbindet den Arzt nicht von seiner Schweigepflicht.
Peter greift zum Glas. „Prost!" Seine Hand zittert ein wenig. Er möchte dem Arzt höhnisch ins Wort fallen, möchte ihm sagen: ‚Wissen Sie eigentlich, welchen unschätzbaren Dienst Sie mir eben mit Ihren Worten erwiesen haben? Daß ich jetzt eben erst die letzte Gewißheit bekommen habe, nach der ich ein paar Wochen suchte?' Ein ganz schwaches, triumphierendes Lächeln gleitet über seinen Mund. „Merkwürdig, wie der Wein die Phantasie ordentlicher Bürger in Bewegung setzt . . ."
„Kommen Sie mir nicht mit Redensarten, van Booven! Ich habe Sie durchschaut . . . Daß Sie sich Frau Zander in einer ganz bestimmten Absicht näherten . . ."
Peter unterbricht ihn lächelnd: „Ich sagte Ihnen schon: Wir sind Jugendfreunde. Außerdem fühle ich mich nicht dazu verpflichtet, Ihnen über meine privaten Beziehungen – zu wem es auch sei – Rechenschaft zu geben."
„Peter van Booven, es gibt Mittel, mit denen ich Sie zwingen könnte, Pläne aufzugeben, die in den Augen eines jeden anständigen Menschen . . ."

„Wenn Sie diese Mädchengeschichte meinen, wegen der ich Sie neulich besucht habe, muß ich Sie leider enttäuschen. Die Sache ist nämlich inzwischen . . .“ Er stockt.
„Sie sollten nicht so unvorsichtig sein, van Booven . . . Dieses Eingeständnis allein gäbe mir schon die Möglichkeit, Sie ins Gefängnis zu bringen.“
Peter fühlt, wie seine Pläne unter diesem Stoß ein wenig wanken. Er verspürt jäh einen abgrundtiefen Haß gegen diesen Mann, der mit der unnahbaren Miene des strengen Richters vor ihm sitzt. Er weiß nichts Rechtes zu erwidern.
Nun erhebt sich Doktor Linz: „Herr van Booven . . . ich wollte Sie nur warnen, die gefährlichen Wege weiterzugehen, die Sie gewählt haben . . . Noch können Sie das, ohne sich's Genick zu brechen . . . Gehen Sie aber weiter, so werden Sie stolpern. Dafür werde ich sorgen! Guten Abend!“
Er stülpt den Hut über die weißlichen Haare und geht.
Peter schwankt zwischen Ärger und Genugtuung. Er hat in dieser Stunde viel gewonnen: die Gewißheit, daß Sibylla Zander die vom Tode gezeichnete Frau ist. Aber er hat nun auch die Gewißheit erhalten, daß er in Doktor Linz einen gefährlichen Gegner hat.
Doch es geht ihm so, wie es ihm immer im Leben gegangen ist: die Schwierigkeit verhärtet seinen trotzigen Willen, diesen Widerstand zu brechen. Es wäre das erste Mal, daß er vor Schwierigkeiten kapitulierte. Das aber würde er sich nie verzeihen – am wenigsten in einer Sache, bei der für ihn so unendlich viel auf dem Spiele steht.
Aber Peter hält sich nicht lange bei solchen Gedanken auf. Die Liebfrauenmilch schmeckt besser denn je, die Scheine knistern in der Tasche, und zu allem Überfluß wirbelt die kühle Abendluft nun auch noch eine kleine Gesellschaft an seinen Tisch: drei junge Männer und zwei Mädchen. Eines der Mädchen fällt ihm lachend um den Hals; Peter schwimmt in seinem Element.
„Herr Ober, noch zwei Fläschelchen!“ ruft er dem Kellner zu. Der sputet sich; er weiß, heute hat der Pitter van Booven Geld, und dann kommt es ihm auf zehn Mark mehr oder weniger nicht an.
Eine halbe Stunde später geht Doktor Linz am ‚Drachenloch‘ vorüber. Er hat den Landgerichtsdirektor Kornfeld in die Sie-

bengebirgsbahn gesetzt und genießt auf einem kleinen Umweg die sternenklare Vorsommernacht.
Vor dem Lokal bleibt er lauschend stehen. Drinnen ertönt in lautem Chor der alte Schunkelwalzer:

‚Einmal am Rhein,
und dann zu zwein alleine sein . . .‘

Ganz deutlich hört er zuweilen die trunkene Stimme Peters heraus. Kopfschüttelnd setzt Doktor Linz seinen Weg fort. Über die glitzernde Fläche des großen Stroms zieht knatternd ein kleines weißes Motorboot . . .

15

Peter van Booven schlendert gemächlich die Rheinpromenade hinunter. Es ist ein Tag vor Himmelfahrt. Der Strom ist ein gleißender Sonnenspiegel; das Grün in den Gärten ist satter geworden.
Obwohl es erst auf den Mittag geht, strömen über alle Landungsstege die ersten Ausflügler in das Städtchen hinein. Eilig schiebt sich die Fähre von Mehlem herüber, und von Godesberg nähern sich die großen weißen Dampfer mit ihrer frohen Menschenlast.
Peter van Booven hat es nicht eilig. Einmal blickt er auf die Armbanduhr. Dann bleibt er stehen und betrachtet eine Weile den Menschenstrom, der sich von einem der anlegenden Schiffe in das Städtchen ergießt.
Bei einem kleinen Stand mit Andenken und Tabakwaren macht er einen Augenblick halt. Er kauft eine Packung Zigaretten und wechselt dabei ein paar Worte mit der jungen Verkäuferin.
Ein wenig schwül sei es, meint Peter und blickt prüfend zum Himmel, zu schwül für diese Mittagsstunde; das ließe nichts Gutes erwarten.
Er solle den Teufel nicht an die Wand malen, lächelt die Verkäuferin zurück. Ein gutes Himmelfahrtsgeschäft sei für sie der halbe Sommer.
Verliebt blickt das Mädchen ihm nach, als Peter langsam weitergeht. Dann und wann streifen ihn bewundernde Blicke. Die

schlanke Gestalt, das gutgeschnittene Gesicht erregen immer wieder die Aufmerksamkeit der Ausflügler.
Peter tut, als bemerke er diese Betrachtung nicht. Er hat das Manchesterjackett ausgezogen, sein Sporthemd leuchtet in frohen Farben. Gut gelaunt pfeift er ein paar Schlagertakte vor sich hin.
Vor einem massiven, geschlossenen Gartentor macht er halt. Die breite Auffahrt verschwindet in einem kurzen Bogen hinter dichten Rhododendron-Hecken. Durch das Laubwerk schimmert eine Villa.
Peter genießt eine Weile dieses Bild. Er denkt dabei an die Zeit zurück, da er der jungen Sibylla Zander hier vor dem Tor die Schulmappe zurückgab und eilig von dannen ging. Weshalb er damals zuweilen das gar nicht sehr reizvolle Mädchen von der Schule nach Hause begleitete – er wüßte es heute nicht mehr zu sagen. Vielleicht war ein wenig Trotz dabei im Spiel – denn der gestrenge Vater Zander hatte seiner Tochter strikt den Umgang mit dem ‚Windhund' van Booven verboten. Und niemals war Peter über die Torgrenze in den Park hineingelangt. Heute aber ...
Rasch stößt er eine kleine Seitenpforte auf und geht über den breiten Kiesweg auf das Haus zu.
Dabei wandern seine wachen, hellen Augen über die Gartenanlagen zur Rechten und zur Linken. Sie bieten sich in einer reizvollen Mischung von Gepflegtheit und Wildnis dar. Die kräftige Natur hat auf diesem Stück Erde, unter diesem gesegneten Himmel wuchern dürfen, und nur, wo sie allzu üppig mit Strauch- und Laubwerk ins Kraut zu schießen drohte, haben Schere und Spaten des Gärtners ihr Einhalt geboten.
Das Haus ist ein zweistöckiger Bau aus jenem Basalt, der aus den Steinbrüchen der Umgebung gewonnen wird. Eine halbkreisförmige Treppe vor einer Veranda in der Mitte des Bauwerks, links und rechts davon Terrassen, die von niedrigen grünen Hecken eingefaßt sind, ein paar blitzendweiße Gartenmöbel unter rot-weißen Sonnendächern, breite Fenster, aus denen die Wasserfläche des Stromes zurückblinkt, und über alledem im ersten Stockwerk ein großer, runder Balkon mit einem schönen schmiedeeisernen Gitter.
Peter schaut sich um. Durch die Wipfel der Bäume blitzt das

breite Silberband des Stromes. Fahrgäste und Ausflugsdampfer, Barkassen und Schlepper, Segelboote und Rennboote kreuzen einander in lebhaftem Gewimmel. Jenseits steigt das grüne Ufer zwischen Rolandseck und Godesberg empor.

Eben will Peter sich wieder dem Hause zuwenden, als eine ältere Frau in einer blütenweißen Schürze durch die gläserne Mitteltür auf die Terrasse tritt. Sie hat den jungen Mann eine Weile durch die Scheibe beobachtet und glaubt, daß nun die Zeit zum Einschreiten gekommen sei. So stemmt sie ihre drallen Arme in die Hüften, setzt ein energisches Gesicht auf und sagt herausfordernd: „Nu, was soll's denn? Sie wollen wohl zu einem von den Untermietern?"

Peter lächelt sie freundlich an: „Nun tun Sie man nicht so böse, Frau Kubiak!"

Überrumpelt fragt die Frau: „Woher wissen Sie denn meinen Namen?"

„Das war nicht schwer zu erraten, so wie Frau Zander Sie mir beschrieben hat."

Gleich lockern sich die energischen Züge von Frau Kubiak. Sie nimmt die Hände von ihren Hüften. „Das gnädige Fräulein? – Wieso?"

„Das werden Sie gleich begreifen ... Ich soll nämlich den Wagen zu Frau Zander nach Bonn fahren ..."

„Sie ...? Den Wagen ...?" Frau Kubiak ist der Unglaube in Person.

„Keine Angst, ich bin kein Hochstapler ..."

Er reichte ihr einen Zettel. Frau Kubiak muß ihn dicht an die Augen führen, um ihn zu entziffern. Dann murmelt sie ein paar unverständliche Worte vor sich hin, bis plötzlich freudiger Schreck auf ihr Gesicht tritt: „Ja, ist denn das möglich? Das gnädige Fräulein kommt heute schon nach Haus ... Na, da will ich doch gleich ... Moment mal ... ich ruf' eben den Gustav ..."

Den Zettel in der Rechten schwingend, eilt sie ins Haus. Gleich hört man drinnen ihre Stimme rufen.

Nach einer Weile erscheint Gustav, der Chauffeur, ums Haus. Jetzt hält er den Zettel in der Hand und mustert mißtrauisch den jungen Mann. „So, Sie wollen den Wagen ..."

„Keine Bange ... ich bin ein Bekannter von Fräulein Zander."

„Na, schön ..."

Während sie ums Haus zur Garage gehen, fragt er: „Welcher soll's sein?"
„Wie groß ist denn eure Auswahl . . .?"
„Der kleine Sportwagen? Oder die neue Limousine?"
Gustav schiebt die Garagenflügel auseinander. Da stehen sie nebeneinander; es sieht aus, als drücke sich das kleine Sportkabriolett schutzsuchend an die Seite des großen blinkenden Wagens.
Peter überlegt einen Augenblick: „Ich nehme lieber den kleinen Sport . . . bei dem Sommerwetter . . ."
Natürlich verschweigt er, daß er sich nicht ganz traut, die schwere Limousine mit ihren vielen technischen Neuerungen zu fahren.
Wenig später lenkt er den Sportwagen auf die Dollendorfer Chaussee hinaus. Während er anfährt, hat ihm Frau Kubiak noch rasch zwei Reisedecken in den Wagen geworfen. „Damit das gnädige Fräulein sich nicht gleich wieder erkältet . . . Und wenn's zieht, klappen Sie besser das Verdeck 'rüber!" bestimmt sie.
Als er zur Stadt hinausfährt, hat er schon die Sicherheit am Steuer wiedergewonnen. Er tritt den Gashebel tiefer herunter, der Wagen schießt vorwärts und zieht dann mit hellem Summen über die Landstraße. Niederdollendorf ist in Sekunden durchbraust. Dann kommt Oberkassel. Peter hat für dieses Dorf immer eine stille Schwäche gehabt. Und für manches seiner blonden Mädchen. In Oberkassel kennt man ihn fast ebenso gut wie in Königswinter. Hier muß er langsamer fahren. Und er tut es gern.
Er spürt die bewundernden Blicke, die dem Wagen und dem eleganten jungen Mann am Steuer gelten. Er fühlt sich rasch in die Rolle eines reichen Nichtstuers hinein. Unversehens aber muß er grinsen. Wenn die Leute wüßten, daß er gerade noch sechzehn Mark in der Tasche hat! Der Abend im ‚Drachenloch' hat allerhand gekostet, und von dem Rest hat er seither leben müssen. Die letzten sechzehn Mark hat er seit zwei Tagen eifersüchtig gehütet; denn er hat sich in den Kopf gesetzt, Sibylla Zander mit einem großen Blumenstrauß zu bedenken. Am Abend vorher wäre er fast schwach geworden; der Hunger kniff allzusehr in den Eingeweiden. Aber dann hat er sich mit dem

Gedanken getröstet, daß man in ein großes Geschäft auch ein bißchen Kapital hineinstecken muß. Und diese sechzehn Mark sind eigentlich wenig genug.
Je näher Peter an Beuel herankommt, desto dichter wird die Kette der entgegenkommenden Autos. Die Städte im Norden schicken ihre sonnentrunkenen Menschen rheinaufwärts ...
Von Beuel führt die neue, bestechend schöne und elegant geschwungene Rheinbrücke nach Bonn. Dort hält Peter vor einem Blumenladen und läßt sich einen großen Strauß weißen Flieders an den Wagen bringen. „Für fünfzehn Mark!" Dafür gibt es um diese Jahreszeit schon einen richtigen kleinen Strauch.
Sibylla wartet in der kühlen Halle der Klinik auf ihn. Die junge Schwester drückt sich in ihrer Nähe herum.
„Tag, Billa, bin ich rechtzeitig?"
„Wie wir's verabredet hatten ... aber ich hab' keine rechte Geduld mehr gehabt."
Sibylla trägt einen hauchdünnen grünlichen Schal, der den Verband in ihrem Nacken verdeckt. Ein taubengraues Sportkostüm umhüllt die schmale Gestalt.
Während sie in der kühlen Halle saß und auf Peter wartete, ist ihr mancherlei durch den Kopf gegangen: Wie ist sie gerade auf den Gedanken gekommen, den Pitter zu bitten, sie abzuholen? Er hat sie ein halbes dutzendmal in der Klinik besucht. Aber schon beim ersten Male ist ihr gewesen, als träfe sie mit einem alten Vertrauten zusammen. Und dieses Gefühl hat sich von Mal zu Mal vertieft. Doktor Linz hat ihr immer wieder nahegelegt, zunächst für ein paar Tage in sein Haus zu kommen. Aber sie empfindet ein bißchen Angst bei dem Gedanken an die von fremdartigen Gerüchen erfüllte Arztwohnung. Es atmet Krankheit in allen Räumen; sie aber ist wieder gesund, ganz gesund. Und sie will leben; anders leben, als sie es bisher getan hat. Und Peter ist in diesen Wochen für sie ein Stück frisches, natürliches Leben geworden.
Beim Abschied entsteht ein kleiner Wirbel um Sibylla. Die Oberschwester, die Schwestern, der Assistenzarzt, ja, sogar ein Krankenhelfer in weiß-blaugestreiftem Anzug – alle wollen ihr zum Abschied die Hand drücken. Die stille, immer höfliche Frau hat sich in diesen drei Wochen viele Freunde gewonnen.
Dann sitzt sie im Wagen. Peter hüllt sie sorgfältig in eine Reise-

decke und legt ihr dann den Fliederstrauß, den er aus dem Kofferraum hervorzaubert, in die Arme. Sie ist überrascht und lächelt ihn dankbar an.
Die junge Schwester winkt den beiden nach, bis die Kurve zwischen den Büschen den Wagen verdeckt.
Auf der Poppelsdorfer Allee fragt Peter: „Wie möchtest du fahren, Billa?"
Sibylla blickt ihn von der Seite an: „Eigentlich hab' ich's noch gar nicht so eilig, nach Hause zu kommen ... Wenn du ein bißchen Zeit hättest ...?"
„Aber Billa, für dich ..."
„Nun, es war schon eine Zumutung an dich, als ich bat, du möchtest mich abholen ... Aber weißt du, ich hab' richtig ein bißchen Grauen gehabt vor der Heimfahrt ... mit dem Gustav, dem man jedes Wort zwischen den Zähnen hervorzerren muß ... Ich hatt' mir eigentlich überlegt, wie es wäre, wenn wir auf dieser Seite des Rheins fahren würden ... und uns dann mit der Fähre übersetzen ließen ... Ich kenn' diese Seite noch gar nicht so richtig ... Ja, lach mich nicht aus ... aber früher bin ich immer möglichst eilig über Oberkassel und Beuel nach Bonn gerast ... als ob's nichts anderes auf der Welt gäbe ... Während ich im Krankenhaus lag, hat sich's dann richtig wie 'ne fixe Idee in mir festgesetzt ... ich wollt' durchaus über Godesberg zurück ... wollt' mal unser Königswinter von der anderen Seite sehen."
Die sonst so stille Frau plaudert munter drauflos. Das Gefühl, dem Leben wiedergeschenkt zu sein, hat ihr die Zunge gelöst.
Plötzlich durchfährt es Peter siedend. Verflixt, sie müssen ja bei Mehlem über den Rhein. Das kostet Fährgeld. Und er hat noch genau eine Mark in der Tasche. Aber nun ist es zu spät. Peter überwindet rasch den peinlichen Gedanken. Er hat die beneidenswerte Gabe, unangenehme Dinge einfach beiseite zu schieben und seinem guten Stern zu vertrauen. Irgendwie wird sich der Fall schon klären.
Doch schon taucht eine neue Schwierigkeit auf. Sibylla möchte auf der Godesburg Station machen und Kaffee trinken. Peter findet keine Ausflüchte. So parkt er am Fuße des Basaltkegels, der die Ruine der Godesburg trägt. Sie steigen die Treppen empor. Peter hat Sibyllas Arm genommen, in dem anderen hält

sie den Fliederstrauß. Sie sind fast wie ein junges Paar auf der Hochzeitsreise.
Dann sitzen sie oben, direkt an der Brüstung des Cafés. Sibylla ist still geworden. Sie blickt versonnen über die Landschaft jenseits des Rheins, die Hügel des Siebengebirges, die bläulich unter dem Sonnenglast liegen. Wo die Höhen in den schimmernden Strom hinabgleiten, ziehen sich, wie aus der Spielzeugschachtel aneinandergereiht, die Dörfer am Ufer entlang. Küdinghofen und Ramersdorf und Oberkassel. Der Strom selber ist ein buntbewegtes Bild von weißen Booten und malerischen Rauchfahnen.
Sibylla kneift die Augen zusammen und späht nach Südwesten hinüber. „Kann man eigentlich mein Haus von hier sehen?"
Eine Zeitlang suchen sie gemeinsam, glauben es schließlich gefunden zu haben und freuen sich fast wie Kinder.
Die Sonne sticht. Irgendwo hinter dem Horizont grummelt es. Graues Gewölk steht im Westen.
„Ich glaube, es wird Zeit . . .", sagt Sibylla leise. „Am liebsten würde ich ja hier sitzen bleiben, bis der Mond aufgegangen ist."
Nun muß Peter Farbe bekennen: „Es ist mir furchtbar peinlich, Billa . . . aber ich bin in Bonn heut nicht mehr zur Bank gekommen . . . und . . ."
Sibylla begreift sofort. „Aber, Pitter, du bist heute doch selbstverständlich mein Gast . . . Entschuldige, daß ich dich mit meinen ausgefallenen Wünschen überhaupt so in Verlegenheit gebracht hab' . . ." Sie kramt in ihrem Handtäschchen und reicht ihm ein kleines rotledernes Portemonnaie.
Er blickt sich verlegen um, ob auch niemand diese kleine Szene bemerkt, und läßt dann hastig die Geldbörse in der Tasche verschwinden.
„Am Tag nach Himmelfahrt fahr' ich gleich zur Bank, Billa . . . und dann . . ."
„. . . werd' ich bitterböse, wenn du überhaupt noch mal darüber redest, Pitter . . ." beschließt Sibylla kategorisch das Gespräch.
Während sie mit der Fähre über den Rhein setzen, drängt dunkles Gewölk von Westen herauf, und kleine Windwirbel tanzen über das Wasser. Und als sie über die Kiesauffahrt der Zanderschen Villa fahren, rauscht eine erste heftige Bö durch die alten Bäume des Parkes.

„Das hast du wunderbar abgepaßt, Pitter!"
Sie halten vor der breiten Terrasse. Peter springt um den Wagen herum, öffnet den Schlag und hilft der jungen Frau aus dem Sitz.
Da spürt er plötzlich, wie sie sich schwer auf seinen Arm stützt. Tiefe Blässe zieht über ihr Gesicht. Sie schwankt. Der Fliederstrauß gleitet zu Boden.
Wortlos führt er die Zitternde zur Treppe und geleitet sie die breiten Stufen empor. In der Verandatür ist nun auch Frau Kubiak erschienen. Als sie die junge Frau hilflos im Arm des jungen Mannes hängen sieht, beginnt sie zu jammern.
Peter schiebt sie beiseite und führt Sibylla ins Haus.
Die junge Frau blickt mit einem hilflosen Lächeln zu dem Manne auf. „Es war ein so schöner Tag, Pitter ... aber ich hab' mir wohl doch wieder ein bißchen viel zugetraut ... Sei mir nicht böse ..."
Da will ihn wieder jenes seltsame Mitgefühl packen, das schon einmal wie ein Hauch über sein Wesen hinweggestrichen ist, damals im Park der Klinik ... Aber auch diesmal vergeht es so rasch, wie es gekommen ist.
Während Frau Kubiak, immer noch jammernd, einen Stuhl für die junge Frau zurechtrückt, löst sich aus dem dämmerigen Hintergrund des Raumes eine dunkle Gestalt. Sie nähert sich ohne Hast der kleinen Gruppe und sagt ruhig: „Willkommen daheim, gnädiges Fräulein!"
Sibylla öffnet die Augen: „Ah, Charles! Guten Tag!"
Es ist der Diener Charles. Früher hieß er einmal schlicht Karl. Aber nachdem er den alten Zander öfters nach Paris begleiten durfte, hat er sich ausgebeten, Charles genannt zu werden. Und dabei ist es natürlich geblieben, als Sibylla ihn mit dem ganzen Inventar nach dem Tode ihres Vaters übernahm.
Mit emporgezogenen Augenbrauen steht er da: „Darf ich dem gnädigen Fräulein irgendwie behilflich sein?"
Peter gibt die Antwort: „Das gnädige Fräulein braucht Ruhe, nichts als Ruhe!"
Charles mustert den jungen Mann mit einer Andeutung von Verachtung: „Ruhe wird das gnädige Fräulein in ihrem eigenen Hause finden, mein Herr! Dafür werde ich schon sorgen!"
„Ich möchte gleich nach oben, Pitter ... Entschuldige mich ...

Und wenn du dich stärken mußt – Charles wird dir die Hausbar zeigen . . .“ Sie reicht ihm die Hand und geht mit leicht schwankenden Schritten zur Tür. Im Hinausgehen wendet sie sich noch einmal um: „Und Dank, tausend Dank für den schönen Tag!“

Peter holt Decken, Fliederstrauß und Köfferchen aus dem Wagen und stapelt alles säuberlich auf einen Sessel. Die ersten schweren Regentropfen klatschen auf die Terrasse, Bäume und Sträucher biegen sich unter den wütenden Stößen des Windes. Donner grollt ganz nahe.

Während Gustav den Wagen ums Haus in die Garage bugsiert, schließt Peter die Verandatür und setzt sich in einen der tiefen Sessel. Wieder taucht Charles aus der Tiefe des Raumes auf. „Wünscht der Herr vielleicht einen Kognak?“

„Aber natürlich“, erwidert Peter und möchte hinzufügen: „Du Nachtgespenst!“ Aber er verbeißt sich diese Bemerkung.

Charles hat die Lampe am Kamin angedreht. In ihrem Schein wählt er unter den Flaschen der kleinen Hausbar. Interessiert sieht ihm Peter dabei zu. Charles hebt eine Flasche ins Licht, mustert das Etikett und stellt sie wieder an ihren Platz. ‚Spitzen-Marke‘ hat Peter gesehen. Dann nimmt Charles eine andere Flasche mit einem undefinierbaren Etikett. Er nickt, entkorkt die Flasche und . . .

Ruhig sagt Peter: „Sie müssen sich merken, Charles: ich bin die besseren Sachen gewohnt! Nehmen Sie ruhig, was Sie zuerst in der Hand hatten!“

Wortlos holt der Diener wieder die erste Flasche hervor, schenkt ein, stellt Peter das Glas auf den Tisch und verschwindet dann lautlos.

Peter grinst hinter ihm her, schüttet den Kognak in einem Zug durch die Kehle und zündet sich eine Zigarette an.

Draußen ist das Unwetter losgebrochen. Regenschleier verhängen zuweilen den Strom, der nun bleigrau dahinfließt. Nur ein einzelner großer Dampfer zieht mit wirbelnder Rauchfahne dahin.

Peter blickt sich im Zimmer um. Die Lampe am Kamin streut nur einen matten Schimmer in den Raum. Dann und wann schlagen fahle Lichtblitze herein.

Er hat sich erhoben und geht nun langsam durch das Zimmer.

Der schwere gedämpft-farbene Teppich schluckt das Geräusch der Schritte. Der junge Mann streicht an dem schweren geschnitzten Schreibtisch vorbei. Er betrachtet das massive Schreibgerät, hebt einen metallisch funkelnden Brieföffner und läßt ihn mit leisem Klirren wieder auf die Platte fallen. Er bewegt sich langsam zum Kamin hinüber, läßt sich in einen der tiefen rostbraunen Sessel sinken, spielt eine Weile mit der schweren kupfernen Zange. Dann steht er wieder auf, streicht mit den Augen über die lange Reihe der schimmernden Buchrücken, die links und rechts vom Kamin stehen. Stück für Stück begutachtet er, was im Raume ist: die zarten Porzellane in einem Mahagonischrank und den mächtigen Bronzeleuchter, die getäfelten Wände und die fremdartigen Gemälde. Van Gogh steht auf einem von ihnen, Nolde auf einem anderen. Er weiß, daß sie ungeheure Werte darstellen.

Ein nie gekanntes Gefühl hat von ihm Besitz ergriffen. Eines Tages, sagt er zu sich selber, eines Tages wird dir dies alles nicht mehr fremd sein. Da wird es dir gehören, und der Diener Charles wird es nicht mehr wagen, dir einen Kognak aus einer Flasche mit undefinierbarem Etikett anzubieten.

Draußen ist es wieder heller geworden. Peter lauscht ins Haus hinein. Totenstille. Da schenkt er sich rasch noch einmal das Glas voll Kognak.

Wenige Minuten später tritt er auf die Terrasse hinaus. Es regnet nicht mehr. Ein kühler Wind schüttelt nun die Tropfen von den Bäumen. Ein paarmal atmet Peter tief. Da steht wie ein böser Schatten wieder der Diener Charles hinter ihm in der Verandatür.

Peter überwindet seine Abneigung und sagt freundlich: „Auf Wiedersehen!"

„Guten Tag!" erwidert Charles. Mit einem kleinen Knall fällt die Verandatür ins Schloß.

Peter will die breite Treppe hinabsteigen. Da fühlt er in der Hosentasche einen harten Gegenstand: Sibyllas rote Geldbörse. Eine Weile hält er sie überlegend in der Hand. Dann geht er noch einmal zurück und legt sie auf einen Fenstervorsprung der Veranda. Gleich darauf schreitet er eilig durch den Park zum Rhein hinunter.

Auf dem Weg nach Hause spürt er den Hunger. Aber sowiel er

auch rechnet, seine Barschaft reicht nicht mehr für das einfachste Abendbrot. Verdrießlich steigt er zu seinem Zimmer empor und wirft sich auf die Couch.

„Dummkopf! Für fünfzehn Mark Blumen!" höhnt er. „Für zehn Mark hätten's auch getan! Nun liegen sie da und vertrocknen!" Aber gleich darauf tröstet er sich mit dem Gedanken, daß es vielleicht doch eine gute Kapitalanlage gewesen ist, aus der das beste Geschäft seines Lebens werden kann.

Spät am Abend hält er es nicht mehr aus. Er steigt in die Küche hinunter. Durchs Schlüsselloch schimmert Licht. Frau Pratsch öffnet. Sie hat hochrote Wangen und sieht ihm erwartungsvoll entgegen. „Ah, Pitter, du ... bist du schon lange im Haus ...? Ich hab' dich gar nicht kommen hören ..."

„Verzeihung, Mutter Pratsch, haben Sie vielleicht etwas Eßbares im Haus? ... Ich hab' nämlich vergessen, mir was zu holen ... und da ..."

„Komm 'rein, Jung, ich mach dir ein paar Brote ... und dann will ich dir was erzählen."

Sie baut rasch einen Teller mit belegten Broten, dick mit Wurst und Käse belegten Broten, vor ihm auf. Sie kramt eifrig unten im Küchenschrank herum und fördert eine Flasche Wein zutage. Sie entkorkt sie umständlich, schenkt zwei Gläser voll und sagt dann mit zittriger Stimme: „Und nun woll'n wir miteinander anstoßen, Pitter ..."

„Aber weshalb denn so feierlich, Mutter Pratsch?" fragt Peter, mit vollen Backen kauend. „Was ist denn eigentlich los?"

„Wir woll'n auf meinen Jung anstoßen, Pitter ... auf Herbert, deinen Freund ..."

Mit einemmal laufen ihr die hellen Tränen über die alten, runzeligen Wangen, und sie schluchzt: „Heut ist nämlich ein Telegramm gekommen ... von einem Kameraden, der mit ihm im Lager war ... der ist schon zu Haus ... und Herbert soll vierzehn Tage später auch entlassen werden ... Er ist schon unterwegs."

Sie kramt in ihrer Schürzentasche umher, holt ein zerknittertes und durchnäßtes Stück Papier hervor und reicht es Pitter mit zitternden Händen hin: „Da ... lies selber, Pitter!"

Peter blickt mit flatternden Augen darauf nieder. Er ist kalkweiß geworden.

„Brauchst keine Angst zu haben, Pitter ... ich setz' dich nicht auf die Straße ... Weshalb sollt' ihr nicht eine Zeitlang zusammen wohnen, du und der Herbert ... ihr habt euch früher doch immer so gut vertragen ... laß ihn nur erst hier sein!"

16

‚Es wird Zeit, daß etwas geschieht', denkt Peter van Booven und zerknüllt den Brief, den ihm eben Frau Pratsch hereingebracht hat. Darin teilt ihm Matz kurz und bündig mit, daß die hundert Mark ‚in Sache Franz und Schang' aufgebraucht seien und der Anwalt dringend weiteren Vorschuß fordere; sonst müsse die Angelegenheit ihren Lauf nehmen, und der würde Peter bestimmt nicht angenehm sein können.
Da ist sie also, die neue Drehung der Schraube. Peter hat sie erwartet; aber er hat nicht gedacht, daß sie so rasch kommen würde.
Er entsinnt sich, was ihm Paula neulich von Schang erzählt hat. Das beste wäre, er würde einmal nach Düsseldorf hinüberfahren und mit Schang selber sprechen; vielleicht könnten sie dann gemeinsam etwas gegen jene erpresserische Kröte unternehmen. Aber woher das Reisegeld nehmen? Peter lebt seit Tagen schon wieder vom Pump. Mancher Bekannte hat ihm ‚eben mal schnell aushelfen' müssen.
Selbst Frau Pratsch hat tief in ihren schmalen Geldbeutel gegriffen. Sie lebt ganz in der Vorfreude auf Herberts Heimkehr und zeigt in diesen Tagen besonders viel mütterliche Nachsicht mit Peters leichtsinniger Art. So wagt er einen zweiten Pumpversuch bei ihr. Er glückt. „Dreißig Mark kann ich dir noch geben, Pitter ... aber dann bin ich auch am Ende ... Wenn nur erst der Herbert hier wäre!"
Von der nahen Kirche schlägt es acht. Eigentlich die rechte Zeit für einen kleinen Abendbesuch bei Sibylla, überlegt Peter. Seitdem er die junge Frau vor ein paar Tagen aus der Klinik abholte, hat er sie etliche Male wiedergesehen. Sie haben meistens abends ein Stündchen auf der Terrasse zusammengesessen, haben zusammen eine Flasche Wein getrunken, die der Diener Charles

mit stirnrunzelndem Schweigen kredenzte, und haben immer wieder von den alten Zeiten gesprochen. Oft muß Peter die Unterhaltung allein bestreiten. Sibylla ermüdet schnell, ihre Züge bekommen unversehens harte Linien, und erschöpft schließt sie die Augen. Peter weiß dann, daß es Zeit zum Aufbruch ist. Er fühlt, daß sie ihn gern bei sich sieht. Sie tritt ihm stets mit jener gewinnenden Selbstverständlichkeit entgegen, wie man sie nur guten alten Freunden schenkt. Und wenn er spricht und lachend die Zähne blitzen läßt, dann hängen ihre grauen, sonst so kühlen Augen voll Wärme an seinen Lippen.

Aber eben diese Selbstverständlichkeit macht ihn anderseits unruhig. Er fürchtet, daß Sibylla in ihm nur den Freund und nicht den Mann sieht. Das würde seine Pläne auf ein totes Gleis schieben. Es muß etwas geschehen, ja es muß bald etwas geschehen.

Als Peter an diesem Abend über den breiten Kiesweg auf das Haus zugeht, kommt ihm Doktor Linz entgegen. Der junge Mann nickt einen kurzen Gruß; der Arzt bleibt stehen, als wolle er Peter anreden, knurrt dann aber nur ein paar Worte vor sich hin und schreitet eilig weiter.

Dann sitzen Peter und Sibylla in der ersten Abenddämmerung auf der Terrasse. Eine Ampel schimmert milde auf den weißen Gartentisch, und der Wein blinkt in den Gläsern. Vom Rhein herauf tönen Lachen und Gesang, einmal klirrt und klingelt die Siebengebirgsbahn vorüber.

„Ich werde mich zwei Tage nicht bei dir sehen lassen, Billa . . ."

Die junge Frau blickt ihn fragend an.

„Eine kleine Reise . . . nach Düsseldorf . . . geschäftlich . . ."

Sie ist ehrlich erfreut. Wie oft hat sie sich schon Gedanken darüber gemacht, wovon dieser junge Mann eigentlich lebt. Wenn sie einmal vorsichtige Fragen gestellt hat, so ist Peter ausgewichen und hat von einigen ‚laufenden Dingen' gesprochen, die sich erst auf längere Sicht bezahlt machen würden. Sie glaubt nicht recht an solche Wechsel auf die Zukunft; anderseits wehrt sich alles in ihr gegen den Gedanken, daß er ein Nichtstuer und Taugenichts sein könnte. Sie hat schon überlegt, ob es nicht vielleicht gut wäre, einmal den Direktor Hersbach auf den befähigten jungen Mann aufmerksam zu machen.

Diese Geschäftsreise nun zeigt ihr, daß er nicht in den Tag hin-

einbummelt, sondern daß er tatsächlich arbeitet und etwas unternimmt.
„Wann willst du denn fahren, Pitter?"
„Morgen früh ... Übermorgen abend hoff' ich zurück zu sein ..."
Sibylla denkt einen Augenblick nach: „Schade ... wenn's einen Tag Zeit hätte, könnten wir vielleicht zusammen fahren ... Ich muß mich sowieso noch vor Pfingsten mal wieder in Krefeld sehen lassen ... könnte dich also gut in Düsseldorf absetzen und am nächsten Tage wieder mit zurücknehmen ..."
Peter ist gleich Feuer und Flamme. „Aber klar, Billa, natürlich kann ich meine Fahrt um einen Tag verschieben ... das wäre ja prima ..."
„Also abgemacht, Pitter ... ich werd' morgen gleich mal mit Hersbach telefonieren, daß er mir ein Hotelzimmer in Krefeld bestellt ..."
Peters Gesicht zeigt ein wenig Enttäuschung. „Nein, Billa, ich wüßte da eigentlich einen besseren Vorschlag zu machen. Wie wär's, wenn du am Abend wieder nach Düsseldorf 'rüberkämst, und wir gingen ein bißchen bummeln ..."
Sibyllas Augen bekommen einen träumerischen Glanz. „Bummeln ... das wär' 'ne Idee ... und was meinst du, wenn wir uns vorher Gründgens ansehen würden ... wenn wir Glück haben, gibt's noch mal den ‚Hamlet' ..."
Und schon ist sie mitten im Pläneschmieden. Vor Eifer bekommt Sibyllas Gesicht sogar ein bißchen Farbe.
„... und welchen Wagen wollen wir nehmen?"
Peter hat plötzlich Herzklopfen. Ja, er hat richtig gehört: „wir" hat Sibylla gesagt. Es klingt, als gehörten ihnen die Wagen gemeinsam. Er hat in diesen Tagen ein feines Gehör für so etwas bekommen.
„Natürlich den Sport ... Gustav kann dann zu Hause bleiben ... ich bring' dein kostbares Leben schon heil über die Strecke ..."
Er starrt nachdenklich vor sich hin. Was hat er doch eben gesagt? „Dein kostbares Leben?" Ist das nicht ein blutiger Hohn nach allem, was er von der nächsten Zukunft der jungen Frau weiß, nach allem auch, was er an Plänen um sie spinnt?
Sibylla mißdeutet sein Schweigen. „Na, Bedenken?"

„Nein, nein ... ich schwelge schon in Vorfreuden ...“
Jetzt hat die Reise nach Düsseldorf für ihn einen anderen Sinn bekommen. Der Fall Matz ist nicht mehr so wichtig, obwohl er ihn selbstverständlich mit erledigen wird.

Strahlender Sonnenschein begleitet sie auf ihrer Fahrt rheinabwärts. Peter hat sich von Frau Pratsch seinen grauen Anzug in Ordnung bringen lassen. Nur wenn man sehr genau hinsieht, erkennt man, daß die Ränder schon ein bißchen durchgestoßen sind. Sibylla trägt wieder das taubengraue Reisekostüm mit einem bunten Schal. Seit drei Tagen hat sie kein Pflaster mehr über der Wunde im Nacken.
Die junge Frau hat sogar darauf verzichten können, Rot auf die Wangen zu legen, so frisch sind ihre Farben. Sie ist außerordentlich unternehmungslustig und verbirgt ihre Vorfreude keineswegs.
„Hersbach hat Karten für Gründgens bestellt ... vorher essen wir im Breidenbacher Hof ... und danach ... na, da verlass' ich mich ganz auf dich, Pitter ... du wirst ja sicher deine Erfahrungen im Vergnügungsleben haben ... So 'ne muntere Bar wär' schon das rechte.“
„Du willst dich in eine Bar wagen?“ Peter ist überrascht.
„Weshalb denn nicht ... oder hast du etwa moralische Hemmungen?“
„Moralische Hemmungen? Nein!“ Aber dabei fallen ihm andere Hemmungen viel schwerer auf die Seele: Hoffentlich reichen die dreißig Mark dazu; sonst muß er womöglich Paula anpumpen. Oder Schang.
Als hätte Sibylla seine Gedanken erraten, sagte sie: „Aber laß uns von vornherein abmachen, daß jeder für sich selber bezahlt, ja? Wie sich's unter alten Freunden gehört.“
Es gibt ihm einen kleinen Stich. „Alte Freunde“ – aus diesem Zustand möchte er endlich mal heraus.
„Du wirst dich still darein ergeben, daß ich mich wenigstens auf dem Bummel als Kavalier zeige ...“
„Wenn du dich damit abfindest, daß du im Breidenbacher Hof und bei Gründgens mein Gast bist.“
„Wer ist nun eigentlich der Mann ... du oder ich?“
„Gott, Pitter ... bei dem Frauenüberschuß haben wir Frauen

allen Anlaß, uns auch mal von der spendablen Seite zu zeigen.“
Sibylla kennt sich selber nicht wieder, so aufgeschlossen und unbeschwert fühlt sie sich in Peters Nähe.
Er blickt sie fragend von der Seite an. Er weiß nicht recht, was er von ihren Worten halten soll, wie weit sich Scherz und Ernst in ihnen mischen.
Sie lächelt ihm zu. Peter gefällt ihr auf dieser Fahrt besser denn je. Die schicke weiße Autokappe, die sie für ihn aus den Beständen des Vaters hervorgeholt hat, steht ihm gut zu seinem leichtgebräunten Gesicht. Seine Augen kommen ihr heute besonders hell vor. Er lenkt den Wagen mit ruhigen Bewegungen, schaltet ohne Hast und zeigt nicht die Spur von Nervosität, als in Benrath ein kleines Kind vor den Wagen springt. Sie hat das Gefühl, ihm völlig vertrauen zu können.
Gegen Mittag sind sie in Düsseldorf. Am Corneliusdenkmal trennen sie sich. Sibylla setzt sich ans Steuer.
„Mach's gut, Pitter ... und Hals- und Beinbruch bei deinen Geschäften! Vergiß nicht, um sieben Uhr wieder hier zu sein.“
Mit einem leisen Lächeln sieht Peter dem Wagen nach. Sibyllas bunter Schal flattert lustig im Wind.
Aus einer Konditorei ruft er Paula an. Sie meldet sich mit verschlafener Stimme, ist aber sofort hellwach, als sie vernimmt, daß Peter in der Nähe ist.
„Du mußt sofort kommen, Jung ...“ ruft sie erfreut.
„Aber nur wegen des Telefonbuchs mit der Nummer von Schang“, erwidert er.
„Nur wegen des Telefonbuches!“ gibt Paula bedeutungsvoll zurück.
Paula ist noch im Negligé, als Peter eine Viertelstunde später an der Tür ihrer kleinen, modern eingerichteten Anderthalb-Zimmer-Wohnung klingelt. Puder ist hastig und ungleich über das Gesicht getupft, und die langen platinblonden Haare fallen strähnig auseinander. Doch Paula strahlt.
„Du hast Glück, Jung ... Eigentlich wollt' mein ‚Fester‘ heute von Krefeld 'rüberkommen ... aber der hat gestern abtelefoniert ... seine Chefin käm' heute 'rübergerutscht ... Ich hab' also den ganzen Abend Zeit für dich ... in der ‚Gondel‘ und dann ...“
Dabei lächelt sie ihn verheißungsvoll an.

„Hm!“ macht er kurz. Es ist ihm unangenehm, daß er eben aus diesem Munde an Sibylla erinnert wurde.
„Na, das klingt nicht gerade überzeugend . . .“ schmollt sie.
„Ja, du mußt nämlich wissen, ich bin nicht allein in Düsseldorf . . .“
„. . . 'ne Frau?“
Peter nickt.
Sie kriegt einen kleinen bösen Blick: „Da hättest du ja gar nicht zu mir zu kommen brauchen.“
„Ich hab' nichts mit ihr“, schneidet er dem Mädchen kurz das Wort ab.
„Das sagt Pitter van Booven!“ lacht sie ironisch.
„Und in diesem Fall stimmt's sogar.“
„Na, dann muß das aber eine Ziege sein!“
„Laß das!“ sagt Pitter barsch.
Bei einer Zigarette versöhnen sie sich wieder. Dann versucht Peter, telefonisch Schang zu erreichen. ‚Brendemöhl, Johannes, Kohlen-Großhandlung‘, steht im Telefonbuch.
„Tut mir leid. Herr Brendemöhl ist heut' gar nicht in Düsseldorf . . . nein, in Bochum ist Verbandssitzung . . . er kommt erst am Abend zurück . . .“ Peter soll am Abend noch einmal anrufen.
„Was willst du eigentlich von Schang?“ möchte Paula wissen.
„Geschäfte!“ weicht er aus.
Paula geht in die Küche, um ein Frühstück anzurichten.
„Wo wohnst du denn?“ ruft sie durch die Tür.
„Bis jetzt noch nirgends . . .“
„Wie wär's denn mit Hotel Paula?“
„Und wenn dein ‚Fester‘ darüber ankommt, gibt's 'ne Prügelei.“
„Das is'n vornehmer Herr, der meldet sich immer telefonisch an.“
„Woll'n sehn!“
„Ach so . . . Sie erlaubt's wohl nicht, was?“
„Sie hat gar nichts zu erlauben . . . du kennst mich ja . . .“
„Leider!“
Um zwei Uhr muß Paula zur Probe ins Theater. Sie hat durch die vorsichtige Vermittlung ihres ‚Festen‘ eine kleine Rolle als zweite Soubrette bekommen. „Mach's dir hier solange bequem, Jung!“

Peter macht sich's bequem. Er blättert in ein paar Zeitschriften, raucht Kette und denkt dabei: „Wenn's bloß erst Abend wär' . . ."
Schließlich hält er es nicht mehr aus. Er schreibt einen kleinen Zettel, daß er sich morgen wieder melden würde, und macht sich auf den Weg. Er wandert durch die Straßen, betrachtet die Auslagen in den Schaufenstern, setzt sich eine Weile im Hofgarten auf eine Bank und ertappt sich immer wieder dabei, daß er auf die Armbanduhr schaut.
Eine Art Jagdfieber hat ihn gepackt. Er muß die Entscheidung so rasch wie möglich herbeizwingen.
Als er sich gegen sieben Uhr dem Corneliusdenkmal nähert, sieht er von weitem den dunkelblauen Wagen Sibyllas halten. Sie ist nicht allein. Hersbach sitzt neben ihr.
„Ich hab' Herrn Hersbach beschwatzt, daß er mit uns essen geht, Pitter."
Hersbach deutet im Sitzen eine kleine Verbeugung an und blickt süßsauer drein. Er scheint sich nicht ganz sicher zu fühlen in der Rolle, die Sibylla ihm zugedacht hat.
Peter betrachtet den Mann mit unverhohlener Neugier. Paula hat wirklich einen guten Geschmack. Daß dieses kleine naivverderbte Luderchen ausgerechnet einen solchen seriösen älteren Herrn umgarnen konnte!
„Fahren wir zu dritt?" fragt Sibylla. „Es ist ja nicht weit."
Peter klemmt sich neben Hersbach auf den Sitz. Der Direktor zupft nervös an seiner Bügelfalte.
Im Breidenbacher Hof ist um diese Zeit noch nicht viel los. Die Kellner gleiten lautlos über die dicken Teppiche und schwärmen mit Schüsseln und Tellern geschäftig um die wenigen besetzten Tische.
Während die Speisen auf gläsernen Tischen herangerollt werden, denkt Peter an die dreißig Mark in seiner Tasche. „Wenn das nur gut geht!"
Gleich nach dem Dessert entschuldigt er sich und fragt sich zum Telefon in der Halle durch.
Er hat Glück. Schang ist nach Hause gekommen. Seine Stimme klingt fettig aus der Hörmuschel.
„Mensch, Pitter . . . Kumpan aus schwarzen Tagen . . . komm, komm sofort . . . setz dich in deinen Wagen und komm . . . der

Sekt ist kalt! Wie . . .? Du hast noch keinen eigenen Wagen . . .? Ja, um Himmels willen . . . was hast du denn eigentlich in den letzten Jahren getrieben . . .? Ein Kerl wie du und keinen eigenen Wagen . . .?"
„Ich kann so nicht kommen, Schang . . . ich bin mit 'ner Dame hier."
„Wär 'n Wunder, wenn's anders wär' . . . Bring sie mit . . ."
„Geht nicht, Schang . . . Außerdem hab' ich was Ernstes mit dir zu besprechen, was nicht jeder zu hören braucht . . . Kann ich morgen vormittag mal bei dir vorbeikommen . . .?"
„Pech, mein Lieber . . . morgen muß ich zu Bankverhandlungen nach Hagen 'rüber."
„Aber es ist wirklich dringend . . . Es handelt sich nämlich um Matz . . ."
Dröhnendes Gelächter auf der anderen Seite: „Was? Du auch?"
„Mir ist verdammt nicht nach Lachen zumute!"
„Trag's mit Würde . . .!"
„Gut gesagt, wenn man keinen Groschen in der Tasche hat . . ."
„Was ist denn mit dir los? . . . Na, ich merk' schon, der Pitter braucht Trost . . . also gut, ich hab' 'nen anderen Vorschlag: wir treffen uns später in 'ner Bar . . . am besten in der ‚Gondel' . . . nehmen ordentlich einen zur Brust und . . ."
„Ich geh' erst noch ins Theater."
„Junge, der Peter tut was für seine Bildung . . ."
„Quatsch, ich bin eingeladen."
„Und nachher . . ."
„Muß ich mich erst noch um die Frau kümmern!"
„Bring' die Dame doch mit in die ‚Gondel' . . ."
„Ja du . . . ich weiß nicht recht . . ."
„Oder schämst du dich etwa deiner alten Freunde . . .?"
„Dummes Zeug!"
„Na also . . . außerdem hab' ich in der ‚Gondel' 'ne kleine Überraschung für dich parat."
Was bleibt ihm anderes übrig? Er muß dringend mit Schang sprechen, und er darf Sibylla heute abend nicht sitzenlassen. Peter kann sich denken, was das für eine Überraschung ist. Aber er will Schang die Freude nicht verderben. So sagt er widerstrebend zu.

Als er an den Tisch zurückkommt, bezahlt Hersbach gerade die Rechnung. Peter schwankt zwischen Ärger und Verlegenheit.
„Betrachten Sie sich heute als Gast der Zander-Werke, Herr van Booven!" sagt Hersbach weltmännisch mit einem kleinen Seitenblick auf Sibylla.
Die junge Frau fragt neugierig: „Nun, schon wieder die Geschäfte, Pitter ... Erfolgreich?"
„Teils ... teils ..."
Peter und Sibylla fahren allein zum Theater. Hersbach verabschiedet sich vor dem Breidenbacher Hof. „Eine kleine Besprechung ... ich hole Sie vom Theater ab, wenn's nicht stört ...!"
„Kann man den Hersbach nicht irgendwie abwimmeln?" fragt Peter unterwegs.
„Ich fürchte, das würde er als eine Zurücksetzung empfinden!"
„Nee, Billa, das weiß ich besser ... Er wäre dankbar gewesen, wenn wir ihn weggeschickt hätten ..."
„Wieso ...?"
„Der Kavalier weiß was und schweigt ...", grinst Peter spitzbübisch.
„Das mag sein, Pitter ... Aber ich hab' schon meine Absichten, wenn ich dich mit Hersbach zusammenbringe ... das darfst du mir glauben."
Peter sieht sie betroffen an. Der kühle, geschäftsmäßige Ton in ihrer Stimme macht ihn stutzig.
Bei Gründgens gibt's nicht den ‚Hamlet'. Peter ist froh. Er hält nicht viel von diesem unverdaulichen klassischen Zeugs ... Es ist ihm seit der Penne verleidet. Eine französische Ehekomödie voller kleiner boshafter Weisheiten und Anzüglichkeiten schillert auf der Bühne. Sie amüsieren sich köstlich.
Einmal wirft Sibylla lachend den Kopf in den Nacken. Peter vernimmt einen leichten Schmerzensschrei. Er sieht im Widerschein des Rampenlichts, wie ihr Gesicht sich mit tödlicher Blässe überzieht. Ihre Finger tasten zitternd nach dem Nacken.
„Was ist, Billa?"
„Nichts ... ich hab' mich ein bißchen hastig bewegt ... Es stach plötzlich", flüstert die junge Frau mit geschlossenen Augen.
Sie ist froh, daß gleich darauf Pause ist und sie am Arm Peters ein wenig vor der Tür auf und ab gehen kann. Die Leute blicken zu ihnen hin: der schlanke, dabei breitschultrige Mann und die

fast schmächtige elegante junge Frau, auf deren Antlitz nun wieder ein Schimmer von Leid liegt – sie sind ein interessantes Paar.
„Soll ich dich auch lieber nachher gleich ins Hotel bringen, Billa?"
„Aber Pitter . . . nein, ich will nicht auf unsern Barbummel verzichten . . . Laß mich doch ruhig mal leichtsinnig sein."
Hersbach wartet nach der Vorstellung vor dem Portal. „Na, Herr Hersbach, Besprechung schon zu Ende?" kann sich Peter nicht verkneifen zu fragen.
„Danke, ja", murmelt der elegante Herr. „Wenn ich mir einen Vorschlag erlauben darf: Das ‚Tusculum' wäre der rechte Platz für einen Schlummer-Drink."
Peter reitet der Teufel: „Nee, Herr Hersbach . . . Frau Zander möchte heute mal so richtig bummeln gehn. Hier soll's doch irgendwo 'ne neue Bar geben . . . ‚Gondel' oder so ähnlich . . ."
Um Hersbachs Mundwinkel zuckt es nervös. „Vielleicht . . . mag sein . . . aber mir scheint das kaum der rechte Platz für . . ."
„Ach, ich denke doch, Frau Zander kann's wagen unter doppeltem männlichen Schutz . . . außerdem soll da 'ne tolle neue Sängerin sein . . . so'n aufgehender Stern . . . die wollen wir uns mal ansehn . . ."
Hersbach wird immer nervöser: „Ja . . . nein . . . ich wäre doch dankbar, wenn Sie mich beurlauben würden, gnädige Frau . . . mein Kopf . . . eine leichte Indisposition . . ."
Seine Verbeugung, sein Handkuß mißglücken diesmal. Mit steifen Schritten geht er zum Taxistand hinüber.
Erstaunt sieht Sibylla ihm nach: „Was hat er denn?"
„So, den sind wir los, Billa . . . Hat sicher was Besseres vor . . ."
Die ‚Gondel' ist nicht so schlecht, wie Peter sie gemacht hat. Ein Talmi-Traum aus Spiegelglas und rotem Samt, aus untadelig befrackten Kellnern und freigebig dekolletierten Bardamen. Sechs Musiker in hellgrauen Phantasieanzügen prasseln gerade eine Samba herunter, und auf dem Leuchtparkett wiegt sich ein Dutzend tanzbegeisterter Paare.
Peter und Sibylla nehmen an einem kleinen Tisch in einer Ecke Platz. Peter wählt mit Bedacht eine Flasche Schwedenpunsch. Dann blickt die junge Frau neugierig umher. Dieses Milieu ist ihr fremd und zwingt sie zu hundert seltsamen Fragen. Ob die

Frauen hinter der Bar ein festes Gehalt bekämen oder von dem leben müßten, was ihnen die Gäste zustecken. Ob man als Dame hier mit jedem tanzen müsse, der einen auffordere, oder ob man auch nein sagen dürfe. Ob der dicke Mann vor der Bar das sei, was man als ‚Lebemann' bezeichne. Dabei trinkt sie in hastigen kleinen Schlucken.

Peter gibt auf alle ihre Fragen geduldig Auskunft. Der dicke Mann an der Bar – er ist einstweilen der einzige Gast dort – erregt auch sein Interesse. Er wendet Peter den massigen Rücken zu. Seine Schenkel hängen wie altmodische Wolkenstores über die Ränder des Barhockers. Und auf seinem glänzenden Specknacken wölbt sich die polierte Kugel seines Kopfes. Irgend etwas an dieser Erscheinung kommt Peter bekannt vor. Ist es die Erinnerung an den amerikanischen Komiker ‚Fatty'.

„Ja, das ist unzweifelhaft ein Lebemann", erklärt er Sibylla, „und zwar einer von der schlimmsten Sorte. Brutal im Geschäftsleben und brutal in seinen privatesten Beziehungen . . ."

In diesem Augenblick wendet der ‚Lebemann' den Kopf. Peter stutzt; seine Augen weiten sich, als sähen sie ein Gespenst. Dann springt er auf und ruft: „Mensch, Schang . . ."

Schang dreht sich um, hüpft wie ein Gummiball vom Barschemel und rollt buchstäblich zwischen den Stühlen hindurch zu Peters Tisch.

„Pitter . . . Menschenskind! Unverändert . . . und verführerisch wie eh und je!"

Er faßt mit den kurzen Fingerwülsten seiner runden fleischigen Hand Peters Rechte und schüttelt sie ausdauernd.

Peter streift ihn mit einem anzüglichen Blick: „Schlag nicht gleich zu . . . aber du hast dich ziemlich verändert . . ."

„Stimmt! . . . Zweihundertsechzig Pfund ohne Verpackung . . . das gute Leben . . . Aber willst du mich nicht vorstellen?"

„Mein Freund Brendemöhl", sagt Peter kurz.

Schang verbeugt sich mit komischer Grazie vor Sibylla und faßt behutsam die schmale Hand, die sich ihm entgegenstreckt. „Sehr angenehm. Na, auch mal 'n bißchen bummeln? Doller Laden hier, allerlei los!"

Ohne Antwort abzuwarten, läßt er sich neben Sibylla in einen Sessel fallen und winkt den Ober heran: „Noch ein Glas!"

Sibylla hat ihn zunächst ein wenig hilflos und argwöhnisch an-

geguckt. Seine poltrige Art liegt ihr nicht. Aber sie gewöhnt sich rasch an ihn. Mit dem sicheren Instinkt der Frau spürt sie, daß er ein biederer, gescheiter Mann ist, der mit seinen beiden quicklebendigen Beinen fest und unverrückbar auf dieser Erde steht.

„Stellen Sie sich vor, Herr Brendemöhl, eben haben Pitter und ich uns darüber unterhalten, ob Sie wohl ein Lebemann wären?"

„Ein Lebemann? Ich . . .?" dröhnt Brendemöhl, daß die Musiker neugierig von ihrem Podium herüberblicken. „Der grundsolide Johannes Brendemöhl? Na, Gnädigste, wenn Sie mal 'nen richtigen Lebemann sehen möchten, dann gucken Sie sich nur den Pitter an . . . der hat's knüppeldick hinter . . ."

In diesem Augenblick versetzt ihm Pitter unter dem Tisch einen Tritt. Er tut es ein bißchen zu heftig, so daß auch Sibylla es merkt. Doch Johann Brendemöhl ist nicht leicht in Verlegenheit zu bringen: „Nanu, Pitter, neuerdings so empfindlich? Kannst du denn dafür, daß die Mädchen bei dir alle gleich schwach werden? Übrigens ist die Dingens hier . . . meine kleine Überraschung für dich . . . die Paula, der schwarzblonde Stern deiner ersten Mannesjahre . . ."

„So . . .?" meint Peter kurz.

„Sie läßt sich von einem graumelierten Herrn das Leben versüßen . . . Na, mir soll's recht sein . . . Ich bin bin von Natur aus nicht neidisch . . . Prost!"

Es wird ein lustiger Abend. Eine halbe Stunde später – Schang hat eine Flasche Sekt kommen lassen – tritt eine junge Frau mit langen platinblonden Haaren auf das Podium. Ein grünes Samtkleid umschließt knapp die vollschlanke Gestalt. Paula. Sofort erspäht sie Schang, Peter und Sibylla und nickt kurz herüber. Das kleine Orchester intoniert ein Liedchen. Paula beginnt zu singen.

„Schau mich bitte nicht so an . . ." Der Reiz ihrer seltsam gebrochenen Stimme wirkt auch diesmal wieder. Man hört sie gern und schaut sie noch lieber an.

Schang stößt Peter in die Seite: „Na, wie hat die sich gemacht?"

„Sie hat's verdient!" sagt Peter.

Als Sibylla später für kurze Zeit vom Tisch verschwindet, fällt Peter gleich mit der brennenden Frage über Schang her: „Was ist mit Matz los?"

„Was soll sein!“ erwidert Schang gelassen. „’n Mistkäfer, den man eigentlich tottreten müßte.“
„Er hat mich neulich in Königswinter überfallen ... hat mir erzählt, daß du und Franz eingelocht worden wäret ...“
„... und daß er Geld für einen guten Anwalt brauche, nicht?“
„Eben ...“, sagt Peter kläglich.
„.... und du hast es ihm gegeben?“
„Was blieb mir übrig ...“
„Ja, was bleibt uns übrig ... Mich schröpft er auf diese Weise seit einem halben Jahr ... nur mit dem Unterschied, daß er das Geld von mir für deinen Anwalt braucht.“
„Sag mal, Schang, stimmt denn die Sache mit den Zigaretten eigentlich?“
„Woher soll ich das wissen?“
„Aber wir können uns nun doch nicht ein ganzes Leben lang von ihm erpressen lassen.“
„Wieso nicht? Ich hab’ mich daran gewöhnt, ihm seine – Rente zu zahlen ... Mir würd’ fast was fehlen, wenn ich’s ihm nicht pünktlich am Ultimo überweisen könnte ...“
„Und Franz?“
„Dem geht’s ähnlich!“
„Ihr könnt’s ... aber ich, mit meinen paar Kröten ... Gerad’ jetzt will er wieder fünfzig Mark von mir haben ... und ich weiß noch nicht mal, womit ich die Flasche Schwedenpunsch da bezahlen soll ...“
„Versteh’ ich nicht, Pitter ... ’n Kerl wie du?“
Eben kommt Sibylla zurück. Sie wechseln das Thema. Als ein Englischer Walzer durch den Raum schwebt, bittet Peter sie um den Tanz. Sie liegt wie eine Feder in seinem Arm. Er spürt den Duft ihres Haares. Aber seltsam, die prickelnde Erregung, die ihn bei jeder anderen Frau überkommen hätte – hier bleibt sie aus. Er muß an die kleine Narbe in ihrem Nacken denken, die von einem seidenen Tuch verdeckt wird. Und einige Male ertappt er sich bei dem Gedanken: ‚Es muß etwas geschehen!‘
Sie tanzen noch häufig. Aber Peter vermeidet es, dem Podium mit der singenden Frau allzu nahe zu kommen.
Einmal fragt sie mit einem leisen Lauern im Blick: „Willst du nicht die hübsche kleine Sängerin zu uns an den Tisch holen, Pitter?“

„Warum? Interessiert sie dich, Billa?
„Gott", sagt sie, und es schwingt eine Spur von Eifersucht durch ihre Stimme. „Sie gehört schließlich zu deiner Vergangenheit."
„Eben ... und Gott sei Dank nicht mehr zu meiner Gegenwart!" schließt Peter rauh.
Aber gleich weicht die Verstimmung. Es ist weit nach Mitternacht. Aus dem Tanzen und Schreiten auf der Tanzfläche ist längst ein wildes Springen geworden. Sibylla hat einen kleinen Schwips, Schang rollt zwischen Tisch und Bar hin und her und schüttet den Sekt und die Mixgetränke glasweise in sich hinein. Er tätschelt Sibylla zärtlich den bloßen Arm, und die sonst so zurückhaltende Frau läßt es sich gefallen.
Ein paarmal singt Paula noch, aber nach jedem Lied verschwindet sie immer wieder rasch hinter dem rotsamtenen Vorhang.
Gegen drei Uhr flüstert ein Kellner Peter diskret ins Ohr: „Verzeihen Sie, mein Herr, man erwartet Sie im Foyer ..."
Peter erhebt sich unsicher und geht hinaus. Draußen steht Paula in einem hellbraunen Pelzmantel, die blonden Haare unter ein Kopftuch gezwängt.
„Nun?" sagt sie mit herausfordernder Stimme. „Wie ist das mit dem Hotel Paula?"
„Vielen Dank, Paula ... es geht nicht. Außerdem: was hätte es für einen Sinn? Lassen wir die Vergangenheit ruhn."
„Als ob du damals nach einem ‚Sinn' gefragt hättest, als du die kleine Ballettratte ..."
„Laß das ..."
„Ist sie das?" Paula macht eine Kopfbewegung nach drinnen. Eben klingen die seltsam abgehackten Takte eines Konzertstückes durch den samtenen Vorhang.
„Was soll das heißen ...?"
„Na, was du mit der vorhast, sieht doch alle Welt ..."
Er will sich brüsk zum Gehen wenden. Aber Paula packt ihn am Arm: „Ich hab' nicht geahnt, wie schnell du meinen praktischen Rat befolgen würdest ..."
„Was für 'nen Rat?"
„Na, denk mal nach ..."
Peter tut gekränkt: „Aber hör' mal!"
„Na ja, sie ist ja wahrhaftig keine Schönheit ... Und ich hab' euch ganz gut beim Tanzen beobachten können ... Ich weiß

doch, wie du bist, wenn du verliebt bist ... Nee, Jung ... und wieviel zahlt dir denn der Papa zu, wenn du sie ihm abnimmst?"
„Frag ich dich, was dir dein Graumelierter zahlt? 'n Abend!" Peter geht mit großen Schritten durch die Portiere.
Paula zischt hinter ihm her. „Auch dich wird's noch mal erwischen!" Dann stapft sie mit kleinen eigensinnigen Schritten hinaus.
Die Szenerie in der Bar hat sich inzwischen völlig verändert. Schang hat sich mit einer Kognakrunde für die Kapelle einen Platz am Flügel erkauft. Schwer hockt er auf dem kleinen Bock vor dem Instrument und tritt die Pedale, als gelte es, einen Lastwagen mit dem Gashebel auf Höchstfahrt zu bringen. Seine runden, klobigen Hände mit den kurzen Fingerwülsten wirbeln die Tastatur auf und nieder, hämmern rasante Takte oder gleiten merkwürdig weich hin und her. Sein massiger Körper hüpft auf und ab. Es ist eine Bewegung, in der sich Zartes und Groteskes seltsam mischen.
Kein Zweifel, Schang ist ein glänzender Spieler. Er läßt im steifen Stakkato ein Stück von de Falla daherstelzen, wechselt mit einer Improvisation in ein sentimentales Schlagerliedchen über, läßt fast ohne Übergang eine schwermütige Melodie von Chopin aufklingen.
Er ist ganz hingegeben, hält die dicken Lider halb geschlossen und spielt auch seelenruhig weiter, als eine angetrunkene Bardame aufkreischt.
Die Mattigkeit des Morgens kriecht in den Raum. Es wird kaum noch getanzt, an der Bar streiten sich zwei trunkene Herren im Smoking.
Sibylla lehnt mit geschlossenen Lidern in ihrem Sessel.
„Bist du müde?" fragt Peter behutsam.
Sie sieht ihn voll an, ein ferner Glanz von Glück steht in ihren Augen. Schweigend nickt sie.
Schang will die beiden noch mit zu sich schleppen. Aber Peter lehnt energisch ab. Da nimmt der dicke Mann ihn beiseite, nestelt in seiner Brieftasche umher und sagt: „Mann, Pitter ... beinahe hätt ich's vergessen! Du kriegst ja noch 'nen Hunderter von mir ..."
„Ich ... nee."

„Doch . . . doch . . . du weißt doch . . . natürlich weißt du's noch . . . ist bloß nett von dir, daß du mich nie gemahnt hast . . . aber ich hatt' es wahrhaftig total vergessen . . . und laß bald wieder von dir hören . . ."

Er drückt dem jungen Mann einen Schein in die Hand und stampft dann zur Bar hinüber. Kopfschüttelnd steckt Peter das Geld ein. Natürlich kann er's gut gebrauchen, die Flasche Schwedenpunsch hat fast sein ganzes Vermögen aufgezehrt.

So läßt er das Geld schnell in der Tasche verschwinden. Gott sei Dank, nun hat er wieder ein bißchen Luft. Aber gleich fällt der schreckliche Gedanke über ihn her, daß er ja den Photoapparat für Herbert ersetzen muß. An die tausend Mark – wo soll er die hernehmen? Jetzt wäre der rechte Augenblick, mit Schang darüber zu sprechen. Doch er kann es einfach nicht. Schang ist ein großzügiger Mann. Aber Peter schätzt diese Art von Großzügigkeit nicht – wenn sie von anderen geübt wird.

Also wendet er seine Gedanken dem Nächstliegenden zu: Sibylla. Sie hat einen seligen kleinen Schwips und schaut mit glänzenden Augen im Saal umher. Die junge Frau hat sich nicht mit der Frage beschäftigen müssen, ob sie eine Aufforderung ausschlagen darf oder nicht. Niemand forderte sie auf. Sie gehört nicht zu den Frauen, um die man sich bemüht.

Aber Sibylla ist längst über den Zustand hinweg, in dem sie das tragisch nehmen könnte. Ihre Augen hängen an Peter van Booven.

Langsam fahren sie durch die Straßen von Düsseldorf. Der Morgen ist frisch. Peter hat sorgsam eine Decke über Sibyllas schmächtige Gestalt gezogen. Nur ihr Gesicht schaut heraus, ein übernächtiges Gesicht im Frühlicht. Sie hat den Kopf auf das rote Polster zurückgelegt. Die Augen sind dunkel umschattet und ruhen nun unter den bläulichen Lidern aus. Aber der ein wenig zu große Mund ist zu einem zarten Lächeln geöffnet.

Fast behutsam lenkt Peter den Wagen die breite Königsallee hinunter. Milde steigt der Tag zur Rechten über den Trümmern, Neubauten und Bäumen herauf. Ein paar wattige Wölkchen stehen hoch und fern im Morgenhimmel. Die breite Straße ist leer. Erster Vogellärm schallt aus dem Grün der Anlagen herüber und übertönt zuweilen das feine Summen des Motors.

Peter kennt diese Morgenstunde nur allzu gut. Es ist der Augen-

blick, in dem die Herzen voll seliger Müdigkeit schwach werden.
Vorsichtig nimmt Peter den Fuß vom Gashebel. Unmerklich läuft der Wagen aus.
„Was ist, Pitter?" flüstert Sibylla leise, ohne die Augen zu öffnen.
Da beugt sich der junge Mann über das Antlitz auf dem roten Polster. Wie ein ferner Hauch gleiten seine Lippen über den Mund der Frau. Und in einem kleinen Verweilen fühlt er plötzlich, wie diese Lippen Antwort geben, eine zärtliche, schüchterne Antwort. Dann kommt von fern her Sibyllas spröde Stimme: „O Pitter!"
Die Decke ist ein wenig herabgeglitten. Er zieht sie zurecht und setzt dann gleich den Wagen wieder in Fahrt.
Wenig später halten sie vor dem Hotel. Peter klingelt den Nachtportier heraus. Mit ein bißchen taumeligen Schritten geht Sibylla an ihm vorbei in die Halle hinein. In der Tür dreht sie sich um und sagt mit einem verlegenen Lächeln: „Nimm doch bitte den Wagen mit und hol mich morgen ab, Pitter! Aber nicht zu früh, hörst du, nicht allzufrüh. Ich bin schrecklich müde . . . Gute Nacht! Es war wunderschön heute!" Dann ist sie verschwunden.
Peter hat keine Lust, sich in dieser Morgenstunde ein Hotel zu suchen. So fährt er hinaus, ein Stück nach Benrath zu. In einem Gasthaus, vor dem die riesigen Fernlastzüge halten, ist Betrieb. Er setzt sich an einen hölzernen Tisch mitten unter die Fahrer. Mißtrauisch mustern die Männer in den Lederjacken den frühen, eleganten Gast.
Peter bestellt sich eine Bockwurst mit Salat und verzehrt sie mit gutem Appetit.
‚Du hast dein Spiel halb gewonnen, dein großes Spiel!' Unaufhörlich kreist der Gedanke durch seinen Kopf.
Er spürt die neugierigen Blicke der Männer in den Lederjacken. Rasch kommt er mit ihnen ins Gespräch und bestellt eine Runde. Und gleich eine zweite und dritte. Die Fahrer loben fachgerecht den schicken Wagen draußen.
„Na ja", sagt Peter, „ich fahr ihn lieber als meine Limousine."
Schließlich übermannt ihn die Müdigkeit. Er legt den Kopf auf die Tischplatte.

Als Peter erwacht, ist es heller Tag. Erschrocken blickt er auf die Uhr. Sie zeigt die zehnte Morgenstunde.
Er muß sich besinnen, daß er in einer Schenke in der Nähe von Benrath sitzt. Die Fernlastzüge sind längst davongedonnert, der Geruch von schalem Bier steht im Raum.
Einen kurzen Augenblick will sich Peter von der trüben Morgenstimmung übermannen lassen. Dann aber muß er daran denken, was vor wenigen Stunden geschehen ist – und gleich lächelt er fröhlich vor sich hin. Richtig, draußen auf dem Parkplatz vor der Wirtschaft sieht er den chromschimmernden Sportwagen Sibyllas stehen.
„Ein Bier!" ruft er dem Wirt zu, der von der Theke herübergrinst. Er leert das Glas in einem Zuge und zählt dann seine Barschaft. 83 Mark sind ihm geblieben. Für den Augenblick hat er keine Sorgen außer der einen: ob Sibylla nicht schon auf ihn wartet.
Wenige Minuten später braust er nach Düsseldorf hinein. In einem kleinen Friseurgeschäft der Vorstadt läßt er sich eilig rasieren. Kurz darauf steht er in der Halle des Hotels.
„Ist Fräulein Zander schon unten?"
Der Empfangschef blickt auf das Schlüsselbrett: „Nein, die Dame ist noch auf ihrem Zimmer. Soll ich hinaufklingeln?"
„Danke, ich warte, bis Fräulein Zander herunterkommt. Sagen Sie der Dame dann bitte, daß sie im Schreibzimmer erwartet wird."
Er läßt sich Briefpapier geben und setzt sich an einen der Tische des Schreibzimmers, eines lichten Raumes mit seidenen Tapeten. Er denkt nicht lange nach. Mit großen Schriftzügen wirft er aufs Papier:
„Du Lump! Von Schang habe ich jetzt bestätigt bekommen, daß Du ein Lügner und Erpresser bist. Die Sache mit den Zigaretten ist ein ganz übler Dreh, um mir einen Hundertmarkschein nach dem andern . . ."
Aber schon stockt ihm die Füllfeder. Weiß er so genau, daß die Sache mit den Zigaretten ein übler Dreh ist? Darüber hat ihm auch Schang keine Auskunft geben können. Natürlich liegt der Verdacht nahe, daß Matz die ganze Geschichte erfunden hat, um seine Schwarzmarktpartner von einst laufend unter Druck zu setzen. Ebensogut aber kann seine Enthüllung stimmen. Dann

hätte die Kröte sie allerdings nach wie vor in der Hand. Und dann müßte es gefährlich sein, den Kerl zu reizen. Er kann genügend Unheil anrichten – gerade zu diesem Zeitpunkt, da es für Peter darauf ankommt, die dunklen Schatten der Vergangenheit ruhen zu lassen. Auch die kleinste Berührung mit der Polizei würde seine Pläne gefährden.

Mit der Schnelligkeit, die seinem Naturell zu eigen ist, schaltet Peter um. Soll die Kreatur mit den paar Mark glücklich werden! Er will nicht knausern, während für ihn Millionen auf dem Spiel stehen.

So läßt er sich am Empfangstisch eine Postanweisung geben. Sie wird nach umständlichem Suchen aus einem Winkel zutage gefördert. Postanweisungen werden hier selten gebraucht. Die Gäste dieses Hotels pflegen Scheckhefte in der Tasche zu tragen.

Peter füllt das Formular aus. 50 Mark. An die Adresse von Matz. Dann drückt er Postanweisung und Geld einem Pagen in die Hand. „Sofort zur nächsten Post!"

Eine Weile wird er nun wieder Ruhe haben. Eine Weile? Wie lange? Ein Vierteljahr würde ihm genügen. In einem Vierteljahr wird es sicher nicht mehr so darauf ankommen. Dann kann er es wie Schang halten, aber bis dahin muß er sich ein bißchen Luft für sein Vorhaben schaffen.

So nimmt er einen neuen Briefbogen und wirft ein paar kurze Sätze darauf: „Lieber Matz . . ." – Dieses ‚Lieber' kostet zwar einige Überwindung, aber es muß wohl sein – „. . . ich habe die erbetenen 50 Mark heute an Dich abgeschickt. Ich hoffe sehr, daß sie sich zum Nutzen unserer Freunde verwerten lassen, habe aber nun die Absicht, die ganze Sache selber in die Hand zu nehmen. Bitte teile mir sofort . . ." – das ‚sofort' unterstreicht er dick – „. . . die Adresse des Anwalts mit, den Du beauftragt hast. Ich habe mit meinem Anwalt Dr. Höller in Königswinter über den ganzen Fall gesprochen. Er will sich gleich mit Deinem Anwalt in Verbindung setzen. Bitte um postwendende Antwort, da die Sache eilt. Schönen Gruß. Peter van Booven."

Ein zweiter Page eilt mit diesem Brief davon. Das war eine glückliche Idee. Das Schreiben wird Matz zunächst einmal den Mund stopfen. Sicherlich wird er den Poststempel ‚Düsseldorf' sehen, daraus erkennen, daß Peter wohl mit Schang Verbindung

aufgenommen hat, und eine Falle wittern. Wahrscheinlich wird er daraufhin nie wieder von sich hören lassen. Vielleicht wird er aber nur eine Zeitlang Ruhe geben. Aber auch das ist die 50 Mark wert.
Geruhsam versenkt sich Peter in eine der ausliegenden Zeitungen. Er hat immerhin noch 32 Mark in der Tasche. Nach einiger Zeit wird ihm der Kopf schwer, das Kinn sinkt ihm auf die Brust, er nickt ein.
Eine leichte Berührung am Arm schreckt ihn hoch. Verlegen lächelnd steht Sybilla vor ihm. Ihre Augen sind noch immer dunkel umrandet, und sie hat viel Puder auflegen müssen, um ihre Blässe zu verbergen. Doch in ihrem Blick steht eine zagende Frage.
„Du Ärmster . . . Hast du lange auf mich warten müssen?"
„Aber Billa, nicht der Rede wert . . . hoffentlich hast du ausgeschlafen . . ."
„Es geht so . . . Ich hab' lange nicht einschlafen können . . . Man muß sich eben erst an einen so unsoliden Lebenswandel gewöhnen!"
Unter dem seltsam fragenden Blick der jungen Frau wird Peter unbehaglich zumute. Doch er tut ganz unbefangen: „Unsolide nennst du das? Diesen kleinen Abstecher in eine Bar? Warte nur ab! Wenn du erst richtig im Training bist . . .! Komm, gehen wir frühstücken! Ich habe einen Bärenhunger. Und du sicher auch!"
Der Kellner im Speisesaal macht große Augen als Peter zwei Frühstücksgedecke bestellt. Er schielt auf die Uhr: „Verzeihung, mein Herr, wir erwarten die ersten Mittagsgäste!" Nach einigem Zureden bringt er schließlich doch das Verlangte.
Während Peter mit Appetit das weichgekochte Ei verzehrt und sich den Schinken in großen Scheiben aufs Brot legt, betrachtet Sibylla ihn verstohlen von der Seite. Die Frage ist nicht aus ihrem Blick verschwunden. Unausgesprochen geht sie durch das Tischgespräch, das sich zunächst um hundert Nebensächlichkeiten dreht. Peter spürt diese Frage: ‚Und nun? Was soll nun geschehen?'
Der wache Instinkt, der sich in seinen zahllosen Abenteuern mit Frauen immer wieder bewährt hat, warnt Peter davor, bei Sibylla allzu stürmisch vorzugehen. Es ist ihm bisher glänzend gelungen, die junge Frau aus ihrer argwöhnischen Zurück-

haltung herauszulocken. Aber ein unbedachtes Wort kann sie sofort zurückscheuchen. Er muß warten. Sie muß sich ihm nun weiter nähern – das ist für ihn ein reizvolles Spiel. Und seine hellblauen Augen, die blitzenden Zähne, seine unbeschwerte Art zu plaudern sind darin die besten Trümpfe.

Mit einem kleinen Ruck in der Stimme sagt Sibylla schließlich: „Übrigens hab' ich mit Hersbach gesprochen ... Es wäre durchaus möglich, daß – daß du mit der Fabrik ... ich meine, daß du ... natürlich nur, wenn es dir recht ist ... denn schließlich ..."

Sie verstummt unter seinem Blick, den sie nicht zu deuten weiß. Peter lehnt sich auf seinem Stuhl zurück und bläst den Rauch seiner Zigarette in kleinen bläulichen Ringen in die Luft. Er muß an sich halten, um nicht aufzuspringen und seinen Triumph laut hinauszuschreien.

Mit gespielter Ruhe sagt er: „Wenn ich dich recht verstehe, möchtest du, daß ich mit deiner Fabrik zusammenarbeite?"

„Wie gesagt ... ich weiß ja nicht, ob es in deine Absichten paßt, Pitter ... Es ist zunächst nur so 'ne Idee von mir! Ich weiß ja überhaupt nicht, was du so treibst ... und im Grunde geht es mich auch gar nichts an ..." Wieder verheddert sie sich in ihren Worten, und wieder schweigt sie.

‚Kein Zweifel, sie hat angebissen', denkt Peter, ‚sie zappelt an der Angel. Nun kommt es nur darauf an, diesen Goldfisch langsam, aber sicher an Land zu ziehen, bevor er sich wieder losreißt.'

So drückt er wie überlegend die Zigarette im Aschenbecher aus und nimmt Sibyllas schmale Hand. Dabei sieht er ihr voll ins Gesicht.

„Aber Billa, wollen wir denn unser schönes Verhältnis mit solchen Dingen belasten? Ich dächte doch, seit heute morgen, als ich dich ins Hotel fuhr ..." Er macht eine kleine Pause. Sie ist wohlberechnet. Und er verstärkt ihre Wirkung, indem er Sibyllas Finger mit einem sanften, zärtlichen Druck preßt.

Die junge Frau blickt hilflos im leeren Saal umher. Zaghaft kommen endlich die Worte von ihren Lippen: „Ich weiß ja nicht, Pitter ... ich kenn' mich da nicht aus ... Es ist das erstemal gewesen ..." Ängstlich forscht sie in seinen Zügen. „... Nun wirst du mich sicher gleich auslachen, Pitter ... aber es ist wirklich

wahr . . . ich bin nun 28 Jahre . . . und . . .“ Sie bricht ab. Tränen schimmern in ihren grauen Augen.
Peter hat solche Szenen mehr als einmal erlebt. Und er hat solche Worte immer wieder aus Frauenmund vernommen. Er hat sie stets mit einem süffisanten ungläubigen kleinen Lächeln quittiert. Diesmal aber macht ihn das Geständnis ein bißchen verlegen. Es klingt so ehrlich und hilflos zugleich.
Mit einem Anflug von Burschikosität sagt er: „Dafür war es eigentlich ganz . . .“
Sie starrt in seine Augen. Will er sich über sie lustig machen? In einer leisen Abwehr möchte sie ihm ihre Hand entziehen. Aber Peter hält sie fest. Seine hellblauen Augen blicken ganz ernsthaft. „Wirklich, Billa . . . ich mein' es ernst . . . ich hab' das Gefühl noch auf den Lippen . . .“
Eine Spur von Eifersucht schimmert durch ihre Worte: „Du hast sicher schon viele Frauen geküßt, Pitter . . . und das heute morgen hat für dich gar nichts bedeutet, nicht wahr?“
Nun lächelt er voll jungenhafter Fröhlichkeit. „Aber Billa, du scheinst mich für einen Casanova zu halten . . .“
Nachdenklich erwidert die junge Frau: „Zuzutrauen wär' dir die Rolle schon . . .“
Peter tut ein wenig verletzt: „Wenn mir das jemand anders sagen würde, wär's mir egal . . . aus deinem Munde aber schmerzt es mich ein bißchen . . .“ Er blickt still zu Boden.
Natürlich ist er nicht ernstlich verletzt. Aber er weiß: das gehört zu diesem Spiel. Dieses Reizen mit Worten und Gesten, dieses Vortasten und Zurückziehen, das ist seine große Kunst. Da ist er in seinem Element. Das macht ihm so leicht niemand nach.
Sie weiß keine Antwort. Ihre Augen wandern über die weißgedeckten Tische und rotledernen Stühle. „Sei mir nicht böse . . . Ich bin so schrecklich unerfahren in diesen Dingen . . .“, murmelt sie.
„Du zweifelst also an meiner Ehrlichkeit?“ Er sagt es fast unhörbar leise, als schrecke er selber vor diesem Gedanken zurück.“
„Wenn ich glauben könnte, was ich glauben möchte . . .“
Dann folgt eine Minute des Schweigens. Peter kennt den Wert solch stummer Zwiesprachen und weiß ihn zu nutzen.

Eben kommen die ersten Mittagsgäste in den Saal, eine ältere, äußerst gepflegte Dame mit zwei jungen Mädchen in hellen bunten Kleidern. Neugierig starren die Backfische zu den beiden hinüber, stoßen einander an und tuscheln, bis ein energischer Zuruf der Mutter sie an einen Tisch bannt. Aber auch dann können sie es nicht lassen: immer wieder drehen sie sich um und lassen ihre Blicke hinüberhuschen.
Peter bricht das Spiel ab. Es ist genug für heute. Er weiß, daß sich nun alles in seinem Sinn entwickeln wird.
„Laß uns nicht weiter darüber sprechen, Billa. Ich möchte nur, daß dir die Zukunft die richtige Meinung von mir gibt . . . Und die Sache mit Hersbach lassen wir einstweilen ruhen . . ."
Sibylla müßte eigentlich enttäuscht sein. Aber sie ist es nicht. ‚Selstsam', denkt sie. Und unversehens kommt ihr das Mißtrauen in den Sinn, unter dem sie jahrelang gelitten hat, das schreckliche Gefühl, die Männer könnten sie nur ihres Geldes wegen umwerben. Sollte Pitter sie tatsächlich um ihrer selbst willen lieben? Noch wagt sie nicht daran zu glauben.

17

Zwei Tage vor Pfingsten geht Peter in schweren Gedanken durch Königswinter. Es dunkelt schon, und das Städtchen kommt allmählich zur Ruhe.
Es hat arbeitsreiche Tage hinter sich. Es hat sich selber den letzten Schliff gegeben. Wenn morgen mittag der Strom der Ausflügler zu fließen beginnt, wenn Hunderte von Autobussen und Dutzende von Ausflugsdampfern ihre Menschenlast herbeischleppen, dann will die kleine Stadt in ihrem schönsten Kleide prangen.
Die großen Scheiben der Lokale sind spiegelblank poliert, die Wirtsgärten sauber geharkt, Tische und Stühle gescheuert. Die Eseltreiber haben ihre Reittiere auf Hochglanz gestriegelt. In den Wohnungen sind die Möbel umgerückt worden; die Hotels reichen nicht aus, um die Nachfrage nach Betten zufriedenzustellen. Da kann sich mancher Privathaushalt ein paar Mark nebenbei verdienen: unterdessen schläft man selber gern auf

einer provisorischen Lagerstatt auf dem Boden, in der Küche oder in der Badewanne.
Auch dieses Jahr ist die Nachfrage nach jungen Mädchen als Aushilfskellnerinnen wieder sehr stark gewesen; das große Hotel auf dem Drachenfels hat sie gleich zu Dutzenden angefordert, denn das strahlende vorsommerliche Wetter verspricht eine wahre Sturmflut von Besuchern. So sieht das Städtchen erwartungsfroh den Festtagen entgegen.
Peter ist schlecht gelaunt. Er hat wieder einmal Geldsorgen. Die 100 Mark von Schang sind fast aufgebraucht, und mit den paar Mark, die er noch in der Tasche hat, lassen sich über Pfingsten keine großen Sprünge mehr machen. Nun bedauert er fast, daß er Matz übereilt die 50 Mark geschickt hat. Sie hätten ihn in die Lage versetzen können, Sibylla zu den Festtagen etwas Besonderes zu bieten und vielleicht seine Pläne abermals um ein gut Stück weiterzubringen.
Peter hat eben wieder ein Stündchen mit Sibylla auf der Terrasse ihres Hauses gesessen. Aber früher als sonst hat sie ihn diesmal gebeten zu gehen. „Ich erwarte Doktor Linz, Pitter!" hat sie zögernd gesagt.
Peter kann nicht verhindern, daß ernste Besorgnis auf sein Gesicht tritt. Die junge Frau mißdeutet den Ausdruck: „Nicht enttäuscht sein, Pitter! Wir sind doch beide Pfingsttage zusammen. Denk dir ein schönes Programm aus! Aber nicht so weit fort. Ich möcht' gern ein bißchen hier in der Gegend herumzigeunern. Ich kenn' meine Heimat noch gar nicht so recht."
Widerstrebend hat sich Peter erhoben und ist gegangen, während Sibylla ihm lächelnd nachschaut. ‚Eifersüchtiger großer Junge' hat sie dabei gedacht.
‚Was mag der alte Quertreiber im Schilde führen? Wo kriege ich Geld her?' Unablässig kreisen Peters Überlegungen um diese beiden Fragen. Ein neuer Pumpversuch bei Frau Pratsch ist gescheitert. „Ich kann keinen Pfennig mehr entbehren, Pitter . . ., ich weiß selber noch nicht mal, wie ich über Pfingsten hinwegkommen soll . . . und was ich tun soll, wenn Herbert plötzlich vor der Tür steht."
‚Ich auch nicht!' hat der junge Mann da denken müssen.
Unter solchen Gedanken ist Peter in eine kleine Seitenstraße eingebogen. Die Häuser sind hier eng zusammengerückt. Tiefe

Abendschatten liegen zwischen ihnen. Nicht weit vor ihm geht eine Gestalt durch die Dämmerung. Ein Mädchen oder eine Frau. Der junge Mann kann nur die Umrisse erkennen. Aber gleich erkennt er noch etwas: eine Tasche pendelt am Arm dieser Frau.
Peter beschleunigt seine Schritte. Nein, es ist niemand aus Königswinter. Wahrscheinlich ein verfrühter Pfingstgast, der einen ersten Abendspaziergang durch das Städtchen macht. Die Straße ist leer. Es ist fast dunkel. Und am Arm der Frau schlendert eine Tasche. Es wird Geld in der Tasche sein, vielleicht nicht eben viel, aber doch genug, um Peter im Augenblick von seinen Sorgen zu befreien. Der Gedanke frißt sich blitzschnell durch das Gehirn des jungen Mannes. Nun ist er dicht hinter der Frau. Er braucht nur noch den Arm auszustrecken und zuzugreifen . . .
Die Frau hat die Schritte in ihrem Rücken vernommen. Sie dreht sich plötzlich erschrocken um und starrt, während sie stehenbleibt, den jungen Mann an. Doch dann sieht sie, daß es sich offenbar um einen ‚besseren Herrn' handelt. Im Lichtschein eines Fensters sieht Peter, wie sie ihn anlächelt, ein vertrauendes, aufmunterndes Lächeln. Sie scheint einem kleinen Abenteuer nicht abgeneigt.
„Guten Abend!" sagt Peter und geht eilig an ihr vorbei. Nein, er greift nicht zu. Nach einigen Schritten sieht er sich um. Die Frau steht noch immer wie angewurzelt auf demselben Fleck und starrt ihm nach. Peter hastet um die nächste Ecke. Er atmet auf.
Wenige Minuten später kommt er an dem Haus vorüber, in dem Gerda eine kleine Mansarde bewohnt. Aus ihrem Fenster fällt spärliches Licht auf die roten Dachziegel.
„Ob sie mir helfen kann?" blitzt es Peter durch den Kopf. Er fragt nicht, ob sie ihm helfen wird; das setzt er voraus.
So steigt er ohne Zögern die knarrende Treppe empor und klopft an die Tür. Gerda öffnet. Sie steht mit dem Rücken zum Licht, und doch bemerkt Peter das freudige Erschrecken auf ihrem Gesicht, als sie den Freund erkennt.
Sie reicht ihm die zitternde Hand: „Komm rein, Pitt!" Mit nervösem Eifer rückt sie ein paar Sachen auf dem Tisch und der Kommode zurecht. „Aber so setz dich doch, Pitt! Ich freu mich ja so, daß du zu mir gekommen bist."
Ihre freudige Bewegung ist ihm nicht angenehm. Er weiß nicht recht, wie er seine Frage anbringen soll.

So zeigt er zunächst einmal auf ein großgeblümtes Kleid auf dem Tisch; Gerda hat ein bißchen daran herumgenäht. „Pfingstvorbereitungen?"
Gerda nickt.
„Du scheinst ja allerhand vorzuhaben . . ."
„Es ist das alte Sommerkleid vom vorigen Jahr . . . du kennst es doch . . . Ich hab's ein bißchen verändert . . . ein neues kann ich mir nicht kaufen . . . ich muß jetzt sparen . . ." Es klingt fast wie eine Entschuldigung. „Sparen für . . . na, du weißt ja, Pitt."
„Natürlich . . ." erwidert Peter abweisend. Dann folgt eine kleine Verlegenheitspause. Am liebsten möchte er jetzt mit einem kurzen Gruß verschwinden; denn er findet im Augenblick keinen rechten Anknüpfungspunkt für seine Bitte.
Doch es muß sein. Und auf eine Peinlichkeit mehr oder weniger kommt es jetzt auch nicht mehr an.
„Was ich noch sagen wollte, Gerda . . ."
„Ja, Pitt?"
„Könntest du mir wohl ein paar Tage aushelfen . . . so mit 40 oder 50 Mark . . . ich bin in arger Verlegenheit . . . ein paar Verpflichtungen, weißt du . . . und die Gelder kommen so schlecht herein . . . gleich nach Pfingsten kann ich dir's zurückgeben."
Ein Schatten ist über Gerdas Gesicht geflogen. Deshalb also ist er zu ihr gekommen. Aber der Schatten verfliegt so schnell, wie er gekommen ist. Ja, sie darf doch eigentlich froh sein, daß er mit seinen Sorgen zu ihr, gerade zu ihr gekommen ist. Zeigt er damit nicht, daß er die Verbindung nicht abbrechen will?
„Ja, natürlich Pitt . . . viel hab' ich ja auch nicht . . . aber ich hab' schon 'n bißchen was zurückgelegt . . . fürs Kind . . . das brauch' ich ja nicht gleich . . . du kannst es gerne haben."
Sie nestelt ein paar Scheine aus ihrer Handtasche und reicht sie ihm. „Hier . . . das ist alles, was ich hab'. Zähl's selber nach."
„55 Mark . . ." stellt er kurz fest und schiebt das Geld in die Hosentasche. „Gleich nach dem Fest kriegst du's zurück . . . Was machst du eigentlich Pfingsten?"
Wieder erscheint froher Glanz auf ihrem Gesicht, gepaart mit ein wenig Verlegenheit: „Eigentlich hat mich Herr Kersten eingeladen . . . ich sollte nicht so allein sein, meinte er. Aber wenn

du möchtest, kann ich natürlich ... ich geh' selbstverständlich viel lieber mit dir."
„Nein, nein ...!" unterbricht Peter hastig das Mädchen. „Geh ruhig mit Herrn Kersten ... Ich hab' sowieso was Geschäftliches vor."
Ihm liegt die Frage auf der Zunge, ob sie sich's nun doch überlegt habe. Aber gleich fällt ihm ein, daß sie ja für ‚ihr Kind' spart. Wollte sie Kersten heiraten, so würde sie das nicht nötig haben. Na, vielleicht gewöhnt sie sich bei den gemeinsamen Ausflügen an den bejahrten Witwer.
Er verabschiedet sich bald.
Auf der Straße beginnt er, eine kleine freche Melodie vor sich hin zu summen. Gottlob, eine Sorge weniger! Sein Pfingstausflug mit Sibylla ist gesichert. Aber sofort verdüstert sich seine Miene wieder.
Sibylla. Ob der alte Quertreiber Linz noch bei ihr ist? Ob er vielleicht gar schon das tückische Geschoß gegen ihn losgelassen hat?
Er beschließt, von einem Münzfernsprecher aus noch einmal bei Sibylla anzurufen. An dem Klang ihrer Stimme wird er gleich merken, ob etwas passiert ist.

Als das Telefon schrillt, schrickt Sibylla zusammen. Doch ein zärtliches Lächeln tritt auf ihr Gesicht, als sie Peters Stimme vernimmt: „Ich mußte dir rasch noch einmal gute Nacht sagen, Billa ... Ich mußte deine Stimme noch einmal hören ..."
„Wie lieb von dir, Pitter ... Gute Nacht! Gute Nacht!" sagt die Frau leise und legt den Hörer behutsam auf die Gabel, als könnte sie einen Schlafenden stören. Sie erzittert unter einem jähen Glücksgefühl.
Peter van Booven aber steht eine Weile überlegend in der Telefonzelle, nachdem er eingehängt hat: Nein, er kann beruhigt sein, der alte Fuchs Dr. Linz ist anscheinend bei ihr nicht gelandet. Sibyllas Stimme hat zärtlicher und verliebter denn je geklungen ...

18

Pfingsten hält, was die Tage vorher versprochen haben. Königswinter ertrinkt in Sonnenfluten, und der Strom der Ausflügler wogt seit dem Samstagmittag ohne Unterlaß über das Städtchen hinweg. Schon in den frühen Morgenstunden des Pfingstsonntags kommen die Autobusse über die Dollendorfer Straße angedröhnt, umspielt von summenden Kraftwagen, blitzenden schweren Limousinen und kleinen wendigen Kabrioletts. Immer wieder bringen die Eisenbahnen zu beiden Seiten des Stromes Hunderte von Besuchern heran, immer wieder entsteigen Hunderte den langen Sonderzügen der elektrischen Siebengebirgsbahn, immer wieder trägt die Fähre Hunderte von Pfingstgästen über den Strom, immer wieder entströmen Tausende den großen weißen Raddampfern der ‚Köln-Düsseldorfer' ... es ist eine Flut, wie sie dieses Städtchen am Rhein nur selten erlebt hat.

Zu groß ist nach diesem Kriege die Sehnsucht der Großstädter – der Kölner vor allem –, den Trümmern ihrer schwergeprüften Stadt zu entfliehen und ein paar sorglose Stunden in der unverwüsteten Natur des romantischen Siebengebirges verleben zu dürfen.

Der Drachenfels ist der große Magnet, der den Besucherstrom mit unwiderstehlicher Kraft anzieht. Tausende gehn schwitzend und prustend den steilen Weg hinauf bis zur Ruine. Unterwegs locken Erfrischungen und Andenken. Vor allem aber die Schnell-Fotografen: „Bitte nich schenieren, auf dem lebenden Esel zu fotografieren!"

Wer den Weg nicht laufen mag, wählt einen Sitz in den Wagen der Zahnradbahn oder läßt sich – wie Vater und Mutter schon vor 50 Jahren – von den melodischen Rufen der Eseltreiber am Fuße des Berges verlocken: „Eraufreite, die Herrschafte? Nur zweifuffzig pro Person!"

Gerda und Kersten fahren mit der Zahnradbahn. Sie sitzen schweigend nebeneinander. Gerda hängt ihren Gedanken nach. Bisweilen streicht sie das bunte, großgeblümte Kleid über ihrem Schoß glatt, als fürchte sie, man könne ihren Zustand erkennen. Sie hat sich zu diesem Ausflug nur schwer entschließen können und hätte sich am liebsten zwischen den Möbeln ihrer kleinen

Mansarde verkrochen. Aber Kersten hat mit einer Zähigkeit, die sie seinem verschüchterten Wesen nie zugetraut hätte, darauf bestanden, daß ‚sie unter die Leute' ginge. Und zwar mit ihm.
Nun sitzt er neben ihr, wirbelt den Zwicker wie einen Propeller zwischen den Fingern und mustert sie dann und wann verstohlen von der Seite. Er trägt einen modischen grauen Anzug, den er sich eigens für diesen Tag anfertigen ließ. Seinen Hut hält er auf den Knien, die spärlichen rötlichen Haare sind zu einem untadeligen Scheitel gelegt. Ein paarmal setzt er zu einem Gespräch an; aber Gerda antwortet nur einsilbig, und so schlafen die Worte zwischen ihnen immer wieder ein.
Um so fröhlicher ist das zweite Paar: Peter und Sibylla. Die junge Frau hätte am liebsten nach Jungmädchenart begeistert in die Hände klatschen mögen, als Peter ihr seinen Vorschlag machte: „Du mußt dir den Betrieb einfach mal angucken, Billa! In Königswinter geboren sein und nicht wissen, wie es jetzt wieder auf dem Drachenfels zugeht – das ist eine Sünde!"
Sibylla kennt nicht mehr jene Menschenscheu, die sie jahrelang an ihre häuslichen vier Wände zu fesseln vermocht hat. Und seit jener Düsseldorfer Bummelnacht sehnt sie sich zuweilen geradezu nach Geselligkeit. Peter hat vorgeschlagen, mit Eseln hinaufzureiten. So hocken sie jetzt auf ihren Grautieren. Peter reitet hinter der jungen Frau. Er sieht die schmächtige Gestalt ein bißchen ungelenk auf dem Esel sitzen. Wie immer trägt sie zu einem schlichten Kleid ein dünnes grünseidenes Tuch, das die Narbe in ihrem Nacken verdecken soll.
Sibylla ermüdet rasch. So müssen sie darauf verzichten, sich den ganzen Weg hinauftragen zu lassen. Auf dem halben Wege hebt Peter die junge Frau aus dem Sattel und schickt die Eseltreiber mit ihren Reittieren zurück.
Peter und Sibylla setzen sich für eine knappe halbe Stunde ins Winzerhäuschen zu Kaffee und Kuchen. Dann gehen sie sehr langsam den Rest des Weges zu Fuß. Sibylla ist trotz des Ermüdungsanfalles in bester Laune. Und als sie endlich das große Hotel auf dem Gipfel erreicht haben, strahlt sie wie ein reichbeschenktes Kind.
Das Lokal liegt hoch über dem hellen Strom und ist erfüllt von dem bunten, lärmenden Sonntagstreiben Tausender. Adrett gekleidete Kellnerinnen schwärmen zwischen den Tischen hin und

her. Kinder in zerknitterten Sonntagskleidern tollen herum. Und auf manchem Tisch stehen trotz der frühen Nachmittagsstunde Weinflaschen.
Vorn an der Balustrade finden sie schließlich zwei leere Stühle an einem Tisch, der von einem älteren Ehepaar besetzt ist. Die hochbusige Dame streift ihren Mann gegenüber, einen jovialen gepflegten Fünfziger, mit strengen Augen, schätzt dann Sibylla mit einem scharfen Blick ab und wendet sich schließlich mit doppelter Aufmerksamkeit dem gut aussehenden jungen Manne zu.
Sibylla fühlt sich zunächst ein wenig geniert, als sie merkt, wieviel Aufmerksamkeit man ihr und Peter von allen Seiten schenkt. Aber bei dem Gedanken, daß man sie sicher um ihren gutgewachsenen Begleiter mit dem gebräunten Gesicht beneidet, kehrt rasch ihre Sicherheit zurück.
Schon fängt das gleiche Spiel an, das sie vor wenigen Tagen auf der ‚Godesburg' gespielt haben. Mit den Augen fahren sie rheinaufwärts und rheinabwärts. Dort rheinabwärts die Türme von Bonn, dort die malerischen Trümmer der ‚Godesburg', dort rheinaufwärts das steinerne Tor des ‚Rolandsbogens'. Die Inseln Grafenwerth und Nonnenwerth sehen von hier oben wie zwei gewaltige, grün überwachsene Schiffe aus, die mitten im schimmernden Strombett vor Anker gegangen sind. Und über allem der Sommerhimmel.
Sibylla schmerzen die Augen vom vielen Schauen. Niemals zuvor hat sie dieses Bild so lebendig erlebt. Welch eine Lust zu leben!
Beide sind so vertieft in das Bild der Landschaft, daß sie nicht bemerken, wie dicht an ihrem Tisch ein anderes Paar vorübergeht: Gerda und Kersten. Der Mann hat seinen Zwicker aufgesetzt und hält Ausschau nach einem freien Tisch. Gerade hat die hochbusige Dame ihren Mann zum Aufbruch aufgefordert. Sie erheben sich, und schon will Kersten gleich auf den Tisch zusteuern. Aber Gerda bemerkt im letzten Augenblick, daß Peter an diesem Tisch sitzt, und zerrt ihren Begleiter weiter.
„Weshalb?" stammelt Kersten hilflos. Er nimmt nervös seinen Zwicker von der Nase und setzt ihn wieder auf.
„Ich vertrag' die Sonne da vorne an der Balustrade so schlecht . . ."

„Nun, dann werden wir uns eben ein Plätzchen im Schatten suchen", sagt Kersten ergeben.
Sie finden es nach einigem Suchen in einer Ecke des Wirtsgartens. Kersten studiert eine Weile gründlich die Getränkekarte. So entgeht ihm, wie Gerda immer wieder verstört zu dem Tisch an der Balustrade hinüberspäht. Sie hat nicht nur Peter erkannt. Sie weiß auch, wer die Frau ist, mit der er zusammen sitzt. Gerda ist oft in der schönen Villa am Rhein gewesen, um Arbeiten abzuliefern. ‚Aha, nun ist die an der Reihe!' geht es im sturen Takt der Gedanken durch ihren Kopf.
Kersten hat sie einigemal nach ihren Wünschen gefragt und keine Antwort bekommen. Nun erst bemerkt er, wie ihre Augen unverwandt zu jenem Tisch hinüberstarren. Er folgt ihren Blikken, schiebt den Zwicker dichter vor die Augen und bemüht sich zu erkennen, was ihr seltsames Interesse weckt. Da bemerkt er Sibylla Zander. Deshalb also Gerdas abwesendes Gebaren – ein bißchen weibliche Neugier!
„Unsere beste Kundin!" sagt er mit gelindem Stolz. „Nett, daß sie sich auch einmal irgendwo sehen läßt . . ."
Gerda erwidert kein Wort. Gerade wendet Peter einmal den Kopf zur Seite. Sie sieht sein scharfes Profil, sieht die Zähne unter einem Lachen aufblitzen und wird gewahr, wie sich die gepflegte braune Hand des Mannes zärtlich über die schmalen Finger von Frau Zander legt. Aber was Gerda eigentlich erwartet hat, tritt nicht ein. Die Hand der jungen Frau entzieht sich nicht dieser Vertraulichkeit. Im Gegenteil: fast will es Gerda scheinen, als schmiege Sibylla Zander ihre Finger tief unter die Hand des Mannes. Aus Gerdas Antlitz weicht alle Farbe, und ihre Augen brennen wie im Fieber.
Fassungslos blickt Kersten sie an. Was hat sie denn nur? Hat er irgendeinen Fehler gemacht? Hat er sie gekränkt?
„Gleich, Fräulein!" sagt er zu der blutjungen schwarzhaarigen Kellnerin, die erwartungsvoll seit einer Weile neben dem Tisch steht; sie eilt zu den Nachbartischen.
„Was ist denn bloß mit Ihnen los, Fräulein Gerda?" fragt Kersten schließlich dringend. Aber auch jetzt bleibt er Luft für sie. Er ist nun ein bißchen gekränkt über die abwesende Art des Mädchens.
Doch plötzlich kommt ihm die Erleuchtung: Natürlich hat sie

auch gehört, was man seit einiger Zeit über Frau Zander munkelt! Gerda ist eben eine Frau und in ihrem jetzigen Zustand für solche rührsamen Klatschgeschichten besonders empfänglich! Beruhigend meint er: „Aber vielleicht sind das alles nur dumme Gerüchte, Fräulein Gerda! So schnell stirbt ein Mensch nicht. Wir haben heute schließlich tüchtige Ärzte. Und Frau Zander hat Geld genug, sich die besten Professoren zu halten . . ."
Gierig hat Gerda seinen Worten gelauscht. Doch sie weiß nichts mit ihnen anzufangen.
„Professoren? – Was meinen Sie denn eigentlich?"
Kersten sieht sie erstaunt an. „Na, man erzählt sich doch, daß Fräulein Zander unheilbar krank wär' . . ."
„So?"
„Ich dachte, Sie hätten auch davon gehört!"
Gerda schweigt. Die junge schwarzhaarige Kellnerin ist wieder an den Tisch getreten. Ohne Gerda weiter zu fragen, bestellt Kersten zwei Stücke Nußtorte und zwei Kännchen Kaffee.
Dann sitzt er wieder hilflos da und kann nichts anderes tun, als ebenfalls zu dem Tisch an der Balustrade hinüberzublicken. Er beschäftigt sich ein wenig mit dem Begleiter von Frau Zander. Der wendet ihm den breiten Rücken zu. Wer mag es sein?
In diesem Augenblick wendet Peter den Kopf und ruft der Kellnerin eine Bestellung zu. Ist das nicht der junge Mensch, der einige Male vor seinem Laden auf Gerda Peters wartete und an dessen Arm sie dann strahlend davonging? Dieses Gesicht hat ihn durch die letzten Wochen verfolgt während all seiner Überlegungen über seine und Gerdas und – des Kindes Zukunft. Nun wird ihm auch klar, weshalb Gerda plötzlich so verstört ist. Eigentlich ist er gar nicht so böse über dieses Zusammentreffen. Jetzt wird nämlich das Mädchen an seiner Seite einsehen müssen, daß sie vergebens hofft.
‚Dies ist ein guter Augenblick!' denkt Kersten und sagt vorsichtig: „Sie sehen, Fräulein Gerda, nicht jeder verdient, daß man lange auf ihn wartet!"
‚Von mir hat er sich Geld geborgt . . . um mit einer anderen Frau ausgehen zu können', fiebert es durch ihr Hirn.
„Seien Sie vernünftig, Fräulein Gerda", beschwört Kersten sie. „Der kommt bestimmt nicht wieder. Und ich kann doch auch nicht viel länger warten. Sehn Sie . . ." und er dämpft seine

Stimme: „Ich nehm' Sie ... ich nehm' Sie sogar mit dem Kind ... mir macht das nichts aus ... ich hab's Ihnen gesagt ... solang man im Städtchen glaubt, daß das Kind von mir ist ... Aber wenn wir nun noch lange warten, dann kommen Gerüchte ... und davor hab' ich Angst ... Davor muß ich Angst haben als Geschäftsmann."
Er ist völlig außer Atem geraten.
„Nein! Nein!" stößt Gerda sinnlos zwischen den Zähnen hervor.
„Aber Sie sehen doch selber, was da drüben gespielt wird." Kersten ist in einen entschlossenen Eifer geraten. Er will nun aufs Ganze gehen. Er verspricht sich alles von einer solchen Gewaltkur.
„Und wissen Sie auch, was sich die Leute noch erzählen? Frau Zander wollte heiraten! Der Peter van Booven ist dauernd mit ihr zusammen; neulich sind sie sogar zusammen nach Düsseldorf gefahren und eine Nacht fortgeblieben. Na, mich geht's nichts an, aber die Leute reden drüber, und es wird schon was dran sein. Also nehmen Sie Vernunft an, Fräulein Gerda!"
Seine Worte gehen schon ins Leere. Gerda hat sich erhoben und schlängelt sich mit schwankenden Schritten durch die Tischreihen. Voll peinlicher Gedanken bleibt Kersten zurück und sieht dem Mädchen nach, während die Kellnerin Torte und Kaffee vor ihm aufbaut.
Gerda hastet in den gläsernen Vorbau des Hotels. Sie wartet, bis das Mädchen, das an Peters Tisch bedient, mit neuen Bestellungen zurückkommt.
„Sagen Sie dem Herrn da vorne am Tisch, er würde dringend am Telefon verlangt."
Die Kellnerin sagt ablehnend: „Aber das ist doch ... das geht doch nicht ..."
„Sagen Sie dem Herrn, es wäre ein ganz dringender Anruf." Vor der harten Entschlossenheit in Gerdas Stimme wird das Mädchen schwach. „Na, ich will sehen, was sich machen läßt ...", stammelt es und rennt gleich wieder hinaus.
Gerda sieht, wie sie mit Peter spricht. Sie beobachtet das Erstaunen auf seinem Gesicht, sieht, wie er fragend die Achseln zuckt, ein paar entschuldigende Worte zu Sibylla sagt und sich erhebt.

Als er mit raschen Schritten an ihr vorübergehen will, tritt sie ihm in den Weg.
„Pitt, einen Augenblick!"
„Gerda – du!" Seine Stimme klingt unwillig.
„Ja, ich bin es nur . . ."
„Und?" In seinen Augen liegt ein böses Funkeln.
„Ich hab' dir etwas zu sagen . . ."
„Jetzt? Und hier? Du siehst doch . . ."
„Eben deshalb!"
„Was soll das heißen?" Peter wird blaß und wirft einen raschen Blick in den Wirtsgarten. Gott sei Dank, Sibylla blickt über den Strom hinaus und bemerkt nichts von dieser Szene. „Ich komm' in den nächsten Tagen mal zu dir!" Er dreht sich brüsk um und will hinausgehen.
Da steht Gerda schon wieder vor ihm. „Um mich wieder anzupumpen, Pitt? Gib dir keine Mühe! Ich hab' nichts mehr!"
Nun spürt er die eiskalte Entschlossenheit in ihrer Stimme. Gerda wird ihm unheimlich. Er hat es wieder einmal verkehrt angefaßt. Er hätte wissen müssen, daß er hier mit Härte nichts erreicht. Er muß es also anders versuchen. Zunächst muß er sie aus dem Blickfeld Sibyllas herausbringen. So nimmt er Gerda am Arm und führt sie tiefer in das Haus hinein. Im Nebenraum, durch den nur selten eine Kellnerin streicht, findet er einen Tisch mit einigen Sesseln. Mit sanfter Gewalt will er das Mädchen in einen von ihnen hineindrücken.
„Nein", sagt Gerda bestimmt. „Ich kenn' das nun zur Genüge von dir. Worte, nichts als Worte! Vertrösten von einem Tag auf den andern! Aber bei mir ist Schluß! Ein für allemal!"
Er weiß nun wirklich nicht mehr, was er mit ihr anfangen soll. Sinnlos denkt er: ‚Hätt' ich mich nur nie mit ihr eingelassen!'
„Ich will jetzt eines von dir wissen, Pitt: Stimmt es, was die Leute reden?"
„Wieso? Was reden die Leute denn?"
„Willst du die Frau da draußen wirklich heiraten?"
„Was dieses Spießerpack schon redet!"
„Du warst mit ihr ein paar Tage in Düsseldorf."
„Zum Teufel, ja! Aber ich bin keinem Rechenschaft schuldig über das, was ich tue oder lasse."
„In meinem Zustand darf ich wohl verlangen, daß du mir

reinen Wein einschenkst." Der Gedanke an das Kind raubt ihr die Fassung. Sie fängt haltlos an zu schluchzen.
Peter hat in der letzten Zeit gelernt, mit ihren Tränen umzugehen.
„Aber, Kind, du mußt doch begreifen, daß wir nicht zueinander passen! Daß wir kreuzunglücklich würden."
Gerda weist mit dem Kopf nach draußen: „Aber die da wird glücklich mit dir werden, meinst du?"
„Das wird sich zeigen!" Im gleichen Augenblick bereut er diesen Satz.
Gerda ist dicht an ihn herangeschnellt. „Also doch!" keucht sie ihm ins Gesicht. „Jetzt weiß ich's! Jetzt weiß ich's ganz genau! Sie willst du heiraten, aber mich nicht! Weil sie Geld hat, weil sie reich ist! Aber daraus wird nichts! Das werd' ich verhindern!"
Peter erkennt, daß er so nicht weiterkommt. Also große Seelentour mit weicher, verschleierter Stimme: „Das wäre gemein von dir! – Wir lieben uns!"
Gerda lacht auf. Aber es ist ein bitteres, fiebriges Lachen! „Du und lieben? Und ausgerechnet Sibylla Zander lieben: Ich weiß noch genau, was du damals über sie gesagt hast, als du ihr vor dem Haus von Dr. Linz begegnet warst. ‚Die Sibylla Zander ist keine Frau und wird nie eine werden. Die trocknet aus wie ein Pfirsich in der prallen Sonne!' Und jetzt hast du plötzlich dein Herz für sie entdeckt?"
„Man kann sich irren!"
„Ja ... und bei mir hast du dich auch geirrt, was? Gut, ich werde dich davor bewahren, daß du dich noch einmal irrst."
„Gerda, nimm doch Vernunft an!"
„Ich? Vernunft? Damit du um so unvernünftiger mit dem Schicksal von Menschen umgehen kannst? Nein, ich werde es dir unmöglich machen ... Ich werd' jetzt gleich zu ihr gehn ... werd' ihr sagen, von wem ich ein Kind erwarte ... Glaubst du, sie wird dann auch nur eine Minute länger mit dir zusammen sein?"
Gerda will hinausgehen. Aber Peter zerrt sie zurück. „Wenn du das tust!" zischt er.
Herausfordernd sieht Gerda ihn an: „Was dann?"
„Dann wirst du mehr kaputtmachen, als du ahnst und willst!"
„Dummes Gerede!"

„Du wirst unser eigenes Glück vernichten."
Ihre Augen weiteten sich in stummer Frage. „Ich hör' wohl nicht richtig: unser Glück?"
„Ja, dein Glück und mein Glück! Aber ich kann dir das heute nicht erklären. Eines Tages wirst du's begreifen, Gerda."
„Eines Tages! Ich habe dein Spiel schon jetzt durchschaut. Laß mich vorbei!"
„Nein, Gerda, nein!" Es klingt fast wie ein Schrei. Peter van Booven hat zum erstenmal in seinem Leben die Beherrschung verloren. Er spürt, daß in dieser Minute sein Schicksal auf des Messers Schneide steht. Wenn Gerda zu Sibylla an den Tisch geht, ist sein ganzes Spiel verloren.
In seiner Ratlosigkeit umklammert er ihre Handgelenke, daß sie schmerzhaft aufstöhnt. „Wir werden doch eines Tages zusammensein können, Gerda ... ganz zusammen ... mit deinem ... mit unserem Kind ..."
„Wenn du Frau Zander heiratest?"
„Wir werden nicht lange verheiratet sein!"
Gerda blickt ihn verständnislos an: „Du willst dich wieder scheiden lassen?"
„Nein ..." Er schweigt sekundenlang, als fürchte er sich, die schrecklich harte Wahrheit auszusprechen. Dann kommt es wie ein leises Geständnis einer grauenhaften Schuld: „Aber Sibylla ist unheilbar krank!"
Stille, tödliche Stille. Von draußen schallt der Lärm des Wirtsgartens herein. Zwei Kinder stecken neugierig ihre Nasen um die Ecken, schauen verständnislos auf die stumme Szene und laufen kichernd davon. Irgendwo aus dem Hause tönt Geschirrklappern.
Gerda ist totenblaß. Nach einer Unendlichkeit des Schweigens sagt sie tonlos: „Ach so – so ist das also gedacht! Pfui Teufel!"
Plötzlich schlägt sie ihm heftig ins Gesicht. Peter wehrt sich nicht. „Und so ein Ungeheuer hab' ich mal geliebt! Und von so einem Ungeheuer soll mein Kind sein! Ich schäm' mich vor mir selber!"
Wie von einer fremden Macht bewegt, geht sie davon.
In der Tür holt Peter sie ein. „Was wirst du jetzt tun, Gerda? Ich bitte dich! Ich hab' mich ganz in deine Hände gegeben! Ich

will doch eines Tages für dich und das Kind sorgen können! Ohne Geld könnte ich's doch nicht!"
Mit mechanischer Bewegung schiebt sie den Mann beiseite und geht ohne Hast hinaus. Voll ängstlicher Spannung blickt Peter van Booven ihr nach. Aber sofort atmet er auf. Gerda geht nicht zum Tisch von Sibylla, sondern wendet sich nach links in eine schattige Ecke. Dort sieht er Kersten sitzen und ihr freudig entgegenblicken.
Gott sei Dank, sie ist vernünftig! Für diesen Augenblick wenigstens. ‚Wieder einmal Zeit gewonnen!' tröstet er sich selber. Aber für wie lange?
Während er zu Sibylla hinausgeht, überlegt er: ‚Heute noch muß die Entscheidung fallen. Ich darf nun nicht länger warten. Doktor Linz, Gerda, Matz, Herbert – von allen Seiten kriechen die Gefahren immer näher heran. Wenn ich erst Sibyllas Jawort habe, werde ich leichter mit ihnen fertig werden.'

Ungeduldig blickt Kersten dem Mädchen entgegen, als es an den Tisch zurückkommt.
„Fräulein Gerda, warum sind Sie denn so plötzlich – aber was ist denn los? Ist Ihnen nicht wohl?"
Erschrocken starrt er ihr in das totenblasse Gesicht, hilflos schaut er auf ihre zitternden Finger.
Gerda vermeidet es, ihn anzusehen. Der Trubel des Wirtsgartens quält sie. Sie möchte sich am liebsten in irgendeinen einsamen Winkel verkriechen. Ziellos läßt sie die Augen über Tische und Stühle wandern, über den Strom hinaus, in die blaue Ferne und zurück in den Garten. Aber mit magischer Gewalt zieht es ihre Blicke immer wieder zu dem Tisch an der Balustrade hinüber.
Dort nimmt Peter eben wieder Platz. Kersten blickt argwöhnisch hinüber, mustert dann fragend Gerda und weiß nichts mit sich und dem Mädchen anzufangen.
„So trinken Sie doch wenigstens einen Schluck Kaffee!" Aber Gerda scheint den gutgemeinten Rat zu überhören. Unwillkürlich schaut sie gleich wieder hinüber. Peter hat den Kopf zur Seite gewendet, so daß sie sein Gesicht nicht sieht. Aber sie sieht seine Finger auf der Tischplatte, ruhelose, flatternde Finger. Und dann bemerkt sie, wie Frau Zander ihre gepflegte Hand

über die zuckenden Finger des jungen Mannes legt – eine kleine, zärtliche Geste – und wie diese Hände gleich ruhiger werden. Ihr Herz krampft sich in Schmerz und ohnmächtigem Zorn zusammen. Über ihre Lippen fliegt ein Zucken.
„Was ist denn bloß? Was ist denn bloß?" murmelt Kersten völlig hilflos.
In diesem Augenblick kommt ein buntes Fähnchen auf den Tisch zugesegelt. Ein stupsnäsiges Gesicht unter einer kecken Ponyfrisur. Lottchen Schanz, die kleine Friseuse, aus dem Damensalon neben dem Geschäft Kerstens. In ihren Augen glitzert die blanke Neugier.
„Tag, Herr Kersten! Tag, Gerda! Menschenskind Gerda, na, dem Bruder Lustig haste et ja mal tüchtig jejebe!" Sie weist mit einer Kopfbewegung zu Peter van Booven hinüber. „Et Windscheits Betty hat mir 't jleich erzählt. Jroßartig, dat du dem mal ein' jeklebt hast! Prima, prima ... et hätt ja richtig jeklatsch, sagt et Betty." Sie macht eine kleine Pause, streichelt Gerda übers Haar, streift sie dann mit einem vielsagenden Blick und meint: „Na, du wirst ja auch wissen, weshalb!"
„Laß mich", erwidert Gerda kurz. Und Kersten sagt mit einem Anflug von Empörung: „Aber ich muß doch bitten, Fräulein Schanz ...!" Es ist ihm unangenehm, daß man nun schon von den Nachbartischen herüberblickt und herüberhorcht.
„Aber weshalb denn, Herr Kersten? Der fiese Kerl hat et doch schon längst verdient! Vor dem is ja auch et anständigste Mädchen net sicher. Aber nachher – na ja, dann läßt er se sitze!" Sie nickt noch einmal vielsagend mit dem Kopf und flattert wieder davon.
„Stimmt das, Gerda?" Kerstens Stimme hatte einen harten Klang. Seine Entrüstung ist offensichtlich.
Gerda schweigt.
„Sie haben Herrn van Booven geohrfeigt?"
„Ja – aber das ist wohl meine Sache, Herr Kersten!" antwortet Gerda jetzt trotzig.
Mit verhaltener Empörung eifert Kersten los: „So ... Ihre Sache ist das? Wenn Sie einen Begleiter unserer besten Kundin vor allen Leuten ohrfeigen, dann ist das Ihre Sache? Eine merkwürdige Auffassung, Fräulein Gerda!"
Er hält inne und schnappt nach Luft.

„Sie wissen ja nicht, weshalb!"
„Allerdings weiß ich das nicht ... Aber es würde mich wohl interessieren, weshalb Sie unsere Kunden in dieser Weise ..."
„Ich glaube kaum, daß Pitt ... daß Herr van Booven irgendwas zu Frau Zander von dieser Ohrfeige sagt."
„Nun tun Sie bitte nicht so geheimnisvoll! Ich hab' schließlich ein Recht darauf, zu wissen, weshalb ..."
„Das geht nur Pitt und mich an."
„Das scheint mir allerdings auch. – Viel zu raten gibt's da ja wohl nicht mehr!"
„Nein, denn jetzt passiert was, und zwar schon bald, Herr Kersten! Aber dann werden sich ein paar Leutchen gewaltig wundern!"
Der wilde Eigensinn in Gerdas Stimme erschreckt den Mann. Er legt die Hand auf ihren Arm und sagt begütigend: „Machen Sie keine Dummheiten, Kind ... Machen Sie um Gottes willen keine Dummheiten!"
„... gewaltig wundern ...", wiederholt das Mädchen stur und blickt unverwandt zum Tisch Peter van Boovens hinüber.

19

Die Sonne geht jenseits des Rheines unter, als Sibylla und Peter vor dem Parktor der Zanderschen Villa stehen.
Beim Abschied hält Peter die Hand der jungen Frau länger als gewöhnlich und wie zögernd gefaßt.
Eine stumme Bitte liegt in dieser Geste. Sibylla versteht sie, weil sie diesen geheimen Wunsch des jungen Mannes nur allzugern verstehen möchte.
„Willst du noch auf ein Stündchen mit hereinkommen, Pitter? Das heißt, wenn du nichts Besseres vorhast ..."
„Aber Billa ... Besseres?"
Dann liegen sie auf der Terrasse nebeneinander in den breiten Ruhestühlen. Sibylla ist sehr schweigsam und träumt mit offenen Augen in den sternenfunkelnden Himmel hinein. Auf Peters Stirn steht eine steile Furche: er denkt angestrengt nach.

Der Diener Charles kommt lautlos wie ein Schatten aus dem Haus geglitten und stellt eine Flasche Wein und zwei schimmernde Gläser auf das Tischchen zwischen den Liegestühlen.
„Darf ich Licht machen, gnädiges Fräulein?" fragt er flüsternd.
„Danke, Charles, noch nicht ... Im übrigen, ich brauch' Sie heute abend nicht mehr. Gehn Sie auch ein bißchen unter die Leute."
„Vielen Dank, gnädiges Fräulein. Ich möchte mich doch lieber weiterhin zu Ihrer Verfügung halten. Sie brauchen nur zu läuten ..." Es klingt, als wolle er sagen: ‚wenn Sie Hilfe nötig haben sollten!' Schon taucht sein Schatten wieder in das Dunkel des Hauses hinein.
„Eine treue Seele ...", sagt Peter mit leichtem Spott.
„Ja, fast ein bißchen zu treu. Früher hab' ich mich gefreut, ihn um mich zu wissen. Heute kommt er mir fast ein bißchen aufdringlich vor. Ich hab' mitunter das Gefühl, als ob er in mir immer noch die kleine Sibylla sieht, die man bemuttern muß und die man keinen Augenblick aus den Augen lassen darf."
„Mich kann er offenbar nicht ausstehen!"
„Vielleicht ist er ein wenig ... hm, na ja ... er ist eben ein bißchen eifersüchtig." Sibylla lacht ein kleines verlegenes Lachen. Dann schweigen sie wieder miteinander. Der Abendwind ist eingeschlafen, kein Lufthauch rührt das Blätterwerk des Parks. Und doch ist es nicht still unter der hohen Himmelskuppel. Sie ist erfüllt von einem feinen Summen wie von Myriaden Insekten. Bisweilen schwillt es zu einem fernen dumpfen Brausen an; bisweilen wird es jäh zerrissen von Gelächter, Gesang, Geschrei irgendwo jenseits des Parks.
Sibylla empfindet das tiefe Glück dieser Stunde. Sie könnte in ihm ausruhen, sich ihm wunschlos hingeben. Und doch beunruhigt sie die Nähe des jungen Mannes. Seit jenem ersten Kuß in Düsseldorf stehen unausgesprochene Fragen zwischen ihnen. Manchmal hat sie sich in den letzten Tagen dabei ertappt, wie sie den Peter verstohlen mustert und in seinem Gesicht Antwort auf diese Fragen sucht. Aber er ist von einer gleichbleibenden jungenhaften Fröhlichkeit.
Daß der junge Mensch hinter dieser Fröhlichkeit eine fieberhafte Unrast verbirgt, kann sie nicht wissen. Und gerade in diesem Augenblick zermartert er sich sein Gehirn, wie er die

Situation endlich bis zu dem entscheidenden Wort treiben kann. Gierig lauscht er in das Schweigen.
Da hört er Sibylla schwärmerisch sagen: „Ach, wenn es doch immer so bleiben könnte!"
Das Herz klopft ihm zum Zerspringen. Dies ist sein Augenblick. Nun muß er es wagen. Mit gedämpfter Stimme spricht er in die Dunkelheit hinein: „Und weshalb sollte es nicht immer so bleiben, Billa?"
Peter bekommt keine Antwort. Ja, er vernimmt nicht einmal mehr ihren Atem. Sind die Worte überhaupt bis zu ihrem Ohr gedrungen?
So wiederholt er nach einer kleinen Weile: „Hörst du, Billa...? Weshalb sollte es nicht immer so bleiben können?"
„Lassen sich denn solche glücklichen Augenblicke mit in den Alltag hineinnehmen?" kommt es zögernd aus der Dunkelheit zurück.
„Ich glaube daran, Billa! Wenn wir beide uns nur einig sind...!"
Mit verhaltener Erregung wartet Peter auf die Wirkung seiner Worte. Sie kommt, sie kommt in einer schmalen, weißen Hand, die sich langsam über das Tischchen zu ihm herübertastet. Er legt seine Rechte über diese zitternden Finger und fühlt, wie sie sich schutzsuchend darunterschmiegen.
Nun gibt er seiner Stimme einen festen Klang: „Hast du mich richtig verstanden, Billa? Ich möchte, daß wir zusammenbleiben, für immer zusammenbleiben."
Der Kragen wird ihm plötzlich zu eng. Was hat er da gesagt: für immer? Ist das nicht der reine Hohn nach allem, was er von dem dunklen Schicksal dieser Frau weiß? Aber er hat keine Gelegenheit, sich lange mit solchen Skrupeln auseinanderzusetzen.
Denn nun vernimmt er Sibyllas Stimme voll und klar aus der Dunkelheit: „Ist das dein Ernst, Pitter?"
„Ja, Billa" – er schaut voll zu ihr hinüber. In seinen Augen liegt ein feuchter Schimmer – „mein heiliger Ernst!" Fast glaubt er es selber in diesem Augenblick.
Die junge Frau senkt verlegen den Blick zu Boden: „Mein Gott, ich hab' nie gewußt, wie schön das Leben sein kann."
Das ist Sibyllas Jawort. Und gleich bekräftigt sie diese Zusage auf ihre Weise: Sie erhebt sich, tastet sich durch die Dunkelheit

nach der Klingel an der Terrassentür. Gedämpft ertönt ein Glockenzeichen.
Es dauert nicht lange, bis Charles auf der Terrasse erscheint.
„Nun muß ich Sie doch noch einmal stören, Charles ..."
„Aber, gnädiges Fräulein ..."
„Ja, Charles ... es hat sich etwas ereignet, wozu man eine Flasche Sekt braucht ..."
„Gewiß, gnädiges Fräulein ..." Charles verschwindet ohne Hast.
Sibylla tritt an die steinerne Einfassung der Terrasse und schaut in stummer Erregung auf den nachtdunklen Strom hinaus. Lautlos ist Peter neben sie getreten. Er legt seinen Arm um ihre schmalen Schultern, beugt sich zu ihr hinab ud streift ihren kühlen Mund mit seinen Lippen. So verharren sie eine Weile in schweigender Umarmung.
Sie schrecken zusammen, als hinter ihnen Gläser klirren. Charles räuspert sich. „Darf ich jetzt Licht machen, gnädiges Fräulein?"
„Ja ... die kleine Ampel, Charles ..." Sibylla ist sehr verlegen. Sicherlich hat Charles die ganze Szene bemerkt.
Während Sibylla noch nach Worten sucht, um dem Diener die Situation zu erklären, kommt ihr Peter schon zu Hilfe.
„Sie sollen es als erster wissen, Charles: Frau Zander und ich haben uns eben verlobt."
Mit einem leisen Knacken springt das Licht der Ampel auf. Unbewegt steht das Gesicht des Dieners in ihrem matten Schein. Aber es ist nun ein anderes Gesicht. Die starre Maske schweigender Unterwürfigkeit ist gefallen ... Die Augen sind schreckhaft geöffnet, der Mund zuckt, und die alten Hände zittern. Mit tonloser Stimme murmelt er: „Aber das ist doch nicht ... Ist das wirklich wahr, gnädiges Fräulein?"
„Ja, natürlich, Charles! Du darfst uns gratulieren. Wir haben uns verlobt." Sibylla hat alle Verlegenheit abgeschüttelt und findet sich rasch in die Rolle der glücklichen Braut.
Charles fängt sich rasch wieder. Seine Züge gleiten in ihre gewohnte maskenhafte Starre zurück. Er macht eine leichte Verbeugung und sagt: „Ich wünsche Ihnen sehr viel Glück, gnädiges Fräulein!" Dann, nach einem kurzen Zögern: „Ich gratuliere, Herr van Booven!" Peter bemerkt den feinen Unterschied sehr wohl: Billa muß er Glück wünschen – ihm, dem Glücksritter,

kann man nur gratulieren. Aber Sibylla hat diese Feinheit offensichtlich überhört. Charles wendet sich hastig um und geht mit müden Schritten ins Haus hinein.
„Also doch eifersüchtig!" lacht Peter hinter ihm her und legt wieder den Arm um Sibylla.
Gleich darauf läßt Peter den Sektpfropfen mutwillig in den Garten hinausknallen. „Ein kleines Feuerwerk aus Anlaß unserer heimlichen Verlobung."
Die Gläser klingen zusammen. „Auf unsere Liebe!" sagt Peter.
„Auf unser Leben!" erwidert Sibylla.
Während der Sekt in den Gläsern perlt und Falter und Käfer die Ampel umschwirren, sprechen sie dann über das Nächstliegende.
Sibylla, mit ihrem Sinn für das Praktische, hat die Frage gestellt: Wie bringen wir's denen bei, die's wissen müssen? Sie möchte nicht lange damit warten. Eine hektische Unruhe hat sie erfaßt. Als fürchte sie, das Glück könne ihr unter den Fingern zerrinnen. Sie ist von einer unstillbaren Lebensgier ergriffen. Was sie in Jahren versäumt hat, möchte sie nun in Tagen nachholen.
„Laß uns nicht lange warten, Pitter!" bittet sie. „Ich möchte nicht monatelang als heimliche Braut herumlaufen!"
„Nein, das wär' was für romantische Backfische. Wie wär's denn, wenn wir's gleich morgen . . ."
„Vergiß nicht, daß morgen der zweite Pfingsttag ist!"
„Eben. Wir könnten zum Beispiel für morgen abend eine kleine Gesellschaft hierher bitten. Deine nächsten Bekannten und meine, soweit überhaupt vorhanden. Wir halten es ganz zwanglos, verraten vorher mit keinem Wort, was los ist, und lassen die Bombe erst im Laufe des Abends platzen. Ich freu' mich schon auf die dummen Gesichter."
Sibylla ist einverstanden, und beide machen sich sofort ans Pläneschmieden. Sibylla wird gleich morgen früh ihre Bekannten anrufen, Peter die seinen. Aber als sie die Liste der Einzuladenden aufstellen, zeigt sich rasch, wie klein doch eigentlich ihr Bekanntenkreis ist. Sibylla hat eine Vielzahl geschäftlicher Verbindungen pflegen müssen. Aber es gibt niemanden, mit dem sie eine echte Freundschaft verbindet. Und Peter hat nur eine Vielzahl von Saufkumpanen, aber keinen Freund. – „Doktor Linz?" Peter ist unbehaglich zumute, wenn er an den Arzt

denkt. Aber er findet keinen Grund, ihn auszuschalten. Er kann nur damit rechnen, daß der Arzt vernünftig ist und sich auf den Boden der Tatsachen stellt.
„Hersbach?" Peter rümpft die Nase, als wittere er den feinen Duft parfümierter Zigaretten. „Es ist gut, wenn du ihn bald näher kennenlernst", sagt Sibylla bestimmt. „Denn du wirst in Zukunft eng mit ihm zusammenarbeiten müssen. Das heißt, wenn du dich überhaupt um die Fabrik kümmern willst!" setzt sie rasch hinzu.
„Laß uns davon später sprechen, Billa!" weicht Peter aus.
Es bleiben nicht eben viele Menschen, die sie als Gäste einladen könnten. Frau Pratsch? Natürlich! „Sie ist in der letzten Zeit wie eine Mutter zu mir gewesen, Billa."
Es bleiben der Weingutsbesitzer Nirrnheim, der Sibylla beim laufenden Nachschub für ihren Weinkeller zu beraten pflegt. Der Rechtsanwalt Dr. Höller, dem sie nach dem Tode ihres Vaters ihre Vermögensverwaltung anvertraut hat, soweit sie sich nicht selber damit befaßt. Und noch zwei oder drei Ehepaare, mit denen sie dann und wann losen gesellschaftlichen Verkehr pflegte.
„Und wie ist es mit deinen Freunden, Pitter?"
Der junge Mann schüttelt den Kopf. „Ach!" Er macht eine wegwerfende Geste.
„Na, zum Beispiel der Schang!"
„Magst du den denn?"
„Ach, der würde doch bestimmt Leben ins Haus bringen."
„Na ja, ich kann ihn ja morgen zu erreichen versuchen."
„Und sonst?"
„Sonst niemand . . ."
„Auch nicht irgendeine kleine Freundin, die an unserem Glück teilhaben könnte?"
Peter sieht die junge Frau argwöhnisch an. Aber Sibylla lächelt ihm harmlos spitzbübisch zu. So macht er gleich ein jungenhaft schuldbewußtes Gesicht. „Natürlich, Billa, aber wenn ich die alle einladen wollte, müßten wir schon das Petersberg-Hotel mieten!"
Sibylla lacht: „Na ja – dann also nicht! Und außerdem: Wir wollen nicht an die Vergangenheit denken, sondern an unsere Zukunft."

Als sie sich endlich trennen, ist es spät nach Mitternacht. Sibylla klingelt nach Charles. Er soll noch ein bißchen Ordnung auf der Terrasse schaffen. Aber Charles kommt nicht. ‚Merkwürdig', denkt Sibylla, ‚er legt sich doch sonst niemals hin, bevor ich schlafen gegangen bin.'

Als Sibylla am nächsten Vormittag bei Doktor Linz anruft, hört sie, daß der Arzt vor einer halben Stunde zu einem Verunglückten nach Dollendorf gerufen worden ist. Erst gegen Mittag meldet er sich bei ihr.
„Kommen Sie doch heute abend auf ein Stündchen herüber, Doktor", bittet Sibylla. „Und wenn's geht, möcht' ich Sie vorher gern noch eine Viertelstunde allein sprechen. Ich hab' Ihnen etwas Wichtiges mitzuteilen."
„Ich weiß, Billa . . . ich weiß!" Die Stimme des Arztes klingt müde.
„Nein, Doktor, diesmal wissen Sie's nicht."
„Doch, doch, Billa! Ersparen Sie uns beiden, noch viele Worte darüber zu verlieren. Sie haben sich entschlossen und . . ."
Sibylla ist bestürzt über den resignierenden Ton des Arztes.
„Ich begreif' nicht, wieso Sie . . .", stammelt sie.
„Sie haben meinen Rat in den Wind geschlagen, Billa, und ich kann nun nichts weiter tun, als Ihnen Glück wünschen."
„Aber heute abend?"
„Selbstverständlich komme ich, wenn ich es irgend einrichten kann . . . Ich möchte Sie nicht kränken!"
Sibylla ist verstört, als sie einhängt. Aber diese Beunruhigung hält nicht lange an. Sie muß sich ihren dringenden Hausfrauenpflichten zuwenden. Es ist keine Kleinigkeit, in wenigen Stunden eine Verlobungsfeier vorzubereiten.

20

Gerda hat eine schlaflose, durchgrübelte Nacht hinter sich. Verzweifelt hat sie sich mit dem Gedanken vertraut zu machen versucht, daß sie den Geliebten verloren hat. Immer wieder hat sie sich dabei einreden wollen, daß er ihrer Liebe nicht wert

sei. Vergeblich. Sie kann das Bild dieses Menschen nicht von einem Tag zum anderen aus ihrem Herzen reißen.
Doch es muß etwas geschehen. Und es wird etwas geschehen! Bisweilen schwemmt eine Welle ohnmächtigen Zornes alle anderen Gefühle aus ihrem Herzen. Aber dieser Krampf löst sich immer nach einer Weile in einer Flut von Tränen.
Bis zum Mittag liegt sie apathisch im Bett und nimmt keinen Bissen von dem Teller, den ihr Frau Meunier morgens auf leisen Sohlen ins Zimmer gebracht hat. ‚Was hat das alles noch für einen Sinn!' geht es ihr durch den Kopf.
Gerade als sie sich aus den zerwühlten, tränenfeuchten Kissen hochquälen will, klopft es. Kätti, das Lehrmädchen aus dem Hutsalon Kersten, stürzt herein. „Du sollst emal schnell bei de Chef komme. Et is en janz eilige Sach!"
„Was ist denn los? Am zweiten Pfingsttag?"
„Ja, irgendwat mit dem Zanders Billa. Aber ich weiß et net jenau. Kommste jleich mit?"
„Geh schon voran!" sagt Gerda müde. „In 'ner halben Stunde bin ich da."
Mit mechanischen Bewegungen kleidet Gerda sich an. Eine neue tiefe Unruhe hat sie erfaßt. Was kann da nun wieder sein? Alles, was mit dieser Frau Zander zusammenhängt, löst in ihr ein Chaos widerstreitender Gefühle aus. Sie schätzt diese gepflegte, immer freundliche Frau. Und glaubt anderseits, sie nach dem, was sie gestern auf dem Drachenfels erlebt hat, hassen zu müssen. Denn die hat ihr den Pitt weggenommen mit ihrem Geld!
Weggenommen? Nein: Peter van Booven hat sich an sie herangemacht, und sie fällt genauso auf ihn herein wie viele andere zuvor. Muß sie diese Frau nicht warnen?
Nein, das geht nicht. Gerda weiß, daß ihr die Hände gebunden sind. Denn gibt sie das zynische Vorhaben Pitts preis, dann muß sie auch von dem anderen reden, dem furchtbaren Schicksal, das über dem Haupt der Kranken schwebt. Und das darf nicht sein!
So taumelt sie hilflos zwischen dem Für und Wider hin und her. Kersten empfängt sie voller Ungeduld. „Wo bleiben Sie denn nur, Fräulein Gerda? Frau Nirrnheim hat mich eben stürmisch herausgeklingelt. Heut abend ist bei Frau Zander 'ne kleine

Gesellschaft. Dafür braucht Frau Nirrnheim noch eine besonders hübsche Blume zum Kleid. Möglichst aus hellblauer Paillette."
Er breitet ein dunkelblaues Abendkleid auf dem Tisch aus und fängt an, Gerda umständlich die Wünsche von Frau Nirrnheim zu erklären.
Gerda sagt abwesend zu allem „Ja! Ja!" Ihre Gedanken aber laufen in einer ganz anderen Richtung: eine kleine Gesellschaft bei Frau Zander! Peter wird natürlich auch da sein. So ist das eben. Die feiern rauschende Feste, während sie sich mit ihrem Leid zu Tode quälen darf. Alles in ihr bäumt sich gegen diese Ungerechtigkeit des Schicksals auf. Aber was hilft es! Gleich darauf sitzt sie doch am Tisch, um Frau Nirrnheims Auftrag auszuführen.
Nach einer kleinen Weile bringt Kersten dem Mädchen einen Teller Hühnersuppe herunter. Er blickt wieder ein bißchen freundlicher drein, als er Gerda eifrig bei der Arbeit sieht.
Mit einem leichten Gefühl von Übelkeit schiebt Gerda den Teller halbleer beiseite. Kersten schüttelt den Kopf und geht wieder nach oben in die Wohnung.
Bald darauf kommt das Lehrmädchen Kätti hereingeflattert: „Jerda, weiß de schon?" sprudelt sie.
„Laß mich zufrieden!" murmelt Gerda. „Ich mag nichts mehr hören. Du siehst doch, daß ich zu tun hab'!"
„Dat mußt du aber hören, Gerda . . ., dat jeht nämlich deine schicke Freund an, de Pitter . . ."
Gerda läßt die Nadel sinken, der Fingerhut rollt über den Boden.
„Was ist los?" fragt sie heiser.
„Allerhand ist los!" sagt Kätti schnippisch. Sie weidet sich offensichtlich eine kurze Weile an Gerdas erregter Neugier. „Weiß du, wat heute abend beim Zanders Billa jefeiert wird?"
„Woher soll ich's wissen!"
„Verlobung wird jefeiert, dat du et bloß weiß! Dat Billa verlobt sich. Und wat denkste wohl, mit wem?"
Eine eisige Hand greift nach Gerdas Herzen. Natürlich weiß sie, mit wem. Aber sie will dem furchtbaren Gedanken keinen Zutritt lassen.
„Was geht mich das an!"

„Na, na – ich weiß ja net!"
„Weshalb sollt' mich das was angehen?" Gerda bückt sich, um den Fingerhut aufzuheben. Sie ist froh, ihr zuckendes Gesicht vor dem kleinen Lehrmädchen verbergen zu können. Mit letzter Beherrschung sagt sie dann:
„Woher willst das denn wissen?"
„Nu ... vom Traudchen ... dat beim Doktor Linz arbeitet ... dat hat jehört, wie der Charles et jestern dem Doktor erzählt hat ... Janz aufjeregt is er beim Doktor anjekomme ... mitten in de Nacht ... und hat jesagt, der Doktor soll wat dajejen tun ... dat jäb' sonst 'ne Unjlück ... janz laut hat et Traudche dat durch de Tür jehört."
„Dummes Geklatsch", wehrt Gerda ab. „Und nun laß mich zufrieden. Sonst werde ich nicht fertig!"
Unzufrieden flattert Kätti wieder davon.
Kaum hat sie die Tür hinter sich geschlossen, da bricht Gerda zusammen. Sie legt den Kopf auf die Tischplatte und beginnt zu weinen, haltlos, wimmernd, gleichförmig.
So findet Kersten sie, als er eine halbe Stunde später herunterkommt, um zu sehen, wie weit die Arbeit gediehen ist.
Mitleid und Zorn streiten eine Weile in ihm. Dann entschließt er sich, einen kühlen geschäftsmäßigen Ton anzuschlagen. „Ach bitte, Fräulein Gerda, wollen Sie nicht erst mal weitermachen? Frau Nirrnheim wartet auf ihr Kleid!"
Gerda antwortet nicht. Sie schluchzt unaufhörlich weiter.
„Aber Kind, nun fangen Sie sich doch endlich wieder ..."
„Es ist aus. Alles ist zu Ende. Ich mag nicht mehr!"
„Reißen Sie sich zusammen!" Kersten schlägt eine bestimmtere Tonart an. „Einem Schürzenjäger wie dem van Booven weint man keine Träne nach! Das ist der gar nicht wert!"
„Aber ich lieb' ihn doch noch ... ich lieb' ihn doch noch immer ..."
Papperlapapp! Aber ich merk' schon, Fräulein Gerda, Ihnen ist nicht zu helfen! So ein unvernünftiges Ding wie Sie ..."
Kersten steigert sich immer mehr in seinen Ärger hinein.
„Ich wollt' Ihnen eigentlich ja gar nichts von der Geschichte heute abend sagen. Aber im Grunde ist es nun doch gut, daß Sie's erfahren haben. Nun wissen Sie endgültig, woran Sie mit diesem Herrn sind."

Gerda blickt mit starren Augen durch das Fenster. Auf ihrem Gesicht liegt wieder jener Ausdruck trotziger Entschlossenheit, der schon am Tage vorher Kersten und auch Peter van Booven so erschreckt hatte.
Wieder packt Angst den Mann. Doch es ist nun viel weniger die Angst um das Mädchen selber als vielmehr vor den Komplikationen, die sie für das Geschäft heraufbeschwören könnte. „Machen Sie keine neuen Dummheiten, Kind! Sie haben schon genügend gemacht. Diese Ohrfeige gestern auf dem Drachenfels ... Brühwarm hab' ich's gleich gestern abend im ‚Drachenloch' zu hören bekommen ... Es war mir richtig peinlich ... Frau Nirrnheim wußte natürlich auch schon darüber Bescheid ... Ist ja klar ... wo doch 'n Haufen von Mädchen aus der Stadt da oben als Aushilfskellnerinnen arbeitet ... Und sie wußte auch noch viel mehr ... daß Sie mit dem Peter van Booven was gehabt haben ... ja sogar, daß Sie ... na, Sie wissen ja ..."
Er schaut sie lauernd an. Aber Gerda hat eine kalkweiße Larve vor ihr Gesicht gezogen.
„Das ist schlimm ... sehr schlimm für Sie, Fräulein Gerda ... denn was die Nirrnheim, diese lebende Zeitung, weiß, das weiß gleich ganz Königswinter. Und ich hab' Ihnen ja schon gesagt ... heiraten konnt' ich Sie nur, solange die Leute denken würden, daß das Kind von mir ist ... Wo sie nun aber alle wissen, daß es von dem Peter van Booven ist ... nee, ich mach' mich da ja zum Gespött der Leute ... Keine der Damen kommt mehr in den Modesalon Kersten, wenn sich herumgesprochen hat, daß hier'n Kuckucksei im Nest liegt ... Ich hör' schon, wie die Kinder ‚Kuckuck! Kuckuck!' hinter mir herrufen."
Er hat sich immer mehr in eifernden Zorn geredet. „Und wie Sie sich das überhaupt denken, Fräulein Gerda, ist mir auch nicht ganz klar ... Wollen Sie das Kind denn hier in Königswinter zur Welt bringen? Haben Sie sich nicht mal überlegt, was das für mein Geschäft bedeutet ...? Die Leute werden mit Fingern durch die Ladenscheibe zeigen ... Ich möcht' bloß wissen, wer die ganze Geschichte ausgequatscht hat."
Dann ist er plötzlich mit seinem Geeifere am Ende. Totenstille herrscht im Raum.
„Soll das heißen, daß ich nun auch nicht mehr länger bei Ihnen bleiben kann?" fragt Gerda tonlos.

Kersten zuckt die Achseln.
Da weiß Gerda Bescheid. Plötzlich verzerrt sich ihr Gesicht zu einem Lächeln, das dem Manne eine Gänsehaut über den Rücken jagt. „Lassen Sie mich bitte allein, Herr Kersten!" sagt das Mädchen. „Ich will jetzt die Arbeit fertigmachen!"
Automatisch nehmen ihre Finger die Arbeit wieder auf. Gegen fünf Uhr ist die Blume endlich fertig. Gerda zeigt sie Herrn Kersten. Der nickt befriedigt. Akkurate Arbeit, wie immer! Schade, daß er das Mädchen nicht bei sich behalten kann! Aber als er nun noch einmal alles bedacht hat, sieht er tatsächlich nur den einen Weg: Gerda muß sein Geschäft verlassen, bevor er selber ins Gerede kommt.
„Wenn Sie mir nun noch einen Gefallen tun wollen, tragen Sie selber das Kleid rasch zu Frau Nirrnheim . . ."
„Ja, aber . . . ich möchte nicht gern . . . wo sie doch weiß, daß . . ."
„Sehen Sie, da geht das Theater schon los . . . dies geht nicht und das geht nicht, weil . . .", poltert Kersten los.
„Gut, ich bring' das Kleid zu Frau Nirrnheim", sagt Gerda kurz. „Es ist nun schon alles egal."
Kersten blickt dem Mädchen durch die Ladenscheibe nach, wie es mit staksigen Schritten davongeht. Er hat plötzlich das Empfinden, er müßte sie zurückhalten. Ihre seltsame Art hat ihn betroffen. ‚Hoffentlich passiert kein Unglück!' denkt er.
Mit den starren Bewegungen einer Schlafwandlerin geht Gerda durch die Straßen. Der Trubel des zweiten Pfingsttages, das lärmende Treiben der Ausflügler dringt kaum in ihr Bewußtsein. Sie hält das Paket mit dem Kleid fest an sich gepreßt. Ein unternehmungslustiger junger Mann spricht sie an, erschrickt vor dem stieren, glanzlosen Blick ihrer Augen und trollt sich rasch wieder.
An der Tür des Nirrnheimschen Hauses will ihr das Dienstmädchen das Paket abnehmen; da steckt Frau Nirrnheim neugierig den Kopf aus dem Zimmer heraus. Kaum hat sie Gerda erkannt, als sie auf den Flur herausgestürzt kommt.
„Aber so treten Sie doch näher, liebes Kind . . . Sie sind die kleine Peters, nicht wahr . . .?" Ihr Doppelkinn schwappt aufgeregt über dem äußerst gewagten Ausschnitt des Nachmittagskleides; gefahrdrohend schwankt die kastanienbraune Hochfrisur hin und her. Frau Nirrnheim ist eine Frau Mitte der

Vierzig. Aber sie legt die neckische Munterkeit einer Achtzehnjährigen an den Tag, wiegt sich mit komischer Grazie in den breiten Hüften und hüpft beständig von einem stämmigen Bein auf das andere. Vor dem wogenden Busen pendelt ein Lorgnon wie ein Perpendikel.
Nun hält sie es vor die unangenehm harten Augen und betrachtet das Mädchen, als hätte sie ein seltenes Museumsstück vor sich.
„Sie sind also die Kleine, die gestern den Herrn van Booven geohrfeigt hat ... Jaja, das Temperament ..." Sie zwinkert vielsagend mit dem linken Auge. „Schlimm, wenn man zuviel davon hat ... wenn man liebt und wenn man haßt ... Na, ich werd' ihn ja heut' abend kennenlernen ... bei Frau Zander ... wir sind nämlich auch eingeladen ..."
„Das Kleid ...", sagt Gerda hilflos.
„Sagen Sie, Kleine, ist er denn wirklich so'n Draufgänger, wie man von ihm erzählt ...? Man hört ja dolle Dinge ..." Ihr Blick gleitet bedeutungsvoll über die Figur des Mädchens.
„Ich hoffe, Sie sind zufrieden", stößt Gerda gequält hervor. Dann dreht sie sich um und eilt hinaus.
Gerda läuft eine ganze Weile planlos durch die Straßen. Auf der Rheinpromenade gerät sie fast unter die Räder der Siebengebirgsbahn; ein alter Herr reißt sie in letzter Sekunde von den Schienen. „Am hellen Tag schon betrunken!" Kopfschüttelnd sieht er ihr nach, wie sie mit taumeligen Schritten weitergeht.
Einige Zeit später findet Gerda sich am Ostermann-Denkmal wieder. Der Gedanke, daß sie hier oft auf Peter gewartet hat, zerreißt ihr fast das Herz. Engumschlungen geht ein junges Paar den Weg bergan. Ungeniert küssen sich die beiden jungen Menschenkinder. Da rennt Gerda abermals davon.
Eine Stunde später steigt sie schweratmend die knarrende Stiege zu ihrer Mansarde empor. Die Beine wollen sie nicht mehr tragen. Sie hat nur noch einen Wunsch: Schlafen! Schlafen! Nicht mehr denken müssen!
Sie wirft sich auf das Bett. Erste Abenddämmerung kriecht in den Raum. Aus dem Hause gegenüber dudelt ein Grammophon herüber. „Vielleicht ... ist Liebe nichts als Illusion ..." quäkt es durchs offene Fenster. Ein Passant pfeift die Melodie mit. Gerda stürzt ans Fenster, wirft die Flügel zu, daß das

Glas klirrt. Nun fällt die Stille mit saugender Gewalt über sie her. Sie rafft ihr Handtäschchen vom Tisch und rast die Treppe hinunter.
Eine Viertelstunde später steht sie unten am Ufer und wartet auf die Fähre. Sie ist eingekeilt in die Menschenmenge. Vom Sonnenbrand gerötete Gesichter, Kinder quaken müde herum, Liebespaare nutzen die Enge und drücken sich aneinander, angetrunkene Herren versuchen ein Späßchen mit jenem und jeder. Gerda sieht und hört von alledem nichts. Sie wartet. Worauf? ‚Worauf hab' ich noch zu warten in diesem Leben?' denkt sie. ‚Er kommt nicht mehr! Nie mehr!'
Immer wieder und immer schärfer packt sie das Grauen vor dem, was ihr zukünftiges Leben sein könnte. Sie hat Angst, panische Angst vor dem Morgen, dem Übermorgen, vor jedem Tag, der darauf folgen wird.
Unversehens gerät die Menge um sie in Bewegung. Die Fähre hat angelegt. Gerda läßt sich über den schmalen Steg an Bord treiben. Der quirlende Strom der Ausflügler spült sie irgendwo zum Bug des Dampfers. Sie läßt sich auf die hölzerne Bank sinken.
Dann kommt ihr ein Gedanke. Sie nestelt in ihrer Handtasche herum, reißt ein Blatt aus einem Notizbuch, kritzelt mit einem Bleistiftstumpf ein paar Zeilen darauf, faltet den Zettel zusammen und malt mit großen Buchstaben darauf: ‚An Herrn Peter van Booven!'
„Nächstens schreiben Sie Ihre Liebesbriefe man lieber zu Hause", knurrt ein Herr neben ihr, als sie ihn mit dem Ellenbogen leicht anstößt.
Gerda steckt den Zettel in das Handtäschchen und erhebt sich. Sie drängt sich durch die Fahrgäste hindurch zur Mitte der Fähre.
„Schon bezahlt, Fräuleinchen?" hält sie auf halbem Wege der Kassierer an. Wortlos reicht ihm das Mädchen einen Markschein und schlängelt sich weiter.
Der Mann blickt ihr verdutzt nach. „Sie kriegen doch noch was 'raus!" ruft er ihr nach. Aber Gerda wendet sich nicht mehr um.
Gerda steht in der Mitte der Fähre, dicht an die Reling gedrückt. Sie hat den Bügel der Handtasche über ihr Handgelenk

gezwängt und hält sie krampfhaft fest. Die graugrünen Wasser strömen an der Bordwand vorüber. Silbern sprühen Wassertropfen auf.
Gerda starrt eine Weile auf das glitzernde Spiel des Wassers. Dann blickt sie nach Königswinter zurück. Da liegt das Städtchen unter dem Abendhimmel hingekuschelt zwischen die schwellenden Kissen der Hügel. Die Lichter blitzen mit den Sternen um die Wette. Für Gerda birgt dieses Bild nichts Friedliches mehr in sich. In ihm liegt ihr Glück begraben. Da drüben in einem der großen Häuser verlobt sich jetzt der Mann, an dem sie einmal mit der ganzen Liebe ihres Herzens hing, mit einer andern. Und mit keinem Gedanken denkt er mehr an sie.
Plötzlich hockt Gerda rittlings auf der Reling. Vier, fünf Arme greifen nach ihr. Aber sie hat sich schon fallen lassen. Das Wasser spritzt auf. Schreie. Rufen. Rasch treibt das helle Kleid in dem reißenden Strom davon. Signalglocken schrillen, dann gellt die Sirene das Dampfers über das Wasser. Wieder und wieder.
Dutzende von Händen weisen über den Strom. „Da! Da ist sie!“ Rettungsringe klatschen ins Wasser.
Die Fahrgäste drängen nach der Steuerbordseite hinüber. Schon neigt sich der Dampfer. „Nicht alle auf eine Seite! Um Gottes willen!“
Die Maschinen stehen still. Der Dampfer treibt mit dem Strom. Zwei Männer bahnen sich grob einen Weg durch die dichte Menge zu dem kleinen Boot, das über der Bordwand hängt.
„Springt denn niemand hinterher?“
„Wahnsinn! Bei der Strömung!“
„Die ist hin! Da ist nichts zu machen!“
Von der Brücke der Fähre sucht ein halbes Dutzend Augenpaare den Strom nach dem hellen Kleid ab. „Da!“ – „Nein, dort drüben, weiter nach Backbord!“ Mit fliegenden Händen reichen die Männer einander das Nachtglas weiter, starren über den Strom.
„Bestimmt, da ist sie! Sehen Sie!“
Der Kapitän springt an den Maschinentelegraf; wieder schrillen Signale; die Kolben beginnen wieder zu stampfen; der Dampfer legt sich mit dem Bug stromabwärts.

In diesem Augenblick gleitet ein großes weißes Motorboot längsseits.
„Was ist denn los?“ schreit eine Stimme zur Brücke hinauf.
„Mann über Bord!“
„Wo denn?“
„Da nach Backbord 'rüber! Ein Mädchen in hellem Kleid!“
Aufheulend schießt das Motorboot in die Dunkelheit hinein.
„Das war der Dörenberg, der reiche Eisenfritze aus Godesberg“, wissen einige zu berichten.
Gleich darauf flammt der Scheinwerfer des Bootes auf und tastet wie ein grellweißer Finger über das Wasser.
Überall auf dem Strom und an seinen Ufern ist man aufmerksam geworden. Die Menschen strömen zusammen. Boote beginnen suchend zickzack zu fahren.
Plötzlich gellt ein Schrei von der Fähre: „Da! Der helle Fleck!“
Tatsächlich hat der Scheinwerfer des weißen Rennbootes etwas Helles erfaßt. Bisweilen verschwindet es unter der Wasseroberfläche und taucht gleich wieder auf. Das Motorboot jagt darauf zu, fährt einen kleinen Bogen und zieht dann langsamer werdend gegen den Strom auf das weiße Bündel zu. Der Scheinwerfer läßt es nun nicht mehr los. Schon hängt ein Mann außenbords. Eben will das Bündel wieder versinken. Da packt der Mann zu, zerrt den Körper halb aus dem Wasser. Zwei Arme greifen zu.
Sie betten das Mädchen auf eine Bank. Ihre Hand hält krampfhaft ein ledernes Täschchen umschlossen.
„Da hilft nun alles nichts“, meint der Bootsmann, ein vierschrötiger, muskulöser Kerl, und zerrt die nasse Kleidung von dem Mädchenkörper herunter.
Die Suche in der Strömung hat sie weit stromabwärts geführt. Dörenberg springt an das Ruder. Gleich darauf zieht das Boot mit aufschäumender Bugwelle dem Ufer zu.
Unterdessen hat der Bootsmann mit geübten Griffen die Wiederbelebungsversuche aufgenommen. Zuweilen legt er sein Ohr auf die junge Brust des Mädchens und lauscht; aber das Brummen des Motors macht es unmöglich, festzustellen, ob noch Leben in dem schmalen, weißen Körper ist.
Der Scheinwerfer ertastet eine günstige Stelle am Ufer. Das Boot schwingt heran, setzt mit leisem Schurren auf den Sand

auf. Sofort laufen die Leute zu Hunderten zusammen. Ein paar junge Männer haben die Hosenbeine aufgekrempelt und waten heran.
Gleich darauf steht Dörenberg im Ufersand. Er bahnt sich einen Weg durch die Menge. „Einen Arzt! Rasch einen Arzt!“ Mit wenigen Sätzen erreicht er die Rheinpromenade, stellt sich mitten auf die Straße und winkt mit den Armen. Scharf bremsend hält eine große amerikanische Limousine.
„What's the matter?“ fragt eine Stimme unwirsch aus dem offenen Wagenfenster.
„Fahren Sie mich rasch zu einem Arzt! A doctor! I need a doctor!“
„Why?“ tönt es ungerührt aus dem Innern.
„Ein Mädchen, ein Mädchen ist ertrunken! A girl is drowned!“ schreit Dörenberg ungeduldig.
„Okay! Get in!“ sagt die Stimme.
„Moment mal!“ Hilfesuchend sieht Dörenberg sich um. Schon umdrängen zahlreiche Neugierige den Wagen.
„Wer weiß, wo der nächste Arzt wohnt?“
„Doktor Linz. Drüben ... Dollendorfer Straße. Ganz in der Nähe!“ haspelt ein junger Mann.
Dörenberg zerrt ihn in den Wagen hinein. „Los! Zeig uns den Weg!“
Doktor Linz ist daheim. Er kommt mit, wie er geht und steht. ‚Wie gut, daß ich doch nicht zu Billa gegangen bin‘, denkt er, während der Wagen mit ihm und Dörenberg zum Ufer zurückrast.
Immer noch bemüht sich der stämmige Bootsmann um das Mädchen. Geraune geht in der harrenden Menge hin und her: „Ich hab' sie gesehn ... bestimmt ... es ist eine von hier ... ich glaub' sogar, die kleine Modistin von Kersten ... weißt du, die det Kind kriegt ... die mit der Ohrfeige ...“
Doktor Linz macht sich sofort an die Arbeit. Das Gesicht des Mädchens kommt ihm irgendwie bekannt vor. Aber er weiß es nicht gleich unterzubringen. Zunächst gibt es auch Wichtigeres zu tun. Er erteilt seine ersten Anweisungen, arbeitet stumm und verbissen Minute um Minute, lauscht über ihrem Herzen, müht sich weiter ...
Ein uniformierter Polizist erscheint am Ufer. Man hat ihn in

einem Wirtsgarten aufgestöbert. Eigentlich hat er dienstfrei, aber dies ist ein Fall für ihn. Er watet heran, klettert über die Reling. „Ich stell' mal zunächst die Personalien fest", sagt er zum Arzt, nachdem er einen Blick auf das Mädchen geworfen hat. Er bemächtigt sich gleich der Handtasche, schüttet den Inhalt auf den schmalen Tisch des Motorbootes, begutachtet die einzelnen Sachen.

Dabei fällt ihm ein aufgeweichter Zettel in die Hände.

„An Herrn Peter van Booven!" Er pfeift durch die Zähne, entziffert die vom Wasser verwischten Schriftzüge.

„Selbstmordversuch, Herr Doktor Linz!" sagt er leise zum Arzt.

„Versuch?" gibt der Arzt zurück. „Bis jetzt steht noch nicht fest, ob's nicht ein gelungener Selbstmord ist. Aber wie kommen Sie auf Ihre Vermutung, daß es überhaupt Selbstmord ist?"

„Hier ist ein Zettel ... so'ne Art Abschiedsbrief ... an einen jungen Nichtsnutz aus Königswinter ... Pitter van Booven ... vielleicht kennen Sie ihn sogar?"

Der Arzt hält jäh in seiner Tätigkeit inne. Mit zitternden Händen greift er nach dem Zettel und liest ihn.

„Pitt, ich mag nun nicht mehr leben, nach alledem, was passiert ist und was Du mir Schreckliches gesagt hast, denn ich hab' zuviel Angst vor dem, was alles noch passieren wird. Und ich schäm' mich so sehr. Leb wohl! Gerda."

Der Arzt sieht auf. Seine zusammengekniffenen Augen tasten suchend über das Ufer. Er findet rasch, was er sucht: das Haus von Sibylla Zander.

Hell schimmern, wenige Hundert Meter entfernt, seine Lichter über die Bäume des Parkes hinweg. Windlichter flackern rötlich auf der Terrasse. Die Fenster sind geöffnet.

Dann findet sein Blick zu der Gestalt des Mädchens zurück, das weiß und still, wie schlafend, auf der Bank liegt.

‚Peter van Booven', spricht er zu sich, ‚dein Opfer! Aber ich will dafür sorgen, daß es dein letztes ist!'

„Nun, Herr Doktor? Zu spät?" fragt dicht neben ihm die Stimme Dörenbergs.

Der Arzt zuckt die Achseln und macht sich schweigend wieder an die Arbeit.

Ein leichter Abendwind treibt sein Spiel mit den Windlichtern auf der Terrasse der Villa Zander. Rötlicher Widerschein zuckt über die Gartenfront des Hauses. Die gläserne Bowle glimmt wie von einem inneren Feuer. Silbernes Geschirr, kostbares Porzellan schimmert.

Die Unruhe der ersten Begrüßungen und Vorstellungen hat sich gelegt. Die Gäste haben ihre Plätze an der langen, weißgedeckten Tafel gefunden. „Eine Verlobungsfeier im Freien? Ist das nicht ein bißchen stillos?" hatte Sibylla noch am Mittag zweifelnd zu Peter gesagt. „Aber Billa ... ein Sommerabend am Rhein ... mitten in einem schönen uralten Park ... und da sollen wir uns im Haus verkriechen?"

Sibylla hat sich rasch überzeugen lassen. Sie bereut es nicht. Die alten Bäume rauschen melodisch in das Murmeln der Gespräche. Von jenseits des Stromes locken die ersten Lichter, die milde Abendluft hüllt alles in ihren samtenen Mantel.

„Nein, sehen Sie reizend aus!" hat sogar Frau Nirrnheim in ehrlichem Erstaunen bei der Begrüßung ausgerufen, nachdem sie die junge Frau durch ihr Lorgnon betrachtet hatte. Sibylla trägt ein rotbraunes Teekleid. Als sie im Februar in Paris weilte, um sich in den großen Modehäusern über die Stoffe und Farben des kommenden Sommers zu informieren, hatte sie es im Schaufenster eines der luxuriösen Geschäfte an den Champs-Elysées liegen sehen und es sofort gekauft. Aber als sie es dann auspackte, hatte sie über sich selber lächeln müssen, sich in Gedanken ein hoffärtiges albernes Geschöpf genannt und das Modellkleid mit einem resignierenden Lächeln in den Schrank gehängt: nein, das paßte wohl doch nicht zu ihr; sie war dazu verurteilt, sich möglichst unscheinbar und zurückhaltend zu kleiden!

Doch heute will ihr scheinen, als hätte sie in Paris das Glück dieses Tages vorausgeahnt. Mühsam muß sie das Gefühl einer neuerwachten Eitelkeit unterdrücken, als Peter bei ihrem Anblick bewundernd strahlt.

Sie fühlt die erstaunten Blicke Hersbachs auf sich gerichtet. Der Direktor ist auf ihre Bitte nichtsahnend mit dem Wagen herübergekommen. Sie kann nicht wissen, daß er sich zu dieser

Fahrt nur widerstrebend entschlossen hat. Er hatte sich für diesen Abend mit Paula in Düsseldorf verabredet. Aber schließlich siegte doch sein Pflichtgefühl: die geschätzte Chefin rief ihn, und so kam er. Außerdem konnte er bei dieser Gelegenheit zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen: am Pfingstsonnabend hatte ihn nämlich Doktor Linz angerufen. Mit dringenden Worten und seltsamen Andeutungen hatte der Arzt ihn gebeten, doch möglichst rasch einmal herüberzukommen und ihm eine Stunde Zeit zu schenken; es stünden wichtige Dinge auf dem Spiel. Die dringliche Art des Arztes hatte Hersbach stärker beunruhigt, als er sich selber eingestehen wollte. Sollte es sich um Frau Zanders merkwürdige Krankheit handeln? Nein, sie sieht frisch und blühend aus. Ein weicher Zug, den er bisher noch nie an ihr bemerken konnte, lockert das früher so verschlossene Antlitz. Zum ersten Male sieht er in ihr die Frau.

In Sibyllas Freude ist allerdings ein Wermutstropfen gefallen. Doktor Linz hat gegen Abend angerufen. „Ich kann leider nicht kommen, Billa. Ein dringender Fall auf dem Wintermühlenhof."

„Aber so kommen Sie doch später, Doktor! Ich denke, wir sitzen bestimmt bis nach Mitternacht zusammen!"

Der Arzt hat sich eine Weile mit Worten gewunden. Offenbar wollte er nicht kommen. Es schmerzt sie, den guten alten Freund des Hauses an diesem Abend nicht bei sich zu haben. Unter allen Gästen des Hauses hatte er ihr am nächsten gestanden.

Rechtsanwalt Dr. Höller ist allein gekommen. Seine Frau sei unpäßlich und müsse das Bett hüten. ‚Merkwürdig', denkt Sibylla. ‚Als ich vorhin im Park ein paar Blumen für die Vasen pflückte, glaubte ich sie doch auf der Rheinpromenade gesehen zu haben!'

Aber diese kleinen Widerhaken schmerzen nicht mehr, wenn sie zu Peter hinüberblickt. Es ist wie immer ein Entzücken, ihn anzusehen. In Herberts dunklem Anzug, den ihm Frau Pratsch für diesen Abend bereitwilligst auslieh, macht er eine tadellose Figur. Das gebräunte Antlitz über der weißen Wäsche, die starken Reflexe der Lichter in seinen hellen Augen, die gepflegten Hände, die jedes seiner Worte beredt unterstreichen – das alles ist ihr nun schon unendlich vertraut. Und bisweilen scheint es ihr sogar, als ob sie schon Jahre miteinander lebten.

Wenn sie an das Morgen denkt, erzittert ihr ganzes Wesen unter einem großen Glücksgefühl. Nun wird alles anders sein! Endlich, endlich wird sie Frau sein dürfen! Ihr Leben wird einen neuen, schöneren Sinn bekommen. Sie wird sich nicht länger um die vielen Entscheidungen in der Fabrik zu kümmern brauchen; sie wird das nach einer kleinen Übergangszeit ganz ihrem Manne überlassen dürfen. Er ist jung, aufgeschlossen, anpassungsfähig und hat ihr ganzes Vertrauen. Er wird sich an der Seite Hersbachs schnell einarbeiten. Sie aber wird ein neues Leben beginnen! Gesellschaften, Reisen, ein Kreis gleichgesinnter Freunde, stille Abende auf der Terrasse ihres schönen Hauses. Und eines Tages – sie erschrickt bei diesem Gedanken – werden sie dann auch ein Kind haben ...

Noch weiß niemand von ihrem Glück. Oder besser: noch tut jeder, als wüßte er nichts davon. Aber die erwartungsvollen Gesichter und die zarten Andeutungen aus diesem und jenem Munde zeigen ihr, daß doch einiges durchgesickert sein muß. Nun, ob sie es jetzt schon wissen oder erst erfahren: wenn Peter sich nachher erheben wird, um in kurzen Worten davon Kenntnis zu geben, wird das für sie der Beginn eines neuen Lebensabschnittes sein.

„So haben wir manchmal hier gesessen, als Ihr Herr Vater noch lebte, Frau Billa", sagt Nirrnheim und schickt den Rauch seiner schwarzen Zigarre genießerisch zum Himmel empor.

Ja, wenn der Vater diesen Abend hätte erleben dürfen! Wie oft hatte er in neckendem Ernst gesagt: „Na, Billakind, wie steht's denn mit dem Prinzgemahl, den du mir eines Tages ins Haus schleppen wirst? Und frag' mal jeden gleich von vornherein, ob er auch Skat spielt und einen guten Tropfen schätzt, sonst ist nicht viel los mit ihm!"

Als sie zwanzig war, hatte sie dann trotzig den Kopf geschüttelt. „Ich will überhaupt keinen ... und einen, der Wein trinkt, schon gar nicht!" Später hatte sie auf seine kleinen Anzüglichkeiten verlegen geschwiegen. Sie wußte, daß der alternde Zander dann immer enttäuschter feststellte, wie sein einziges Kind zur Einzelgängerin wurde. Aber mit dem praktischen Sinn des Geschäftsmannes hatte er aus der Not eine Tugend gemacht und sie ganz zur Geschäftsfrau erzogen. – Daß er ihre Wahl heute billigen würde, bezweifelte sie keinen Augenblick.

„Spielst du eigentlich Skat, Pitter?" fragt sie und lächelt zu ihm hinüber.
Peter ist erstaut: „Wie kommst du gerade darauf, Billa? Wolltest du ein Spielchen machen?"
„Na, das wird er schon können", mischt sich Nirrnheim knarrend ein. „So oft, wie er im ‚Drachenloch' bei uns Pfennigfuchsern gekiebitzt hat."
„Nun entführen Sie mir den Pitter nicht allzu häufig an den Stammtisch, Herr Nirrnheim! Ich . . ." Sie unterbricht sich rasch und wird blutrot. Sie tut so, als wüßte schon alle Welt, was mit ihr und Pitter los ist. So sehr hat sie sich schon in diesen Gedanken hineingelebt.
„Der Platz des seligen Herrn Vaters", spricht Nirrnheim ruhig, „ist immer noch frei. Wir sind nämlich sehr wählerisch; das sind wir schon dem Andenken unseres Freundes Zander schuldig."
Sibylla starrt leicht betroffen vor sich hin. Das klingt ja fast wie eine Warnung! Mit leichter Betonung erwidert die junge Frau: „Was an mir liegt . . . ich sorge schon für einen würdigen Nachfolger."
„Ja, natürlich, Frau Billa." Versonnen zieht Nirrnheim an seiner Zigarre.
Ein bißchen verloren sitzt Frau Pratsch unter den Gästen. Nun hat sie doch ihr Schwarzseidenes, daß sie erst wieder zu Herberts Empfang anziehen wollte, vorzeitig aus dem Schrank holen müssen. Aber für den Pitter hat sie's gern getan. Sie betrachtet ihn bisweilen als einen zweiten Sohn. Gespannt wartet sie auf das ‚große Ereignis', das Peter ihr angekündigt hat. Mit Hersbach ist sie die einzige, die den kommenden Ereignissen völlig ahnungslos gegenübersteht. Ihrem Tischherrn, Professor Burziak, der sich redlich abmüht, ein Gespräch in Gang zu bringen, antwortet sie immer nur wie ein verschüchtertes Mädchen. Der hagere Mann mit dem nervösen Zucken um die Augen ist Archäologe, hat Breslau und seine Universität verlassen müssen und schlägt sich nun mühselig als Privatgelehrter durch. Seine Frau ist leidend. So hat er zu diesem Abend seine 18jährige Tochter Brigitte mitgebracht. Sie sitzt am Ende der Tafel und himmelt mit ihren großen braunen Augen Peter van Booven an. Aber jedesmal, wenn er zu ihr hinüberschaut, schlägt sie den Blick verschämt nieder.

Sibylla beobachtet Frau Pratsch schon einige Zeit. Diese Frau gefällt ihr. Vor allem freut sie sich über die mütterlich stolzen Blicke, mit denen die alte, weißhaarige Dame dann und wann den Peter streift. So setzt sie sich gern eine Weile zu ihr hinüber.
„Wie fein, daß ich Sie auch mal kennenlerne, liebe Frau Pratsch! Der Pitter hat mir so viel von Ihnen erzählt. Er sagt, Sie sorgten für ihn wie eine Mutter."
Gleich kriegt Frau Pratsch feuchte Augen. „Aber ich bitt' Sie ... wo mein Junge doch schon so lange weg ist ... Und dann war er doch immer so allein, der Pitter ... und er hat doch keinen, der sich ein bißchen um seine Sachen kümmert. Und wo er doch 'n Freund von meinem Herbert ist."
„Na, nun wird's ja bald nicht mehr nötig sein ..."
Die alte Dame blickt erschrocken drein: „Wieso, will er denn weg von hier?"
„Das gerade nicht, aber ..."
„O Gott, ich möcht' ihn jetzt gar nicht entbehren, den Jung ... dann wird es gleich wieder so schrecklich still im Haus ... bis erst mein Herbert kommt."
‚Ja', denkt Sibylla, ‚so wird es werden, Mutter Pratsch, ich kenne das – so war es auch bei mir.' Mit glänzenden Augen sieht sie zu dem Manne hinüber. Der ist eben in ein Gespräch mit Frau Nirrnheim verwickelt.
Wie die dicke Frau ihn streng durch ihr Lorgnon mustert, könnte man fast glauben, eine Gouvernante kanzle ihren Zögling ab. Aber das muß eine Täuschung sein; denn Peter blickt sie mit fröhlichen Augen an, wenn seine Stirn auch ein paar Falten zeigt.
Er verwünscht in diesem Augenblick das Kompliment, das er der Frau des Weingutsbesitzers eben gemacht hat: „Eine zauberhafte Blume haben Sie da an Ihrem Kleid, gnädige Frau ..."
„Nicht wahr, Paillette!" erwidert Frau Nirrnheim. „Aus dem Modesalon Kersten ... Die kleine Gehilfin von Kersten hat sie mir noch rasch angefertigt ... Ein tüchtiges Mädchen ... wie heißt sie doch gleich?"
Peter schaut angestrengt auf den Strom hinaus und zuckt die Achseln.
„Richtig ... Gerda Peters! So 'ne kleine Zierliche mit blonden Locken ..." Gespannt beobachtet sie den jungen Mann.

„Was ist denn da los?“ lenkt Peter ab. Irgendwo weiter stromaufwärts gellt immer wieder in kurzen Intervallen eine Sirene. Aber die hohen Parkbäume verdecken die Sicht.
Frau Nirrnheim läßt sich nicht ablenken. „Ein tüchtiges Mädchen“, wiederholt sie. „Was soll der Kersten bloß mal ohne die anfangen.“
„Wieso? Will sie denn weg von ihm?“ Peter gibt seiner Stimme einen harmlos fragenden Klang.
Sibylla schaltet sich in das Gespräch ein: „Das würde mir aber schrecklich leid tun ... Sie kann wirklich allerhand ... Sie ist ein paarmal bei mir gewesen und hat Sachen gebracht ... ein liebes, bescheidenes Geschöpf.“
Peter wird heiß und kalt. „Da muß doch was passiert sein auf dem Wasser.“
Aber er kann nicht verhindern, daß Frau Nirrnheim beharrlich fortfährt: „Leider ist sie 'n bißchen durcheinander in der letzten Zeit ... Heut ist sie mir mitten im Gespräch davongelaufen ... Na, sicher hat das junge Ding irgend 'n Mannsbild im Kopf.“
„Lassen wir sie ruhig glücklich werden“, sagt Sibylla nachsichtig. „Das ist nun mal der Lauf der Welt.“
„Wenn er's man wär'! ... spricht Frau Nirrnheim mit der Miene einer griechischen Orakelpriesterin.
Durch Peters Kopf jagen die Gedanken: Was will die Frau mit diesen Worten bezwecken? Ist es ein dummer Zufall, daß sie auf die Kleine aus dem Modesalon Kersten zu sprechen kommt? Oder verbirgt sich dahinter eine tückische Absicht? Wenn das der Fall ist, kann die Frau gefährlich werden. Ein unbestimmtes Gefühl warnt ihn vor ihr.
Aber er müßte nicht Peter van Booven sein, wenn er sich nicht gleich überlegte, wie er sie und ihre scharfe Zunge außer Gefecht setzen könnte. Hier kann ihn nur eines retten: sein Scharm!
„Wunderbar, wie Sie das sagen, gnädige Frau! Mit so viel echter menschlicher Teilnahme!“ Er hebt sein Glas und trinkt Frau Nirrnheim verheißungsvoll zu.
Die dickliche Frau tut ihm verdutzt Bescheid.
„Im übrigen bin ich der Meinung, daß die Schönheit eines Kleides, eines Hutes oder auch einer – Blume entscheidend beeinflußt wird von der Dame, die sie trägt! Ihren Geschmack habe ich

schon bewundert, bevor ich das Vergnügen hatte, Sie zu kennen!"
Peter blickt Frau Nirrnheim dabei so unschuldig an, daß ihr Mißtrauen schwindet. Sie lächelt geziert.
„Nun ja, bei Kersten hat man ja immer nur nach meinen Angaben gearbeitet ... Zum Beispiel mein neuer Florentiner Hut, der hellblaue, ich weiß nicht, ob Sie ihn schon gesehen haben ..."
Schon sieht sich Peter in ein anregendes Gespräch über Damenhüte im allgemeinen und den hellblauen Florentiner Hut im besonderen verwickelt. Aber er läßt sich nicht erschüttern. Er hält wacker mit und blickt zuweilen der munter plappernden Frau verzehrend in die Augen, bis sie verwirrt schweigt.
Sibylla beobachtet dieses Spiel mit Erstaunen und stiller Freude und lächelt in sich hinein: Toll, wie dieser Teufelskerl die alte Lästerzunge zurechtstutzt!
Peter konstatiert erleichtert: zunächst mal geschafft. Da tritt Charles auf die Terrasse heraus und meldet: „Herr Brendemöhl!"
„Schang!" ruft Pitter erfreut und springt auf. Da kommt die lebende Kugel auch schon durch die Tür herausgerollt. „Grüß Gott, die Damen ... Grüß Gott, die Herren! Spät komm' ich, doch ich komm' ... Der weite Weg von Düsseldorf mag mein Säumen entschuldigen ... und 'n großer Menschenauflauf da unten in der Rheinallee."
Auch Sibylla sieht den späten Gast gern. Sie hat ihn aus jener Düsseldorfer Bummelnacht in netter Erinnerung.
Schang sprüht vor Leben: „Mann, Pitter ... daß ich dich hier wiedertreffen würd'? – Na, gedacht hab' ich mir so was ja, als ich euch zwei damals in der ‚Gondel' sah ..." Er schlägt sich rasch mit der flachen Hand auf den Mund, als er bemerkt, wie Sibylla den Zeigefinger auf den Mund legt. „Ach so, das ist wohl noch ein Geheimnis ..."
Er sinkt schnaufend auf einen Stuhl und leert sein Glas, das Peter ihm reicht, in einem Zuge. „Herrliches Zeug!" Er stöhnt vor Behagen.
„Du hast allerhand nachzuholen, Schang!" Peter schenkt das Glas rasch wieder voll. An der Tafel ist es gleich ein bißchen lebhafter geworden. Die Munterkeit des neuen Gastes steckt alle

an. Die Gespräche werden lauter. Hier und da klingt ein Lachen auf.
„Ich soll dir übrigens 'n schönen Gruß bestellen ... Rat mal von wem!" sagt Schang laut.
‚Matz' ist Peters erster Gedanke. „Vielen Dank für Fallobst!" sagt er abweisend.
„‚Fallobst' ist gut!" lacht Schang ungeniert. „Na, die Kleine war richtig traurig, daß sie nicht dabeisein darf. Aber nachher hätt's noch 'ne Eifersuchtsszene gegeben."
‚Ach so, die Paula!' Peter atmet auf. „Die kleine wasserstoffsuperblonde Hexe aus der ‚Gondel' ... die Paula", erklärt er Sibylla. Dabei schielt er vorsichtig zu Hersbach hinüber. Der hat ein bißchen die Beherrschung verloren und saugt nervös an seiner parfümierten Zigarette. „Ich dachte schon, du meintest Matz!" sagt Peter dann nach einer Weile leise.
Schang blickt plötzlich ein bißchen böse drein. Er senkt seine Stimme, so daß nur Peter ihn noch verstehen kann: „Nee, von dem würd' ich keine Grüße ausrichten! Der Kerl fällt mir allmählich auf die Nerven ... Jetzt will er 'n ‚kleines Darlehen' ..., um sich 'n Zigarrenladen einzurichten ... Das Geld könnte ich ebensogut in 'n Rhein schmeißen."
Peter ist zuversichtlich. „Ich hab' ihn mir erst mal vom Hals geschafft." Er erzählt von dem Brief, den er an Matz geschrieben hat.
„Ach nä, mein Goldkind! Und damit glaubst du, den los zu sein? Na, wenn der erst hört, daß du 'ne gute Partie machst, dann ..."
„Wenn der sich noch mal hier blicken läßt, passiert 'n Unglück!"
„Das sagt der Franz auch ... der ist ziemlich fertig! Ein paar geschäftliche Rückschläge ... und dann der dauernde Druck von diesem Schwein ... und 'ne kranke Frau zu Haus, die nichts davon wissen darf ... so 'ne ganz etepetetene. Wenn der Franz nur den Namen Matz hört, sieht er schon rot!"
„Laß uns heute abend nicht mehr davon sprechen!" lenkt Peter ab. „Ich will mich nicht ärgern ..."
„Kannst du das denn überhaupt?" lacht Schang.
Eine Viertelstunde später gibt Sibylla dem Peter ein Zeichen. Der junge Mann nickt zurück, erhebt sich und klingelt nach Charles.

„Den Sekt!“ befiehlt er mit leiser Stimme. – Bald darauf perlt das köstliche Getränk schon in den Kelchen.
„Schang, wie wär's denn mit 'nem kleinen Tusch?“
„Hu, so feierlich?“ Schang rollt prustend ins Zimmer und schlägt ein paar donnernde Tonfolgen an. Sofort verstummen die Gespräche. Peter geht zu Sibylla hinüber und stellt sich neben ihren Stuhl, das Glas in der Hand. Seine Stimme zittert vor verhaltener Erregung.
„Meine Damen und Herren – liebe Gäste! Sie werden sicher etwas erstaunt gewesen sein, fast von einer Stunde zur andern in dieses Haus geladen zu werden. Und – ich sehe es Ihnen allen an – Sie sind gewiß nicht weniger erstaunt, daß ich jetzt zu Ihnen spreche. Aber es muß sein, denn Sie haben ein Anrecht darauf, es als erste zu erfahren: Billa und ich haben uns verlobt!“
Bewegung rings um die lange Tafel. Alle Gäste sind aufgestanden. Als erste eilt Frau Nirrnheim zu Sibylla. „Nein, meine Liebe, welche Überraschung!“ Überschwenglich umarmt sie die junge Frau und drückt ihr einen schmatzenden Kuß auf die Wange.
Hersbach hat ein Seidentüchlein aus der Brusttasche gezogen und tupft sich damit über Stirn und Wangen. Er kommt mit steifen Schritten, macht eine korrekte Verbeugung und zieht Sibyllas Hand an die Lippen: „Meine Gratulation, gnädige Frau!“
Frau Pratsch steht vor Peter und will seine Hand gar nicht wieder loslassen. Die hellen Tränen laufen ihr über die Wangen: „Nein, Pitter ... Jung ... wer hätte das gedacht ... du und die liebe Frau Zander ... Wie freu' ich mich mit euch!“
„Sonntagsjunge!“ sagt Schang.
„Au!“ erwidert Peter, so kräftig hat Schang ihm die Hand gedrückt.
So kommen sie einer nach dem anderen. Zu Sibylla. Zu Peter. Die Gläser klingen aneinander. Hände werden geschüttelt. Viel ehrliche Mitfreude leuchtet aus den Augen.
Zuletzt erscheinen Charles und Frau Kubiak auf der Terrasse. Charles in festlichem Schwarz, Frau Kubiak mit blütenweißer Schürze. Feierlich sagt der Diener: „Darf ich wiederholen, was ich gestern abend schon sagte: ‚Ich wünsche Ihnen viel Glück,

gnädiges Fräulein!“ Frau Kubiak aber fährt sich mit dem Ärmel über die Augen und schluchzt vernehmlich.
Sibylla umarmt die kleine stämmige Frau heftig. „Na, Mutter Kubiak, nun kriegen wir endlich 'nen Herrn ins Haus!“
Peter fühlt sich dieser Szene gegenüber ein bißchen hilflos. Ihm ist plötzlich wirklich feierlich zumute. Macht das der Gedanke, in seinem Leben einen großen Schritt weitergekommen zu sein? Ist es der Triumph, wieder einmal mit Geschick und Beharrlichkeit allen Widerständen zum Trotz erreicht zu haben, was er sich vorgenommen? Oder ist es ein Anflug von Rührung über das selbstverständliche Vertrauen, das ihm die junge Frau an seiner Seite entgegenbringt? Er weiß es nicht. So beugt er sich nun zu Sibylla hinab und küßt sie vor aller Augen auf den Mund.
Händeklatschen, Bravorufe, ein Hoch auf das junge Brautpaar. Die Gläser füllen sich wie von Zauberhand.
Dann klopft Nirrnheim an sein Glas. Aber es dauert eine Weile, bis er sich Gehör verschaffen kann; denn die Wogen der Stimmung gehen schon hoch. Schang vor allem erweist sich als unermüdlicher Spaßmacher, der selbst Hersbachs verschlossenen Zügen ein Lachen abzutrotzen vermag und der auch in Dr. Höllers kalte Augen ein bißchen Fröhlichkeit zaubert. Erst als Schang mit dem Munde einen kräftigen Tusch markiert hat, kann Nirrnheim sich durchsetzen. Und gleich darauf wird es mucksmäuschenstill.
Nirrnheim weiß nicht gerade geschickt mit den Worten umzugehen. Aber was er sagt, kommt von Herzen, und deshalb spricht es zum Herzen.
Er erzählt zunächst eine kleine Geschichte aus dem Leben Sibyllas. Vater Zander habe sie einmal zum besten gegeben. Da sei nämlich ein Schulmädel namens Billa an einem späten Winternachmittag nach Hause gegangen. Auf der Hauptstraße habe ihm ein großer schwarzer Hund mit fletschenden Zähnen und dumpfem Knurren den Weg verstellt. Das Mädchen habe zunächst furchtsam gezögert, sei dann aber, tapfer seine Schulmappe schwingend, auf das wütende Tier losgegangen. Da sei der Hund zurückgewichen und in eines der vielen Rheingäßchen geflüchtet. Als Billa dann zu Hause ihr Erlebnis erzählte, habe sie fortgesetzt geschluchzt: „Und es war keiner da, der mir helfen konnte ... keiner!“

Aufmerksam lauscht die junge Frau. Sie erinnert sich deutlich dieses Abenteuers. Es hat sie monatelang nicht losgelassen und ist für sie in späteren Jahren der Inbegriff des schrecklichen Alleinseins und der qualvollen Verlassenheit geworden. Immer, wenn sie sich in ihrem Dasein einmal sehr einsam gefühlt, ist dann das Bild des großen schwarzen Hundes mit den fletschenden Zähnen vor ihr aufgetaucht.
Ja, und so sei eben auch das Leben in den letzten Jahren gewesen, fährt Nirrnheim fort. Aber die Zeiten seien nun ja wieder besser geworden, und es sähe schon wieder ein bißchen heller auf den Straßen des Lebens aus. Trotzdem sei es für jeden Menschen gut – und vor allem für eine junge Frau –, daß man jemanden neben sich wisse, auf den man sich verlassen könne.
Peter erfaßt recht wohl die Mahnung, die mit diesen Worten an ihn gerichtet wird. Ein seltsames Gefühl will ihn abermals beschleichen. Aber er läßt sich nicht gern von fremden Menschen ermahnen. Er weiß selber, welchen Weg er gehen will und – gehen wird.
Zum Schluß erhebt Nirrnheim seine Stimme: „Liebe Billa Zander, der Doktor Linz, den wir heute hier sehr vermissen, und ich gehören zum engsten Freundeskreis Ihres Vaters. Wir möchten diese Freundschaft auch auf Sie übertragen und werden uns mit Ihnen von Herzen über jede schöne Stunde freuen, die ein langes Leben Ihnen bescheren möge. Und nun: auf Ihr und Ihres Verlobten gemeinsames Glück!"
Sibylla ist sehr bewegt. Mit tränenfeuchten Augen blickt sie zu Peter hinüber. Der steht mit abgewandtem Gesicht da und schaut gedankenverloren über den Strom. Sie kann nicht ahnen, welche Sturmflut von Gefühlen sein Herz durchtobt. ‚Der große schwarze Hund.' Er weiß um ihn. Er als einziger aus dieser Tafelrunde weiß, daß er schon wieder auf der Lauer liegt, um sich dem Menschenkind Sibylla fletschend in den Weg zu stellen und diesmal nicht zurückzuweichen.
Als Peter merkt, daß Sibylla ihn beobachtet, scheucht er die Gedanken mit einer brüsken Bewegung von sich. Gleich ist er wieder der strahlende, fröhliche Junge, der mit jedem und jeder auf die Zukunft trinkt.
Im großen Zimmer auf der Terrasse schrillt eine Glocke. Das

Telefon auf dem Schreibtisch. Durch das geöffnete Fenster sieht Peter, wie Charles den Hörer ans Ohr hebt.
Gleich darauf steht der Diener neben Peters Platz. Betont flüsternd sagt er: „Herr van Booven, Sie werden am Telefon verlangt."
Überrascht blickt der junge Mann auf: „Ich . . .? Nanu? Wer kann denn das sein?"
Mit einem leichten Zögern erwidert Charles: „Herr Doktor Linz."
„Herr Doktor Linz?"
Sibylla hat den Namen mit halbem Ohr gehört. Mit einer kleinen Hoffnung in der Stimme sagt sie: „Doktor Linz? Fein, daß er noch anruft! Sicherlich will er uns gratulieren. Aber er soll lieber selber kommen. Sag ihm doch, bitte, daß wir ihn auf alle Fälle noch erwarten."
„Natürlich", erwidert Peter; aber er ist im geheimen froh, daß der Doktor nicht gekommen ist.
Mit einem Gefühl der Unruhe geht er an den Apparat. „Van Booven! Was gibt's denn, Herr Doktor Linz?"
Ohne Gruß sagt der Arzt: „Ich muß Sie bitten, sofort einmal zu mir herüberzukommen, Herr van Booven!"
„Tut mir sehr leid, Doktor, aber das geht jetzt nicht. Sie wissen doch sicher, daß wir hier Verlobung feiern. Aber was gibt's denn überhaupt?"
„Das werde ich Ihnen erklären, wenn Sie hier sind."
„Gut – also bis morgen!"
„Ich muß Sie heute noch sprechen!"
„Dazu werden Sie keine Gelegenheit haben. Ich kann ja wohl schlecht von meiner eigenen Verlobung weglaufen."
„Das werden Sie wohl müssen!"
„Aber erlauben Sie mal! – Wer will mich dazu zwingen!"
„Ihr Gewissen – wenn Sie so einen altmodischen Ballast noch mit sich herumschleppen. – Sonst bestimmt der Abschiedsbrief, den ich hier für Sie in meinen Händen habe!"
Der Hörer zittert in Peters Hand. Scheu blickt er durch das Fenster auf das festliche Bild. „Einen Abschiedsbrief?"
„Von Gerda Peters."
„Nein . . . Nein . . .", brüllt Peter auf. Aber seine Stimme geht in einer Woge von Gelächter unter, die durch das Fenster her-

einschwemmt. Dann dämpft er seine Stimme zu einem tonlosen Flüstern: „Ist sie – tot?“
Nach einem kurzen Zögern sagt der Arzt: „Beten Sie zu Gott, daß er das Schlimmste verhüten möge!“
Erleichtert atmet Peter auf, aber er ist bleich bis in die Fingerspitzen. „Na und . . . was soll ich denn dort?“
„Ich habe mit Ihnen zu reden, Herr van Booven!“
„Das wird auch Zeit bis morgen haben.“
„Zum letzten Male: Kommen Sie sofort!“
„Nein!“
„Also gut!“ Aus den Worten des Arztes weht es wie Eiseskälte: „Dann sagen Sie Frau Zander, daß ich in zehn Minuten bei ihr sein werde, um eine dringende Sache mit ihr zu besprechen.“
„Tun Sie, was Sie wollen“, sagt Peter barsch und wirft den Hörer auf die Gabel. Doch im gleichen Augenblick bereut er es schon. Er hat damit die Situation völlig aus der Hand gegeben. Nun kann er nur noch abwarten, ob der Arzt seine Drohung wahrmachen wird.
In der Tür zur Terrasse schlägt ihm eine neue Welle von Gelächter entgegen. Peter fährt sich mit der Hand über die Stirn. Jetzt um Himmels willen die Nerven behalten! Am liebsten möchte er sich für ein paar Minuten in eine stille Ecke verkriechen. Aber dazu ist es jetzt zu spät, denn schon hört er Sibyllas Stimme: „Na, kommt der Doktor noch vorbei?“
„Vielleicht.“ Peter läßt sich einsilbig an Sibyllas Seite nieder. Ein einziger quälender Gedanke beherrscht ihn nun ganz: Was wird die nächste halbe Stunde für ihn bedeuten? Muß sie nicht seinen so mühsam erkämpften Erfolg, seine ganze von Träumen umsponnene Zukunft ins Wanken bringen?
„Was sagt er denn?“ Sibylla hat es sehr leise gesprochen; trotzdem schrickt Peter unter ihrer Anrede zusammen.
Erstaunt blickt die junge Frau ihn an. „Aber was ist denn los, Pitter? Weshalb bist du eigentlich so nervös?“
Sie faßt nach seiner unruhig über das Tischtuch tastenden Hand. Dabei denkt sie: ‚Sie werden sich ein bißchen miteinander gezankt haben. Aber das wird sich schon wieder zurechtrücken.‘
„Er hat bloß gratuliert. Ich soll dir seine Glückwünsche sagen.“
„So . . .?“ In Sibyllas Stimme liegt ein leichter Zweifel.

Die Minuten verrinnen. ‚Nun ist er auf dem Wege hierher', geht es durch Peters Kopf. ‚Gleich wird es an der Tür klingeln. Charles wird öffnen. Der Doktor wird auf die Terrasse treten. Er wird sich mit Billa in einen ruhigen Winkel zurückziehen. Und dann? Und dann?'

Er lauscht ins Haus. Seine Nerven sind zum Zerreißen gespannt. Plötzlich springt er auf, entschuldigt sich kurz bei Sibylla und geht mit eiligen Schritten ins Haus.

Ein paar kurze Augenblicke lauscht er an der vorderen Eingangstür; dann öffnet er sie vorsichtig und tritt hinaus.

Dunkel liegt die Straße da. Auf dem Bürgersteig gegenüber gehen zwei Passanten vorbei. Ihre Stimmen schallen laut herüber.

Nun steht Peter im Schatten eines wuchtigen Pfeilers und blickt mit zusammengekniffenen Augen die Straße hinunter. Ein Wagen kommt rasch näher; Peter erkennt ihn: es ist der Wagen des Doktors. Die Bremsen quietschen. Mit hastigen Bewegungen verläßt der Arzt das Auto und will durch das Tor stürmen. Da vertritt ihm Peter den Weg: „Einen Augenblick, Herr Doktor Linz!"

Der Arzt erkennt den breitschultrigen jungen Mann sofort, fährt erschrocken zurück und hebt abwehrend die Arme.

Ein spöttisches Lächeln erscheint auf Peters Gesicht. „Keine Angst, Herr Doktor Linz! Sie trauen mir ja allerhand zu."

„Wundert Sie das, Herr van Booven?" Die Stimme des Arztes klingt scharf.

„Mich wundert nur die Rücksichtslosigkeit, mit der Sie in diesen friedlichen Abend einbrechen!"

„Sie haben mir keine andere Wahl gelassen!"

„Was erwarten Sie denn von mir?" begehrt der junge Mann auf.

„Jetzt gar nichts mehr! Sie wollen keine Vernunft annehmen. Also muß ich Sie dazu zwingen."

„Und was wäre Ihrer Ansicht nach vernünftig?"

„Ich bin nicht hergekommen, um mich mit Ihnen darüber vor der Haustür auseinanderzusetzen", erwidert der Arzt brüsk. „Lassen Sie mich, bitte, vorbei!"

„Also gut . . .", stößt Peter nach einem stummen Kampf mit sich selber hervor. „Fahren wir zu Ihnen! Aber machen wir's kurz! Ich möchte meine Verlobte nicht warten lassen!"

Auch der Doktor zögert einen Augenblick. Wenn es möglich ist, muß er Sibylla diesen schrecklichen Abschluß ihres Verlobungstages ersparen. „Gut, kommen Sie!“ sagt er schließlich kalt.
Schweigend legen sie den kurzen Weg zum Arzthaus zurück. Aus mehreren Fenstern der kleinen Villa schimmert Licht. Wortlos öffnet der Arzt die Haustür. Auf der Diele riecht es wie immer nach Medikamenten und Desinfektionsmitteln.
Eben kommt Traudchen hastig aus einem Zimmer auf den Flur. Sie hat verweinte Augen. Ihre Schürze ist feucht und zerknittert. Auf dem Arm trägt sie ein Kleiderbündel, aus dem es tropft.
„Ich häng' die Sachen gleich zum Trocknen auf den Boden, Herr Doktor“, sagt das Mädchen.
Scheu blickt Peter auf das feuchte Zeug. Er kennt das Kleid nur allzu gut. Gerda hat es bei ihrer Begegnung auf dem Drachenfels getragen.
Der Arzt öffnet leise eine weiße Tür. „Bitte, Herr van Booven!“ Er läßt den jungen Mann vorangehen. Aber schon im Türrahmen erstarrt Peter.
Mildes Licht herrscht in dem kleinen Raum. Eine Gestalt in Schwesterntracht steht über eine Couch in der Ecke gebeugt. Sie fährt hoch, als die beiden Männer eintreten, und legt sofort bittend den Finger über die Lippen.
„Nun, Schwester Hanna?“ fragt Doktor Linz gedämpft.
Schwester Hanna zuckt die schmalen Schultern.
Der Arzt tritt an die Couch und betrachtet das junge Wesen. Die schmale Gestalt ist in wollene Decken gehüllt. Ein bleiches, unbewegtes Antlitz mit tiefen Schatten um Augen und Mund. Um den nassen Kopf ist ein wollenes Kopftuch geschlagen. Feucht und strähnig hängen die Haare darunter hervor. Es ist ein Bild schrecklicher Leblosigkeit.
Der Arzt zieht vorsichtig die Decken zurück und lauscht eine kleine Weile über der Brust des Mädchens.
Peter steht immer noch an der Tür und folgt mit flackernden Augen den Handgriffen des Arztes. Er möchte den Blick wegwenden. Aber mit magischer Gewalt zieht es ihn immer wieder zurück zu diesem blassen Gesicht; zu diesem schmalen Körper unter den Wolldecken. „Mein Gott . . .“, stammelt er schließlich hilflos.

Der Arzt hat sich wieder aufgerichtet und spricht flüsternd mit der Krankenschwester. Das Wispern zerrt an Peters Nerven.
„Was ist mit ihr?“ preßt er hervor. „Ist sie . . .?“ Er wagt nicht, das Wort über seine Lippen zu bringen.
Der Arzt tut, als besänne er sich erst jetzt wieder auf den Gast, und er schaut ihm nachdenklich ins Gesicht. „Wir sprechen gleich darüber. Gehen Sie inzwischen nach nebenan und lesen Sie dies hier . . .“ Er drückt Peter einen kleinen Zettel in die Hand.
„An Herrn Peter van Booven“, entziffert der junge Mann die zittrigen verwischten Schriftzüge. Während der Arzt ihn dann in das Nebenzimmer schiebt, sagt er mit einer leisen Warnung in der Stimme: „Aber achten Sie gut auf dies Papier! Ich muß es morgen früh der Polizei zurückgeben. Die interessiert sich nämlich dafür!“
Dann ist Peter allein. Er steht mitten im Wartezimmer. Tonlos formen seine Lippen die Worte nach, die auf dem Zettel stehen. Das zerknitterte Papier zittert in seinen Händen. Er tut ein paar sinnlose Schritte zur Tür, als wolle er fliehen, erschrickt bei dem dumpfen Laut seiner Füße und läßt sich schweratmend auf einen der lackierten Stühle fallen.
Totenstille herrscht im Hause. Nur einmal tönt leises Klirren von Instrumenten aus dem Zimmer nebenan. Peter lauscht mit angespannten Sinnen hinüber. Dann stützt er den Kopf in beide Hände. Der feuchte Zettel flattert zu Boden.
Aus allen Winkeln des Raumes kommen die Gedanken und Bilder auf ihn zugekrochen. Er mag sich verzweifelt gegen sie wehren, mag sie mit starrem Trotz zurückscheuchen wollen – sie lassen sich nicht verjagen, ergreifen von ihm Besitz und überwältigen rasch das große Gefühl des Triumphes, das ihn vor einer halben Stunde noch ganz beherrscht hat.
‚Herrgott, laß es nicht wahr sein!‘ Es ist lange her, daß Peter van Booven gebetet hat. In dieser Stunde dumpfer Ratlosigkeit aber entsinnt er sich, daß es einen Gott gibt. Nun, da kein anderer mehr helfen kann, soll der ihm helfen.
Doch mit zäher Beharrlichkeit schleicht gleich ein anderer Gedanke um den jungen Mann herum: ‚Und wenn sie stürbe . . .? Wäre das nicht ebensogut für mich? Würde es nicht alle Verwicklungen mit einem Schlage lösen?‘

Er stöhnt gequält in seine Hände hinein. Nein, nein! In welche Abgründe furchtbarer Überlegungen verirrt er sich da! Den Tod eines Menschen wünschen – eines Menschen, den er einmal – auf seine Weise – geliebt hat? Einen Menschen in die große Dunkelheit verwünschen, weil er unbequem geworden ist?
Immer wieder schiebt sich Gerdas Bild vor seine Augen. Das kalkweiße Gesicht, auf dem schon die Schatten einer anderen Welt liegen, die Augen, die dieses Leben nicht mehr sehen mögen und nun unter den schweren Lidern ruhen . . . Der Mund, der von einem furchtbaren Weh gezeichnet ist . . . Diese Lippen hat er einmal geküßt, bis sie atemlos baten: „Laß, laß, Pitt . . . du bringst mich ja um . . .“ Merkwürdig, daß ihm gerade diese Worte einfallen müssen. Ihr Doppelsinn trifft ihn in dieser Stunde hart. Hat er sie nun nicht tatsächlich umgebracht?
Mit einer trotzigen Bewegung entzieht er sich diesen Überlegungen. Nein, nein, es stimmte nicht, er hat sie nicht umgebracht! Konnte er ihr mehr anbieten, als er getan hat? Gestern, in dem heftigen Gespräch auf dem Drachenfels? Hatte er ihr nicht versprochen, daß er eines Tages für sie und das Kind sorgen würde? Was erwartete sie denn eigentlich noch mehr von ihm? Liebe? Als ob man sich zur Liebe zwingen könnte!
Er war verliebt gewesen in das zierliche blonde Ding, ehrlich verliebt gewesen, und hatte das Glück dieser Liebe ein paar Wochen ausgekostet. Gemeinsam mit ihr! Ja, und dann hatten sie eben Pech gehabt. Auch das war schließlich schon anderen passiert. Deswegen brauchte man doch nicht gleich zu heiraten! Deswegen durfte man doch nicht sehenden Auges in eine Ehe hineintorkeln, die bestimmt unglücklich werden mußte!
Er müßte nicht Peter van Booven sein, wenn er nicht tausend Gründe bei der Hand hätte, um das aufgestörte Gewissen zu beruhigen.
Nein, das Gewissen quälte ihn nicht. Schlimmer ist die Ratlosigkeit, die Ungewißheit, was nun werden soll. Die Gefahren, die drohend aus dieser Stunde aufsteigen, sind ihm klar. Daß ausgerechnet dieser Doktor Linz den Fall in die Hände kriegen muß! Natürlich ist der Sprung Gerdas in den Rhein für den alten Quertreiber ein gefundenes Fressen. Jetzt glaubt der Mann, ihn in der Hand zu haben. Peter zweifelt keinen Augen-

blick daran, daß der Arzt entschlossen genug ist, diesen Trumpf auszuspielen. Er würde versuchen, ihn in Sibyllas Augen unmöglich zu machen.
Peter denkt an Sibylla. Mit schmerzhafter Deutlichkeit sieht er ihr strahlendes Gesicht vor sich. Es ist nicht schön im landläufigen Sinne. Aber die Liebe hat dieses Antlitz in den letzten Wochen auf seltsame Weise verzaubert. Die herbe Verschlossenheit, die aus ihr einmal eine rechte Gouvernante machte, ist gewichen. Die Augen, die ihr Gegenüber stets mit einem leichten Mißtrauen zu mustern pflegten, haben gelernt, vertrauensvoll zu blicken. Ihm wird jetzt erst richtig klar, was dieses neugewonnene Vertrauen für Sibylla bedeuten muß. Und ebenso deutlich erkennt er nun, was es für seine Verlobte heißen wird, in diesem neugewonnenen Vertrauen erschüttert zu werden. Sie wird sich wieder verschließen, wird ihre quälende Enttäuschung durch die letzten Monate ihres Lebens schleppen und eines Tages, mit sich und der Welt zerfallen, von dannen gehen.
Mit einem leisen Gefühl der Verwunderung muß er plötzlich feststellen, daß ihm gar nicht mehr gleichgültig ist, wie Sibylla über ihn denkt. Natürlich ist es ihm auch bisher nicht gleichgültig gewesen. Aber da ging es um etwas anderes: daß er ihr Herz und ihr Vertrauen und damit eine sorgenfreie bequeme Zukunft gewann. Jetzt aber quält ihn der Gedanke, daß die Wahrheit ihr unendlich weh tun würde und daß sie vor der Zeit daran zerbrechen müßte. Es ist ihm immer gleichgültig gewesen, wie die Leute über ihn denken. Aber in Sibyllas Augen als Schuft dazustehen – damit kann er sich nicht abfinden.
Um seinet- und um ihretwillen muß er verhindern, daß sie die Wahrheit erfährt. Er muß den Doktor Linz zum Schweigen bringen. Aber wie? Wie?
Sein Blick streift den Abschiedszettel Gerdas am Boden. Wenn er ihn zerreißen würde? Doch was wäre damit geändert! Die Polizei hatte das Schreiben in den Händen gehabt. Wie viele Augen mochten es schon gelesen haben! Wenn er dieses papierne Beweismittel aus der Welt schaffte, so würde es doch genügend Münder geben, die reden könnten.
Peter ist so in seine Gedanken eingesponnen, daß er überhört, wie Doktor Linz auf leisen Sohlen ins Zimmer kommt. Der Arzt

steht eine Weile vor Peter und starrt auf den Mann nieder, der immer noch das Gesicht in den Händen vergraben hält.
„Nun, Herr van Booven, schlägt endlich einmal Ihr Gewissen?"
Peter schrickt hoch und erhebt sich verwirrt. Die Männer stehen einander dicht gegenüber. Ihre Blicke kreuzen sich wie blitzende Klingen.
„Was ist mit dem Mädchen, Herr Doktor Linz?"
„Wir haben sie zurückholen können. Es war ein hartes Stück Arbeit. Wenn jetzt das Herz durchhält! Eine junge Frau in ihrem Zustand ... wir müssen immer noch mit dem Schlimmsten rechnen."
In lauerndem Schweigen blickt Peter an dem Arzt vorbei auf die weißgetünchte Wand. Er weiß, daß dies nur das Vorgeplänkel der großen Auseinandersetzung ist, die nun kommen wird.
Da hört er den Arzt auch schon ruhig sprechen: „Wir wollen hoffen, daß keine Komplikationen eintreten und daß Sie die Gelegenheit haben, wiedergutzumachen."
„Ich weiß nicht, was Sie damit meinen!"
„Stellen Sie sich nicht so naiv, Herr van Booven! Ein verliebtes Mädel zu verführen und dann sitzenzulassen – finden Sie das eigentlich sehr ehrenhaft?"
Es ist ein erster kurzer Peitschenschlag. Peter fühlt ihn wohl. Er brennt. ‚Wie empfindlich bist du geworden, Pitter!' bespöttelt er sich selber.
„Sie haben nicht das Recht, über mich den Richter zu spielen. Ich bin Ihnen keine Rechenschaft schuldig!"
„O doch, junger Freund! Dieses Recht hab' ich wohl! Ich habe in diesem Leben zu entscheiden gelernt, was anständig ist und was nicht."
Peter antwortet mit einem hämischen Zucken der Mundwinkel.
„Ja, natürlich, die Weisheit des Alters! Sie werden sich daran gewöhnen müssen, daß wir jungen Menschen eine andere Auffassung von den Dingen haben."
„Auch Gerda Peters ist jung!" fällt der Arzt ihm scharf ins Wort. „Aber ich glaube nicht, daß sie anders als ich darüber denkt, was anständig ist und was nicht!"
„Was ein verliebtes Mädel sich so denkt und vorstellt, ist kein Maßstab für mich."

Wir wollen uns nicht in einen fruchtlosen Streit verlieren, Herr van Booven! Sie werden Gerda Peters heiraten?" Das ist Frage und Forderung zugleich.
„Selbst wenn ich das wollte, könnte ich es gar nicht mehr. Sie wissen, daß ich mich heute abend mit Sibylla Zander verlobt habe."
Der Arzt lächelt grimmig: „Ich weiß es! Aber eine Verlobung ist noch keine Ehe!"
„Für mich ist ein Heiratsversprechen soviel wie eine Ehe."
„Ach, sieh an!" – die Stimme des Arztes ist voller Hohn – „Herr Peter van Booven tut moralisch! Eine ganz neue Note in diesem Spiel! Aber mich führen Sie damit nicht auf den Leim! Sie vergessen, daß ich Ihre trüben Pläne längst durchschaut habe! Oder wollen Sie leugnen, daß Sie durch einen unglücklichen Zufall von der Krankheit Sibylla Zanders erfahren haben? Daß Sie wissen, Frau Zander wird bestenfalls noch ein knappes Jahr leben? Daß Sie sich daraufhin vorsätzlich an sie herangemacht haben? Und daß Sie die arme Frau nur heiraten, um eines Tages lachender Erbe zu sein?"
Die Sätze kommen wie kurze, scharfe Schläge. Peter empfindet sie auch so. Sich so kalt und bloß seinen geheimsten Gedanken gegenübergestellt zu sehen, ist fast unerträglich.
Sein Trotz lehnt sich dagegen auf. „Ich kenne Fälle, in denen sich Ärzte geirrt haben. Vielleicht steht es gar nicht so schlimm um Frau Zander. Und wenn es wirklich so ist – wer kann wissen, ob nicht schon morgen ein Heilmittel gefunden wird, das meiner Verlobten Hilfe bringen kann! Wenn ich recht unterrichtet bin, leidet Frau Zander an einer bösartigen Krebsgeschwulst, nicht wahr? Tagtäglich liest man in den Zeitungen, wie alle möglichen Wissenschaftler dabei sind, ein Mittel gegen den Krebs zu suchen. Wenn Sie mich mit Ihrem ätzenden Mißtrauen schon als lachenden Erben sehen, Herr Doktor Linz – ich sehe mich nicht so. Und ich verbitte mir die Unterstellung solcher Absichten!"
Er hat sehr laut gesprochen. Die Krankenschwester öffnet die Tür vom Nebenzimmer einen Spalt. „Bitte nicht so laut! Die Kranke ist schon ganz unruhig geworden . . ."
„Ist gut, Schwester!" erwidert Doktor Linz kurz. Er ist froh, daß ihm die Schwester einige Augenblicke Gelegenheit gegeben

hat, sich wieder zu fangen. Die Unverfrorenheit des jungen Mannes hat ihm einfach die Sprache verschlagen.
„Wenn man Sie so in Ihrer gekränkten Unschuld sprechen hört, könnte man Ihnen fast glauben ... Sie sind ein glänzender Schauspieler, Peter van Booven ... Sonst hätte sich Frau Zander wohl auch nicht so leicht von Ihnen täuschen lassen. Aber mich führen Sie nicht hinters Licht. Und ich werde dafür sorgen, daß auch andere nicht länger hinters Licht geführt werden."
Peter funkelt seinen Gegner an: „Ich hatte bisher keine Ahnung, wie gut Sie zum Verleumder taugen, Herr Doktor Linz! Und ich wußte nicht, wie wenig Herz Sie eigentlich besitzen. Sind Sie sich denn auch klar darüber geworden, was Sie meiner Verlobten antun wollen? Sie liebt mich, so wie ich sie liebe. Wollen Sie einer kranken, vielleicht sogar todkranken Frau alles zerstören, was ihr das Leben, vielleicht ein sehr kurzes Leben, noch verschönen kann? Überlegen Sie sich gut, wie weit Sie gehen dürfen."
„Nun drücken Sie nur tüchtig auf die Tränendrüsen. Bei mir verfängt das nicht! Ich bin gut Freund mit dem alten Zander gewesen. Ich darf seine Tochter nicht in ihr Unglück rennen lassen."
„In ihr Glück, Herr Doktor Linz! In ihr Glück!"
Ungerührt fährt der Arzt fort: „Billa wird mir einmal dankbar sein, daß ich sie vor der größten Torheit ihres Lebens bewahrt hab'. Auf einen Mann wie Sie hereingefallen zu sein, diese Erkenntnis wird ihr weh tun. Aber furchtbarer wäre es, wenn sie die grauenhafte Wahrheit erst nach der Hochzeit erfahren würde! Und sie kann ihr einfach nicht verborgen bleiben ... Ich spiele mit offenen Karten, Herr van Booven. Morgen vormittag werde ich mit Frau Zander reden."
Während der letzten Worte des Arztes ist eine seltsame Verwandlung mit Peter vor sich gegangen. Alle harte Verkniffenheit ist von seinem Gesicht fortgewischt. Nun lächelt er den Arzt mit herausfordernder Fröhlichkeit an, nickt ein paarmal wie zustimmend, geht rasch zur Dielentür und reißt sie auf.
„Weshalb erst morgen vormittag, Herr Doktor? Weshalb nicht heute abend schon? Kommen Sie! Ihr Wagen steht vor der Tür! Fahren wir gemeinsam hin!" Peter spricht ganz sanft mit betonter Langsamkeit.

Betroffen starrt der Arzt den jungen Mann an. Ist dieser Bursche übergeschnappt? Was steckt hinter dieser plötzlichen hohnvollen Bereitschaft?
Schon fährt Peter fort: „Worauf warten Sie denn noch? Ah, Sie überlegen noch, wie Sie's ihr beibringen wollen, nicht wahr? Denn beibringen müssen Sie's Ihrem Schützling ja, daß er unheilbar krank ist... Sie wollen ihr doch die ganze Wahrheit sagen, nicht?"
Die kleine Gestalt des Arztes schwankt einen Augenblick wie von einem überraschenden Stoß getroffen. Wehrlos windet er sich unter der neuen Erkenntnis. Tatsächlich, ihm sind die Hände gebunden. Will er Sibylla in die dunklen Machenschaften Peter van Boovens einweihen, dann muß er sie gleichzeitig wissen lassen, daß sie unrettbar verloren ist. Und das – darf er nicht.
Der junge Mensch steht an der Tür und hält sie einladend offen. Über dem Raum liegt ein drückendes Schweigen. Gespannt beobachtet Peter die Wirkung seiner Worte. Er darf zufrieden sein.
„Nun, wie ist es, Herr Doktor Linz? Kommen Sie, bevor die Gesellschaft auseinanderläuft."
Unversehens kommt Leben in die schmächtige Gestalt des Arztes. Einen Augenblick sieht es so aus, als wolle er sich auf den Mann an der Tür stürzen. Wie unter einer letzten Kraftanstrengung sagt er heiser: „Sie Teufel!" Dann verliert er plötzlich alle Beherrschung, hebt drohend den Arm und schreit: „Raus, Sie...!"
Mit einem scharfen Knall fällt hinter Peter van Booven die Tür ins Schloß. Aus dem Krankenzimmer tönt ein kleiner spitzer Schrei, irgendwo klirrt Glas, klappern Instrumente. Aber gleich kehrt die Stille in das Arzthaus zurück.
Peter hat es eilig, nach der Villa zu kommen. Mit welcher ängstlichen Spannung ist er vor einer knappen halben Stunde an der Seite des Arztes diesen Weg gefahren! Ist die Situation für ihn nicht eigentlich hoffnungslos gewesen? Schien ihm diesmal das Schicksal nicht ein Bein zu stellen, über das er unweigerlich stolpern mußte? Und wieder hatte er im letzten Augenblick einen Weg aufgespürt, um dem drohenden Verhängnis zu entgehen.

Daß ihm der rettende Einfall nicht eher gekommen ist! Wie viele bange Minuten hätte er sich ersparen können! Die Hauptsache aber bleibt schließlich, daß die heikle Lage wieder einmal gemeistert worden ist.
Peter wird sich rasch klar darüber, daß die Gefahr einstweilen nur gebannt und keineswegs beseitigt ist. Doch sein ärgster Gegner ist zunächst einmal betäubt. Doktor Linz kann sich nicht rühren. Und der Arzt wird nun auch dafür sorgen, daß Gerda kein Unheil anrichtet. Gilt nicht für das Mädchen genau das gleiche wie für den Doktor Linz? Natürlich könnte Gerda zu Sibylla gehen und ihr preisgeben, daß sie ein Kind von Peter erwarte. Aber damit wäre nicht viel für sie gewonnen. Peter darf seiner Sache bei Sibylla sehr sicher sein. Die junge Frau weiß schließlich, daß er in den vergangenen Jahren nicht wie ein Asket gelebt hat. Sie liebt ihn tief genug, um auch einen solchen Fehltritt der Vergangenheit verstehend und verzeihend hinzunehmen. Er weiß ja aus vielen Erlebnissen, daß eine Frau immer bereit ist, sich um der Liebe willen über vieles hinwegzusetzen. Gerda recht zu geben, würde für Sibylla bedeuten, auf Peter zu verzichten. Das aber wird sie nun nicht mehr tun. Soviel glaubt er nach dem Verlauf dieses Pfingstfestes sagen zu können.
Vor der Villa muß er eine kleine Weile warten. Vom Petersberg kommt eine lange Autokolonne heruntergebraust. Schimmernde schwere Limousinen, grelle Scheinwerfer, Offiziere in blitzenden Uniformen. Bei den Hohen Kommissaren ist offenbar wieder einmal großer Empfang gewesen. Die roten Schlußlichter der Wagen verschwinden über die Dollendorfer Straße in Richtung Bonn.

Fragend blickt Sibylla ihrem Verlobten entgegen, als er auf die Terrasse hinaustritt. An der langen Tafel herrscht Aufbruchstimmung.
„Ich hab' mir schon ein bißchen Sorge um dich gemacht, Pitter ... Was war denn los?"
„Ich fühlte mich nicht ganz wohl, Billa ..."
„Gott sei Dank, jetzt hast du wieder ein bißchen Farbe bekommen ... Vorhin warst du auch schrecklich blaß."
Er legt den Arm um ihre Schulter und zieht sie zu sich heran.

„Aber Pitter, nicht so stürmisch!“ Verlegen blickt Sibylla über die Tafel.
Die ersten Gäste verabschieden sich. Als die kleine Burziak Peter die Hand reicht, steigt ihr die Röte ins Gesicht, und sie macht verwirrt einen ungelenken Knicks. Milde lächelnd blickt der hagere Professor auf seine Tochter nieder. „Mir scheint, Sie haben heute abend nicht nur eine Eroberung gemacht, Herr van Booven.“
„Damit ist es jetzt aus, Herr Professor!“ lacht Sibylla.
Mit einem Schwall heftiger Dankesworte zieht Frau Nirrnheim ab. Sie dreht sich in der Tür noch einmal kokett lächelnd zu Peter um. Hinter ihrem Rücken macht Peter eine lange Nase.
„Aber Pitter! Wie ein ungezogener Junge ... Ich glaub', ich muß noch allerlei an dir herumerziehen ...“ Lachend hängt sich Billa in seinen Arm.
Schang will mit Nirrnheims gehen. Als er sich verabschiedet, kommt Peter ein Gedanke. Er zieht die kleine Menschenkugel in eine Ecke.
„Du, Schang, die Sache mit dem Matz ... ich mein', wir sollten schnellstens etwas gegen den Burschen unternehmen ... Ehrlich gesagt, in meiner neuen Lage wär' mir's verflixt peinlich, wenn er wieder aufkreuzte ... Meine Verlobte ist nämlich ein bißchen empfindlich in solchen Dingen.“
Schang reibt sich nachdenklich die knollige Nase: „Kann ich verstehen, Pitter ... und ich sag' dir, der kommt ... der kommt bestimmt, wenn er erfährt, daß du dich in ein Nest aus purem Gold gesetzt hast! ...“
„Pst!“ macht Peter und blickt sich ein wenig scheu um. „Ich denk' mir, wenn wir drei uns einig wären, du, Franz und ich, dann müßte es doch mit dem Teufel zugehen, wenn wir der Kröte nicht das Maul stopfen könnten ...“
„Aber wie? Du kannst mir glauben, ich hab' viel darüber nachgedacht in der letzten Zeit. Durch 'n Anwalt? Da ist wenig zu machen! Durch die Polizei? Dann wird zuviel Staub aufgewirbelt ... Laß uns bei Gelegenheit mal in Ruhe darüber reden ...“
„Aber bald, Schang!“ sagt Peter und kehrt zu Sibylla zurück.
„Nun, Pitter? Grüße an Paula bestellt?“ fragt Sibylla mit einem ungewissen Lächeln.

„Schang will noch im ‚Drachenloch' einen hinterherplätschern, wie er sagte. Ich sollte mitkommen . . .", tut Peter leichthin.
„Wärst du denn nicht gern mitgegangen, Pitter?"
„Aber Billa . . . ich hab' keine Sehnsucht mehr danach . . . Ich weiß doch, wo jetzt mein Platz ist."
Hersbach geht mit Frau Pratsch. Auf dem Wege ins Hotel will er sie eben zu Hause absetzen.
„Ich darf Sie dann morgen nachmittag zum Tee erwarten, Herr Hersbach?" fragt Sibylla.
„Ich komme mit Vergnügen, gnädige Frau!"
„Äh!" macht Peter, als Hersbach draußen ist. „Ich kann den Mann nun mal nicht verknusen!"
„Hersbach ist ein angenehmer Gesellschafter. Außerdem gehört das zum Geschäft, Pitter . . . Zu meinem und damit auch zu deinem Geschäft."
Erwartungsvoll schaut er sie an.
„Nicht so entsetzt gucken, Pitter . . . Aber ich hab' ein paar kleine Attentate auf dich vor . . . Ich würde es nämlich gerne sehen, wenn du dich möglichst rasch in die Fabrik einarbeiten könntest . . . Ich möcht' nicht mehr mit diesen gräßlichen Zahlen verheiratet sein, sondern mit dir . . . Morgen nachmittag kannst du dich mit Hersbach über alles unterhalten."
„Wenn's sein muß", sagt Peter und tut sehr ergeben. Im stillen aber frohlockt er.
Sibylla zieht ihren Verlobten auf einen Gartenstuhl nieder: „Komm, Pitter, laß uns noch ein bißchen Zukunftspläne schmieden . . . Das wär' das schönste am Brautstand, hat man mir gesagt."
Es ist still auf der Terrasse und im Park. Auch der Trubel jenseits des Zaunes ist nun verstummt.
Der Mond hat sich sachte über den Hügeln des Siebengebirges emporgeschoben. In den Bäumen singt der Nachtwind sein Schlaflied.
Während sie miteinander sprechen, gewahrt Peter, daß die junge Frau eine seltsame nervöse Bewegung macht. Ohne Unterlaß streicht sie mit den Fingerspitzen der rechten Hand über die Handfläche der linken.
Beruhigend nimmt Peter ihre Hände: „Weshalb denn so nervös, Billa? . . . Komm, sei ganz ruhig . . . es ist doch nun alles gut."

„Ach ja, das ist noch so 'ne dumme Angewohnheit aus der Zeit vor der Operation ... weißt du. Damals hatte ich doch oft so ein merkwürdig taubes Gefühl in den Fingerspitzen ... Dann habe ich sie immer so in der Hand gerieben ... als wenn ich sie dadurch wieder gefühlsempfindlich machen könnte ... und manchmal bilde ich mir auch heute noch ein, daß dieses ... aber das ist natürlich nur Einbildung!"
Gezwungen fällt Peter in ihr kleines Lachen ein. Er ist schweigsam und nachdenklich geworden.
„Natürlich", meint der Mann nach einer kleinen Weile. Aber er schaut sie dabei nicht an.
„Weißt du, Pitter", sagt Sibylla dann ein wenig stiller und versonnen, „bis jetzt kommt mir das alles noch wie ein Traum vor ... ja, wie ein Traum ... Aber dabei muß ich dann immer denken, daß es aus jedem Traum ein Erwachen gibt ... und daß dieses Erwachen um so enttäuschungsvoller ist, je schöner der Traum war, dem wir uns hingegeben haben ... Begreifst du das?"
„Ja", antwortet der Mann kurz.
Plötzlich fühlt er ihre Hand auf seinem Arm. Sie krallt sich hinein. Durch den Stoff hindurch fühlt er ihre spitzen Nägel.
Behutsam löst er ihren Griff. „Was ist denn nur?"
Schwere Atemzüge antworten ihm aus der Dunkelheit.
„So sag doch, was ist, Billa!"
„Er hätt' es nicht sagen sollen ...", murmelt die junge Frau. Peter stockt das Herz. ‚Also doch', denkt er. ‚Sie hat irgend etwas erfahren; wenn ich bloß wüßte, was und wieviel sie erfahren hat.'
„Nein ... Nirrnheim hätt' es nicht sagen sollen ...", sagt Sibylla leise, „das mit dem großen schwarzen Hund. Es hat mich wirklich durch die ganzen Jahre verfolgt ... und ich dachte schon, nun sei er ein für allemal verschwunden." Sibyllas Stimme geht in ein ängstliches Keuchen über: „Ich hab' solche Angst, Pitter ... Angst, daß er eines Tages wiederkommen und so schrecklich mit den Zähnen fletschen könnte ... wie damals und wie die ganzen letzten Jahre."
„Aber Billa, ich bin doch bei dir."
„Ja, Liebster, du bist bei mir ... Komm ganz nahe ... ich muß

dich fühlen ... deinen Atem und deine Wärme ... es ist so gut zu fühlen, daß du da bist."
Peter ist verstört. Dieser Ausbruch der sonst so stillen Frau überrumpelt und erschüttert ihn. Er spürt, daß sie am ganzen Körper zittert, als wäre sie von einem heftigen Fieberanfall gepackt.
„Komm ... komm ...", flüstert die junge Frau. Es ist ein verzehrendes Flehen.
Und unversehens steigt ein seltsames Gefühl in Peter van Booven auf. Es kommt aus Tiefen, in die er noch nie hinabgeblickt hat. Aus dem letzten Winkel seines Herzens kriecht es hervor und ergreift mit unentrinnbarer Gewalt von ihm Besitz. Er vermag es nicht zu deuten. Er hat es nie in seinem Leben gespürt. Und gleich wird es auch wieder in die dunkle Tiefe seines Wesens zurücksinken. Aber es ist nun einmal dagewesen, und er wird auch in seinem künftigen Leben mit ihm rechnen müssen: Peter van Booven hat zum erstenmal in seinem Leben Scham empfunden.
„Komm ... laß mich in deine Augen sehen, Pitter ... Die Leute sagen, du hättest so kalte Augen ... aber ich kenne sie doch anders ... ich hab' doch erlebt, was sie alles an Liebem und Gutem und Fröhlichem erzählen ... Komm, dreh dein Gesicht zu mir."
Aber Peter starrt unverwandt in die Dunkelheit über dem Park. ‚Der große schwarze Hund!' zuckt es ohne Unterlaß durch sein Gehirn. ‚Der große schwarze Hund ...'
Da zieht er den bebenden Körper der Frau ganz dicht zu sich heran.

22

Der Arzt Dr. Linz treibt seit Stunden zwischen Schlafen und Wachen dahin und wirft sich unruhig von der einen Seite auf die andere. Durch die verschlossene Tür greift die entnervende Unruhe seines Hauses in das Zimmer und in seinen Dämmerschlaf. Er hört irgendwo in weiter Ferne Türen gehn, vernimmt undeutliches Stimmengewirr, das plötzlich abbricht, und lauscht auf das Rauschen und Gluckern einer Wasserleitung.

Einmal glaubt er einen wimmernden Aufschrei aus der Tiefe des Hauses zu hören. Doch ein Lastzug, der eben auf der Dollendorfer Straße vorüberdonnert, verschlingt sofort jedes Geräusch. Dann kommen eilige Schritte die Treppe herauf. Sie geben sich keine Mühe, den klappenden Laut der Sohlen zu dämpfen. Gleich pocht es an der Tür. Ein dunkles Gefühl lähmt dem Doktor die Zunge: es ist wie das Ahnen eines drohenden und unabwendbaren Unheils. Da klopft es ein zweites Mal, lauter und dringender.

„Was ist denn?" ruft der Arzt heiser.

„Herr Doktor, Herr Doktor ...", Traudchens Stimme überschlägt sich fast vor Aufregung, „ich soll emal frage, ob Se net bald erunterkomme könnte."

„Was gibt's denn?" Der Arzt sitzt schon auf der Bettkante und fährt mit zitternden Füßen in die Schuhe.

„Et is nämlich wejen dem Gerda ... wejen dem Fräulein Peters ..."

„Ich komme sofort!"

Ein paar Minuten vor acht, stellt der Arzt mit einem Blick auf die Uhr fest. Um neun beginnt die Sprechstunde. Ihm graut davor. Wo soll er heute die Kraft hernehmen, den Hilfesuchenden mit der selbstsicheren Ruhe des Arztes entgegenzutreten? Als er die Treppe hinunterhastet, vernimmt er unterdrücktes Wimmern aus dem Zimmer, in das er Gerda Peters gestern abend betten ließ.

Schwester Hanna kniet auf dem Rande der Couch und hält das Mädchen mit der ganzen Kraft ihrer knochigen Arme darauf nieder. Aber immer wieder bäumt sich der schmächtige Körper des Mädchens auf. Immer wieder versucht das Mädchen, sich den klammernden Händen der Schwester zu entwinden.

Hilflos und besorgt steht Traudchen daneben und weiß nicht, wie sie helfen könnte. Die Tür zum Sprechzimmer nebenan ist weit geöffnet.

„Was ist denn hier los?" fragt Doktor Linz sehr laut.

Als Gerda den Arzt erkennt, läßt der Krampf ihrer Glieder sofort nach. Sie streckt sich und liegt still. Ihre Augen starren glanzlos zum Arzt empor. Schwester Hanna lockert sogleich den harten Grift ihrer Hände. Aber sie läßt kein Auge von der

Kranken. Sie ist bereit, bei der kleinsten Regung dieses Körpers sofort wieder zuzugreifen.
„Was ist denn eigentlich los?" wiederholt der Arzt.
Heftig atmend stößt Schwester Hanna hervor: „Ich konnte wirklich nichts dafür ... ich dachte, sie wär' eingeschlafen ... und war rasch mal für'n Augenblick 'rausgegangen, um mir 'ne Tasse Tee von Traudchen zu holen ... Wie ich wieder ins Zimmer komme, ist die Couch leer ... und ich hör' aus 'm Sprechzimmer so 'n Klappern und Klirren. Da stand Fräulein Peters vor dem Medikamentenschrank und wühlte zwischen den Fläschchen herum ... Ein Glück, daß der Giftschrank verschlossen war! Ich hab' sie regelrecht zurückzerren müssen ... Sie hat sich mit all ihrer Kraft gewehrt und hat immer gekeucht: ‚Lassen Sie mich doch! ... Ich will nicht mehr!' Ich flieg' immer noch am ganzen Körper ... so was ist mir doch noch nie passiert!"
Doktor Linz weiß, daß Schwester Hanna nicht so leicht aus der Fassung zu bringen ist. Er hat sich von ihrer resoluten Art eine beruhigende Wirkung auf Gerda versprochen. Aber dies ist offenbar ein besonders schwerer Fall.
„Nun, Fräulein Gerda?" Doktor Linz versucht, seiner Stimme einen gütigen Klang zu geben. Doch im Grunde ärgert er sich über den Trotz, mit dem sich das Mädchen gegen alle Helfer zur Wehr setzt.
Gerda kneift die Lippen zusammen.
„Sie machen uns viel Kummer! Wir wollen Ihnen doch nur helfen!"
„Mir kann keiner mehr helfen, und mir braucht auch keiner zu helfen ...", erwidert das Mädchen störrisch.
„Aber wir Ärzte sind nun einmal da, um zu helfen ... Und da können wir auch nicht immer erst fragen, ob man unsere Hilfe wünscht. Aber ich denke, eines Tages werden Sie mir sicher dankbar sein, daß ich Sie vor dem Schlimmsten bewahrt hab'!"
„Vor dem Schlimmsten bewahrt? Dem Schlimmsten wieder ausgeliefert!"
„Niemand hat das Recht, sein Leben freventlich auszulöschen."
„Ich kann mit meinem Leben machen, was ich will."
„Darüber läßt sich streiten, Fräulein Gerda ... Aber schließ-

lich geht es ja nicht nur um Sie ... Denken Sie einmal daran, daß Sie jetzt noch für ein anderes Leben verantwortlich sind ... Verstehen wir uns?"

Doktor Linz spricht sehr geduldig. Aber diese Ruhe kostet ihn eine starke Überwindung. Er ist übernächtig, und seine Nerven sind in ständiger Alarmbereitschaft.

So kann es kommen, daß er erschrocken zusammenfährt, als sich die Kranke bei seinen letzten Worten emporgeworfen hat und laut „Nein!" schreit. „Nein" und wieder „Nein!" Schwester Hanna packt rasch zu und zwingt das Mädchen auf die Couch zurück.

Die Stimme Gerdas geht in Schluchzen über: „Das ist doch gerade, was ich nicht will! ... Niemals! Das Kind soll nicht leben, und ich will nicht leben! Und wenn es heute nicht klappt, dann klappt es eben morgen oder übermorgen."

„Lassen Sie uns einen Augenblick allein!" wendet der Arzt sich an Schwester Hanna. Widerstrebend erhebt sich die Frau. „Keine Sorge, ich pass' schon auf unseren Schützling auf!" beantwortet der Arzt ihre stumme Frage.

Während sich die Tür hinter der Schwester und Traudchen schließt, läßt sich der Arzt auf die Kante des Liegesofas nieder und faßt nach den Händen der Kranken. „Sie dürfen nicht so gottloses Zeug reden, Gerda ... Sie wissen ja gar nicht, ob sich nicht noch alles zum Guten wendet."

Natürlich weiß er nach dem letzten Gespräch mit Peter van Booven nur zu genau, daß es eine solche Wendung nicht mehr gibt. Aber es kommt ihm jetzt nur darauf an, für dieses Mädchen Zeit zu gewinnen und ihm allmählich neuen Lebensmut zu geben.

„Zum Guten? Nichts wird wieder gut werden, Herr Doktor! ... Und ich will es auch gar nicht mehr ... Weil ich ihn nicht mehr will. Er ist ja so schlecht ... und ich hab' solche Angst, daß das Kind genauso wird!"

Der Arzt sinnt einen Augenblick vor sich hin. Natürlich müßte er jetzt bestätigen, daß er über Peter van Booven genauso denkt. Doch das würde sie nur tiefer in ihre Verzweiflung hineinjagen. So sagt er mit innerem Widerstreben: „Er handelt gewiß nicht recht, der Peter van Booven. Aber das ist nun einmal so auf der Welt, tausend andere junge Männer handeln nicht

anders als er. Vielleicht ist es gar nicht einmal Schlechtigkeit, vielleicht ist es eher Leichtsinn."
Er stockt. Geht er nicht zu weit, den jungen Menschen so in Schutz zu nehmen – gegen sein besseres Wissen? Nur um der Lebensmüden zu helfen?
Die Stimme des Mädchens verhärtet sich: „Nein, der Pitter ist böse ... der ist von Grund aus ein böser Mensch. Was er vorhat, das ist kein Leichtsinn ... das ist gemein, schrecklich gemein."
Der Arzt erschrickt abermals; das klingt, als wüßte dieses junge Mädchen um die geheime Absicht ihres früheren Geliebten ... Als hätte er diese Frage laut geäußert, sagt Gerda: „Er hat mir selber verraten, was er vorhat!"
Doktor Linz verbirgt seine Bestürzung nicht. Er kann es einfach nicht glauben, daß der junge Mann dieses Mädchen zur Mitwisserin seines niederträchtigen Planes gemacht hat. So viel Zynismus traut er nicht einmal einem Peter van Booven zu.
„Na, und was hat er Ihnen denn verraten?"
„Sie können es sich doch denken, Herr Doktor! Als der Arzt von Frau Zander wissen Sie doch, wie es um die arme Frau steht. Und Pitter weiß es auch. Und nun heiratet er sie und wartet ..."
Gerda stöhnt jammervoll auf.
Also doch! Dem Arzt schwindelt vor den Abgründen, die sich da eben vor ihm aufgetan haben.
„Weshalb – hat er Ihnen das gesagt?"
„Ich wollte zu Frau Zander gehen und ihr erzählen, daß ich ein Kind von ihm bekomme. Da hat er mich beschworen, es nicht zu tun, sondern zu warten ... zu warten ... denn eines Tages – spätestens in einem Jahr – wäre er wieder frei ... und dann würde er für mich sorgen ... für mich und das Kind."
Sie beginnt lautlos zu weinen.
Doktor Linz weiß nichts zu erwidern. Er stiert trübe vor sich hin. Der Irrgarten, in den Peter van Booven sie alle hineinzerrt, wird unentwirrbar. Sosehr er nach einem Faden sucht, um sich daran wieder herauszutasten – er findet keinen.
Als spräche sie mit sich selber, sagt Gerda: „Mitunter mein' ich, ob ich nicht doch zu Frau Zander gehen und ihr alles sagen müßte."

Beschwörend packt Doktor Linz ihren Arm. „Kind, Kind! Bedenken Sie, was Sie damit anrichten! Frau Zander weiß nichts von dem schrecklichen Schicksal, das ihr bevorsteht. Und wir dürfen ihr doch nichts davon sagen! ... Ich nicht – und auch Sie nicht!“

Wie von einem plötzlichen Schmerz geschüttelt, stöhnt er auf und verbirgt das Gesicht in den Händen.

In seine dumpfe Verzweiflung hinein schrillt die Türglocke. ‚Der erste Patient!‘ denkt der Arzt. ‚Wie soll ich in dieser Verfassung Sprechstunde abhalten? Ich werde alles absagen! Ich bin krank, ernstlich krank!‘

„Herr Direktor Hersbach möcht' Sie sprechen!“ ruft Traudchen nach energischem Klopfen durch die Tür.

Hersbach! Richtig, der gehört ja auch in dieses Drama! In einer jähen Zuversicht klammert sich Doktor Linz an diesen Namen. Wie an dem Abend, als er nach der mißglückten Warnung an Sibylla Zander heimwärts ging.

„Führen Sie Herrn Hersbach ins Sprechzimmer. Ich stünde gleich zur Verfügung. Schwester Hanna möchte bitte wieder hereinkommen.“

„Ich glaube, unsere kleine Patientin ist ein bißchen ruhiger geworden, Schwester ... Versuchen Sie, ihr wenigstens eine Tasse Tee einzutrichtern.“

Gleich darauf stehen die beiden Männer einander im Ordinationsraum des Arztes gegenüber.

Hersbach macht seine knappe korrekte Verbeugung.

„Ich bin Ihnen dankbar, daß Sie meiner Bitte um eine Unterredung so schnell gefolgt sind, Herr Hersbach ...“ Doktor Linz weist einladend auf den Ledersessel vor seinem Schreibtisch.

„Die Gelegenheit war günstig. Ich hatte ohnehin in Königswinter zu tun. Ein besonderer Anlaß ...“

„Natürlich, ein besonderer Anlaß ...“, murmelt der Arzt. Der Gedanke an Sibyllas Verlobung gibt ihm einen Stich durchs Herz. Seine Hände zittern.

„Was ist denn, Herr Doktor Linz?“ erkundigt sich Hersbach in reservierter Anteilnahme. „Sie sind nervös. Ein bißchen viel Arbeit in diesem Städtchen?“

„Leider ist es eine wohlbegründete Nervosität ... Sie werden

das gleich begreifen . . .“ Er läßt sich müde auf seinem Schreibtischstuhl nieder.
Erwartungsvoll sieht Hersbach ihn an.
„Ich will mich nicht lange mit Vorreden aufhalten. Es geht um den Anlaß Ihrer Reise nach Königswinter, Herr Hersbach.“
„Die Verlobung von Frau Zander?“
„Eben!“
Hersbachs Miene wird undurchdringlich.
Da der Doktor eine Weile überlegend schweigt, sagt Hersbach ausweichend: „Wir haben Sie gestern abend sehr vermißt. Es wäre schön gewesen, wenn Sie als einer der wenigen alten Freunde des Hauses Zander . . .“
Heftig unterbricht ihn der Arzt: „Ich durfte nicht kommen, Herr Hersbach. Ich kenne die näheren Umstände, unter denen diese Verlobung zustande gekommen ist, Umstände, die mir zu schwersten Bedenken Anlaß geben.“
Hersbach wird ganz kühl: „Unterhalten wir uns jetzt nicht schon über . . . Privatangelegenheiten“ – er betont das Wort diskret – „von Frau Zander? Ich glaube nicht, daß Frau Zander Ihnen oder mir das Recht gäbe, sich da hineinzumischen!“
„Und wenn wir deutlich sehen, daß sie in ihr Unglück treibt?“
„Ich wüßte nicht . . .“
Ungerührt fährt der Arzt fort: „Auch nicht, wenn man erfährt, daß mit der Liebe dieser Frau eine niederträchtige Spekulation veranstaltet wird?“
„Das sind harte Worte, Herr Doktor Linz!“
„. . . die ich jederzeit beweisen kann!“
Hersbach hat umständlich sein Zigarettenetui hervorgezogen und zündet sich eine Zigarette an.
Unterdessen hat der Arzt zu berichten begonnen. Er erzählt, was sich in den letzten Wochen zwischen Sibylla Zander und Peter van Booven abgespielt hat; er verschweigt auch den Fall Gerda Peters nicht. Nur eines darf er nicht preisgeben: die furchtbare Tatsache, daß Frau Zander unheilbar krank ist. So wird es ein unvollkommener Bericht. Die alarmierende Wirkung auf Hersbach, die sich der Arzt versprach, bleibt aus.
Als Doktor Linz geendet hat, überlegt Direktor Hersbach ein paar Minuten. Schließlich meint er vorsichtig, indem er nachlässig die Asche von der Zigarette streift: „Vorausgesetzt, daß

alle diese Dinge wirklich so gesehen werden müßten, wie Sie es im Augenblick tun, Herr Doktor Linz – ich für meinen Teil kann nichts so überaus Schreckliches darin finden! Daß Frau Zander eines Tages doch noch heiraten würde, war zu erwarten. Daß sie sich gerade für Herrn van Booven entschieden hat – auch das kann ich verstehen. Im übrigen sind die Gefahren für den Zanderschen Besitz denkbar gering. Denn erstens bin ich da, als wirtschaftlicher Sachwalter. Und zum anderen glaube ich nicht, daß sich Frau Zander das Heft aus der Hand nehmen lassen wird. Daß Herr van Booven schließlich eine gute Partie machen möchte – wer kann ihm das verübeln? Ich kenne eine ganze Reihe von Fällen, in denen solche Ehen recht glücklich geworden sind. Und die Sache mit dem Mädchen – nun ja ... so was soll ja öfters vorkommen."

Doktor Linz merkt, daß Hersbach für sich selber bereits einen festen und äußerst praktischen Standpunkt zu der Ehe zwischen Sibylla und Peter van Booven bezogen hat. Wie kann er diesen nüchternen Weltmann aus dem Gleichgewicht bringen? Auf keinen Fall, solange er ihm nur die halbe Wahrheit sagt. Er wird ihm die ganze Wahrheit sagen müssen, um Schlimmeres zu verhüten. Dann fallen zögernd seine Worte in den Raum: „Es gibt da noch einen Umstand, Herr Hersbach ... Ich bin eigentlich verpflichtet, ihn bei mir zu behalten ... Aber mein Gewissen ... Gott möge mir verzeihen ..."

Er stockt ein letztes Mal.

Hersbach glaubt, ihm helfen zu müssen: „Sie fürchten, daß aus dieser Ehe keine Kinder hervorgehen werden?"

Der Arzt schüttelt den Kopf: „Frau Zander ist nämlich – unheilbar krank!"

Langsam drückt Hersbach die Zigarette im Aschenbecher aus. „Wie soll ich das verstehen?"

„Wie ich es sagte. Frau Zander ist nicht zu retten. Sie hat allerhöchstens noch ein Jahr zu leben."

Hersbach erhebt sich. Ein leises Zucken um seine Mundwinkel – dann hat er sich wieder in der Gewalt, und er läßt sich langsam in den Sessel zurücksinken.

„Ist das allein ... Ihre Vermutung, Herr Doktor?"

„Mein Kollege, Dr. Struve in Bonn, geht mit mir einig. Die Operation hat jeden Zweifel beseitigt: Tumor am verlängerten

Rückenmark. Für eine kurze Zeit läßt sich Erleichterung verschaffen. Aber die Krankheit kehrt wieder ... und dann ..."
Seine Stimme ist ganz leise geworden, die Lippen zucken, seine Hände tasten nervös über die Schreibtischplatte, als suchten sie irgendwo Halt.
„Sie werden verstehen, daß ich die Situation in Ruhe überprüfen muß", sagt Hersbach nach einiger Zeit des Schweigens.
Diese Worte ernüchtern den Arzt. Er hat bei Hersbach eine erste menschliche Reaktion erwartet. ‚Die Situation in Ruhe überprüfen' – das klingt so kalt und geschäftsmäßig. So wie dieser ganze Mann ist – kalt und geschäftsmäßig. Er bleibt es offenbar auch gegenüber dem drohenden Schicksal der jungen Frau Zander. Es drückt sich für ihn immer in einer Situation aus, die man ‚in Ruhe überprüfen' muß.
Aber schließlich kann Hersbach gerade von hier aus ein nützlicher Bundesgenosse sein. Denn in seinen letzten Folgen hat der Fall Peter van Booven auch weittragende wirtschaftliche Bedeutung für die Zukunft der Zander-Werke und damit für Hersbachs Stellung.
„Unter diesem Vorzeichen erscheint allerdings die bevorstehende Ehe von Frau Zander sicher auch für Sie in einem ganz neuen Lichte."
„Allerdings ..." Hersbach tupft sich mit seinem Seidentüchlein die feinen Schweißtropfen von der Stirn. „Wenn Herr van Booven davon erfahren würde, daß Frau Zander ..."
„Er weiß es bereits!" stößt der Arzt hervor, „und er wußte es schon, bevor er sich der Kranken wieder näherte."
Einen Augenblick herrscht Totenstille zwischen den beiden Männern.
Dann sagt Hersbach, als hätte er einen sauren Bissen im Munde: „Und Sie glauben, daß Herr van Booven mit voller Überlegung diese Ehe anstrebt, um ..."
„Ich glaube es nicht nur! Ich weiß es! Ja, ich habe Beweise!"
„Teufel!"
Befriedigt stellt der Arzt fest, daß dieser Roboter vor ihm zum erstenmal die Fassung verloren hat.
„Was gedenken Sie zu tun?" hakt er sofort ein.
Hersbach legt die Stirn in Falten. „Was würden Sie an meiner Stelle tun?" weicht er rasch wieder aus.

„Ich weiß nicht, wie weit Ihr Einfluß auf Frau Zander geht . . .“
„Ich bin ihr wirtschaftlicher Berater. Und das scheint mir zu wenig für diesen Fall. Wäre ich ihr Beichtvater . . .“
„Glauben Sie, daß Ihr Einfluß so weit ginge . . . ja, daß Sie Frau Zander dazu bewegen könnten, noch vor der Ehe klipp und klar zum Ausdruck zu bringen, daß . . . nun, daß Herr van Booven sich wirtschaftlich nichts von dieser Ehe versprechen darf . . . daß er eben das bleiben wird, was er ist: der arme Mann einer reichen Frau . . .? Ich bin überzeugt, daß er dann vielleicht noch im letzten Augenblick zurückschrecken wird. Denn von ernsten Gefühlen zu Frau Zander kann bei ihm nicht die Rede sein. Wenn Sie das fertigbrächten . . .“
Hersbach überlegt eine Weile.
„Sind Sie nicht vom alten Zander zum Testamentsvollstrecker bestellt?“ fragt Doktor Linz ermunternd.
„Gewiß! Aber auch da sind natürlich meine Möglichkeiten begrenzt. Immerhin, ich werde mir den Fall durch den Kopf gehen lassen. Ich bin heute noch mit Frau Zander zusammen. Möglich, daß sich dabei eine Gelegenheit findet, mit ihr über den Fall zu sprechen.“
„Je eher, desto besser! Selbstverständlich darf Frau Zander nichts von ihrer schrecklichen Lage wissen.“
„Natürlich nicht! Könnte man's ihr sagen – der Fall wäre im Nu geklärt. Soweit glaube ich die Tochter vom alten Zander zu kennen.“
„Würden Sie mich bald vom Erfolg Ihrer Bemühungen unterrichten, Herr Hersbach? Sie verstehen, daß ich als alter Freund des Hauses Zander alles Interesse daran habe.“
„Ich verstehe, Herr Doktor Linz.“
Hersbach reicht dem Arzt kühl die Hand. ‚Wie ein Automat auf zwei Beinen ist dieser Mann‘, denkt Doktor Linz. ‚Ob überhaupt ein Herz in diesem untadeligen Anzug steckt?‘
Als Hersbach ein paar Stunden später in der Villa Zander erscheint, findet er Sibylla noch allein. Sie ruht im Sonnenschein auf dem Rasen. Ihre Begrüßung ist freundlicher als sonst, ja, Hersbach glaubt aus ihrer ganzen Art sogar eine verhaltene Herzlichkeit zu spüren. Er kennt sie lange genug, um zu erkennen, daß eine neue Saite in ihrem Wesen angeschlagen ist und daß der Klang dieser Saite alles andere übertönt.

Sie tauschen ein paar Worte über den Abend zuvor. Dann aber steuert Hersbach sofort mitten in die geschäftlichen Dinge hinein. Er hat sich ein paar Stunden in seinem Hotelzimmer eingeschlossen und ‚die Situation in Ruhe überprüft'. So wie er es vor allen Entscheidungen zu tun pflegt. Er braucht dazu die Stille eines Raumes. Spaziergänge sind ihm verhaßt, die Natur stört und beunruhigt ihn bei seinen Überlegungen höchstens.
Er glaubt jetzt, seinen nächsten Weg zu kennen. Peter van Booven ist nun einmal der Verlobte der Chefin. Daran wird er nichts mehr ändern können, wie er Sibylla Zander kennt. Aber es muß eine Möglichkeit geben, den jungen Menschen von vornherein in bestimmte Schranken zurückzudrängen. Das muß natürlich mit aller Vorsicht geschehen, ohne daß die Absicht deutlich wird. Er muß den Fall zur Sprache bringen, solange Peter van Booven noch nicht anwesend ist.
Als er nach seiner Aktentasche greift, um die letzten Berichte und Zahlenreihen aus der Fabrik auf dem runden Gartentisch auszubreiten, wehrt Sibylla lachend ab: „Lassen Sie ruhig, Herr Hersbach! Ich mag davon heute nichts hören. Wozu hab' ich schließlich einen Mann . . .?" Sie lächelt verlegen. „Oder besser: wozu werde ich schließlich einen Mann haben?"
„Wenn ich Sie recht verstehe, soll Herr van Booven von heute an schon bei der Leitung der Fabrik mitwirken?"
„Nein, nein, das wäre ein bißchen viel verlangt. Er muß sich zunächst einmal einarbeiten. Aber Sie begreifen, daß ich die ganze Arbeit bald los sein möchte. Ich bitte Sie herzlich, Herr Hersbach, nehmen Sie sich meines Verlobten an und führen Sie ihn genauso gut und verantwortungsvoll an seine Aufgaben heran, wie Sie es immer mit mir getan haben!"
„Gewiß, gnädige Frau, wenn Sie das wünschen, natürlich . . ." Sibylla hört die feine Reserve in seinen Worten und blickt ihn fragend an. Aber seine wahren Gedanken und Gefühle liegen wie immer hinter einer Maske unerschütterlicher Verbindlichkeit.
Vorsichtig setzt er seine weiteren Worte: „Da wir nun gerade über dieses Thema sprechen, darf ich mir vielleicht ein paar Worte dazu erlauben. Bitte, sehen Sie in dem, was ich nun sagen muß, ein Stück Verantwortungsgefühl für Sie und die Zander-Werke."

Seine gespreizte Redeweise macht Sibylla hellhörig. Sie kennt seine knappe und sonst so präzise Ausdrucksweise zu gut, und sie wittert deshalb hinter dieser Einleitung einen Umweg zu Peinlichkeiten.
„Ihr Herr Vater hat mich zum Vollstrecker seines Letzten Willens bestellt, und dazu gehört nun wohl auch, daß ich mir Gedanken darüber mache, wie die Dinge wirtschaftlich in Ihrer Ehe liegen werden, gnädige Frau. Ich meine . . ."
Sibylla unterbricht ihn hastig: „Aber das ist doch ganz klar, Herr Hersbach! Mein Mann tritt in der Firma an meine Stelle. Basta!"
Hersbach lächelt nachsichtig: „Natürlich, so wird das auch sein, wenn Sie es wünschen. Und ich bin gewiß, daß ich zu Herrn van Booven schnell das gleiche Vertrauensverhältnis gewinnen werde, wie es zwischen Ihnen und mir besteht. Ich darf jedoch darauf aufmerksam machen, daß in allen ähnlichen Fällen dieser Art gewisse Abgrenzungen vorgenommen werden müssen, die . . ."
Wieder fährt Sibylla mit ihren Worten dazwischen: „Sie meinen, Abgrenzungen zwischen Ihrem Aufgabenbereich und dem meines Mannes?"
Hersbach wird nun doch leicht nervös. Stellt diese Frau sich nur so harmlos? Oder ist sie es tatsächlich?
„Es handelt sich nicht um Herrn van Booven und mich, gnädige Frau, sondern um Sie und Ihren zukünftigen Gatten!"
Naiv erwidert die junge Frau: „Ich verstehe Sie wirklich noch immer nicht recht, Herr Hersbach. Er wird mein Mann. Damit ist doch schließlich alles gesagt."
„Für das Herz wohl, gnädige Frau, nicht aber für die Besitzverhältnisse." Auf Hersbachs Zügen liegt jetzt ein glattes Lächeln. Sibyllas graue Augen starren ihn an. Dieser fragende Blick, in dem ein erstes zorniges Feuer schwelt, ist dem Direktor unangenehm. Er muß sich überwinden, weiterzusprechen:
„Ich habe Sie als eine überaus tüchtige Sachwalterin des väterlichen Erbes kennengelernt, gnädige Frau. Sie werden sich auch in Zukunft die Dinge nicht aus der Hand nehmen lassen. Und das ist gut! Herr van Booven hat keinerlei Erfahrung, und es können Jahre darüber hingehen, bis er sich ganz eingearbeitet hat. Unsere Branche stellt erhebliche Anforderungen, wie Sie

wissen. Für diese Übergangszeit müßte ich mir ohnehin laufend Ihre eigenen Entscheidungen erbitten. Denn ich kann und will die Verantwortung nicht allein übernehmen."
Sibylla schweigt betroffen. Sie versteht diesen Mann nicht mehr. Ist das noch der korrekte Direktor Hersbach? Dieser Mann, der sich von kleinlichen Eifersüchteleien fortreißen läßt und offenbar glaubt, seine eigene Position gegenüber seinem zukünftigen Chef mit verzweifelten Mätzchen sichern zu müssen? Ihr ganzes Wesen begehrt gegen solche Machenschaften auf.
Hersbach versteht ihr Schweigen falsch. Er glaubt auf dem richtigen Wege zu sein, sie nachdenklich zu stimmen. Gleich will er ein weiteres Saatkorn einpflanzen.
„Und noch eines gehört zu einer solchen Abgrenzung, gnädige Frau. Die Besitzverhältnisse müssen eindeutig auch in der Ehe geklärt werden. Es entspricht einem alten kaufmännischen Brauch, von vornherein eine strikte Gütertrennung zu vereinbaren und zu protokollieren. Ich bin überzeugt, daß auch Herr van Booven dafür Verständnis haben wird und daß . . ."
Er hält jäh inne. Sibylla ist aufgesprungen. Zorn flammt über ihr Gesicht. Die grauen, sonst so kühlen Augen blitzen. Ihre Stimme hat einen scharfen Klang:
„Was sollen diese Belehrungen, Herr Hersbach? Bitte, merken Sie sich: Was mir gehört, gehört auch meinem Mann! Ich will keinen Prinzgemahl! Ich will einen Mann, der für mich und in meinem Namen bestimmt! Und der mehr kann und mehr weiß als ich!"
Aber Hersbach läßt sich nun nicht so leicht abschütteln: „Es ist nichts als ein Vorschlag, gnädige Frau. Aber es ist nicht nur mein eigener Gedanke. Ich kenne den Letzten Willen Ihres Herrn Vaters und habe darüber zu wachen, daß er erfüllt wird."
„Lautet der denn, daß ich zeit meines Lebens Sklavin der Zahlen bleiben und einen untätigen Mann aushalten soll, selbst wenn er tüchtig genug wäre, die Dinge für mich zu führen?"
„Ihr Herr Vater wünschte, daß Ihnen persönlich der Besitz auch im Falle einer Ehe erhalten bliebe und daß Ihr Eigentumsrecht Ihrem Manne gegenüber von vornherein klargestellt würde."
„Ist das eine Vorschrift?"

„Eine Anregung! Ihr Herr Vater war ein kluger Mann!"
„Dann darf ich Ihnen sagen, daß ich von dieser Anregung keinen Gebrauch zu machen gedenke! Ich bin Ihnen dankbar für die Mühe, die Sie sich mit mir gegeben haben, aber...", sie bricht ab und flüstert hastig: „Kein Wort mehr darüber. Mein Verlobter kommt!"
Sie hören Peters fröhliche Stimme durchs Haus schallen. Mit großen Schritten kommt er über den Rasen. Er trägt sein Manchesterjackett über dem Arm. Sein Sporthemd leuchtet in bunten Farben.
„Guten Morgen, mein Zigeuner! Ausgeschlafen?" ruft Sibylla ihm mit betonter Munterkeit entgegen. Sie bietet ihm demonstrativ den Mund dar. Peter küßt sie und tut so, als sei kein Hersbach anwesend.
„Du siehst blendend aus!" lobt er. „Frühling auf den Wangen!"
„Ja, und stell dir vor, Hersbach, dieser Zahlenmensch, wollte mich dazu verführen, mit ihm in Papieren herumzuwühlen! Ich hab' ihm gesagt, du würdest mir von nun an diese Arbeit abnehmen."
Peter seufzt theatralisch. „Bei dem schönen Wetter! Na ja, wenn die Pflicht ruft..."
Ungezwungen reicht er Hersbach die Hand. Der Direktor weicht seinem Blick aus.
Gleich darauf gehen sie zu dritt ins Haus. In der kühlen Halle ist der Tisch gedeckt. Während der Mahlzeit dreht sich das Gespräch um hundert Belanglosigkeiten.
„Ich lass' den Kaffee im Kaminzimmer servieren", sagt Sibylla endlich. „Ich bin ein bißchen mitgenommen und möcht' mich ausruhen. Ich bitte Sie, Herr Hersbach, meinem Verlobten einen ersten Einblick in die Arbeit der Zander-Werke zu geben. Und du, Pitter, weißt ja, wo der Kognak zu finden ist."
Da Charles gerade die Kompott-Teller abräumt, fragt Peter mit einem Seitenblick auf den Diener: „Welche Flasche nehmen wir denn?"
„Wieso?" Sibylla sieht ihn erstaunt an.
„Ich meinte nur so", sagt Peter mit spitzbübischem Grinsen. Charles ist eilig verschwunden.
Fast zwei Stunden lang sprechen Peter und Hersbach miteinander. Hersbach hat Pläne, Zeichnungen, Statistiken und

Berichte auf dem Schreibtisch ausgebreitet. Mit kühler Sachlichkeit macht er dazu seine Bemerkungen.
Peter spürt wohl die milde Überlegenheit, die der Direktor in seine Worte legt. Aber er ist nicht bereit, sie hinzunehmen. Mit der gleichen Selbstverständlichkeit, mit der er immer wieder die Gläser vollschenkt, stellt er seine Zwischenfragen. Er zwingt Hersbach, immer weiter auszuholen. Und er verblüfft den Direktor zuweilen durch die Sicherheit, mit der er auf die entscheidenden wirtschaftlichen Dinge hinsteuert. Hersbach hat geglaubt, einen jungen, unfertigen Menschen vorzufinden, den er mit weit überlegener Erfahrung ans Gängelband nehmen könnte. Nun muß er feststellen, daß dieser junge Mensch in dem für sein Empfinden greulichen Sporthemd über einen ausgesprochen praktischen Sinn und einen eigenen Kopf verfügt. Das erschreckt ihn. Es wird keine bequeme Zusammenarbeit zwischen ihnen geben.
Es kommt darauf an, diesen jungen Draufgänger rechtzeitig zu ducken. Und dafür hat Hersbach seit heute früh einen großen Trumpf in der Hand. Er wartet nur auf den Augenblick, um ihn auszuspielen.
Der Augenblick kommt. Ganz zum Schluß des Gespräches, als Peter ausruft: „Donnerwetter, das ist ja ein phantastischer Betrieb!"
„Ja, lieber Herr van Booven, Sie werden eines Tages ein großes, stolzes Erbe übernehmen!"
Die merkwürdige Betonung, mit der Hersbach diese Worte spricht, macht Peter stutzig. Er sieht den Mann mit unsteten Blicken an. „Erbe? Wie meinen Sie das?"
„Nun eben . . ." Die kleine Pause, die Hersbach einlegt, macht Peter noch unsicherer. „Das Erbe des alten Zander, Herr van Booven."
„Herr Zander wird vom Himmel aus mit mir zufrieden sein", spricht Peter mit eisiger Schärfe. „Im übrigen werden Sie bald Gelegenheit haben, mir die Dinge an Ort und Stelle praktisch zu erklären. Ich denke, bald einmal nach Düsseldorf hinüberzukommen!"
„Die Fabrik befindet sich in Krefeld, Herr van Booven."
„Ach, richtig, Herr Hersbach. Wie komm' ich denn auf Düsseldorf? Na, sicherlich, weil ich Sie damals in Düsseldorf kennen-

lernte. Sie wissen, als Sie nicht mit in die ‚Gondel' kommen wollten. Ich glaube, das Milieu war Ihnen zu gewöhnlich."
Die beiden Männer stehen sich dicht gegenüber und messen einander mit kalten Blicken. Sie glauben in diesem Augenblick, daß sie niemals Freunde sein werden. Ob sie es sich aber leisten können, Feinde zu werden – keiner von beiden wagt es in dieser Stunde zu entscheiden. Auf alle Fälle werden sie voreinander auf der Hut sein.
„Bitte, empfehlen Sie mich Frau Zander!" Hersbach greift nach seiner Mappe.
„Ich werde Sie meiner Verlobten empfehlen, so gut ich kann!"
Der Hohn in Peters Stimme ist unverkennbar. Dann geleitet er den Direktor zur Tür.
Hersbach nimmt sich vor, in Zukunft besser auf sich selber achtzugeben. Er ist äußerst unzufrieden mit sich. Zum erstenmal hat er sich aus seiner kühl abwägenden Art herauslocken lassen. Kein Wunder, daß er dabei den kürzeren gezogen hat. Das soll ihm nicht wieder passieren. Zu viel steht für ihn auf dem Spiel. Der Weg zu der verehrten Chefin geht von nun an nur noch über diesen jungen Mann.

23

Doktor Linz hat erregt auf Nachricht von Direktor Hersbach gewartet. Als Hersbach ihm in einem kurzen Telefongespräch mitteilt, daß seine Mission bei Frau Zander gescheitert sei, versinkt der Arzt in dumpfes Brüten.
Es ist jetzt totenstill in dem Haus. Die Unruhe hat sich gelegt. Gerda ist endlich eingeschlafen. Schwester Hanna hat um eine Stunde Urlaub gebeten; sie will rasch ihre Sachen holen, da sie sich ja auf mehrere Pflegetage einrichten muß. Für diese Stunde hat Traudchen die Krankenwache übernommen.
Als die Türglocke schrillt, schrickt Doktor Linz zusammen. Gleich darauf erschallt eine weinerliche Stimme auf dem Flur draußen. Hinter Traudchen drängt Kersten ins Zimmer. Er trägt seinen grauen Pfingstanzug, die schütteren, rötlichen Haare

kleben ihm schweißnaß am Kopf, und seine Hände spielen aufgeregt mit dem Zwicker.
„Ich konnt' ihn net an der Tür halten, Herr Doktor", sagt Traudchen mit einer Kopfbewegung zu dem schmächtigen Mann hin.
„Verzeihung, Herr Doktor", stammelt Kersten, „aber ich mußte zu Ihnen kommen. Ich . . ."
„Lassen Sie uns allein, Traudchen! Kümmern Sie sich um die Kranke!"
Als das Mädchen aus dem Zimmer ist, sagt der Arzt ohne Einleitung: „Nun, Herr Kersten, Sie kommen sicher wegen Fräulein Peters."
„Kätti hat mir erzählt, was passiert ist . . . heut morgen schon . . . aber ich konnt' nicht eher kommen . . . das Geschäft . . ."
Doktor Linz nötigt ihn auf einen Stuhl. Da sitzt der kleine Mann kerzengerade auf der Stuhlkante, wirbelt den Zwicker zwischen seinen Fingern umher und blickt sich hilfesuchend im Raum um.
„Sie sind Gerdas Chef, nicht wahr?" hilft der Arzt ihm ins Gespräch.
„Leider, Herr Doktor . . . leider, muß ich schon sagen . . . Sie können sich vorstellen, was dieser Skandal für mich, besser gesagt, für mein Geschäft bedeutet . . . Die Leute werden mit Fingern auf mich zeigen . . . ich hör' schon, wie sie ‚Mörder' hinter mir herrufen."
„Aber weshalb sollten sie ‚Mörder' rufen?"
„Sie werden alle denken, ich hätte das Mädchen in den Tod getrieben."
„Aber, Herr Kersten! Erstens ist sie nicht tot . . . und zweitens haben Sie ja wohl am wenigsten mit der Sache zu tun!"
„Wirklich, Herr Doktor? Wenn Sie das sagen, werden die Leute es glauben müssen. Und es ist schließlich wahr: mehr als ich für sie tun wollte, kann wohl kein Mensch tun. Heiraten wollt' ich sie, Herr Doktor . . . trotz des Kindes heiraten . . . Aber sie hat mich zurückgewiesen . . . Konnt' ich mehr tun?"
Der Arzt verbirgt sein Erstaunen nicht: „Das ist allerdings ein großzügiger Vorschlag. Sie sollten ihn ruhig bei passender Gelegenheit wiederholen."
Abwehrend hebt Kersten beide Hände: „Aber nein, ich kann

doch nicht mehr ... nachdem die ganze Stadt weiß, was passiert ist ... und daß dieser junge Bursche der Vater des Kindes ist ..."

„Unser Städtchen wird sich bald daran gewöhnen. Wenn Gerda erst wieder in Ihrem Laden steht ..."

„Wo denken Sie hin, Herr Doktor! Nach dem Skandal und mit dem Kind kann ich sie doch nicht mehr eine Stunde in meinem Geschäft arbeiten lassen!"

„Das überlegen Sie sich noch mal in Ruhe, Herr Kersten! So 'ne tüchtige Kraft kriegen Sie nicht alle Tage wieder. Außerdem ist das Kind ja noch gar nicht da."

Kersten starrt den Arzt mit fragend zwinkernden Augen an: „Wie ist das zu verstehen: noch gar nicht da?" murmelt er.

„Nun, wir wissen ja noch gar nicht, welche Komplikationen nach diesem schweren Schock entstehn."

„Soll das heißen, daß vielleicht ... Ja, das wäre wirklich das beste ... Es ist sicher ein sündhafter Gedanke, dem Kind gar nicht erst das Leben zu wünschen ... Aber das beste wär's, weiß Gott!"

Die Bedeutung, die Kersten seinen Worten gibt, ist Doktor Linz unangenehm. Der Mann unterstellt ihm als Arzt hier eine Handlungsweise, zu der er sich nie hergeben würde. Er glaubt an die Heiligkeit des werdenden Lebens. Und er hat sogar alles getan, um Komplikationen zu vermeiden, die Gerda Peters um ihre Mutterschaft bringen könnten. Die zähe Natur des zierlichen Mädchens hat ihm bei diesem Bemühen geholfen; und wenn die Gefahr auch noch nicht ganz überstanden ist, so darf er doch damit rechnen, daß er das keimende Leben erhalten kann.

Bestimmt sagt er: „Ich tue nur, was mir die Pflicht als Arzt gebietet – und erlaubt, Herr Kersten!"

Aus dem Nebenzimmer ertönt in diesem Augenblick lautes Gejammer. Es ist Traudchens Stimme. Mit einem Sprung ist der Doktor an der Tür und stößt sie auf. Händeringend steht das Mädchen vor der leeren Couch.

Mit angstvollen Augen starrt sie dem Arzt entgegen: „Ich kann nix dafür, Herr Doktor! Wie ich wieder int Zimmer kam, war et weg ... und dat Kleid, dat ich noch so schön gebügelt über de Stuhl gehängt hatt', is auch weg ..."

Der Arzt lehnt einen Augenblick erschöpft am Türpfosten und schließt die Augen. Wohin ist Gerda? Will sie ihren Selbstmordversuch wiederholen? Oder ist sie nun doch zu Sibylla Zander gelaufen? Das möge Gott verhüten!
Er stürmt durchs Haus, reißt die Türen auf. Nichts! Keine Menschenseele. Gerda ist auf und davon.
Vor dem Gartentor parkt der kleine DKW. Ohne sich noch um Kersten zu kümmern, hastet Doktor Linz hinaus. Ein einziger Gedanke beherrscht ihn: Gerda erreichen, bevor sich die Tür der Villa Zander hinter ihr geschlossen hat. Bevor es zu spät ist.
In zwei, drei Minuten legt er die kurze Strecke zurück. Vielleicht kann er sie noch abfangen. Wenn sie sich überhaupt zur Villa Zander gewandt hat ...
Als er seinen Wagen vor der Gartenpforte des Zanderschen Hauses zum Halten bringt, tritt eben Frau Kubiak auf die Straße.
„Sie kennen doch die kleine Gerda Peters, Frau Kubiak?" ruft er ihr entgegen.
„Das Mädchen aus'm Modesalon Kersten, Herr Doktor! Suchen Sie die?"
„Ja – haben Sie sie gesehn?"
„Die ist seit ein paar Minuten bei Frau Zander, Herr Doktor ... Sie kam ganz aufgelöst angerannt und wollte das gnädige Fräulein sofort sprechen."
Der Arzt legt den Kopf auf die zuckenden Hände am Lenkrad. „Zu spät!" stöhnt er gequält.
Frau Kubiak läßt vor Schreck die Einholetasche fallen: „Ist Ihnen nicht gut, Herr Doktor? Soll ich Ihnen ein Glas Wasser bringen?"
Aber Doktor Linz antwortet nicht. In dumpfer Resignation murmelt er vor sich hin: „Nun, Unglück, nimm deinen Lauf! Unglück, nimm deinen Lauf!"

Etwa fünf Minuten, bevor der kleine Wagen von Doktor Linz vor dem Gartentor der Zanderschen Villa hält, hat die Türglocke Sturm geläutet.
Frau Kubiak bindet gerade ihre Schürze ab. Sie will noch ein paar Einkäufe im Städtchen machen.

„Jesses, Jesses", zetert sie, „nu man nicht so stürmisch! Sonst wird das gnädige Fräulein noch wach!"
Sie schlurft eilig zur Tür und öffnet die kleine Fensterklappe. „Was gibt's denn?"
Erschrocken prallt die alte Frau zurück. Das ist doch ... aber natürlich ist das die kleine Gerda Peters, die Modistin aus dem Hutsalon Kersten! Hatten die Leute nicht am Vormittag in den Läden erzählt, die wär' gestern ins Wasser gegangen und der Doktor Linz hätte sie mit Mühe und Not zum Leben zurückgekriegt?
Und nun steht sie hier vor der Tür. Aber das Mädchen gleicht tatsächlich einer Erscheinung aus einem Schattenreich. Das Gesicht ist von einer fahlen, geisterhaften Blässe. Ihr ganzes Äußere zeigt Spuren von Nachlässigkeit: das Kleid scheint hastig übergeworfen, ein paar Knöpfe sind offen.
In seltsamem Gegensatz zu dieser kläglichen Verfassung aber stehen die Augen. Harte, fiebrige Entschlossenheit flackert in ihnen. Es ist ein Blick, der beunruhigt und warnt.
Einen Augenblick streiten in der Haushälterin Angst und Neugier miteinander. Dann siegt die Neugier. Entschlossen stößt Frau Kubiak die Tür auf. „Was gibt's denn, Fräulein?"
Mit klirrender Stimme sagt das Mädchen übermäßig laut: „Ich möchte Fräulein Zander sprechen."
„Ja, aber ... das geht jetzt nicht ... das gnädige Fräulein schläft nämlich!"
„Ich komm' wegen einer persönlichen Sache. Es ist ganz dringend ... auch für Fräulein Zander!"
Frau Kubiak überlegt, ob es nicht ratsam ist, nach Charles zu rufen, der draußen auf der Terrasse an der anderen Seite des Hauses herumhantiert.
Aber bevor ihr schwerfälliges Hirn noch einen Entschluß fassen kann, hat sich Gerda schon an ihr vorbei in die Halle geschoben. ‚Das ist ja eine Wahnsinnige!' denkt Frau Kubiak entsetzt. ‚Als wollte sie unserem Fräulein was antun, so böse blickt sie.'
Sie schlurft neben Gerda her und jammert leise: „Aber Sie können doch nicht einfach hier hereinkommen, Fräulein Peters ... Fräulein Zander schläft ... sie ist doch sehr krank gewesen und ..."
„Wecken Sie sie sofort auf ... Ich will sie sprechen." Die

Stimme des Mädchens klingt hohl, als käme sie aus einer anderen Welt. Gerdas Bewegungen sind von einer fahrigen Ungeduld.
Nun steht sie mitten in der Halle. Frau Kubiak tänzelt ratlos vor ihr hin und her: „Aber so nehmen Sie doch Vernunft an, Fräulein Peters ... Was soll denn das?"
Gerda stampft mit dem Fuß auf:
„Haben Sie mich nicht verstanden? Ich will Fräulein Zander sprechen!"
Die Haushälterin gibt sich einen Ruck. Es ist wohl doch besser, dem gnädigen Fräulein Bescheid zu geben.
„Setzen Sie sich erst mal hin! Ich will mal nach oben ... Vielleicht ist sie schon wach."
Auf der Treppe blickt Frau Kubiak sich argwöhnisch um, ob Gerda auch nicht hinter ihr herkommt. Aber das Mädchen sitzt schon in der starren Haltung einer Marionette auf einem Stuhl.
Gerda streift mit mißtrauischen Blicken alle Türen, als wittere sie hinter jeder eine Gefahr. Die Stille des Hauses, das gedämpfte Licht buntfarbiger Fenster legt sich rasch glättend auf ihre Nerven. Sie fühlt die Weichheit des Teppichs unter ihren Füßen. Das ist ein gutes Gefühl. Es dämpft den Aufruhr der Sinne. Plötzlich überfällt sie wie eine verzehrende Sehnsucht der Gedanke: Wer immer in einem solchen Hause leben könnte! Ihr Blick gleitet über die braune Täfelung der Halle, über das helle, gediegene Mobiliar, das einen soliden und nicht gerade billigen Geschmack verrät, über den riesigen, warm getönten Teppich, der fast die ganze Halle ausfüllt, über die kostbaren alten Stiche an den Wänden, und tastet sich dann über die breite Treppe mit dem weinroten Läufer hinauf.
Das also hat ihn gelockt! Mit all diesem Glanz hat er sich kaufen lassen! Hier wird er bald wohnen, wird er Gäste empfangen und, seine Frau am Arm, die Treppe hinaufsteigen. Um all dieser Dinge willen hat er sie verlassen und dem Unglück preisgegeben.
Sie schrickt zusammen. Eine der Türen hat sich lautlos geöffnet. Der Diener Charles schreitet auf unhörbaren Sohlen durch die Halle. Als er das Mädchen erblickt, stutzt er und runzelt die Stirn:

„Sie wünschen?"
„Fräulein Zander wird schon heruntergeholt!" sagt Gerda kurz. Mit einem zweifelnden Kopfschütteln verschwindet Charles durch die Tür.
Gleich darauf erscheint er wieder. Er trägt jetzt ein Tablett mit schimmerndem Porzellan. Zwei Tassen! Zwei! – denkt Gerda. Sie weiß, für wen die zweite Tasse gedacht ist! Ob er hier im Hause ist? Wie soll sie sich verhalten, wenn er ihr plötzlich aus einer der Türen entgegenträte?
Der Gedanke an Peter van Booven verleiht ihrem Gesicht gleich wieder einen harten Ausdruck. Sie wird noch in dieser Stunde Rache an ihm nehmen. An ihm und an der Frau, die ihn mit ihrem Reichtum gekauft hat. Sie wird ihr die ganze bittere Wahrheit ins Gesicht schleudern. Und wieder packt sie der grausame, sinnlose Vernichtungswahn, in den sie sich in diesen letzten Stunden mehr und mehr hineingesteigert hat.
„Guten Tag, Fräulein Peters!" Gerda fährt unter dem milden, dunklen Klang der Stimme zusammen. Bei all ihrem Sinnen hat sie überhört, daß Sibylla Zander die Treppe heruntergekommen ist. Sie trägt ein hellblaues Teekleid, das ihre schlanke Figur vorteilhaft zur Geltung bringt. Um den Hals liegt ein hauchdünner Schal.
Freundlich blickt Sibylla auf das Mädchen nieder. „Sie wollten mich sprechen?"
Gerda hat diesem Augenblick entgegengefiebert. Nun macht die Begegnung sie stumm.
„Nun? Was kann ich für Sie tun?" Sibylla lächelt aufmunternd. Sie weiß, was sich am vergangenen Abend ereignet hat. Frau Kubiak hat es ihr eben mit fliegenden Worten erzählt. „Und ausgerechnet die will Sie sprechen, gnädiges Fräulein!" Sibylla sieht in dem Mädchen eine jener Bittstellerinnen, wie sie sich zuweilen in ihrer Not an die Tür der Villa Zander verirren.
Gerda erhebt sich langsam, wie zögernd von ihrem Stuhl. „Ja, ich muß mit Ihnen sprechen, Fräulein Zander!" Sie wirft einen Blick zu Frau Kubiak hinüber, die mit hochroten Wangen von der Treppe aus diese Szene verfolgt. „Unter vier Augen muß ich Sie sprechen . . . ! Es handelt sich nämlich um Pitt . . . um Herrn van Booven!"
„Um meinen Verlobten?" Die junge Frau ist blaß geworden.

„Um Herrn van Booven!“ wiederholt Gerda mit Nachdruck. Sie hat bei diesem Namen ihre Fassung und ihre Entschiedenheit wiedergewonnen.
Sibylla fängt sich rasch wieder. „Wo ist Herr van Booven?“ fragt sie zu Frau Kubiak hinüber.
„Im Park draußen, gnädiges Fräulein! Soll ich ihn holen?“ Frau Kubiak ist ganz Eifer.
„Lassen Sie nur, Frau Kubiak! Kommen Sie bitte mit!“ sagt sie mit heiserer Stimme zu Gerda.
Sie geht Gerda voran die Treppe hinauf. Mit hastigen, unsicheren Schritten.
Dann sitzen sie einander gegenüber in dem kleinen Raum, der gleichzeitig Sibyllas Ankleide- und Wohnzimmer ist. Polstermöbel, Seidentapete, Vorhänge – alles ist in freundlichen Pastellfarben gehalten. Die Tür auf den Balkon hinaus steht offen.
Gerda nimmt auf eine einladende Geste Sibyllas in einem der Sessel Platz. Die junge Frau selber hat sich vom Frisierspiegel eine runde Sitztruhe herangeschoben.
Gerda ist unter den Augen Sibyllas wieder unsicher geworden. Jetzt erst bemerkt sie, wie nachlässig sie angezogen ist. Sie streicht sich verlegen die strähnigen blonden Haare hinter die Ohren, macht hastig die offenen Knöpfe an ihrem Kleid zu und schließt die Schuhschnallen. Es ist ihr lieb, daß sie auf diese Weise ein wenig Zeit gewinnt.
Sibylla beobachtet mit steigender Ungeduld das seltsame, schweigsame Gebaren des Mädchens. „Es handelt sich also um meinen Verlobten?“ fragt sie endlich.
‚Meinen Verlobten . . .!‘ Das Wort verhärtet sofort wieder Gerdas Trotz. ‚Nenn ihn nur ruhig deinen Verlobten, Sibylla Zander‘, denkt sie. ‚Du wirst es nicht mehr lange tun!‘
Wie aus der Pistole geschossen kommen die Worte: „Ich erwarte ein Kind von ihm – von Ihrem Verlobten!“
Sibylla zuckt zusammen, wie von einem Peitschenschlag getroffen. Alle Farbe ist aus ihrem Gesicht gewichen. Hilflos irren ihre Augen durch den kleinen Raum, über die schimmernde Spiegelfläche, die pastellfarbenen Blumenmuster der Seidentapete, die strumpflosen Beine des Mädchens. Dann wiederholt sie leise vor sich selber, als müsse sie sich mühsam mit dem

schrecklichen Sinn dieser Worte vertraut machen: „Sie – erwarten ein Kind – von – ihm?“
Gerda nickt wortlos. Sie ist ein wenig enttäuscht. Sie hat sich diesen Augenblick so ganz anders vorgestellt. Wie einen rächenden Schlag, mit dem man einen Widersacher straft. Sie hat sich befreites Aufatmen und Triumph davon versprochen. Sie hat der Frau dabei ins Gesicht sehen und sich an ihrem Schmerz weiden wollen. Aber nun wagt sie nicht einmal, sie anzublicken.
Eine Weile herrscht Schweigen zwischen den beiden Menschen. Schließlich streift Gerda ihr Gegenüber mit einem scheuen Blick. Sibylla Zander sitzt zusammengesunken auf der Truhe und hat den Kopf tief in die Hände vergraben.
Plötzlich durchfährt es Gerda siedendheiß. Das dünne Seidentuch um Sibyllas Hals ist verrutscht. Im Nacken über dem Kleidersaum ist nun eine kleine Narbe zu sehen, ein länglicher, verheilter Schnitt. Gerda weiß nicht, was für eine schreckliche Krankheit das ist, die das Leben dieser Frau bedroht. Aber sie ahnt dunkel, daß diese Narbe irgendwie damit zu tun hat. Etwas wie Mitgefühl will sich in ihrem Herzen rühren. Aber mit aller Gewalt drängt sie es zurück. Sie darf dieser Frau gegenüber nicht weich werden! Dieser Frau, die ihr mit ihrem Reichtum den Geliebten genommen! Langsam hebt Sibylla den Kopf aus den Händen. Ihr Gesicht ist eine kalkweiße Larve. Tonlos formen ihre Lippen die Worte:
„Seit wann?“
„Seit März!“
‚März!‘ denkt Sibylla. ‚Damals waren Pitter und ich noch nicht zusammen.‘ Das mildert ein wenig den furchtbaren Schmerz, unter dem sich ihr Herz zusammenkrampft.
„Weiß mein ... weiß Herr van Booven davon?“
Gerda bejaht mit einem stummen Kopfnicken.
„Und ...? Meine Güte, lassen Sie sich doch die Worte nicht einzeln aus dem Mund holen! Sie sind doch hergekommen, um mir reinen Wein einzuschenken, nicht wahr?“
Aber Gerda schweigt. Sie hat sich das alles so einfach vorgestellt, und nun weiß sie nicht einmal, wo sie ansetzen soll. Sie ist hierhergekommen, um dieser Frau schonungslos die Wahrheit zu sagen und sie den Kelch des Leides bis auf den

Grund leeren zu lassen. Aber jetzt, angesichts dieser tief getroffenen Frau, steigt in ihr zum erstenmal der Zweifel auf: Wozu eigentlich? Wozu das Ganze? Glaubt sie, den Geliebten zurückzugewinnen, indem sie sein Verlöbnis zerstört? Oder ist ihr damit gedient, wenn sie diese vom Tode gezeichnete Frau um das Glück ihres Herzens bringt? Gerda fühlt sich plötzlich leergebrannt. Die lodernde Flamme ihres Hasses ist zusammengesunken.

Sie erhebt sich hastig und murmelt: „Verzeihung, Fräulein Zander ... ich hätte doch nicht ... ich will lieber gehen."

Sibylla hat lauschend den Kopf gehoben. Ihr ist, als hätten sich eben gedämpfte Schritte der Tür genähert. Da pocht es auch schon leise ans Holz. Das Herz schlägt ihr zum Zerspringen.

„Was ist denn?" ruft sie mit zuckenden Lippen.

„Ich bin's, Billa ... Ich wollt' dich zum Tee abholen!" Peters Stimme klingt jungenhaft hell.

Sibylla ist wie von einer fremden Macht bewegt aufgestanden, steht leicht vorgeneigt da und starrt auf die Tür. Gerda weicht mit ein paar sinnlosen Schritten zur Balkontür zurück. Sie stößt dabei gegen die Frisierkommode. Leise klirren die Fläschchen. Ihre Augen tasten durch den Raum, als wollte sie sich verkriechen, wenn gleich die Tür aufgehen wird.

„Nun?" ertönt ein wenig ungeduldig die Stimme draußen. „Weshalb antwortest du denn nicht, Billa? Schon wieder eingeschlafen?"

Jetzt rafft sich die junge Frau auf. „Ich komme bald herunter, Pitter ..."

„Darf ich nicht zu dir rein?" fragt die Stimme ein wenig fordernd.

„Nein! Jetzt nicht! Ich zieh' mich gerade an!"

„Laß mich nicht zu lange warten, Billa. Ich komm' schon um vor Sehnsucht!" Das klingt ein wenig verspielt.

Gleich darauf entfernen sich Peters Schritte über die Treppe.

Mit Gerda ist in Sekundenschnelle eine Verwandlung vorgegangen. Ihre Miene ist wieder erstarrt und hat einen düsteren, störrischen Ausdruck angenommen. Sie hat bei den letzten Worten Peters die Hände ineinandergekrampft.

„Er kommt um ... vor Sehnsucht ... nach Ihnen ...!" keucht sie.

Sibylla geht zu ihr hin und legt begütigend beide Hände über Gerdas zuckende Finger. „Es tut mir leid, Kind, daß ich Ihnen das nicht ersparen konnte... ich weiß, wie tief Sie das treffen muß."

Plötzlich lacht Gerda laut auf. Aber es ist ein krampfhaftes, hysterisches Lachen, das Sibylla einen eiskalten Schauder über den Rücken jagt. Sie hat das Empfinden, daß dieses Mädchen seiner Sinne nicht mehr ganz mächtig ist.

Mit sanfter Gewalt führt Sibylla das junge Mädchen wieder zum Sessel und drückt es darauf nieder. „Ich bin schließlich eine Frau... und ich kann Sie deshalb verstehen! Glauben Sie, ich könnte nicht nachempfinden, was das für Sie heißt... wenn der geliebte Mann seine Gefühle einer anderen zuwendet?"

Wieder lacht Gerda kurz auf: „Sagen Sie, bitte, Fräulein Zander... glauben Sie denn wirklich, daß...?"

„Was...? Was meinen Sie?" Sibylla schaut ihr verdutzt ins Gesicht.

„Daß Herr van Booven Sie liebt?"

Sibyllas Gesicht verschließt sich im Nu. „Ich habe keinen Grund, daran zu zweifeln! Und Sie haben kein Recht, so zu reden!"

Die junge Frau hat sehr sanft gesprochen, und doch klingt eine gefährliche Schärfe aus ihren Worten. Mit feinem Instinkt spürt Gerda, daß sie diese Frau an ihrer empfindlichsten Stelle getroffen hat. Sie ruht eine kleine Weile in dem Gefühl des Triumphes aus, bevor sie zu einem neuen Schlag ausholt: „Wenn Sie die Wahrheit hören wollen, so kann ich..."

Sie stockt jäh. Auf Sibyllas Gesicht ist bei diesen Worten der Ausdruck einer hemmungslosen Furcht erschienen.

„Die Wahrheit...?" flüstert sie heiser. „Was soll das für eine Wahrheit sein...?" Sie starrt das junge Mädchen mit angstvoll aufgerissenen Augen an. Ihre Stimme wird zum Flehen: „Wenn Sie etwas wissen, so sagen Sie es mir... Aber bitte, quälen Sie mich nicht mit Andeutungen...!" Ein trockenes Schluchzen schüttelt die schmale Gestalt. Sie läßt den Kopf in die zuckenden Hände sinken. Und wieder erscheint zwischen Seidentüchlein und Kleid die kleine Narbe.

Gerda hüllt sich in eigensinniges Schweigen. Sie hat diese Frau bis dicht an die Schwelle der furchtbarsten Wahrheit geführt.

Mit ein paar Worten könnte sie diese Frau jetzt hinausstoßen in eisige, einsame Weiten.
In diesem Augenblick hebt Sibylla den Kopf. Ihr Antlitz ist wie ein Feld, das der Herbstwind leergefegt hat. Mühsam holt sie die Worte zusammen: „Sehen Sie, Fräulein Peters ... wir beide sind Frauen ... und wir sind beide unglücklich ... Sie schon seit Wochen ... und ich seit ein paar Minuten ... seitdem ich weiß, was mit Ihnen passiert ist ... Glauben Sie mir: wenn ich wüßte, daß Ihnen und mir damit geholfen ist – ich würde noch in dieser Stunde alles aus meinem Herzen reißen ... Ich will nicht, daß andere unglücklich werden, damit ich selber glücklich sein kann ... ich könnte mich dann nicht an meinem Glück freuen. Lassen Sie uns ganz offen miteinander reden! Nur so können wir einander helfen!"
Sie hält erschöpft inne. Ihr Blick ist eine stumme, flehentliche Bitte. Leise tasten sich ihre Hände nun zu Gerda hinüber.
Unter dieser verzweifelten Berührung löst sich der Krampf in Gerda. Diese Frau ist ja gar nicht das stolze Wesen, das ihr mit selbstgefälligem Triumph den Mann abspenstig machen will! Auch sie ist nichts weiter als eine Frau, die ihr Herz vorbehaltlos fortgegeben hat und die sich nun in der qualvollen Furcht vor der großen Enttäuschung windet. Steht ihr nicht bevor, was sie, Gerda, schon hinter sich hat?
Unvermittelt bricht Gerda in Tränen aus. „O mein Gott, hilf mir doch ... so hilf mir doch!" schluchzt sie mit tränenerstickter Stimme vor sich hin.
Sibylla hat sich wieder gefangen. Sie, die selber des Trostes bedürftig ist, muß nun eine andere trösten. Mit einer mütterlichen Geste zieht die junge Frau das weinende Mädchen zu sich heran und streicht ihm über die blonden Haarsträhnen. „Kommen Sie, Kind, heulen Sie sich aus ... und dann erzählen Sie mir, wie das alles gekommen ist ... Es wird Ihnen guttun, wenn Sie einmal Ihr Herz ausschütten können."
Allmählich legt sich das Schluchzen. Und Gerda berichtet von der ersten Begegnung mit Peter, von seinem drängenden Werben und ihrer Unerfahrenheit. „Wir haben uns doch geliebt, Fräulein Zander! Ja, Pitt hat mich auch liebgehabt! Ich hab' es gefühlt. Und er hat es mir doch auch immer wieder gesagt!"
Sibylla schaut sie mit ihren kühlen grauen Augen an und strei-

chelt ihr begütigend die nervös flatternden Hände. Sie trägt nun wieder eine unbewegte Miene zur Schau, und niemand könnte darin lesen, welcher Sturm widerstreitender Gefühle hinter dieser Maske tobt.
Dieses Mädchen hat er geliebt! Er hat es in den Armen gehalten und geküßt! Ein Gefühl der Eifersucht lodert in ihr auf. Aber sie erstickt es gleich gewaltsam.
„Haben Sie und Peter denn niemals daran gedacht, zu heiraten?" fragt Sibylla behutsam, als das Mädchen wieder einmal stockt.
„Ich hab' es Pitt vorgeschlagen! Aber er wollte nicht! Er hätte nichts ... und ich hätte auch nichts, hat er gesagt. Und wir würden deshalb beide unglücklich werden."
Gerda denkt sich nichts bei diesen Worten. Aber sie senken ihre scharfen Widerhaken in das Herz Sibyllas. Hat er sich von der Geliebten wirklich nur getrennt, weil sie ihm zu arm war? Oder war es nur eine Ausflucht, um dem drängenden Fordern des Mädchens zu entgehen?
Immer häufiger stockt Gerda, als sie über die Begegnung auf dem Drachenfels berichten will. Sie fühlt, daß sie unaufhaltsam auf jenen Punkt zutreibt, der Sibylla die ganze Wahrheit enthüllen muß.
„Ja, ich wunderte mich, daß Pitter ... daß Herr van Booven plötzlich vom Tisch weggeholt wurde", schaltet Sibylla sich vorsichtig in einer Gesprächspause ein. „Und als er zurückkam, war er schrecklich nervös ..."
„Ich war sehr aufgeregt, Fräulein Zander ... und ich hab' ihm schwere Vorwürfe gemacht, weil er mit Ihnen zusammen war ... Und dann hat er mir gesagt ..." Gerda zaudert schon wieder und sieht Sibylla hilflos an.
„Nun, was hat er da gesagt?" Sibylla bemerkt, daß das Mädchen ihr ausweichen möchte, daß es im verzweifelten Grübeln Umwege sucht.
So nimmt Sibylla zart den Kopf Gerdas zwischen ihre beiden Hände, hebt ihn zu sich empor und blickt ihr fest in die Augen: „Sie brauchen mir nichts zu verschweigen, Kind! Was hat er Ihnen denn so Schreckliches gesagt? Mir dürfen Sie es schon verraten! Ich möchte Ihnen doch so gern helfen ... aber ich kann es nur, wenn Sie ganz offen zu mir sind."
Gerda meidet den Blick dieser kühlen grauen Augen. Sie starrt

an der Frau vorbei auf das zarte Muster der Tapete. Die Gedanken flattern wie aufgeschreckte Fledermäuse durch ihr Hirn. ‚Nein! Nein! Ich darf es nicht sagen! Ich darf es einfach nicht!'
„Hat er von mir gesprochen?" Ein leiser Unterton von Angst schwingt in diesen Worten Sibyllas mit.
„Ja . . ." Gerdas Stimme ist kaum zu verstehen.
„Und was sagte er?"
„Daß . . . er Sie liebt . . . ja, das hat er gesagt!" ‚Gott wird mir diese barmherzige Lüge verzeihen', denkt Gerda.
Dann aber springt sie auf: „Lassen Sie mich jetzt fort, Fräulein Zander. Ich bitte Sie, lassen Sie mich gehn . . . Und bitte, verzeihen Sie mir."
Sibylla ist betroffen von diesem neuen Gefühlsausbruch Gerdas. „Aber Kind . . . ich hab' Ihnen doch nichts zu verzeihen . . . Weshalb wollen Sie denn fort? Ich denke doch, wir haben einander noch vieles zu sagen!"
„Was gibt es da noch vieles zu sagen, Fräulein Zander . . . Herr van Booven hat sich entschieden . . . für Sie entschieden . . ."
„Sie machten vorhin so seltsame Andeutungen über die Wahrheit, die Sie wüßten, Fräulein Peters. Wie sagten Sie doch noch? ‚Glauben Sie denn dran, daß Herr van Booven Sie liebt?' So ähnlich war es doch, nicht wahr?"
Gerda überwindet sich und sagt gequält: „Ja, das hab' ich gesagt . . . Aber es steckt nichts dahinter . . . wirklich gar nichts! Ich wollte Ihnen damit nicht weh tun, Fräulein Zander."
Der furchtbare Alp der Andeutungen weicht mit einem Schlage von Sibylla.
Sie streckt Gerda impulsiv die schmale Hand hin: „Ich bin Ihnen dankbar für dieses Geständnis, Fräulein Peters! Nein, ich bin Ihnen nicht böse. Ich kann Sie gut begreifen! Aber was fangen wir nun mit uns beiden an?"
„Sie brauchen sich nicht länger um mich zu kümmern, Fräulein Zander! Ich muß meinen Weg jetzt ganz allein gehen . . . und ich weiß, was das für ein Weg ist."
Sibylla empfindet die tiefe Resignation in diesen Worten und ahnt die Gefahr, in der dieses Mädchen schwebt.
„Ich werde mit Herrn van Booven über alles reden!" sagt Sibylla in raschem Entschluß. „Versprechen Sie mir, bis dahin keine Dummheiten zu machen?"

„Was wäre damit gewonnen, wenn Sie mit Pitt darüber sprechen würden, Fräulein Zander? Er liebt mich nicht mehr. Er liebt Sie und . . ."
Energisch antwortet Sibylla: „Sie müssen verstehen, Kind, daß ich klarsehen muß – schon um meinetwillen. Ich werde mit Herrn van Booven sprechen!"
„Und was werden Sie dann tun?"
Sibyllas Miene ist unbewegt: „Ich muß das von meinem Gespräch mit ihm abhängig machen! Und darf ich Sie nun fragen, was Sie tun werden?"
Gerda hebt die Schultern und läßt sie wieder sinken.
„Es ist wohl das beste, Sie kehren in das Haus von Herrn Dr. Linz zurück, Charles wird Sie hinfahren. Lassen Sie sich ein bißchen vom Doktor und seinem Traudchen verwöhnen, bevor Sie mit frischem Mut ins Geschäft zurückgehen."
Gerda schüttelt den Kopf: „Herr Kersten will mich nicht mehr haben . . . weil die Leute reden könnten . . ."
Sibylla überlegt nicht lange. „Das ist nicht so gefährlich. Sie brauchen sowieso ein bißchen Erholung. Im Arzthause werden Sie Ruhe finden und zu sich selber kommen. Ich werd' nachher gleich mit Herrn Doktor Linz sprechen. Und wenn Sie erst wieder ganz auf den Beinen sind – aber darüber reden wir später!"
Mit einemmal fällt Gerda der jungen Frau um den Hals und läßt ihren Tränen freien Lauf.
„Sie sind so gut zu mir, Fräulein Zander . . . und ich bin so schlecht gewesen. Wie soll ich Ihnen bloß danken!"
„Wir wollen voreinander nicht von Dankbarkeit reden, Kind!" entgegnet Sibylla schlicht. Dann klingelt sie nach Charles.
Gleich darauf verläßt er mit dem Mädchen das Haus durch eine Nebentür. Gerda muß sich auf seinen Arm stützen. Eine tiefe Erschöpfung lähmt ihre Glieder. Aber sie hat das Gefühl, nicht mehr allein auf der Welt zu sein.
Langsam geht unterdessen Sibylla in ihr Schlafzimmer und greift zum Hörer des Telefons auf ihrem Nachttisch.
Doktor Linz meldet sich sofort.
Ihr ist, als atme der Arzt auf, als er ihre Stimme vernimmt. „Gott sei Dank, Billa!"
„Fräulein Peters kommt wieder zu Ihnen, Doktor!"

„Sie war bei Ihnen?"
„Sie hat mir alles erzählt . . ."
„Alles, Billa?"
„Wir haben ganz offen miteinander gesprochen. Gerda Peters hat mir nichts verheimlicht. Das war auch gar nicht mehr nötig."
Der Arzt räuspert sich.
„Sagten Sie etwas, Doktor?"
„Nein! Nein!" sagt der Arzt hastig.
„Ich hab' eine große Bitte, Doktor Linz. Nehmen Sie sich der kleinen Gerda an, so gut Sie können."
„Hab' ich das nicht schon getan, Billa?"
„Ich bin Ihnen dankbar dafür. Ich will mich auch in Zukunft um das Mädel kümmern."
„Sie sprechen nur von Gerda Peters, Billa. Und Sie selber? Was wird mit Ihnen?"
Das ist die Frage, vor der sich Billa gefürchtet hat. Härter als beabsichtigt, antwortet sie: „Ich werde sehen . . ."
„Hat Ihnen denn dieser Fall immer noch nicht die Augen geöffnet, Billa? Was muß denn eigentlich noch geschehen, bis Sie . . ."
„Das können Sie nicht begreifen, Doktor . . . Ich danke Ihnen! Auf Wiedersehn!"
‚Klick!' Sibylla hat den Hörer mit einer brüsken Bewegung auf die Gabel gelegt. Sie ist am Ende mit ihrer Nervenkraft. Sie kann diese wohlmeinende, aber bohrende Bevormundung nicht mehr ertragen.
Sibylla streicht sich über die Stirn, als könne sie den Alpdruck der letzten halben Stunde durch diese Geste verbannen. Ist das alles ein böser Traum gewesen? Hat ein Spuk sie genarrt?
Die junge Frau beginnt ruhelos im Zimmer umherzuwandern. Bisweilen bleibt sie an der weit offenen Balkontür stehen und blickt auf den schimmernden Strom hinaus. Die Fensterscheibe wirft das Spiel ihrer Hände zurück; sie bemerkt, wie sie mit den Fingerspitzen der rechten Hand ohne Unterlaß über die Innenfläche der linken streicht.
Unten auf der Terrasse pfeift Peter munter vor sich hin. Da ist es mit ihrer Fassung vorbei. Die sonnenüberglänzte Sommerlandschaft verschwindet hinter Tränenschleiern. Große salzige

Tropfen fallen auf ihre Hände. Sie preßt die Arme gegen die zarte Brust, als könne sie so das unendliche Weh zurückdrängen. Vergebens! Der Gedanke, daß Peter ihr Vertrauen mißbraucht, daß sie ihr Herz einem Unwürdigen geschenkt hat, ist zum bohrenden Schmerz geworden. Eine große Trostlosigkeit überwältigt sie. Die Knie versagen ihr den Dienst. Sie wirft sich über die Couch und verbirgt ihren Kopf in den Armen. Haltloses Schluchzen erschüttert den schmächtigen Körper.
Vorbei! Vorbei! Das Wörtchen ist wie das dumpfe Pochen eines Knöchels. Einen Augenblick glaubt sie, sich in rigorosem Entschluß mit diesem schicksalhaften kleinen Wörtchen abfinden zu können. Aber gleich schiebt sich das Bild Peters vor diesen Entschluß, sein fröhliches, jungenhaftes Gesicht, die hellen Augen, die blitzenden Zähne ...
‚O Gott, laß es nicht wahr sein! Laß es nicht wahr sein!' Wie eine fixe Idee ergreift der Gedanke von ihr Besitz, daß alles, was Gerda Peters gesagt hat, unwahr sein könnte. Mit der fiebrigen Hast ihres verzweifelten Herzens greift sie nach diesem Strohhalm. Wenn Peter doch diese wenigen Worte sprechen könnte: ‚Es ist nicht wahr, Billa!'
Sie reißt sich von der Couch empor, geht mit taumeligen Schritten zum Spiegel und tupft sich mit einem Tuch über die tränenfeuchten Wangen. Eine kalkige Larve starrt ihr aus dem Glas entgegen. Aber in ihrem Herzen glimmt ein Hoffnungsfünkchen ...
Als sie gleich darauf auf die Terrasse tritt, sieht ihr Peter strahlend entgegen: „Na endlich, Billa!" In leisem Erschrecken fügt er gleich hinzu: „Aber was ist denn los? Du bist ja so blaß!" Er springt von seinem Gartenstuhl auf und führt sie in zärtlicher Besorgnis zu ihrem Platz.
„Laß nur, Pitter!" Peter fühlt deutlich die abwehrende Geste, mit der sie sich seinem Arm entziehen möchte.
„Hast du Ärger gehabt, Billa?"
Sibylla gibt sich einen Ruck: „Ich hatte Besuch."
Peter weiß plötzlich, daß dieser Besuch für ihn zu einer Bedrohung geworden ist. Und er glaubt auch schon zu wissen, wer da war:
„Etwa dieser Doktor Linz?"
Sein Gesicht hat einen ängstlichen Ausdruck angenommen.

Sibylla schweigt. Es ist ein schweres, bedrückendes Schweigen. Dann gleitet ihr Blick an ihm vorbei und verliert sich ins Leere. Um ihre Lippen liegt ein Zug, den er bis dahin nie an ihr gesehen. Ist es Enttäuschung oder Bitterkeit? Oder ist es schon der endgültige Verzicht?
Dieses Schweigen ist für Peter van Booven schlimmer als eine Flut bitterer Anklagen. Gegen sie könnte er sich wehren, verteidigen. Diesem Schweigen aber ist er hilflos preisgegeben. Da beugt er sich vor und greift nach ihren Händen.
„Billa – so sprich doch!" Seine Stimme klingt herzlich und besorgt. Aber die kühlen Hände entziehen sich ihm sanft.
„Gerda Peters war hier!" sagt Sibylla dann endlich mit tonloser Stimme.
Peter van Booven ist aschfahl geworden.
Er hat immer mit diesem Augenblick rechnen müssen. Aber er hat sich nie viele Gedanken darüber gemacht, wie er ihm begegnen könnte. Er hat eine einfache Philosophie: die Dinge an sich herankommen zu lassen und dann zu handeln! Er darf sich dabei auf seinen gesunden Instinkt und ein gutes schauspielerisches Talent verlassen.
Diesmal fühlt er sich jedoch überrumpelt. Nach dem gestrigen Abend im Arzthause hat er nicht mehr daran geglaubt, daß Doktor Linz oder Gerda Peters etwas gegen ihn unternehmen würden. Er hat wirklich in dem Wahn gelebt, daß seine Widersacher schweigen würden. Weil sie um Sibyllas willen schweigen mußten.
‚Wenn ich nur wüßte, was Gerda alles preisgegeben hat!' Es kommt ihm vor, als sollte er eine Mauer überklettern, ohne zu wissen, wie hoch sie ist. So tut er das Beste, was er in einer solchen Lage tun kann: er wartet ab und schweigt. Er kneift die Lippen zusammen und blickt nachdenklich und verbissen in den Park hinaus.
Auch Sibylla ist verstummt. Ihre Augen suchen angstvoll und unruhig im Gesicht des Verlobten. Sie suchen Antwort auf die schweren Fragen, die unausgesprochen zwischen ihnen stehen.
Als Sibylla die Treppe herunterstieg und auf die Terrasse heraustrat, als sie das Gespräch begann, da nährte sie noch ein winziges Hoffnungsflämmchen in sich: vielleicht ist all das gar nicht wahr, was das Mädchen eben erzählt hat. Vielleicht ist es

nichts als das hysterische Getue einer hoffnungslos Verliebten. Sibylla hat einmal gehört, daß solche Wesen zu allem fähig sein sollen. Vielleicht kann Peter mit einigen raschen sicheren Worten alles entkräften.
Doch vor der bedrückten Schweigsamkeit des jungen Mannes erlischt dieses Hoffnungsflämmchen rasch. Gerda Peters hat also die Wahrheit gesprochen!
Unter dem eisigen Hauch dieser Erkenntnis erstarrt ihr ganzes Wesen. Obwohl heller Sonnenschein auf der Terrasse liegt, fröstelt die junge Frau. Sie kriecht ganz in sich zusammen. Nervös streichen die Fingerspitzen der rechten Hand ohne Unterlaß über die Handfläche der linken . . .
Peter starrt gebannt auf diese monotone, scheinbar bedeutungslose Bewegung. Sie verwirrt und bedrückt ihn mehr, als er sich selber eingestehen will. Sie mahnt ihn an Wünsche und Gedanken, an die er nicht gern erinnert wird.
So vergeht Minute um Minute, zäh, zergrübelt und schweigsam. Kein Blatt rührt sich ringsum im Park. Nur selten dringt ein Laut durch das dichte Blätterwerk, das Surren eines Autos auf der Rheinallee, das Tacken eines Motorbootes auf dem Strom oder das Gelächter einer fröhlichen Kinderschar in einem Nachbargarten. Bisweilen ist das knisternde Ticken der Uhr an Sibyllas Arm vernehmbar.
Allmählich findet Peter seine Überlegenheit zurück. Er hat wieder einmal kostbare Minuten gewonnen, in denen er sich über seine Lage und den besten Ausweg klarwerden konnte. Jetzt glaubt er ihn zu kennen.
Sibylla bricht schließlich dieses lastende Schweigen: „So sag doch etwas, Pitter . . . sag doch, daß das alles nicht stimmt . . . daß es eine Lüge ist . . . oder ein schrecklicher Traum . . .“
Peter van Booven lauscht auf jede kleinste Regung ihrer Stimme, ‚– das alles –‘ hat Sibylla gesagt. Was ist das ‚alles‘, was sie weiß? Also Vorsicht! Eine Antwort wählen, die im Grunde nichts verdirbt, sie aber zu einer präziseren Frage zwingt: „Soll ich zu den Anschuldigungen eines völlig aus dem Konzept geratenen Mädchens Stellung nehmen, ohne sie zu kennen?“
„Nun gut: Ist – das Kind – wirklich – von dir?“
Peter überlegt nicht lange. „Ja!“ sagt er, als sei es das Selbstverständlichste von der Welt. „Ja, Billa!“ Sibylla hat also offenbar

nur einen Teil der Wahrheit erfahren, den weniger gefährlichen Teil. Damit läßt sich fertig werden. Eine Zentnerlast fällt von ihm ab.
Die Frau sitzt unter diesem klaren Geständnis wie vernichtet. Aber bevor das dumpf brütende Schweigen zwischen beiden wieder einsetzen kann, nimmt Peter das Gespräch in seine Hände: „Gerda und ich waren ein paar Wochen miteinander befreundet, Billa. Ist denn das so schlimm?" Seine Stimme verrät nicht mehr die Spur einer Erregung.
„Und weshalb muß ich das unter so demütigenden Umständen von der anderen erfahren?"
„Wann hätte ich dir das bisher wohl sagen können, Billa? Seitdem wir wissen, wie wir miteinander stehen, ist noch nicht die richtige Stunde für so etwas gewesen. Oder hättest du dann etwa ‚Nein' gesagt?"
Die junge Frau zuckt ratlos die schmalen Schultern. „Ich weiß nicht, Pitter! Ich weiß nicht, ob ich es nicht hätte tun müssen."
Sibylla blickt stumm zu Boden. Ihre Hände zerknüllen einen Zipfel der Tischdecke.
„Glaubst du denn, du hättest ihr damit geholfen, Billa? Ihr oder dir oder mir?"
Sibylla versinkt wieder in fiebriges Grübeln. Hat Peter nicht im Grunde recht? Wem hätte sie damit geholfen? Sie selber hätte auf ihr Glück verzichten müssen – das wäre alles gewesen. Denn der Gedanke, daß Peter dieses Mädchen heiraten würde, erscheint ihr plötzlich in der Tat absurd. Aber nun?
„Was soll denn jetzt werden, Pitter?"
Peter gibt nicht gleich Antwort. Ihm ist plötzlich ein Gedanke gekommen. Sibylla und Doktor Linz sind doch gut bekannt, ja sogar befreundet miteinander. Wenn er Sibylla nun bitten würde, einmal mit dem Arzt zu reden und ihn um das zu bitten, was Peter schon einmal vergeblich von ihm verlangt hat? Ihr würde der Arzt einen solchen Freundschaftsdienst nicht leicht verweigern können.
Aber dann verwirft er diesen Gedanken wieder. Muß Sibylla als Frau sich nicht empört gegen eine solche Zumutung auflehnen? Außerdem wußten ja schon allzu viele Leute von dieser leidigen Geschichte, als daß sie sich auf diese Weise noch hätte aus der Welt schaffen lassen.

„Was soll denn nun werden, Pitter?“ Es ist wie ein leises Flehen.
Voll Wärme ergreift Peter ihre Hände: „Wollen wir uns denn alles das, was zwischen uns ist, dadurch kaputtmachen lassen, Billa? Kann es denn nicht weiter so sein, wie es gewesen ist?“
„Wenn ich nur glauben könnte ... wieder glauben könnte!“ sagt Sibylla tonlos.
Peter spürt, daß das Selbstgefühl der jungen Frau aufs schwerste erschüttert ist. Statt der stolzen, selbstsicheren Frau sitzt ein armes, von dunklen Ängsten gehetztes Wesen vor ihm.
Er zieht sie dichter zu sich heran. „Sieh doch alles so an, wie es wirklich ist! Als ich mit diesem Mädchen befreundet war, waren wir beide uns doch noch gar nicht wiederbegegnet, Billa ... Wir wußten doch gar nichts voneinander ... Und als wir uns dann kennengelernt hatten, da war dieses kurze Strohfeuer längst erloschen. Du hast ihr gar nichts weggenommen ... mein Gefühl für sie war längst tot ...“
In bitterer Qual schaut die Frau ihm jetzt in die Augen: „Ob es dir eines Tages nicht auch bei mir so gehen wird? Ob du nicht eines Tages auch für mich nichts mehr empfinden wirst? – Ich weiß, du hast ganz andere Frauen gehabt, und du könntest heute ganz andere Frauen haben.“
„Du meinst vielleicht ‚schönere‘ Frauen? Nun ja: wenn äußere Schönheit den Ausschlag gibt, dann wird sich auch die heißeste Liebe zum Schluß als ein kurzes Strohfeuer erweisen. Aber was hat diese oberflächliche Augenliebe denn mit wirklich echter Liebe zu tun, die zwei Menschen nicht nur für Stunden, sondern für ein ganzes Leben aneinanderschmiedet?
Für ein ganzes Leben! Er hat das leicht und schnell und schön dahingesagt. Fern von jener fürchterlichen Ironie, die in diesen Worten liegen könnte. Und dennoch steigt es wieder siedend in ihm auf, treibt es ihm wieder die Röte der Scham ins Gesicht. Er fühlt es und senkt verlegen den Blick.
Sibylla sieht sein Erröten – aber sie ahnt nicht die dunkle Quelle der Schuld, aus der es fließt.
Seine Worte verfehlen ihre Wirkung nicht. Darf sie noch an ihn glauben? Wird es sie nicht in immer neue Zweifel und Ängste führen? „Ich hab’ solche Angst vor allem, was noch kommen kann, Pitter ... was ich vielleicht noch alles hören

muß ... Ich weiß nicht, ob ich die Kraft habe, das alles zu ertragen."

Der junge Mann fühlt, daß er langsam wieder an Boden gewinnt: „Ist es eine Schuld von mir, daß die Frauen es mir immer so leicht gemacht haben? Ja: ich habe niemals wie ein Mönch gelebt ... und ich habe nie ein Hehl daraus gemacht ... Aber ich habe es auch nicht so gehalten wie andere Leute. Die haben nach außen so getan als ob ... und alle Welt hat sie für die tugendhaftesten Bürger auf der Welt gehalten ... Ich könnte dir ein Beispiel aus deiner nächsten Nähe nennen, daß dir die Augen übergehen würden ... Vor solchen Herren zieht man tief den Hut ... auf mich aber glaubt man mit Fingern zeigen zu dürfen ... Ich hab' gelebt, Billa, aber ich hab' offen und ehrlich gelebt ... Und du – hast nicht auch du das gewußt, damals, als du mich fragtest, ob ich nicht all meine Freundinnen zur Verlobung einladen wollte? ... Entsinnst du dich noch, wie ich scherzhaft sagte: Dann müßten wir das ganze Hotel auf dem Petersberg für die Feier mieten? Wo kämen wir hin, wenn ich mich wegen jeder frohen Stunde, die ich mal irgendwo verlebt habe, nachträglich rechtfertigen müßte! Und glaubst du, daß ich selber auch nur einen Augenblick Ruhe finden könnte, wenn ich eifersüchtig in deinem früheren Leben herumsuchen würde, ob ..."

„Du hättest keinen Anlaß dazu!" wirft Sibylla hastig ein.

„Und wenn ich's wirklich hätte – ich würd's nicht tun. Was könntest du dafür, wenn du dich früher schon einmal in einen Mann verliebt hättest?"

Peter weiß bereits, daß er eine zunächst fast hoffnungslose Lage wieder einmal zu seinen Gunsten wenden konnte.

Sibylla hat ihre Stirn in nachdenkliche Falten gelegt. Das freimütige Bekenntnis ihres Verlobten weckt zwiespältige Gefühle in ihr. Die Art, in der er zu seiner Vergangenheit steht, macht ihn ihr nur liebenswerter. Sie will in ihm gern einen Menschen sehen, der das Leben in vollen Zügen trinkt und der es in allen Formen bejaht. Wenn sie es recht bedenkt, so ist gerade dies das Faszinierende an ihm. Seine unbekümmerte, natürliche Art, dieses Dasein anzupacken und mit ihm in allen Situationen fertig zu werden, hatte sie an ihn gefesselt. Ja, sie hatte sogar rasch die Art schätzengelernt, in der er mit Duckmäusern vom Schlage eines Hersbach umsprang.

Aber da bleibt noch ein letzter quälender Zweifel. Seit dem Gespräch mit Gerda sitzt dieser Stachel in ihrem Herzen. Sie kennt sich gut genug, um zu wissen, daß er ihr Herz allmählich zerfleischen wird, wenn sie ihn nicht rechtzeitig entfernt.
Peter van Booven verfolgt gespannt das Widerspiel der Gefühle und Gedanken, das sich auf dem Antlitz Sibyllas abzeichnet. Nach einer Weile beginnt die Stille ihn zu beunruhigen.
„Nun, Billa?" sagt er endlich ermunternd. „Ist es so schwer, zu verstehen und – zu verzeihen?"
Sibylla muß sich Wort für Wort abringen: „Sag mir noch eines, Pitter . . . willst du Gerda wirklich nur nicht heiraten, weil . . . weil du nichts mehr für sie fühlst?"
Peter zieht die Augenbrauen in die Höhe. „Weshalb sollt' ich sie denn wohl sonst nicht heiraten?"
In Sibyllas Blick flackert jetzt eine merkwürdige Unruhe. Sie vermeidet es, Peters Augen zu begegnen. Sie möchte am liebsten auf etwas anderes zu sprechen kommen. Aber es hilft nichts: der furchtbare Widerhaken, der seit dem Gespräch mit Gerda in ihrem Herzen steckt, muß heraus. Sie kommt sich in diesem Augenblick vor wie ein Arzt, der eine Operation am eigenen Körper vornimmt.
„Hast du nicht zu Gerda Peters gesagt, du könntest sie nicht heiraten, weil . . . weil ihr beide . . . ja, weil ihr zu arm wäret?"
Voll ängstlicher Spannung hängt sie an Peters Gesicht.
Seine Miene verdüstert sich im Nu. Er hat den Sinn dieser Frage wohl begriffen. Sibylla spricht von Gerda und meint im Grunde sich selber. Sie spricht von Gerdas Armut und meint ihren eigenen Reichtum. Er weiß, daß diese Frage eigentlich lauten soll: „Heiratest du mich, weil ich reich bin?"
Aus dieser Lage kann ihn nur noch eine gut gespielte Entrüstung retten.
Mit einer heftigen Bewegung erhebt er sich und tritt vor ihren Stuhl. „Was soll diese Frage, Billa? Soll ich dir jetzt Rechenschaft ablegen über jedes Wort, das ich vielleicht einmal gesprochen habe?"
Sibylla schaut bittend zu ihm auf. Fast unhörbar kommen ihre Worte: „Du kannst vielleicht nicht verstehen, weshalb mir so viel daran liegt, daran liegen muß, ob . . ."

Sie bricht jäh ab und senkt die Augen unter seinem Blick.
„Nein, Billa, das kann ich wirklich nicht! Oder . . .“ Er macht eine kleine Kunstpause. „Oder liegt darin eine geheime Gedankenverbindung? Eben, daß ich Gerda nicht heirate, weil sie arm ist . . . dich aber heiraten möchte, weil . . .“ Er beißt sich auf die Lippen. „Scheußlich!“
Die junge Frau hat sich zusammengeduckt, als erwarte sie einen Schlag. Da beugt Peter sich zu ihr nieder, packt ihren Kopf mit beiden Händen und wendet ihn zu sich empor.
„Ist es das, Billa? Sag mir ehrlich, ist es das?“
Sibylla hält die Lider geschlossen. Zwei Tränen stehlen sich darunter hervor. Ihre Lippen bewegen sich in stummer Verzweiflung.
„Das ist es also!“ Peter läßt mit einer hilflosen Bewegung die Arme fallen. Langsam geht sein Blick von den braunen Haaren der Frau hinweg über die farbensprühende Blumenumrandung der Terrasse, über den gepflegten Rasenteppich und die mächtigen Bäume des Parks, über den glitzernden Strom und die bläuliche Hügellinie des jenseitigen Ufers.
„Wenn es so ist, dann ist es besser, ich gehe noch in dieser Stunde!“ Jäh streckt er ihr die Hand hin. „Laß uns einander Lebewohl sagen und ohne Groll auseinandergehen. Mit einem solchen Mißtrauen kann man sich nicht für ein ganzes Leben aneinanderketten . . .“ Er nimmt ihre Hand, stammelt mit versagender Stimme noch „Lebe wohl!“ und geht mit kurzen festen Schritten zur Treppe, die in den Park hinabführt.
In Bruchteilen von Sekunden hat Sibylla jetzt eine furchtbare Vision: Sie sieht den Mann hineintauchen in die Dämmerung zwischen den Büschen. Und sie sieht sich selber allein auf der Terrasse zurückbleiben, mit flehend ausgestreckten Armen. Sie weiß, daß es danach keine Wiederkehr gibt. Von allen Seiten dringt die eisige Luft der Einsamkeit auf sie ein. Sie hört ihre Stimme leer und hohl in dem großen Hause widerhallen. Und sieht sich grau und alternd in einer Ecke am Kamin hocken und auf etwas warten, das nie wiederkommen wird.
„Pitter!“ schreit sie. „Pitter! Komm!“
Der junge Mann hat einen winzigen Augenblick zögernd an der Treppe zum Garten verharrt. Bevor er sich umwenden kann, hängt die junge Frau an seinem Hals und schluchzt hemmungs-

los: „Bitte, Pitter, lieber Pitter, so begreif mich doch ... Ich will doch glauben ... ich will glauben, daß du mich liebhast ... nur als Frau liebhast ... ich muß dir doch glauben ... denn ich kann ohne dich gar nicht mehr sein ... ich könnt' es hier ohne dich gar nicht mehr aushalten ... Komm doch! Bleib bei mir ... Immer! Immer!"

Sie klammert sich leidenschaftlich an ihn, wühlt ihren Kopf gegen seine Brust.

Peter van Booven hat seinen letzten Trumpf nicht verspielt. Er wußte, daß in dieser Sekunde die Entscheidung fallen mußte. Aber er wollte keine halbe Entscheidung. Er würde ihr einen Vorschlag machen, der sie zwingen muß, sich ganz zu ihm zu stellen, weil es dieser Frau unmöglich wäre, eine Halbheit zu akzeptieren.

„Also gut, Sibylla – ich schlage vor, daß wir nicht heiraten. Ich werde mir meine eigene Existenz aufbauen und – wir wollen Freunde werden!"

„Nein, so will ich das nicht, Pitter!" schluchzt die junge Frau an seiner Brust. „Ich muß dich ganz bei mir haben ... Ich kann mein Vertrauen doch nicht teilen ... Du sollst mir doch all meine Sorgen abnehmen ... und ich will dir ganz und gar vertrauen ... Versuch es noch einmal mit mir ... ich versprech dir auch, daß ich nie mehr, nie mehr ... wenn du nur bei mir bleibst."

Peter neigt sich hinab und drückt wortlos einen Kuß auf ihre Stirn.

Die Liebe dieser Frau ist größer und reiner, als er je zu glauben gewagt. Es ist eine Liebe, die beschämt, weil sie immer wieder aus der Fülle eines reichen Herzens schenkt und niemals fordert. Eine solche Liebe zu enttäuschen – wird das Schicksal diesen Frevel nicht eines Tages bitter rächen? In einer jäh aufflammenden Angst vor dem Kommenden preßt er den schmächtigen Körper der jungen Frau an sich.

„Es wird ja alles gut werden!" sagt er heiser. Und er möchte es selber gern glauben. Er wünscht es fast!

Aber er ahnt dunkel, daß er dem Schicksal nicht mehr in die Speichen fallen kann.

Eine knappe Stunde später ist Peter auf dem Weg nach Hause. Ganz gegen seine Gewohnheit wählt er diesmal nicht den Weg über die beliebte Rheinallee, sondern macht einen kleinen Umweg durch eine stillere Straße längs der Eisenbahn. Und statt des Peter van Booven, der sich im Hochgefühl seiner Unwiderstehlichkeit sieghaft nach allen Seiten umschaut, schreitet ein nachdenklicher junger Mann durch die Straßen. Einige Male sieht er sich um, als müsse er sich vergewissern, daß ihm niemand folgt. Aber immer muß er feststellen, daß das dumpfe Unbehagen, daß er im Nacken spürt, unbegründet ist. Keiner der wenigen Passanten beachtet ihn.

Er hätte froh und heiter sein können. Das Glück war ihm auch diesmal wieder treu geblieben. In einer Lage, wie er sie so kritisch und entscheidend bisher noch nicht zu meistern gehabt hatte. Nach dieser Probe seiner Geschicklichkeit durfte er größeres Vertrauen denn je zu sich haben und ohne Sorgen in die Zukuft schauen. Ist er nicht zu allem Überfluß belehrt worden, daß er auf Sibyllas Liebe bauen darf? Nach diesem Zwischenfall muß es schon ganz dick kommen, bevor sie sich von ihm lossagen würde.

Im ganzen gesehen, sind es also äußerst erfolgreiche Stunden gewesen: sie haben ihm die feste Verbindung mit Sibylla gebracht. Sie hat ihm einen ersten Einblick in die wirtschaftlichen Möglichkeiten der Zander-Werke gegeben. Er hat den Fall Gerda Peters zu einem guten Abschluß bringen können. Und was nun noch kommen mag, wird er leicht auf sich zu nehmen wissen.

Gewiß muß er später für das Kind bezahlen – aber was bedeutet das schon für den Chef einer gutgehenden Fabrik! Doktor Linz ist ein für allemal zum Schweigen verurteilt. Und mit den Lästerzungen des Städtchens würde er rasch fertig werden. Frau Nirrnheim ist ein Beispiel dafür.

Er hat also allen Anlaß, fröhlich vor sich hin zu pfeifen, wie er es immer in solchen Stunden zu tun pflegt. Aber er tut es diesmal nicht. Er kann es einfach nicht. Irgend etwas verstört ihn. Wenn er sich nur darüber klarwerden könnte, was es ist! ‚Die Nerven!' beruhigt er sich schließlich. ‚Meine Nerven sind ein bißchen mitgenommen. Kein Wunder – nach den Aufregungen der letzten drei Tage!' Er muß einmal richtig ausschlafen. Dann wird er

auch wieder der alte Peter van Booven sein; jung, strahlend, unternehmungslustig und durch nichts zu erschüttern.
Allmählich findet er seine gute Laune zurück. Und als ihm dann die kleine Burziak, die Tochter des hageren Professors aus Breslau, über den Weg läuft, ist er sofort zu einem kleinen Flirt aufgelegt. Doch das junge Ding schlägt verschüchtert die Augen nieder, stottert ein paar zusammenhanglose Worte und rennt plötzlich davon.
Als er in die Rhöndorfer Straße einbiegt, sieht er von weitem Frau Pratsch. Sie steht an der Gartenpforte und späht aufgeregt die Straße hinunter. Kaum hat sie Peter erblickt, da kommt sie ihm entgegengeeilt. Sie gestikuliert heftig mit den Armen.
Peter hat ein unangenehmes Gefühl in der Magengrube. ‚Was mag nun wieder passiert sein?' Er rechnet mit neuen Verwicklungen. Und jetzt glaubt er auch zu wissen, weshalb er bisher so unruhig gewesen ist. Es war nichts weiter als die Vorahnung dessen, was ihm Frau Pratsch an Hiobsbotschaften zu bringen hat.
Schließlich steht sie atemlos vor ihm. „Was ist denn bloß schon wieder los?" fragt Peter resigniert.
Aber die alte Dame wischt linkisch die weißgrauen Haare, die ihr vors Gesicht gefallen sind, beiseite und kann kein Wort hervorbringen. Dabei leuchten ihre alten Augen, und die hellen Tränen laufen ihr über die Wangen.
„Nun beruhigen Sie sich erst mal, Mutter Pratsch! Wird schon nicht so schlimm sein . . ."
„Pitter, Jung . . . er kommt . . . morgen ist er hier . . ."
„Wer denn?" fragt Peter dumm und schlägt sich gleich vor den Kopf. Natürlich, der Herbert kommt; daß er den vergessen konnte!
„Der Herbert!" bestätigt Frau Pratsch ein wenig beleidigt. Aber ihr Gekränktsein hält nicht lange an. Während sie den jungen Mann mit sich zieht, haspelt sie ihre ganze Freude heraus: „Er ist schon in Frankfurt . . . und hat telegrafiert . . . und morgen kommt er . . . und wir sollen ihn drüben in Mehlem von der Bahn abholen . . . du und ich . . . Was meinst du, Pitter, ob er mich gleich wiedererkennt? . . . Ich zieh' das Schwarze an, weißt du, das von deiner Verlobung gestern abend . . . ich muß es bloß noch aufbügeln . . . und dann stell' ich mich hinter die

Sperre ... und wenn er dann 'rausgekommen ist und sich umgeguckt hat und denkt, da ist niemand, der ihn abholt, dann komm ich plötzlich 'raus ... Mein Gott, Pitter, nu weiß ich ja gar nicht, wann die Züge eigentlich ankommen ... Da muß ich doch gleich mal ... oder hast du vielleicht einen Fahrplan oben?"
Sie packt hastig Peters Arm: „Aber du sagst ja gar nichts, Pitter! Freust du dich denn nicht?"
„Natürlich, Mutter Pratsch! Und wie ich mich freue!" Es klingt nicht ganz überzeugend.
„Brauchst doch keine Angst zu haben, daß du auf die Straße mußt, Pitter ... Du bleibst doch bei uns wohnen, so lang', bis du 'rüberziehst zu deiner Braut. Herbert ist bestimmt damit einverstanden ..."
Sie sind im Hause angelangt.
„Ich hol' eben das Kursbuch 'runter." Entschlossen entzieht sich Peter den immer erneuten Freudenausbrüchen von Frau Pratsch und steigt die Treppe hinauf.
‚Zu allem Überfluß auch das noch! Soll es denn gar kein Ende nehmen?'
Mit einem scheuen Blick streift er die Kommode in seinem Zimmer. Jetzt muß er zusehen, daß er auch diese Sache rasch ins reine bekommt. Bevor Herbert etwas merkt. Und das könnte schon morgen abend sein.

Als Sibylla aus dem schweren Schlummer der Erschöpfung erwacht, steht die Sonne schon tief hinter den Parkbäumen. Abendkühle weht vom Strom herüber.
Erschrocken blickt sich die junge Frau um. Die Terrasse ist leer, und auch im Park unten zeigt sich keine Menschenseele. Ist er nun doch von ihr gegangen, obwohl er versprochen hat, bei ihr zu bleiben? Da fällt ihr Blick auf ein Stück Papier, eine Seite aus seinem Notizbuch. „Gute Nacht, Liebste!" Träum ein bißchen von Deinem Pitter!" steht in Peters schrägen markanten Schriftzügen darauf. Da weiß Sibylla, daß wirklich alles gut ist. Verträumt lächelt sie vor sich hin.
Aber rasch stellt sich ein leises Schuldgefühl bei ihr ein. Hat sie nicht unrecht gehandelt an dem jungen Mädchen, das heute hilfesuchend zu ihr ins Haus gekommen ist? Nein, Gerda hat doch

wohl recht gehabt! Peter van Booven hat sich für sie, Sibylla, entschieden. Daran ist nichts mehr zu ändern. Sie kann und wird dem Mädchen auf andere Weise helfen als mit einem sinnlosen und zwecklosen Verzicht.
Wenn sie an Doktor Linz denkt, quält sie ein wenig das Gewissen. Sie hat ihn vorhin am Telefon ziemlich abfahren lassen. Dabei weiß sie, daß er es gut mit ihr meint und daß ihm allein die Sorge um sie seine unbeholfenen Warnungen diktiert. Es ist nicht Sibyllas Art, solche Sachen lange stehenzulassen.
Eine Viertelstunde später klingelt sie an der Tür des Arzthauses. Doktor Linz öffnet selber. Betroffenheit und Freude malen sich gleichzeitig auf seinem Gesicht: „Billa, Sie? Welche Überraschung! Kommen Sie herein!"
Betäubend legt sich sofort die Luft des Arzthauses auf ihre Lungen. ‚Keine zwei Tage hätte ich es unter diesem Dach ausgehalten!' denkt Sibylla. „Ich wollt' mich nur rasch nach meinem Schützling erkundigen, Doktor!"
„Sie schläft. Tief und fest. Gleich, nachdem Charles die kleine Peters gebracht hatte, legte sie sich hin und schlief auch sofort ein. Ich versprech' mir viel von diesem Schlaf."
„Darf ich sie sehen, Doktor?"
„Besser heute nicht, Billa. Jede Stunde Schlaf bringt das Mädchen weiter weg von den furchtbaren Erlebnissen der letzten Tage."
Sibylla folgt dem Arzt ins Wohnzimmer, einen altväterlichen, ein bißchen überladenen Raum.
„Was wird nun überhaupt mit ihr, Doktor?" fragt die junge Frau, bevor sie noch Platz genommen hat.
„Die gleiche Frage wollt' ich Ihnen stellen!"
„Ich hab' Ihnen schon am Telefon gesagt, daß ich mich ihrer annehmen werde."
„Ist das alles?"
„Was könnte ich mehr tun, Doktor?"
„Sie wissen, Billa, was ich eigentlich von Ihnen erwarte."
„Und wenn ich's getan hätte? Wem wäre damit geholfen gewesen? Er würde sie nicht heiraten!"
„Man müßte ihn dazu zwingen, Billa!"
„Einen Peter van Booven zwingen!" Die junge Frau kann nicht umhin, zu lächeln. So schlecht kennt Doktor Linz ihren Verlobten!

„Haben Sie auch bedacht ... die Leute ... das Gerede ..."
„Soll ich mein Glück opfern, bloß weil die Leute reden könnten? Geschwätzt würde ohnehin genug werden!"
Der Arzt lächelt bitter in sich hinein: Das ist die ganze Sibylla Zander! Wenn sie sich einmal entschieden hat, dann geht sie ihren Weg, ohne nach links oder rechts zu sehen.
„Eines Tages wird ein Kind dasein, das die Züge Peter van Boovens tragen wird."
„Gewiß", nickt Sibylla nachdenklich. „Das wird schmerzlich für mich sein. Aber ich muß das auf mich nehmen. Es ist der Tribut, den ich meiner Liebe bringen muß. Ich spreche ganz offen mit Ihnen darüber, Doktor."
Doktor Linz schweigt. Seine Gedanken schweifen in die Zukunft dieser Frau, in einen dunklen Nebel, der heranwogt und die Züge dieses Antlitzes verwischt und auflöst.
„Aber eines Tages werde ich ja selber Kinder haben. Und dann ..."
„Sie wollen Kinder haben, Billa?" Es klingt fast wie ein Schrei aus dem Munde des Arztes.
„Aber gewiß, Doktor! Ist das so verwunderlich?" Sibylla blickt erstaunt auf den Arzt, der mit großen Schritten im Zimmer auf und ab geht. „Wünscht sich das nicht jede Frau in meiner Lage? Ich werde nicht lange warten, Doktor. Sonst werde ich zu alt."
Mit einem Ruck bleibt der Arzt vor ihr stehen. Beschwörend faßt er ihre Hände: „Billa, hören Sie auf mich! Sie dürfen nicht! Machen Sie keine Dummheiten!"
„Dummheiten? Sie sprechen mit mir, als wäre ich ein halbwüchsiges Schulmädchen!"
Plötzlich steigt ein Verdacht in ihr auf: „Oder ist etwas mit mir ... ich meine gesundheitlich?" Sie starrt dem Arzt angstvoll ins Gesicht.
„Nein, nein, Billa!" Aber Doktor Linz hat einen Augenblick zu lange mit dieser Antwort gezögert.
„Werd' ich überhaupt Kinder haben können, Doktor? Sagen Sie mir die Wahrheit! Sie sind es mir schuldig!"
Der Arzt nimmt sich zusammen. Mit einem leisen Zittern in seiner Stimme erwidert er: „Ihre Gesundheit ist ein wenig angegriffen, Billa. Sie müssen sich vorerst noch sehr schonen."
„Seit der Operation fühl' ich mich wie neugeboren." Dabei

führen ihre Hände wieder jene monotone Bewegung aus, mit der sie das taube Gefühl in den Fingerspitzen zu bannen versucht. „Eine kleine Nervosität . . .", sagt sie, als müsse sie sich entschuldigen.
„Waren Sie eigentlich niemals zur Nachuntersuchung bei Doktor Struve in Bonn, Billa?"
Sibylla sieht ihn erstaunt an: „Sie wissen doch, daß ich Bestrahlungen bekomme. Und nur, wenn ich noch Beschwerden hätte, sollte ich mich wieder bei ihm oder bei Ihnen melden."
„Und Sie haben solche Beschwerden nicht wieder gehabt?" Sie spürt im Halbdunkel des Raumes die merkwürdig fragenden, fast lauernden Augen des Arztes.
Billa erwidert ein bißchen ungehalten: „Nein, Doktor! Sonst hätte ich mich schon gemeldet!" Aber gleich setzt sie lächelnd hinzu: „Ich bin übrigens nicht zur Konsultation hergekommen!"
„Verzeihung, Billa!" murmelt der Arzt und fährt sich mit der Hand über die Augen, als wollte er ein häßliches Bild verscheuchen. Er ist ans Fenster getreten und blickt in den Garten hinaus, über dem die ersten Schatten der Nacht liegen.
Sein Verhalten beunruhigt die junge Frau. ‚Ich muß doch in den nächsten Tagen mal zu Doktor Struve fahren und mit ihm über den Fall sprechen', denkt sie. ‚Weshalb sollte ich auf Kinder verzichten!'
Sibylla erhebt sich, tritt neben den Arzt und legt ihre Hand leicht auf seinen Arm.
„Ich hab' eine große Bitte, Doktor! Lassen Sie uns alles vergessen, was gewesen ist! Lassen Sie uns wieder die alten guten Freunde sein! Und . . . nehmen Sie auch meinen Verlobten mit in diese Freundschaft hinein."
Mit einer heftigen Bewegung wendet der Arzt sich zu ihr hin: „Nie, Billa, niemals . . ."
Seine Heftigkeit erschreckt Sibylla. „Aber, Doktor, sehen Sie doch den Menschen mit Ihren gütigen Augen an. Er ist ein leichtsinniger Junge gewesen, gewiß . . ."
„Wenn's nur das wär' . . ." Doktor Linz beißt sich auf die Lippen, geht mit großen Schritten zur Tür und dreht das Licht an. „Lassen Sie uns bitte über etwas anderes reden."
„Ich weiß, Doktor, daß Sie eines Tages Ihre Meinung ändern müssen. Sie werden mit Peter gut Freund werden."

Doktor Linz zuckt wortlos die Achseln.
Sibylla geht bald danach. Es ist wie eine Flucht vor diesem Manne. Alles an ihm ist verhaltene Frage und dunkles Unbehagen. ‚Weshalb nur?' denkt sie. ‚Weshalb nur?'

24

Unter dem Dach des großen altmodischen Hauses an der Rhöndorfer Straße kommen in dieser Nacht zwei Menschen nicht zur Ruhe.
Frau Pratsch hat bis lange nach Mitternacht im Haus herumgekramt, hat gebacken und gekocht, gewaschen und gebügelt, gefegt und Staub gewischt, hat tausend nützliche und ebenso viele unnütze Dinge getan.
Die alten Glieder schmerzen ihr, als sie sich schließlich niederlegt. Doch der Schlaf will trotzdem nicht kommen. Immer wieder stellt sie sich in Gedanken die Wiederbegegnung nach sechs Jahren vor: den ersten Kuß, die Rückfahrt über den Rhein, den ersten Gang durch das Städtchen an der Seite ihres Jungen.
Auch Peter wälzt sich unruhig unter der dünnen Decke hin und her. Ihn quält die Frage, wie sich die Sache mit der Contax schnell ins reine bringen läßt. Sicher wird er mit dem Verständnis Herberts rechnen dürfen, wenn er ihm seine damalige Zwangslage schildert. In den langen Jahren ihrer Freundschaft hat Herbert sich dem Willen Peters immer gern untergeordnet. Selbst dann, wenn dieser Wille bisweilen mit seinen kleinbürgerlichen Grundsätzen nicht recht harmonieren wollte. Aber Peter ist in den letzten Wochen vorsichtig geworden. Zu oft hat er sich dem Widerstand der ganzen Umwelt gegenübergesehen.
Seitdem er sich in seine Pläne mit Sibylla Zander festgebissen hat, sieht er alles mit anderen Augen. Er fühlt sich plötzlich durch Dinge beunruhigt, über die er früher mit einem Achselzucken hinweggegangen wäre. Überall wittert er kleine und kleinste Gefahren, die seine Absichten bedrohen oder sogar zunichte machen könnten. Ein winziges falsches Wort, eine miß-

deutbare Situation, ja schon ein harmloser Zufall kann das mühselig errichtete Kartenhaus seines Glücks zum Einsturz bringen. Und nun gar die Sache mit der Contax . . .

Wenn er nur 800 oder 1000 Mark hätte! Dann wäre das ganze schnell in Ordnung gebracht. Aber wie soll er sofort zu so viel Geld kommen? In einem Vierteljahr würde er sich solche Sorgen nicht mehr zu machen brauchen. Daß Herbert aber auch gerade jetzt zurückkommen mußte . . .

Als sich der junge Morgen durch die Vorhänge stiehlt, schrickt er aus den Kissen hoch: es hat leise an seine Tür geklopft. „Was gibt's denn?" ruft er unwillig.

Frau Pratsch schlurft herein. Sie trägt wieder ihr schwarzseidenes Kleid, das von keiner Mode beeinflußt ist. Das spärliche weiße Haar ist zu einem sauberen Knoten gewickelt und ein topfartiger Hut darübergestülpt. Die alte Dame sieht übernächtig aus, aber in den Augen lebt ein froher Glanz.

„Ich geh' jetzt, Pitter . . . willst du nicht doch mitkommen? Herbert würd' sich sicher sehr freuen."

„Es geht beim besten Willen nicht, Mutter Pratsch! Ich habe gerade heute vormittag eine wichtige Besprechung."

Aber Frau Pratsch geht nicht gleich. „Was meinst du, Pitter? Ob er mich wohl wiedererkennt? Sechs Jahre sind schließlich eine lange Zeit . . ."

„Keine Bange, Mutter Pratsch! Wenn er Sie nicht wiedererkennt, dann bloß, weil Sie vor Glück wie ein junges Mädchen aussehen."

„Na, ich weiß nicht recht . . .", sagt Frau Pratsch zweifelnd. Aber sie strahlt doch vor Glück. Sie wirft einen Blick auf Peters Wecker. „Mein Gott, ich muß eilen! Sonst verpass' ich noch die Fähre. So zwischen zehn und elf sind wir wohl hier, Pitter. Wär' schön, wenn du dann zu Hause wärst."

„Ich will's versuchen, Mutter Pratsch."

Die alte Dame hastet davon. Gleich darauf hört Peter die Gartenpforte quietschen. Dann hält es ihn nicht mehr lange im Bett. Er zieht sich an, setzt sich aufs Fensterbrett und raucht eine Zigarette. Morgenstill und friedlich liegt die Landschaft noch vor seinem Fenster. Aber das dumpfe Unbehagen will nicht weichen.

Schang? – Ja, der dicke Kohlenhändler hat eine pralle Brief-

tasche und ein gutes Herz. Aber beides befindet sich in Düsseldorf. Und es geht um Stunden.
Nach einigem Grübeln glaubt er einen anderen Weg zu sehen. Nirrnheim – das wär' vielleicht sein Mann. Der würde ihm helfen können. Der gemütliche Weingutsbesitzer hat vorgestern so schöne Worte für Sibylla und ihn gefunden. Wenn er also zu ihm ginge und ... Aber es ist kurz vor acht und noch zu früh für einen solchen Gang.
So verbringt Peter zwei nervöse Stunden. Er räumt das Zimmer auf, schafft ein bißchen Ordnung im Schrank und in den Schubladen. Nur die Kommode rührt er nicht an.
Kurz vor zehn steht er dann vor der Tür des Nirrnheimschen Hauses. Der Weingutsbesitzer sitzt breit und gemütlich am Frühstückstisch. Er ist in Hemdsärmeln. Frau Nirrnheim ist noch nicht sichtbar. Peter atmet auf.
Nirrnheim macht eine einladende Geste über den Tisch:
„Langen Sie zu, Herr van Booven!"
„Danke! Ich hab' keinen Appetit."
„Keinen Appetit? In Ihrem Alter keinen Appetit?"
„Wenn man Sorgen hat, Herr Nirrnheim!"
„Mann, Sie Glückspilz heiraten eine der reichsten Frauen und haben Sorgen? Oder ist es wegen der Kleinen?" fügt er augenzwinkernd hinzu.
„Das ist längst in Ordnung gebracht", erwidert Peter hastig.
„Weiß sie ... ich meine hat Ihr Fräulein Braut davon erfahren?"
„Ja. Es ist alles geklärt."
„Na also ... Sie können sich keine vernünftigere Frau wünschen, Herr van Booven."
„Ich weiß", antwortet Peter kurz.
„Und was bleiben dann für Sorgen?"
„Es handelt sich um eine momentane geldliche Verlegenheit, Herr Nirrnheim. Ich hatte in den letzten Wochen und Tagen Aufwendungen an ... Sie verstehen ..."
Nirrnheim wird sofort Geschäftsmann.
„Wieviel ist es denn?"
„Mit tausend Mark wäre mir geholfen."
Der Weingutsbesitzer nickt nachdenklich mit dem Kopf. „Tausend Mark ... Und Sicherheiten?"

Peter schweigt. Soll er Nirrnheim sagen, daß die besten Sicherheiten ja in seiner Ehe mit Sibylla Zander liegen? Aber damit würde er auch vor diesem Mann womöglich einen kleinen Zipfel von seinen Absichten und Erwartungen lüften.
Als hätte Nirrnheim seine Gedanken erraten, sagt er: „Eigentlich 'ne dumme Frage von mir ... bei einem Mann, der Sibylla Zander heiratet! Aber noch ist es ja nicht soweit ... und ich bin nun mal Geschäftsmann, Herr van Booven. Ich hoffe, Sie werden das verstehen."
„Gewiß!" pflichtet ihm Peter bei. „Ich möchte auch keineswegs dabei auf das Vermögen meiner zukünftigen Frau spekulieren."
Wie glatt ihm diese Unwahrheit von der Zunge geht!
Nirrnheim beißt in ein frisches Brötchen, daß es kracht. In allen geschäftlichen Dingen ist er von einem gesunden Mißtrauen beseelt. Selbstverständlich kennt er die Lage des jungen Mannes. Er hat sich immer wieder die weitschweifigen Berichte seiner Ehehälfte anhören müssen. Die wußte genau Bescheid, denn sie hatte stets mit Fleiß zusammengetragen, was sie an Klatsch und Tratsch erfahren konnte. Ist die Sache mit der Kleinen tatsächlich beigelegt? Hat Sibylla diesem Bruder Leichtsinn wirklich verziehen? Ist die Heirat nicht doch noch gefährdet? Er wird erst noch ein paar Erkundigungen einziehen müssen. Oder besser, seiner Frau überlassen, das zu tun. Sie wird in kürzester Frist den jüngsten Stand dieser Angelegenheit erfahren, und wenn keine Bedenken bestehen, wäre es in der Tat unklug, sich den jungen Mann nicht für später zu verpflichten. Im Notfall aber würde Sibylla sicher bereit sein, das Konto ihres Verlobten auszugleichen.
„Ich muß mir die Sache mal durch den Kopf gehen lassen, Herr van Booven. So gern ich Ihnen helfen möchte – tausend Mark sind natürlich auch für mich kein Pappenstiel. Es wird Ihnen ja nicht gerade unter den Nägeln brennen."
„Das nicht – aber je eher ich disponieren kann, desto besser! – Wann darf ich mich also wieder melden?"
„Sagen wir morgen ... oder besser übermorgen!"
„Darf ich Sie noch bitten, daß die Angelegenheit unter uns bleibt?"
„Aber klar!" entgegnet Nirrnheim. ‚Unter uns!' Darin schließt er stillschweigend seine Frau mit ein.

Als Peter wieder draußen auf der Straße steht, ist er enttäuscht. Morgen oder übermorgen! Die Sache scheint doch nicht so glatt zu gehen, wie er sich's gedacht hat. Das Mißtrauen des Weingutsbesitzers war deutlich spürbar. Das kränkt ihn. Auch Herr Nirrnheim wird sich eines Tages daran gewöhnen müssen, in ihm einen gleichwertigen Partner zu sehen. Hoffentlich wird er ihm diese peinliche Stunde dann heimzahlen können.

Peter legt sich in seinem Zimmer auf die Couch und döst vor sich hin. Das Gespräch mit Nirrnheim hat ihn noch in einer anderen Weise beunruhigt. ‚Noch ist es nicht soweit . . .', hat der Mann gesagt und damit ausdrücken wollen, daß eine Verlobung noch lange keine Ehe ist. Er hat damit einen Gedanken ausgesprochen, der Peter unausgesetzt beschäftigt. Jeder Tag ist kostbar. Denn jeden Tag kann Sibyllas Krankheit wieder zum Ausbruch kommen. Und dann?

Würde sie es unter solchen Umständen überhaupt noch zu einer Ehe kommen lassen? Würde sie nicht darauf dringen, daß die Hochzeit verschoben werden müßte, bis sie wieder gesund sei?

Was ist das überhaupt für eine tückische Krankheit, die ihr Leben bedroht? Anderseits scheut sich Peter, auf eine beschleunigte Hochzeit zu drängen. Sibylla könnte hellhörig werden, und dann wäre zuviel verdorben. Nein, er muß sie auf sich zukommen lassen. Muß heimlich darauf hinarbeiten, daß sie selber auf eine rasche Heirat drängt. Aber wie?

In seine Überlegungen dringt Stimmengewirr aus dem Garten. Er unterscheidet die aufgeregt zirpende Stimme von Frau Pratsch und eine tiefe, ruhige Männerstimme. Dann vernimmt er einen wohlvertrauten Pfiff.

Peter rührt sich nicht. Zum zweitenmal ertönt der Pfiff. Dann hört er Frau Pratsch sagen: „Er ist sicher noch nicht zurück."

„Schade . . .", antwortet eine enttäuschte Männerstimme.

Nach einigen Augenblicken kommt ein schwerer Schritt die Treppe herauf. Peter dreht sich hastig zur Wand. „Ich hab' alles so gelassen, wie's damals war, Herbert", sagt die Stimme von Frau Pratsch auf dem Flur. Dann geht die Tür auf.

Der Mann stößt einen Ruf freudiger Überraschung aus. „Aber er ist ja doch da . . . er schläft . . ."

Peter tut, als erwache er. Er reibt sich die Augen und springt

auf. Ein paar Sekunden lang stehen die Freunde einander wortlos gegenüber.
„Mensch, Pitter!"
„Mensch, Herbert!"
Dann halten die beiden jungen Männer einander umfaßt und schlagen sich gegenseitig kräftig auf die Schultern. Herbert hat feuchte Augen, und Peter ist selber ein bißchen gerührt. Frau Pratsch laufen schon wieder Tränen über die Wangen.
Schließlich tritt Peter einen Schritt zurück und mustert den Freund vom Scheitel bis zur Sohle.
„Du hast dich überhaupt nicht verändert, Herbert!" stellt er fest. Er meint es ehrlich.
Herbert ist der alte geblieben. Der nette, gute Junge. Sein rundes, ruhiges Gesicht ist wettergebräunt.
Herbert ist kleiner als Peter, aber seine Schultern sind noch um etliches breiter, und seine derben, ausgearbeiteten Hände verraten, daß sie kräftig zuzupacken verstehen. Er trägt eine verwitterte Drillichhose und ein geflicktes graues Sporthemd.
Die ganze Erscheinung des Mannes atmet schwerfällige Sicherheit. Herbert ist einer jener Typen, zu denen man beim ersten Blick Vertrauen faßt.
„Na, na!" widerspricht Herbert lachend. „Die Haare sind ein bißchen dünner geworden. Und die Muskeln dafür erheblich dicker!"
Frau Pratsch stellt sich neben ihren Jungen, schaut glückstrahlend erst ihn und dann Peter an und sagt herausfordernd: „Na, Pitter?"
Peter legt viel Herzlichkeit in seine Stimme: „Ich freu' mich mit Ihnen, daß er nun wieder da ist . . . und ich hoff' nur, er hat nichts dagegen, wenn ich weiter Mutter Pratsch zu Ihnen sage!"
Er wendet sich an Herbert: „Du mußt nämlich wissen, Herbert . . . in den letzten Monaten, als es mir manchmal sehr dreckig ging, ist sie wirklich wie eine Mutter zu mir gewesen . . ."
Er streckt ihr impulsiv die Hand hin.
Herbert hat den kräftigen Arm um die zierliche Gestalt der Mutter gelegt und streicht ihr über die weißen Haare. „Ich glaub', es ist gut gewesen, daß Mutter dich hatte, Pitter . . . Sie muß doch immer jemanden haben, für den sie sorgen kann."

Peter fühlt sich beschämt. Er wirft einen scheuen Blick zur Kommode hinüber. Das Herz klopft ihm plötzlich im Halse.
„... und ich möcht' auch, daß es immer so bleibt, Pitter ... Herbert und du, ihr vertragt euch doch gut, und ihr werdet schon 'ne Weile miteinander auskommen ... hier in dem Zimmer ..."
„Aber darüber brauchen wir doch gar nicht zu sprechen, Mutter ... Aber wie steht's denn mit einer Tasse Kaffee?"
Die alte Dame schlägt entsetzt die Hände zusammen. „Mein Gott, daß ich das vergessen konnte!" Sie eilt davon.
Herbert tritt ans Fenster und blickt stumm hinaus. Über dem schimmernden Wasser liegt strahlende Sonne. Kleine weiße Wolken kommen langsam von jenseits des Stromes über den Himmel gezogen.
„Wie schön es hier ist! Ich glaube, das sieht man erst so richtig, wenn man erst mal 'ne Weile weg sein mußte", sagt er nach einiger Zeit leise.
„Hast du's sehr schwer gehabt, Herbert?"
„Wir hatten's nicht gerade schlecht, Pitter! Das Schlimmste war die Ungewißheit ... dieses Lauern: wann kommst du endlich mal nach Haus ... tagaus, tagein, jahraus, jahrein ... Und da hilft schließlich nur eines: Arbeit, Arbeit. Ich hab' mich Gott sei Dank als Techniker nützlich machen können ..." Er fährt sich mit der Hand über die Stirn, als wolle er die dunklen Schatten dieser Jahre wegwischen. „Aber das liegt jetzt alles weit zurück ... Erzähl mir lieber, was sich hier so tut."
„Immer dasselbe, Herbert. Immer noch oder eigentlich: endlich wieder die Völkerwanderung auf den Drachenfels ... Der Wein im ‚Drachenloch' schmeckt wie früher prima ... und auf dem Petersberg wird hohe Politik gemacht. Außerdem wollen wir die erste deutsche Weltbürgerstadt werden. Allerhand, was?"
„Na – und das Wichtigste?" fragt Herbert augenzwinkernd.
Peter versteht ihn erst nicht recht. Dann lacht er los: „Die kleinen Mädchen? – Ja, Herbert, ich fürchte, da muß ich dich enttäuschen. Ich hab' mich nämlich ... ich dachte, du wüßtest es schon ... vor drei Tagen erst ..."
„Richtig ... entschuldige, daß ich dir noch gar nicht gratuliert hab' ... Mutter erzählte mir davon. Ich hab's erst gar nicht glauben wollen."

Es will Peter scheinen, als sei ein leiser Schatten über das Gesicht des Freundes geglitten. Aber er ist schon wieder verschwunden. Herbert legt nun die Stirn in Falten und kneift das linke Auge halb zu. Peter kennt diesen Ausdruck von früher. Herbert hat ihn immer zur Schau getragen, wenn er in der Schule steckenblieb und angestrengt nach der nächsten lateinischen Verszeile suchte.

„Kannst du dir sicher gar nicht vorstellen, daß der Pitter mal so als richtiger Ehemann ... was?" wirft Peter ein.

„Das außerdem ... aber daß es ausgerechnet die Billa ist ..." Peter schweigt betreten. Er fühlt ein unbestimmtes Etwas in den Worten des Freundes. Aber er kann es nicht fassen oder deuten. Schließlich meint er leichthin: „Weshalb sollt' es nicht die Billa sein?"

Herbert weicht aus: „Ja, weshalb eigentlich nicht ...? Es war bloß ... ich mußte nämlich vorhin dran denken, wie du dich früher über sie lustig gemacht hast. An die hätte ich bestimmt zuletzt gedacht!"

„Dabei hattest du doch eigentlich immer so was wie eine besondere Vorliebe für sie!"

„Vielleicht war das auch nur Mitleid, Pitter, weil du sie doch so ganz und gar nicht mochtest."

Mit einem leisen Anflug von Pathos erwidert Peter: „Merkwürdig, nicht, wie man es mit den Jahren doch lernt, mehr nach dem inneren Wert eines Menschen zu gehen! Übrigens, wenn wir gewußt hätten, daß du heute kommst, hätten wir unsere Verlobung natürlich um ein paar Tage verschoben."

„Ja, das wäre schön gewesen", entgegnet Herbert versonnen. Aber es klingt gar nicht sehr überzeugt. Peter blickt dem Freunde forschend ins Gesicht. Doch Herbert hält den Kopf gesenkt.

So sitzen sie einander schweigend auf der Fensterbank gegenüber und hängen ihren Gedanken nach. Sie wünschen beide, daß es wieder wie einst sei. Herbert möchte in Peter wieder den draufgängerischen, lebensprühenden Kameraden sehen und vergöttern dürfen. Und Peter möchte sich gerne wieder in der Bewunderung des schwerfälligen, aber sauberen Freundes sonnen. Doch das alte Verhältnis will sich in dieser ersten Stunde nicht gleich einstellen. Es steht etwas zwischen ihnen. Es ist keine

Verstimmung, nicht einmal der Schatten einer Verstimmung. Es ist eher wie eine gläserne Wand, die sie voneinander trennt. Sie können einander wohl erkennen, aber in ihren Worten fehlt die selbstverständliche Vertrautheit von ehedem. Nun hoffen beide auf die Zeit ...

Peter rafft sich endlich zu einem kleinen Scherz auf. „Und du, Herbert? Ich hatte erwartet, du würdest hier mit 'ner tollen Carmen ankommen!"

„Mir stand nicht der Sinn nach so was ... Man war immer viel zuviel mit den Gedanken zu Haus ..."

Das Gespräch schleppt sich eine Weile dahin. Es wird erst ein bißchen lebhafter, als Peter anfängt, das Leben in Königswinter Revue passieren zu lassen. Er tut das in einer so witzigen Art, daß Herbert oft laut auflacht. Er hängt nun an den Lippen des Freundes, und mit Genugtuung stellt Peter jetzt fest, daß er doch noch nichts von seiner Wirkung auf den andern eingebüßt hat. Als er von der seltsamen Verlobungsgesellschaft berichtet, faßt er schließlich den Mut, die Sache mit der Contax anzubringen. Wie beiläufig sagt er: „Übrigens ... falls du deine Contax suchen solltest ... ich hab' sie mir für die Verlobungsfeier ausgeborgt. Wir haben ein paar nette Aufnahmen gemacht ... dann mußte ich aber feststellen, daß der Verschluß nicht mehr ganz in Ordnung war. Sie ist jetzt in Bonn zur Reparatur. Ich hol' sie in ein paar Tagen ab."

„Ist gut, Pitter!" antwortet Herbert. Er sagt es ganz harmlos und ohne sonderliches Interesse.

Peter atmet erleichtert auf. Diese Klippe wäre erst einmal umschifft. Zeit gewonnen – alles gewonnen! Seine Philosophie wird sich auch diesmal wieder bewähren.

Sie haben sich in den Sesseln niedergelassen. Das Gespräch springt hin und her. Peter berichtet freimütig von den vergangenen Jahren und wie er sich durchs Leben hindurchgeschlagen hat. „Es blieb einem keine Wahl, Herbert ... Mitmachen oder verrecken, das war die einzige Parole ... Da hab' ich mitgemacht! Ich hab' schwarzgehandelt, ein bißchen geschoben und so ... Ja, ich fürchte, selbst dein moralisches Gemüt hätte vor jener Zeit kapitulieren müssen."

„Ach, Pitter ... ich taug' zu so was nicht ... ich wär' wahrscheinlich verhungert ... aber du bist eben aus ganz anderem

Holze als ich ... Gott sei Dank!" Gedankenvoll saugt er an seiner Stummelpfeife.
Von der Straße tönt dreimal kurz das Horn eines Autos. Peter springt auf. „Billa!"
Sie hält vor dem Gartentor und winkt herauf.
„Komm 'rauf, Billa!" schreit Peter. Sibylla stellt den Motor ab und kommt dann mit leichten Schritten über den Kiesweg. Ein rotes Köfferchen schlenkert in ihrer Hand.
„Darf man denn einem Junggesellen auf die Bude rücken?" ruft sie fragend herauf und lächelt dabei. Herbert ist hinter Peter ans Fenster getreten und blickt hinunter. Eine leichte Röte schleicht sich über sein Gesicht.
„Ausnahmsweise völlig ungefährlich, Billa!" gibt Peter lachend zurück. „Wir sind nämlich zu zweit!" Und auf Sibyllas fragendes Achselzucken ergänzt er: „Herbert ist zurückgekommen!"
„Wirklich?" Sibylla ist ungläubig.
„Komm 'rauf und überzeug dich!"
Die Freunde stehen schweigend nebeneinander und blicken nach der Tür, durch die Sibylla gleich eintreten muß. Aber sie warten vergeblich. Frau Pratsch hat die junge Frau an der Tür abgefangen, sie in die Küche geschleppt und ihr unter Lachen und Weinen von ihrem Glück erzählt. Es dauert eine Weile, bis Sibylla sich ihr entziehen kann.
„... und sagen Sie ihm, in 'ner Viertelstunde wär's soweit mit dem Essen!" ruft Frau Pratsch hinter ihr her.
Oben im Zimmer setzt Sibylla das Köfferchen ab, geht unbefangen auf Herbert zu und reicht ihm die gepflegte Hand. „Herbert, wie schön, daß wir dich wiederhaben!" In einem raschen Entschluß stellt sie sich auf die Zehenspitzen, legt leicht den Arm um seinen Nacken und streift mit den Lippen seine Wange. Das geschieht ganz impulsiv, und Sibylla sagt mit einem verwirrten Lächeln: „So was ist doch unter Jugendfreunden erlaubt, nicht wahr?" Sie dreht verlegen die Handschuhe zwischen den Fingern. „Aber nun steht ihr da 'rum, als wär't ihr zwei Salzsäulen ..."
Sie läßt sich in einen Sessel fallen.
Endlich rafft Herbert ein paar Worte zusammen: „Du siehst blendend aus, Billa! Ich glaube, ich hätte dich kaum wiedererkannt."

„Du hast dich da unten ja zu einem Kavalier entwickelt, Herbert! Aber ich fühl' mich tatsächlich recht wohl . . ." Sie blickt verliebt zu Peter hin. Der weicht ihrem Blick aus und starrt auf seine Schuhe.
Herbert hat sich abgewendet. Er legt die Stirn in Falten und kneift das linke Auge halb zu. Aber sein Blick ist nach innen gerichtet.
Sibylla sieht fragend von einem zum andern. Sie bemüht sich, die seltsam lähmende Stille zu durchbrechen und ein Gespräch in Gang zu bringen:
„Na, Herbert, was sagst du denn zu dem jüngsten Familienereignis von Königswinter?"
„Entschuldige, Billa! Ich hab' ganz vergessen, dir zu gratulieren!" Und mit einer leisen Überwindung: „Ich wünsch' dir viel Glück!"
Sibylla empfindet das leichte Widerstreben in seiner Stimme. Erstaunt blickt sie in sein Gesicht. Auch Peter sieht forschend zu ihm hin. Er kennt den Freund nicht wieder. Fast will ihm scheinen, als verkrieche sich Herbert vor irgend etwas.
„Das hört sich ja fast an, als müßtest du mir dein Beileid aussprechen", meint Sibylla lächelnd.
„Ich bin immer noch nicht ganz hier", sagt Herbert entschuldigend. „Ich muß mich erst dran gewöhnen, daß es wieder so etwas wie ein normales Leben mit Verlobungen, Hochzeiten und Taufen gibt."
„Taufe ist gut", grinst Peter spitzbübisch.
Sibylla lenkt rasch ab: „Was willst du denn überhaupt anfangen?" möchte sie von Herbert wissen.
Der zuckt die Achseln. „Ich muß mich erst einmal ein bißchen umsehen . . . ich weiß ja noch gar nicht, wie heute die Aussichten sind . . . Im Lager wurde erzählt, daß viele Ingenieure arbeitslos wären . . . Na, irgendwas wird sich schon finden."
Sibylla sinnt einen Augenblick vor sich hin. „Darüber mach' dir keine allzu großen Sorgen, Herbert . . . schließlich gibt es noch die Zander-Werke . . . Wenn alle Stricke reißen, kannst du da anfangen . .", und mit einem lustigen Seitenblick auf Peter: „. . . wenn mein Herr Verlobter damit einverstanden ist."
„Das liebste wäre mir natürlich, ich würde in Königswinter oder Bonn 'ne Stellung kriegen . . . ich müßte dann nicht so weit

von Mutter weg ... sie braucht mich schließlich auf ihre alten Tage. Arbeiten die ZERA und die Lemmerz-Werke nicht schon wieder?"
„Na und ob!" wirft Peter hin.
„Du kannst es dir in Ruhe überlegen, Herbert ..." Sibylla sieht sich neugierig im Zimmer um. „Eigentlich war ich ja hergekommen, um mir Peters Junggesellenbude mal anzugucken ... am hellen Mittag ist das einer Dame ja wohl erlaubt. Aber nun ist es ja gar nicht mehr deine Bude, Pitter? Du wirst dir schnell 'ne andere suchen müssen."
„Pitter bleibt hier wohnen, solange er will", wirft Herbert eifrig ein.
Die junge Frau ist aufgestanden. Interessiert betrachtet sie zwei kleine Bilder, die in schlichtem Metallrahmen auf der Kommode stehn. Es sind Fotos von zwei Mädchen, einer sentimentalen Blondine mit einem dicken Zopfkranz um den Kopf und einer äußerst munter dreinblickenden Brünetten Ende Zwanzig.
Mit einem feinen Lächeln meint Sibylla: „Na, und diese beiden jungen Damen?"
„Die gehören zu Herbert ...", beeilt sich Peter festzustellen.
„Ich hab' gar nicht gewußt, daß du so ein Schwerenöter bist, Herbert. Gleich zwei nebeneinander ..."
Herbert ist ein bißchen rot geworden. „Das ist lange her, Billa ... so aus den ersten Kriegsjahren ... Die kleine Blonde hat mir manchmal ins Lager geschrieben ... bis eines Tages ihre Heiratsanzeige kam ... Von der anderen hab' ich seit Vierundvierzig nichts mehr gehört ... Ich hab' eben kein Glück bei Frauen."
Sibylla und Peter werden nicht recht schlau aus ihm. Ist das nun Ernst oder Scherz?
Peter unternimmt ein kleines Ablenkungsmanöver: „Seit wann schleppst du denn so'n Köfferchen mit dir 'rum, Billa?" Er zeigt auf den roten Koffer.
„Meine Reiseutensilien. Ich muß nämlich heut' noch nach Krefeld. Hersbach hat angerufen ... die Pläne für die neue Maschine sind da ... Wir müssen möglichst rasch mit der Montage beginnen ... Ich wollt' dich eigentlich nur abholen, Pitter ... Aber jetzt wirst du sicher lieber hierbleiben."
Peter hat einen Augenblick überlegt. Ihm kommt diese Fahrt

sehr gelegen. Er hat sich sowieso vorgenommen, in diesen Tagen mal nach Düsseldorf zu rutschen. Es gibt da verschiedene Dinge zu klären, unerfreuliche Restbestände aus der Vergangenheit. Vor allem den Fall Matz. So sagt er hastig: „Ich kann dich doch nicht allein fahren lassen, Billa ... Herbert wird das begreifen."

„Klar, Pitter!" sagt Herbert kurz.

Der jungen Frau kommt eine Idee: „Wie wär's denn, wenn du mitkommen würdest, Herbert? Hättest du nicht Lust? Wir nehmen dann den großen Wagen und gehn in Düsseldorf ein bißchen bummeln!"

„Lust hätt' ich schon, Billa ... aber ich möcht' Mutter nicht allein lassen ... gleich am ersten Tag."

„Natürlich, versteh' ich!"

Frau Pratsch kommt ins Zimmer geflattert: „Na, was sagen Sie zu meinem Jungen, Fräulein Zander? Hat er sich nicht gut herausgemacht?"

„Ja, der ist jetzt ein richtiger Mann geworden, Frau Pratsch ... Als ich ihn das letztemal sah, war er noch ein richtiger Junge ... Weißt du noch, Herbert ... vor zehn Jahren? Auf dem Abiturientenball?"

Herbert nickt stumm. Wieder herrscht sekundenlang Stille.

„Also ... das Essen ist fertig. Wenn Sie uns die Freude machten ... Es ist genügend da ...", sagt Frau Pratsch endlich.

Sibylla wehrt ab: „Vielen Dank, Frau Pratsch ... Pitter und ich würden nur stören ... ein solcher Tag gehört schließlich ganz allein Ihnen und Ihrem Jungen."

„Aber Herbert würd' sich bestimmt freuen, wenn Sie blieben ... Er hat doch nun mal 'ne Schwäche für Sie, Fräulein Zander ... Er hat sich doch nicht umsonst immer wieder nach Ihnen erkundigt ..."

Herbert windet sich vor Verlegenheit. „Aber Mutter ... das ist doch ... das sind doch ... Natürlich würde ich mich freun, wenn ihr zum Essen bleiben könntet."

Widerstrebend folgen ihr die Verlobten schließlich ins Wohnzimmer.

Als Peter und Sibylla eine kleine Stunde später in den Wagen steigen, meint die junge Frau: „Ich glaube, wir haben den beiden doch 'ne Freude gemacht, daß wir geblieben sind ..."

„Ich fand, Herbert war ziemlich einsilbig!"
„Ist das ein Wunder? Nach allem, was er durchgemacht hat? Es wird sicher Wochen dauern, bis er wieder ein bißchen zu sich kommt!"
Im Anfahren platzt Peter heraus: „Weshalb hast du ihn eigentlich mit nach Düsseldorf haben wollen, Billa?" In seiner Stimme schwingt verhaltener Ärger.
Sibylla betrachtet den Verlobten erstaunt von der Seite. „Meine Güte, Pitter . . . wenn's ihm doch Spaß gemacht hätt'! Er hat so vieles entbehren müssen. Wär's dir denn nicht recht gewesen?"
Der junge Mann hat sich schon wieder in der Hand. „Ich bin eben viel lieber allein mit dir, Billa!" Das klingt sehr herzlich und natürlich.
„Und ich mit dir, Pitter . . . Ich freu' mich schon so auf unseren Bummel . . . Du bist mir noch den Verlobungswalzer schuldig."
„Wird getanzt!" sagt Peter. Er starrt auf das schnurgerade Band der Straße, das sich unter den Rädern des Wagens immer schneller abzuspulen beginnt. Dem jungen Mann ist eben ein schlauer Plan durch den Kopf geschossen . . .
„Sind eigentlich Hotelzimmer bestellt?" Er sagt es so leichthin wie nur möglich und hebt den Blick nicht von der Straße.
„Nein . . . ich konnt' Hersbach ja noch gar nicht sagen, ob wir heut' kommen würden. Aber wir werden schon irgendwo unterkriechen."
„Ja, das werden wir wohl . . .", sagt Peter mit einem harmlos reizenden Lächeln. Aber in seinem Hirn gewinnt schon ein kühner Gedanke an Raum.

25

Zuerst folgen Peter und Sibylla der Straße rechts des Rheines. Es ist unerträglich schwül. Selbst der Fahrtwind bringt keine rechte Kühlung. Peter nimmt die Autokappe ab.
Sibylla schließt die Augen und dämmert eine Zeitlang im Summen des Motors dahin. Das kommt Peter sehr gelegen. So kann er mit sich selber zu Rate gehen.
Als sie die ersten Häuser von Köln-Deutz passieren, meint

Sibylla: „Wär' es nicht das beste, wir würden auf der anderen Rheinseite weiterfahren? Da sind wir näher an Krefeld."
Peter beißt sich auf die Lippen. Sibyllas Vorschlag paßt gar nicht in seine Pläne hinein. „Sollten wir uns nicht lieber erst mal in Düsseldorf nach einem Quartier umsehen?"
Ein erstaunter Blick streift Peter: „Aber Pitter, hast du denn Angst, daß du irgendwo auf der Straße übernachten mußt? Hersbach kann das spielend von Krefeld aus erledigen. Ein Anruf, und wir haben unsere Zimmer."
„Dann bin ich beruhigt", erwidert Peter gedehnt.
Während er auf das westliche Rheinufer hinüberwechselt, überlegt er schon wieder krampfhaft, wie er diese Panne wettmachen kann. Sein Plan ist darauf aufgebaut, daß er selber das Hotel in Düsseldorf aussucht. Wenn er nun einen Motordefekt vortäuschte und sie auf diese Weise gezwungen wären, die Fahrt in Düsseldorf zu unterbrechen? Nein, von Düsseldorf nach Krefeld ist nur ein Katzensprung. In einer halben Stunde könnte Hersbach ihnen einen Wagen aus der Fabrik entgegenschicken.
Aufseufzend ergibt er sich schließlich in den Gedanken, daß er einstweilen nicht ordentlich weiterkommen wird. Aber er will die Augen nach neuen Gelegenheiten offenhalten.
„Ist dir nicht gut, Pitter?" erkundigt sich Sibylla.
„Die Hitze!" seufzt Peter und fährt sich mit dem Handrücken über die Stirn.
Als Peter den Wagen eine gute Stunde später auf das Fabrikgelände lenkt, heulen die Sirenen Feierabend. Arbeiter und Arbeiterinnen strömen ihnen entgegen.
Während Peter vor dem Verwaltungsgebäude bremst, tritt Hersbach schon aus der Tür. Er hat sich vom Pförtner die Ankunft der Chefin melden lassen. Mit einer leichten Verneigung und Handkuß begrüßt er Sibylla Zander.
„Ich hab' den künftigen Herrn und Gebieter gleich mitgebracht", sagt die junge Frau mit betontem Lächeln.
Kühl reicht der Generaldirektor Peter van Booven die Hand. Er verbirgt seine Abneigung gegen den jungen Mann hinter einer glatten Verbindlichkeit. „Ich hoffe, es wird Ihnen bei uns gefallen . . ."
Hersbach öffnet einladend die Tür. Aber Sibylla winkt ab.

„Ich hatte mir eigentlich gedacht, wir könnten zunächst mal einen kurzen Rundgang durch das Werk machen. Es würde meinen Verlobten sicher interessieren, die Anlagen kennenzulernen."
„Deswegen bin ich ja vor allem mitgekommen!" bestätigt Peter.
„Gewiß!" sagt Hersbach kurz.
Es wird eine Besichtigung im Eilzugtempo. Wie ausgestorben liegen die Hallen und Höfe unter der brennenden Sonne. Aber noch in dieser Schweigsamkeit vermittelt das Werk einen Begriff von seiner Größe und Bedeutung. Stumm stehen die riesigen Webstühle da. Hier und da hantiert ein Arbeiter im blauen Monteuranzug an ihnen herum. Im Lager türmen sich die Ballen fertiger Stoffe zu gewaltigen Stapeln.
Peter ist sehr schweigsam geworden. Er versteht fast nichts von den Dingen, denen er hier gegenübergestellt wird. Aber die Großzügigkeit der Anlagen beeindruckt ihn. Und wie ein Rausch packt ihn der Gedanke, daß er eines Tages über dies alles herrschen wird.
Plötzlich stützt Sibylla sich schwer auf den Arm des Verlobten. Eine tiefe Blässe zieht über ihr Gesicht. Besorgt schaut Peter sie an.
„Das macht die entsetzliche Hitze", sagt sie entschuldigend.
„Es ist besser, wir brechen unseren Rundgang ab", bestimmt Peter.
„Gewiß!" pflichtet Hersbach bei. Sie gehen zum Verwaltungsgebäude zurück. Im Arbeitszimmer Hersbachs ist es kühl. Sibylla erholt sich rasch. Aber sie ist müde und abgespannt.
„Darf ich jetzt den Oberingenieur Lemcke mit den Plänen kommen lassen, gnädige Frau?" fragt Hersbach.
Die junge Frau macht eine abwehrende Geste. „Morgen ist auch noch ein Tag, Herr Hersbach. Und hoffentlich ein kühlerer."
„Die Abteilungsleiter halten sich noch zur Verfügung, gnädige Frau."
„Entschuldigen Sie uns bei den Herren! Ich werde sie morgen vormittag meinem Verlobten vorstellen. Dann können wir über alles sprechen."
„Sie könnten sich dann auch gleich die neuen Entwürfe und Muster ansehen. Ich hab' sie im Konferenzzimmer ausstellen lassen."

„Du siehst, Pitter, wieviel Arbeit dich erwartet!“ sagt Sibylla. Aber ihre Worte sind mehr an Hersbach als an den Verlobten gerichtet. Sie will von vornherein keinen Zweifel darüber lassen, daß sie ihre Aufgaben weitgehend auf ihn übertragen hat.
„Wann darf ich Sie morgen im Werk erwarten, gnädige Frau?“
Sibylla blickt Peter fragend an: „Wäre dir um zehn recht, Pitter?“
„Ich richte mich ganz nach dir, Billa!“
„Also gut, dann lassen wir es bei zehn Uhr. Herr Hersbach wird alles so gut vorbereiten, daß wir schnell zu Rande kommen.“
„Übrigens habe ich mir erlaubt, vorsorglich zwei Zimmer in Düsseldorf zu bestellen. Ich hoffe, daß es Ihnen recht ist.“
„Siehst du, Pitter“, wendet Sibylla sich lächelnd an Peter. „Deine Angst war unbegründet. Mein Verlobter hatte nämlich Sorge, ob wir so schnell eine Unterkunft finden würden“, erläuterte sie Hersbach.
„Die Sorge kann ich Ihnen auch in Zukunft abnehmen, Herr van Booven“, sagt Hersbach mit einem unbestimmbaren Ausdruck. „Allerdings war es nicht zu machen, zwei Zimmer in ein und demselben Hotel zu bekommen. Sie können im ‚Breidenbacher Hof‘ wohnen, gnädige Frau. Für Sie hab’ ich im ‚Park-Hotel‘ reservieren lassen, Herr van Booven . . .“
Peter wirft dem Direktor einen feindseligen Blick zu.
„Ein bißchen umständlich . . .“, meint Sibylla leichthin. „Da mußt du eben zum Frühstück morgen herüberkommen, Pitter!“
„Es sind nur ein paar Hundert Meter, gnädige Frau.“
‚Ein paar Hundert Meter‘, denkt der junge Mann verbittert. Aber sie zerstören ihm seinen Plan . . .
„Wäre es Ihnen recht, wenn ich später noch auf eine Flasche Wein nach Düsseldorf hinüberkommen würde, gnädige Frau?“ fragt Hersbach.
„Ich wäre keine erfreuliche Gesellschaft heute, Herr Hersbach. Ich bin todmüde und möchte mich gern früh hinlegen, um morgen ganz frisch zu sein.“
„Ich versteh’, gnädige Frau . . .“
Als Peter den Wagen durch das Fabriktor lenkt, sagt er anerkennend: „Den hast du ja auf eine galante Art abgewimmelt,

Billa. Hätte noch gefehlt, daß er uns den ganzen Abend vermasselt."
Sibylla legt ihre Hand auf Peters Arm. „Ich hab's ehrlich gemeint, Pitter. Ich bin wirklich hundemüde und möchte ausruhen."
„Und unser Bummel? Unser Verlobungswalzer?"
„Wird alles nachgeholt, Pitter! Sei mir nicht böse. Aber ich bin nur ein schwaches Weib . . ."
„Soll ich dir nicht wenigstens beim Abendessen Gesellschaft leisten?"
„Danke, Pitter. Ich laß mir 'ne Kleinigkeit aufs Zimmer bringen. Und dann leg' ich mich gleich aufs Ohr."
Kurz vor Düsseldorf fragt Peter: „Hättest du was dagegen, daß ich mich noch ein Stündchen mit Schang zusammensetze?"
„Wie könnt' ich wohl, Pitter? Tu mir nur einen Gefallen und mach' einen großen Bogen um die ‚Gondel'!"
„Wegen des blonden Giftes?"
Sibylla nickte stumm.
„Keine Angst, Billa! Der Fall ist abgeschlossen wie jeder andere!"
Aus dem Stündchen mit Schang wird ein ganzer Abend. Nachdem Peter seine Verlobte im Hotel abgesetzt und sich selber in seinem Zimmer ein bißchen frisch gemacht hat, trifft er den Freund in einer gemütlichen Weinstube. Die rollende kleine Menschenkugel ist wie immer außerordentlich aufgeräumt, sprudelt vor Witz und läßt ein paar Flaschen vom besten Mosel springen.
Bei der dritten Flasche sieht Peter den Augenblick gekommen, um sein Anliegen vorzubringen: „Ich bin ein bißchen im Druck, Schang . . ."
„Matz?"
„Nee, diesmal nicht! Aber mit 'ner reichen Frau verlobt sein und keinen Pfennig in der Tasche haben, das ist 'n häßliches Gefühl . . ."
„Was brauchst du denn, Pitter?" Der bereitwillige Ton, mit dem Schang ihn fragt, ermutigt ihn, ein bißchen mehr zu erbitten, als er eigentlich wollte.
„Na, so mit zweitausend Mark würd' ich bis zur Hochzeit reichen."
„Und wann gedenkst du zu heiraten?"

„Wenn ich jetzt noch ein bißchen Glück habe, in spätestens acht Wochen ... Wenn du Sicherheiten brauchst ...“
„Quatsch!“ sagt Schang. „Unsere Freundschaft ist mir Sicherheit genug. Du hast mich damals nicht begammelt, als wir uns durch die schwarzen Jahre schlängeln mußten, und du tust es heute erst recht nicht.“
„Du bist ein feiner Kerl, Schang!“ Peter reicht dem Freund in einer plötzlichen Aufwallung die Hand.
Schang starrt sein Gegenüber mit weinseligen, schwimmenden Augen an: „Ich hab' nun mal 'ne Schwäche für dich, Pitter. Ich hab' sie von Anfang an gehabt. Du bist so ganz anders als all das andere Gesocks, mit dem man immer zu tun hat. Du hast so was von der großen Welt an dir. Da kommen wir alle nicht mit.“
Schang ist gerührt und fährt sich mit der Hand über die Augen. „Und vergiß mich nicht ganz, wenn du Generaldirektor bei Zander bist.“
„Aber Schang ... dich vergessen? Laß mich erst mal ganz in Krefeld sein ...“
„Und wie machen wir das mit dem Geld? Soll ich dir gleich 'nen Scheck ausstellen?“
Peter überlegt kurz. „Nee, mir wär's das liebste, du würdest es mir morgen vormittag in die Fabrik schicken, so gegen halb elf Uhr. Man soll mich dann ruhig aus der Konferenz herausholen.“
„Wird gemacht!“
Eine Stunde später steht Peter am Fenster seines Hotelzimmers und blickt auf die menschenleere nächtliche Straße hinunter. Auch die Nacht hat keine Kühle gebracht. Drückend steht die Luft zwischen den Häusern. Irgendwo wetterleuchtet es.
‚Das hätte geklappt‘, denkt Peter. Aber das andere? ‚In acht Wochen spätestens‘, hat er gesagt, als Schang sich nach der Hochzeit erkundigte. Acht Wochen! Das ist die Frist. Im Grunde ist sie nichts anderes als ein Wettlauf mit dem Tod. War Sibyllas heutige Ohnmacht nicht wieder eine Warnung? Jeder kommende Tag kann seine Pläne vernichten. Sibylla würde niemals als kranke Frau in eine Ehe hineingehen. Sie würde auf ihre Genesung warten wollen. Auf die Genesung, die nicht kommen würde ...

Sibylla macht am kommenden Morgen einen frischen, unternehmungslustigen Eindruck. Auf dem Wege zur Fabrik sagt sie lachend zu ihrem Verlobten: „Mach dich auf allerhand gefaßt, Pitter! Du wirst eine ganze Sammlung von Grauköpfen kennenlernen. Jugend ist bisher in den Zander-Werken nicht sehr gefragt gewesen."
„Ich hab' keine Angst", sagt Peter selbstbewußt. Dabei klopft ihm das Herz doch vernehmlich.
Die Abteilungsleiter der Zander-Werke sind im Konferenz-Zimmer versammelt. Hersbach übernimmt die Vorstellung. Acht Namen, acht gemessene Verbeugungen.
Sibylla sitzt an der schmalen Seite des Tisches zwischen Peter und Hersbach. Der Direktor spricht ein paar einleitende Worte. Mit den Freunden des Hauses Zander freue sich das Werk über die Entscheidung der verehrten Chefin. Allerdings falle ein kleiner Wermutstropfen in diesen Freudenbecher. Die Chefin habe ihren Willen kundgetan, sich weitgehend aus der Leitung des Unternehmens zurückzuziehen. Das sei schmerzlich. Jeder der Anwesenden werde ihren erfahrenen Rat und ihre energisch zupackende Art vermissen. Im übrigen sei er sicher, daß sich der künftige Gatte der verehrten Chefin rasch in die schwierige Materie einarbeiten und sich die reichen Erfahrungen der hier Anwesenden gern zunutze machen werde.
Peter spürt die kleinen Spitzen in Hersbachs Worten.
Auch Sibylla scheint sie empfunden zu haben. Nachdem der Direktor geendet hat, erhebt sie sich, dankt in kurzen Worten für die schönen Glückwünsche und das gute Vertrauen, das bisher in der Zusammenarbeit zwischen ihr und jedem einzelnen Herrn bestanden habe. Sie dürfe wohl erwarten, daß dies Vertrauen in Zukunft ihrem Verlobten gelte. Ab heute werde er langsam versuchen, sich einzuarbeiten.
Als Sibylla geendet hat, herrscht einen Augenblick Schweigen in der Runde. Acht Augenpaare blicken erwartungsvoll auf Peter. Aber der junge Mann starrt auf seine gepflegten braunen Hände. Nervös blättert Hersbach in den Akten.
Sibylla löst schließlich den Bann. „Worüber müssen wir uns heute unterhalten, meine Herren?"
„Zunächst einmal über die Frage des neuen Webstuhls", sagt Hersbach.

„Darüber wird uns sicherlich Herr Lemcke einiges sagen können", wendet sich Sibylla aufmunternd an einen sechzigjährigen, glatzköpfigen Herrn, der so gar nichts von einem Techniker an sich hat.
Der Oberingenieur rückt an seiner Brille mit dicken Gläsern, steht schwerfällig auf, kramt in einem Haufen von Papieren herum und beginnt dann umständlich Vortrag zu halten. Zwei Modelle, zwei Angebote stünden zur Debatte. Er entwickelt weitschweifig ihre Vorzüge und Nachteile. Er wirbelt dabei mit Zahlen und Fachausdrücken, daß Peter die Haare zu Berge stehen. Schließlich gibt es der junge Mann auf, den Ausführungen des Oberingenieurs Lemcke zu folgen. Er läßt dafür seinen Blick über die Tischrunde gehen. Sibylla hat recht gehabt. Dies ist tatsächlich eine Versammlung von Grauköpfen. Kühle, abweisende, alte Gesichter; Augen, in denen nicht die Spur von Temperament oder Unternehmungslust glimmt.
Nur ein Mann fällt Peter angenehm auf. Er beobachtet ihn eine Weile. Dieser Mann mag etwa fünfzig sein. Er hat schläfrig die Lider über die Augen gezogen und scheint gelangweilt vor sich hinzudösen. Plötzlich aber kommt Bewegung in die Gestalt. Der Mann starrt auf einen Punkt, der sich langsam über die Tischplatte bewegt. Kein Zweifel, es handelt sich um eine Fliege. Langsam und vorsichtig schleicht die Rechte des Mannes über den Tisch, greift plötzlich zu. Der schwarze Punkt ist verschwunden. Der Mann hält die geschlossene Hand ans Ohr, nickt befriedigt. Da kreuzt sich sein Blick mit dem Peters. Ein spitzbübisches Lächeln erscheint auf seinem Gesicht. Peter lächelt zurück.
Niemand um den großen Tisch ist dieses kleine Intermezzo aufgefallen. Für Peter aber ist es wie eine Oase in dieser trockenen Luft des Konferenzsaales.
Als es dann ans Debattieren geht, zeigt sich, daß Herr Krumbeck – so heißt der Fliegenfänger, der Verkaufsleiter der Zander-Werke ist – keineswegs geschlafen hat. Er greift lebhaft in das Hin und Her der Erörterungen ein und würzt seine Einwürfe mit kleinen Späßen. Dabei zwinkert er ein paarmal zu Peter hinüber.
Mitten in die Debatte platzt die Sekretärin Hersbachs hinein: „Es ist ein Bote da mit 2 000 Mark für Sie, Herr van Booven."

„Quittieren Sie bitte, und geben Sie mir nachher das Geld", sagt Peter schlicht.
Durch die Runde der Grauköpfe ist ein Ruck gegangen. Peter scheint, daß er in der Achtung dieser Männer um etliche Grade gestiegen ist.
Als die Debatte über den neuen Webstuhl sich in Nebensächlichkeiten verliert, bestimmt die junge Frau kurz: „Herr van Booven und ich werden uns noch mal in Ruhe mit den Plänen befassen. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie uns schnellstens ein kurzes Exposé über den Fall zukommen lassen würden, Herr Lemcke."
Dann wenden sich die Herren den neuen Entwürfen für Stoffmuster zu. Hersbach hat die Zeichnungen auf großen Tafeln an die Wand heften lassen. Die Herren treten vor diese Zeichnungen und mustern sie mit nüchternem Interesse. Peter stellt mit einem Blick fest, daß es ausnahmslos langweilige Motive sind, die herkömmlichen blumigen Phantasien.
Nur drei Entwürfe, die ganz in der Ecke ihren Platz gefunden haben, erregen seine Aufmerksamkeit. Ihre Zeichnungen sind kühn in den Farben und zeigen ungewöhnliche ornamentale Formen. Peter findet sie originell. Die Herren verweilen bei den anderen Zeichnungen.
„Freche Sache, was?" Herr Krumbeck ist an Peters Seite getreten.
„Scheinen mir die einzig diskutablen hier zu sein!" erwidert Peter.
Leise meint Krumbeck: „Das sagen Sie mal den Herren da ... Diese Blätter hier sind nur aufgehängt worden, damit die Herren was zu lachen haben."
Peter rümpft die Nase.
„Sie haben recht, Herr van Booven", bestätigt ihm Krumbeck. „Mit den Klamotten da ist kein Blumentopf zu gewinnen ... Kein Wunder, daß wir so 'n bißchen ins Hintertreffen geraten sind ... Lassen Sie sich mal von Hersbach die Verkaufs-Statistiken zeigen ... Natürlich, wir halten uns ... aber es geht auch nicht mehr vorwärts ... Wird Zeit, daß hier mal 'n frischer Wind durchpustet!"
Diese Freimütigkeit ist erfrischend für Peter. „Woll'n mal 'n bißchen durchpusten", sagt er leise zu Krumbeck. Dann wendet er sich an die diskutierende Gruppe: „Ach bitte, meine Herren,

wenn Sie Ihre Aufmerksamkeit mal einen kleinen Augenblick hierher wenden könnten . . .“
Zögernd und widerstrebend gruppieren sich die Herren um die Entwürfe in der Ecke.
„Na, was meinen die Herren dazu?“ fragt Peter herausfordernd.
Die Herren schauen ratlos und verlegen auf Hersbach.
„Überspannt modisch!“ sagt der Direktor kurz. Die Herren nicken beifällig.
„Von wem stammen die Entwürfe?“ möchte Sibylla wissen.
„Ein junger Künstler von der Landeskunstschule Hamburg“, erklärt Hersbach. „Ich hab' sie eigentlich nur der Kuriosität halber aufhängen lassen.“
„Und doch scheinen sie mir die einzigen zu sein, über die man sich ernsthaft unterhalten sollte!“
Hersbach hält dagegen: „Wir können uns nicht erlauben, unseren guten Namen mit so etwas zu gefährden. Man wird befremdet sein oder uns sogar auslachen . . .“
„. . . aber unsere Stoffe kaufen“, ergänzt Peter ungerührt.
Jetzt ist er in seinem Element. Von den technischen Dingen versteht er nichts oder noch nichts. Aber hier, wo es um Fragen des Geschmacks geht, darf er ein Wörtchen mitreden.
„Ein gefährliches Experiment, Herr van Booven, vor dem ich warnen muß!“
„Und was würde dieses Experiment kosten?“
„Zehn- bis zwölftausend Mark.“
Peter zeigt lachend seine blitzenden Zähne. „Und deswegen wollen Sie eine solche Chance vergeben?“
„Die Zander-Werke sind groß geworden, weil der Vater unserer verehrten Chefin mit dem Pfennig zu rechnen verstand“, spricht Hersbach in belehrendem Ton.
„Ich habe eigentlich eine andere Ansicht von meinem Schwiegervater gewonnen. Ich habe mir sagen lassen, daß er Erfolge hatte, weil er der Zeit immer ein bißchen voraus war, und nicht, weil er ihr nachhumpelte.“
„Bravo!“ sagt Krumbeck halblaut und fängt dafür einen mißbilligenden Blick von Hersbach auf. Aber der Verkaufsleiter läßt sich nicht einschüchtern: „Ich find' die alten Sachen greulich, meine Herren . . . auf jeder Po-Backe eine Blume . . . damit locken wir die Damen nicht mehr an den Ladentisch.“

Hersbach wendet sich an Sibylla Zander: „Ich glaube, wir dürfen uns auf den sicheren Geschmack unserer verehrten Chefin verlassen. Ich kann mir nicht denken . . ."
Sibylla unterbricht ihn sachlich. „Wir wollen es wagen, Herr Hersbach, Herr van Booven hat recht. Wir müssen den Markt mal nach neuen Möglichkeiten abtasten."
„Wie Sie wünschen!" sagt Hersbach und hat Mühe, seinen Ärger über diesen Sieg Peters zu verbergen.
Sibylla ist nicht ganz zufrieden mit sich. Sie fragt sich, ob sie eine solche Entscheidung auch gefällt hätte, wenn der Vorschlag nicht von Peter gekommen wäre. Wenn die Sache schiefgeht – nun, die Herren sind zu gut erzogen oder zu schlau, sie dann ihre Genugtuung fühlen zu lassen. Aber insgeheim würden sie alle triumphieren.
Die Konferenz geht weiter. Doch es kommen nur noch nebensächliche Dinge zur Sprache. Die Mittagshitze kriecht allmählich in den Raum. Die Stimmung wird von Minute zu Minute schläfriger. So macht Sibylla kurz entschlossen der Qual ein Ende. Sie spricht ein paar Dankesworte und lädt die Herren dann zu dem üblichen Essen ins Hotel.
Es wird keine muntere Mittagstafel. Hersbach hat sich in sein Schneckenhaus zurückgezogen. Er hat sich zu gut in der Hand, um seinen Mißmut offen zu zeigen. Aber selbst die Grauköpfe spüren, wie gespannt die Atmosphäre ist.
Peter und Krumbeck haben sich bei Tisch zueinander gesellt. Sie lachen viel und prosten einander zu. „Auf den frischen Wind!" sagt Krumbeck. „Auf daß ein Orkan daraus wird!"
Gleich nach dem Dessert steigen Peter und Sibylla in den Wagen. Während die letzten Häuser Krefelds hinter ihnen verschwinden, fragt Sibylla: „Nun, Pitter, bist du zufrieden?"
Ja, Peter ist zufrieden. Wenigstens, was seine Position im Werk angeht. Aber er mag sich seines Erfolges nicht recht freuen. Das Ganze steht auf allzu tönernen Füßen, solange Sibylla nicht Frau van Booven ist. ‚In spätestens acht Wochen', hat er Schang gesagt. Aber ihm klingen immer wieder Nirrnheims Worte in den Ohren: ‚Verlobt ist noch nicht verheiratet!'
„Du bist ja plötzlich so still geworden!" sagt die Frau schließlich.
„Das Wetter macht mir Sorgen", antwortet der junge Mann

kurz. Als wolle der Himmel diese Sorge bestätigen, fährt im gleichen Augenblick ein Windstoß über die Straße und treibt den Trümmerstaub in weißlichen Wirbeln vor sich her. Hohes Gewölk hat sich zu einem dünnen, grauen Schleier zusammengezogen. Im Westen steht eine blauschwarze Wand.

Ein paar Kilometer hinter Köln klatschen die ersten dicken Regentropfen gegen die Windschutzscheibe. Peter hält an und zieht das Verdeck über. Schon jagt ein Hagelsturm weiße Eiskörner prasselnd über die Landstraße. Als Peter wieder in den Wagen kriecht, hängen ihm die Haare schon klitschnaß in die Stirn. Sibylla tupft sein Gesicht mit ihrem Taschentuch trocken. „So was geht meistens bald vorbei."

Aber es ist nicht so bald zu Ende. Der Hagelschlag geht rasch in strömenden Regen über. Die Nässe spritzt und sickert rasch unter das Verdeck. Peter bekommt das meiste ab. Die Feuchtigkeit beginnt, unangenehm über seine Haut zu kriechen. Sibylla hat den hellen Mantel wie ein Tuch über den Kopf gezogen. Nur ihr schmales Gesicht schaut daraus hervor.

Als sie wieder ein Städtchen durchfahren, sagt der junge Mann fröhlich: „Wie wär's, Billa, wenn wir der äußeren Nässe ein bißchen innere Nässe entgegensetzten? Ich denk', eine Tasse Kaffee oder ein Glühwein könnte nichts schaden."

„Säufer!" lacht Sibylla. Aber sie hat nichts dagegen, daß Peter beim nächsten Gasthaus bremst und den Wagen auf den kleinen Hof neben dem Lokal setzt. Mit ein paar kurzen Sprüngen sind sie im Haus.

In der Gaststube geht es lustig zu. Eine kleine Gesellschaft hält ein halbes Dutzend Tische besetzt: ein Radfahrklub aus Köln, der bei seiner nachträglichen Pfingsttour vom Unwetter überrascht wurde.

Als Peter und Sibylla eintreten, verstummen die summenden Gespräche für ein paar Sekunden. Neugierig werden die neuen Gäste gemustert. Der Wirt rückt eilig an einem leeren Ecktisch einige Stühle zurecht und wischt mit einem Tuch über das fleckige Holz der Tischplatte.

„Die Herrschaften sind mit Ihrem Wagen unterwegs?" Er weiß solche Gäste zu schätzen.

Munter erwidert Peter: „Mit 'nem Boot wär's heute allerdings besser."

„Un dat auf Siebenschläfer!" grinst der Wirt. „Wenn dat nu sieben Wochen so weiter gießen soll . . ."
„So lange dachten wir allerdings nicht hierzubleiben", gibt Peter lachend zurück.
„Och, von mir aus . . .", antwortet der Wirt.
Peter bestellt zwei Kännchen Kaffee. Diensteifrig verschwindet der Wirt und trägt Peters Jackett und Sibyllas Staubmantel in die Küche. Sie sollen einen bevorzugten Platz am Herd bekommen.
Das nasse, bunte Sporthemd klebt Peter am Oberkörper. Die Mädchen des Radfahrklubs schielen wohlgefällig zu dem gutgewachsenen jungen Mann hinüber. Sibylla findet bei den Herren des Vereins weniger Interesse.
Peter und Sibylla schlürfen das heiße Getränk mit Genuß.
„Entschuldige mich einen Augenblick, Billa!" sagt Peter nach einer Weile. Hastig erhebt er sich und verschwindet durch eine Seitentür. Er steht in einer kleinen Diele mit vielen Türen. Mit raschem Blick orientiert er sich, daß eine von ihnen auf den Hof hinausführt. Gleich darauf steht er draußen neben dem Sportwagen. Er öffnet die Motorhaube und hantiert eine Weile an der Maschine herum. Es gibt einen kleinen Knacks. Mit einem scheuen Blick streift Peter die Fenster der Gaststube und schließt schnell die Haube.
Als er zu Sibylla zurückkehrt, macht sie große Augen. „Meine Güte, Peter, wie bist du bloß naß!"
„Ich hatt' mich in der Tür geirrt!" erklärt der junge Mann kurz.
„Gut, schwimmen wir weiter!" Sie ziehen ihre halbtrocknen Sachen über. Enttäuscht schaut ihnen der Wirt nach.
Dann sitzen Peter und Sibylla wieder unter dem Verdeck. Der junge Mann zieht den Starter. Aber die Maschine gibt keinen Laut von sich. „Nanu!" Peter tut erstaunt. Er wiederholt den Versuch. Wieder ohne Erfolg. Nicht einmal das rote Kontroll-Lämpchen über dem Zündschlüssel leuchtet auf.
„Verflixt!" Peter zwängt sich unter dem Verdeck heraus, klappt die Motorhaube hoch und fängt an, irgendwo herumzunesteln. Dabei rinnt ihm der gleichförmig niedergehende Regen ununterbrochen in den Kragen.
Nach einer Weile ruft er: „Zieh mal, bitte, den Starter!"
Sibylla tut es. Nichts.

Mit einem Ruck wirft Peter die Motorhaube zu und kriecht unter das Verdeck.
„Was nun?" Fragend blickt Sibylla ihn an.
Peter antwortet nicht gleich. Er tut, als überlege er krampfhaft. Schließlich meint er: „Das beste ist wohl, ich seh' mal zu, ob's in diesem Nest 'ne Werkstatt gibt. Da scheint irgendwo 'n Schluß zu sein. Wär' ja kein Wunder – bei dem Regen . . . Setz dich ruhig solange wieder in die Gaststube, Billa. Sicher kann die Sache rasch behoben werden. Ich werd' mal den Wirt fragen, wo die nächste Werkstatt ist."
Der Wirt macht ein freundliches Gesicht, als er die beiden zurückkommen sieht. Ja, natürlich gäbe es eine Werkstatt mit Großtank im Ort, erklärt er auf Peters Frage. Umständlich beschreibt er den Weg dahin.
Nach einer guten halben Stunde kehrt Peter mit einem Autoschlosser zurück. Mit stummer Erwartung sieht der junge Mann zu, wie der Handwerker in der Maschine herumfingert. Nach wenigen Minuten richtet sich der Schlosser auf:
„Da haben wir's!" Erstaunt schüttelt er den Kopf: „Komisch – der Verteilerfinger ist kaputtgebrochen. Als ob einer mit Gewalt daran 'rumgebogen hat. Wie das nur möglich ist . . ."
„Ja, merkwürdig!" echot Peter.
Der Schlosser kratzt sich am Hinterkopf: „Schwierige Sache! Ich glaub' nicht, daß ich so 'n Ding liegen hab' . . ."
„Wie schnell läßt sich denn ein neuer Verteilerfinger besorgen?"
„Wenn ich den Lehrjungen gleich nach Köln losschick', kann er am Abend zurück sein. Das Einbauen ist Sache von ein paar Minuten!"
Peter seufzt erleichtert auf. Nach kurzem Überlegen sagt er: „Also gut! Nehmen Sie den Wagen in die Werkstatt. Ich leg' Wert darauf, daß er gut austrocknet. Er hat unterwegs schon ein paarmal gebockt. Ich denk', das macht die Nässe. Es genügt, wenn ich ihn mir morgen früh holen kann."
„Wird gemacht!" sagt der Schlosser, rückt an der blauen Schirmmütze und trottet davon. Er will seinen alten Ford und einen Gesellen holen, um den Wagen abzuschleppen.
Erwartungsvoll sieht Sibylla dem jungen Mann entgegen. Peter zuckt resignierend die Achseln: „Nix zu machen! Irgend 'ne Sache im Kabelnetz. Außerdem muß der Wagen erst mal gründ-

lich austrocknen. Sonst haben wir gleich wieder Ärger. Vor dem späten Abend können wir kaum weiter."
Sibylla kraust nachdenklich ihre Nase: „Ärgerlich. Dann sind wir erst gegen Mitternacht in Königswinter. Ob ich zu Haus anrufe und Paul mit dem Horch kommen lass'?"
Peter antwortet nicht gleich. Er starrt auf die Regenlachen in der Gaststube. Der Raum ist nun völlig leer. Der Radfahrklub ist aufgebrochen.
Plötzlich setzt der junge Mann ein gewinnendes Lächeln auf: „Ich finde die Sache hier romantisch, Billa. Ich hab' 'ne Schwäche für solche Schenken. Heut' abend ist außerdem Tanz. Da kommen wir doch noch zu unserem Verlobungswalzer ... Was meinst du, wenn wir die Nacht über hierbleiben?" Er spricht ganz unbefangen und blickt ihr dabei mit seinen hellblauen Augen voll ins Gesicht.
„Aber kann man hier denn übernachten?"
„Ich will mal mit dem Wirt sprechen." Eigentlich brauchte er gar nicht mit ihm zu reden. Denn als er vor dem Gasthaus bremste, hat er sich mit einem raschen Blick auf das Schild an der Tür überzeugt, daß sie in einem ‚Hotel' einkehren.
Als der Wirt in die Gaststube zurückkommt, geht Peter rasch zu ihm an die Theke. Sibylla versteht kein Wort von seiner halblauten Unterhaltung mit dem Gastwirt. Sie sieht nur, wie der junge Mann eifrig auf den anderen einredet und wie der ein paarmal bedächtig nickt.
„Alles in Ordnung!" sagt Peter, als er wieder an den Tisch kommt. „Wir können selbstverständlich über Nacht bleiben. Das Haus hat Gastzimmer. Und 'n paar alte Sachen krieg' ich auch gleich. Der Sohn vom Wirt muß sie 'rausrücken ... Außerdem ist hier heute abend Tanz; so 'n richtiger Dorfschwoof ... Was meinst du, woll'n wir mitmachen?"
Aber sie kommen auch an diesem Abend nicht zu ihrem Verlobungswalzer. Gegen acht Uhr wird Billa plötzlich sehr müde. „Ich kenn' mich selber nicht mehr wieder", klagt sie. „Ich bau' in der letzten Zeit immer so schnell ab. Früher hab' ich das überhaupt nicht gekannt."
„Kein Wunder ... nach dem anstrengenden Tag, Billa ... Komm, ich bring' dich 'rauf."
Als sie an der Theke vorbei zur Treppe gehen, meint der Wirt:

„Ich dacht', die Herrschaften wollten noch 'n Tänzchen riskieren . . ." Er macht eine Kopfbewegung zum Saal hinüber, wo eben die Musiker ihre Instrumente stimmen.
„Wir sind rechtschaffen müde", sagt Peter.
„Na, dann angenehme Nachtruhe, Herr van Booven! Gute Nacht, Frau van Booven!"
Sibylla unterdrückt ein kleines Lachen. „Der ist den Ereignissen um ein paar Monate voraus." Plötzlich stutzt sie: „Woher weiß der denn überhaupt deinen Namen?"
„Ich hab' mich doch in die Fremdenliste eintragen müssen."
„Ja, aber ich . . ."
„Ich hab's für dich gleich mitgetan, Billa."
Sibylla macht große Augen: „Etwa unter deinem Namen?"
Peter setzt die Miene eines Lausejungen auf, den man auf frischer Tat ertappt hat. „Na ja, vereinfachtes Verfahren!"
Die junge Frau weiß nicht recht, wie sie sich dazu stellen soll. Schließlich fragt sie: „Geht denn das überhaupt? Ich denk' doch . . ."
„In unserem Falle ja, Billa!"
Peter stützt den schmächtigen Körper. Die junge Frau schmiegt sich in einem unversehens aufwallenden Gefühl von Geborgenheit an ihn.
Oben auf dem Gang schließt Peter eine Tür auf, öffnet sie weit, knipst das Licht an und sagt: „Hier ist es, Billa."
Es ist ein einfaches großes Zimmer ganz im bäuerlichen Stil. Das Mobiliar, die Vorhänge, das Bettzeug – alles ist von einer soliden, derben Güte. Die Dielen sind weißgescheuert, und auf dem Tisch leuchtet ein großer Strauß Sommerblumen.
„Wie hübsch!" ruft die junge Frau aus. „Du hast recht, Pitter . . . das ist richtig ein bißchen romantisch!"
Sie stehen noch an der Tür.
Sibylla hebt sich auf die Zehenspitzen, schließt die Augen und hält Peter den gespitzten Mund entgegen: „Komm, deinen Gutenachtkuß, Pitter!"
„Wollen wir nicht erst die Tür zumachen, Billa?"
Sibylla öffnet erschrocken die Augen: „Aber die Leute . . ."
„Die glauben sowieso, daß wir auf der Hochzeitsreise sind."
„Ja, aber . . . bitte, Pitter, geh jetzt in dein Zimmer 'rüber!"
„Mein Zimmer, Billa? Mein Zimmer ist hier."

Die junge Frau erfaßt den Sinn der Worte nicht sofort.
„Ach, und ich dachte . . .“
„Denk nicht so viel, Billakind. Den Klatschregen hat uns der liebe Gott doch sicher nicht umsonst geschickt.“ Peter lächelt sein ewig bezauberndes, unwiderstehliches Jungenlächeln. „So was ist Schicksal, und dem Schicksal sollte man sich nicht entgegenwerfen.“
„Ich weiß nicht, Pitter . . .“
„Das brauchst du auch gar nicht, Billa. Du sollst nur Vertrauen zu mir haben.“
Behutsam drückt er die Tür ins Schloß.

Als Peter am nächsten Morgen munter pfeifend zur Werkstatt geht, um den Wagen zu holen, sind die Straßen schon wieder trocken. Die milden Schleier des Frühdunstes hängen über den Feldern.
Peter zahlt und gibt ein gutes Trinkgeld dazu. Wenig später setzt er den Wagen in elegantem Bogen vor den Gasthof.
Sibylla sitzt schon am weißgedeckten Frühstückstisch.
„Alles in Ordnung, Billa“, sagt Pitter in seiner unbefangenen Jungenart. „Er fährt wieder wie der Teufel.“
Schon sitzt er ihr gegenüber und langt kräftig zu. Dabei tut er, als bemerke er nicht die Blicke, mit denen Sibylla ihn von Zeit zu Zeit verstohlen mustert.
Endlich schiebt Peter den Teller mit der zerknüllten Serviette zurück. „Na, Billa, so still heute morgen?“
Versonnen blickt die junge Frau zum Fenster hinaus. Ihr Antlitz trägt unbestimmbare Züge, die Glück und Leid, Hoffnung und Angst zugleich ausdrücken können.
Peter rückt seinen Stuhl ganz dicht an den Sibyllas und legt den Arm um ihre Schultern. Aber Sibylla schweigt noch immer. Es ist, als ringe sie mit einem schweren Entschluß.
„Ich hab' einen großen Wunsch, Pitter!“ kommt es endlich leise über ihre Lippen.
Der Mann blickt ihr fragend ins Gesicht. Er weiß, was nun kommen wird, weil es kommen muß. Seine Rechnung – die letzte Rechnung in seinem großen Spiel – ist aufgegangen.
Da hört er auch schon Sibyllas schamhaft verhaltene Stimme ganz dicht an seinem Ohr: „Laß uns bald heiraten, Pitter!“

Bittend legt sie ihre durchsichtigen Finger über seine gebräunte Hand. Ihre Stimme ist in diesem Augenblick von einer Zärtlichkeit, die ihn seltsam berührt. Sie ist still und verhalten, wie von einem großen, unbegreiflichen Glück übersonnt.
Nun, Peter van Booven, der Augenblick, den du dir seit zwei Tagen immer wieder herbeigewünscht, ist da! Huscht nicht ein kaum unterdrückbares triumphierendes Lächeln über deine verlockenden Lippen? Ist jetzt nicht ein einziger Rausch von Stolz und Siegerglück in dir? – Seltsam: das Gefühl der großen Genugtuung will sich nicht einstellen. ‚Was ist denn los, Pitter? Was ist denn los?' schilt er im stillen. Doch es hilft nichts – das Gefühl eines dumpfen Unbehagens bleibt . . .
Sibylla mißdeutet dieses Schweigen. Ein zages Lächeln schleicht über ihr Gesicht: „Ja, Pitter, ich hab' nämlich Angst, weißt du, ganz einfach Angst. Die Leute haben so viel über eine gewisse Filmprinzessin gewitzelt und . . ." – sie muß sich überwinden, das zu sagen – „über ihr Sechsmonatskind . . . Ach, Pitter, ich würde mich ja so freuen. Ich glaube, ich würde ganz kindisch vor Glück sein. Nur, daß die Leute darüber witzeln könnten, das ist es, was ich nicht ertrüge."
Peter wagt nicht den Kopf zu heben. Ein fast schmerzhaftes Mitgefühl hat von ihm Besitz ergriffen. Diese junge Frau freut sich auf das neue Leben, das aus ihr wachsen könnte, und ahnt nicht, daß sie selber schon am Tor des Todes steht. Der Mann hat plötzlich ein trockenes Würgen im Halse.
Nun ist es totenstill im Raum. Nur die Uhr über dem Schanktisch hallt aufdringlich ihren Takt. Peter hat den sinnlosen Gedanken, er müsse sie anhalten und damit die Zeit und das grausame Schicksal, das in ihr liegt.
‚Wohin ist deine Überlegenheit, Pitter?' fragt er sich verzweifelt.
„Ist es denn nicht auch ein bißchen dein Wunsch, Pitter?" In Sibyllas Stimme schwingt schon eine kleine Angst.
„Natürlich, Billa!" antwortet Peter heiser. Er sagt es fast wie eine schmerzliche Wahrheit. Wie anders hat er sich diese Stunde vorgestellt: als einen großen, feierlichen Augenblick, der sein Leben aus den Fesseln kleinbürgerlicher Enge und dauernder finanzieller Not befreien würde. Nun aber nistet quälende Unzufriedenheit in allen Winkeln seines Wesens.

„Natürlich freu' ich mich, Billa! Ich freu' mich genauso wie du! Ja, laß uns bald heiraten."
Das soll fröhlicher klingen. Und der Klang seiner Stimme täuscht die Frau an seiner Seite in der Tat. Nur: ihm selber klingt seine Stimme merkwürdig fremd. Er versteht sich in diesem Augenblick selber nicht mehr.

26

Es dunkelt schon, als Peter seinem Zuhause bei Frau Pratsch zustrebt.
Die seltsame Unruhe vom Vormittag ist nicht gewichen. Er hat sie durch Betriebsamkeit überdecken wollen. Er hat sich in hellem Eifer mit Sibylla ins Pläneschmieden gestürzt. Umsonst! Es liegt wie ein Schatten über allem.
Nun, da Sibylla sich zu einer raschen Heirat entschlossen hat, macht sie sich gleich mit praktischem Sinn an die Verwirklichung dieses Entschlusses. Die junge Frau bekommt vor Glück rote Wangen, wenn sie die nächste Zukunft lebendig werden läßt: die Hochzeit kirchlich und standesamtlich natürlich, die Hochzeitsreise, Peters Umzug in ihr Haus, die neue Verteilung der Räume in der Villa Zander – tausend Fragen wollen geklärt, tausend Dinge überlegt sein.
Darüber ist es auf der Terrasse über dem alten Park einmal wieder reichlich spät geworden. Peter hat schließlich das Gespräch unversehens abgebrochen. „Du mußt dich hinlegen, Billa! Und ordentlich schonen! Es werden anstrengende Wochen für uns beide werden."
„Ich könnt' die ganze Nacht so mit dir träumen, Pitter", hat die junge Frau geseufzt. Aber sie hat sich dann doch schnell seiner Besorgnis gebeugt.
Peter möchte an diesem Abend nicht gern allein sein. Am liebsten würde er in einem Lokale nach munterer Gesellschaft suchen. Aber schließlich ist ja auch noch Herbert da.
Im Vorbeigehen holt Peter eine Flasche Kognak aus dem ‚Tubak'.

In dem gemeinsamen Zimmer brennt noch Licht. Herbert sitzt vor einem Stapel alter technischer Zeitschriften.
„Da bin ich wieder!" sagt Peter munter. „Ich hab' dir auch was mitgebracht!" Er stellt die Flasche vor den Freund.
„Ich hatt' dich eigentlich schon gestern zurückerwartet." Herbert sagt es ganz ruhig. Aber es schwingt doch in dieser Stimme ein Etwas mit, das Peter stutzig macht.
„Ja, weißt du ... wir sind gestern nämlich zwischen Köln und Bonn hängengeblieben ... Panne im dicksten Regen ... Da half alles nichts ... wir mußten in irgend so einem kleinen Nest übernachten ..." Mit nervösen Fingern zündet er sich eine Zigarette an. Er spürt es wohl: Unbehagen lastet im Raum. Die Luft ist mit Spannung geladen.
„Na, schlecht gelaunt, Herbert?" Er legt vertraulich seinen Arm um die Schultern des Freundes und sieht ihm dabei ins Gesicht. Aber Herbert weicht seinem Blick aus und entzieht sich mit einer leichten abwehrenden Bewegung dem Arm des Freundes. ‚Da ist doch irgend etwas passiert!' denkt Peter. ‚Ob Herbert die Sache mit der Contax spitz bekommen hat?'
„Na, da wollen wir erst mal einen zur Brust nehmen! Schließlich müssen wir unsere Wiedersehensfeier noch nachholen." Er gibt sich fröhlich und ungezwungen. Schon hantiert er an dem Stanniolverschluß der Flasche herum.
„Laß nur, Pitter! Ich bin heut nicht dazu aufgelegt!" sagt Herbert kurz.
Peter überhört diesen Einwand. „Gläser brauchen wir nicht. Wir machen's so wie's letzte Mal ... weißt du noch, damals, als wir beide 'rausmußten ... an die Front ... wie wir da noch mal auf der Bank am ‚Steinchen' saßen und langsam 'ne Flasche Steinhäger' leerlutschten?"
Er weiß, wie empfänglich Herbert für solche Erinnerungen ist, und beobachtet gespannt die Wirkung seiner Worte.
Herbert ist damit beschäftigt, die kurze Stummelpfeife wieder in Brand zu setzen. Er starrt dann gedankenverloren in ein aufgeschlagenes Heft auf dem Tisch. Mit einer ungeduldigen Geste klappt Peter das Heft zu. „Nun sei nicht so stur, Herbert! Diesen langweiligen technischen Krimskrams kannst du dir auch morgen zu Gemüte führen! Komm, nimm mal 'nen kräftigen Begrüßungsschluck auf unsere alte Freundschaft!"

Herbert nimmt zögernd die Flasche und führt sie an den Mund. Aber er tut nur einen kleinen Schluck. Lachend sagt Peter: „Du scheinst allerhand verlernt zu haben, Herbert!"
„Und du allerhand dazu!" Es ist wie ein kurzer Peitschenschlag.
Peter setzt mit einem Ruck die Flasche ab, die er eben an die Lippen geführt hat. Entgeistert starrt er den Freund an. Das klang ja ziemlich bitter!
„Was willst du damit sagen, Herbert?" Er zerdrückt heftig die angerauchte Zigarette im Aschbecher.
Herbert antwortet nicht gleich. Er legt die Stirn in zahllose Falten und kneift das linke Auge halb zu – ein Zeichen, daß seine schwerfälligen Gedanken und Gefühle mit irgend etwas nicht klarkommen.
„Ich kenn' dich doch, Herbert . . .", sagt Peter vorsichtig. „Du brauchst möglichst schnell 'ne Arbeit . . . Du bist kein Mann, der lange untätig herumsitzen kann . . ." Ihm kommt plötzlich eine gute Idee: „Übrigens hab' ich in Krefeld deinetwegen den ersten Nagel eingeschlagen . . . Die montieren 'ne neue Maschine und brauchen 'nen Techniker . . . Billa und ich haben natürlich gleich an dich gedacht . . . Ich würd' schrecklich gerne mit dir zusammenarbeiten."
Ein Schatten gleitet über Herberts gutes, ehrliches Gesicht. „Das ist nett von euch, Pitter . . . aber ich glaube nicht, daß ich eure Hilfe annehmen kann."
„Und weshalb nicht, wenn ich fragen darf?" Peter ist ehrlich betroffen. Teufel, das scheint ein schwieriger Fall zu sein! Peter tut einen tiefen Schluck aus der Flasche und stellt sie vor Herbert hin.
Der Freund steht mit zusammengekniffenen Lippen da. Heftig arbeitet es in seinem sonst so ruhigen Gesicht.
„Würde es denn nicht auch dir ein bißchen Freude machen, mit mir zusammenzuarbeiten, Herbert?" Peter fragt es mit warmer, werbender Stimme. „Ich werd' ja so was wie'n Generaldirektor da unten . . . Billa wünscht es . . . Glaub mir, Herbert, wenn wir dir so 'ne Stellung anbieten, dann ist das nicht wegen unserer Freundschaft . . . Wir brauchen dich . . . Ja, ich brauch' dich in Krefeld . . . Du müßtest dir bloß mal den Laden angucken! Wie 'n Altersheim! . . . Da muß frischer Wind 'rein . . . sozusagen 'ne

Blutauffrischung ... Billa weiß schon, weshalb sie so drauf drängt, daß ich mich in die Leitung einschalte ... Du wärst gerad' der richtige Mann, mir dabei zu helfen ..." Er hat sich richtig in Feuer geredet und schüttet sich einen kräftigen Schluck durch die Kehle. Aber Herberts grüblerische Gespanntheit bleibt.

Peter geht gleich noch einen Schritt weiter: „Übrigens machen wir in ein paar Wochen Hochzeit ... und Billa und ich möchten beide gerne, daß du unser Trauzeuge bist ..." Sibylla und er haben auf der Rückfahrt tatsächlich darüber gesprochen.

Herbert hüllt sich in dicke Rauchwolken aus seiner Stummelpfeife. „Nein!" sagt er plötzlich hart. „Das wird nicht gehen, Pitter! Es tut mir leid! Ich kann auch das einfach nicht!"

Peter hat nun doch Mühe, seinen Ärger herunterzuschlucken. „Und wieso nicht? Wir drei sind doch schließlich Jugendfreunde, nicht wahr? Wenn du es mir zuliebe schon nicht tun willst, dann kränk' wenigstens Billa nicht durch so 'ne Absage."

„Ich kann es einfach nicht", wiederholt Herbert wie ein Sprechautomat.

Peter hat sich auf der Couch niedergelassen und spricht der Flasche zu.

„Wenn ich bloß wüßte, was in dich gefahren ist, Herbert! ... Da komm' ich nichtsahnend an und hab' 'ne ganze Menge von erfreulichen Neuigkeiten für dich ... und du zeigst mir die kalte Schulter ... Ich hab' unsere Freundschaft eigentlich ganz anders in Erinnerung ... Als du vor zwei Tagen ankamst, war's doch auch ganz anders ..."

„Ja ... vor zwei Tagen!" antwortet Herbert gedehnt. „Da war ich auch noch nicht im Städtchen herumgekommen ... da hatt' ich noch nicht gehört, was man sich über dich erzählt ... ganz offen erzählt ... sogar wenn ich dabei bin ... obgleich sie alle doch schließlich wissen, wie wir zueinander stehen."

„Ich hab' nie gewußt, daß du soviel auf das Gerede der Leute gibst ... Aber vielleicht darf ich auch mal erfahren, was sie denn so Schreckliches über mich zu berichten wissen?"

Herbert führt einen stummen Kampf mit sich selber, Peter erkennt, wie verzweifelt der Freund ist. Vorsichtig versucht er, ihm auf den Weg zu helfen: „Ist es wegen Billa und mir?"

„Auch deswegen!" stößt Herbert hervor.

Peter läßt ein kleines bitteres Lachen hören. „Diese Neidhammel! Natürlich! Wenn hier einmal einer ein bißchen Glück oder Erfolg hat, möchten sie ihn am liebsten gleich zerreißen."

„Glück . . .?" Gefährlicher Zweifel klingt aus Herberts Worten.

„Ja, Glück!" sagt Peter bestimmt.

„Nun ja – je nachdem, was man so unter Glück versteht." Herbert spricht langsam und bedächtig, als müsse er jedes Wort auf die Waagschale legen. „Ich weiß, wie du früher über Billa gesprochen hast. Ich kenn' dich auch sonst, Pitter . . . Ich weiß, wie stolz du immer gewesen bist, mit den schönsten Mädchen und den schicksten Frauen gesehen zu werden. Und ich hab' schließlich Augen im Kopf, um feststellen zu können, daß Billa deinem Frauenideal wohl weniger entspricht als jede andere!"

Peter legt einen drohenden Unterton in seine Stimme: „So was Ähnliches hast du neulich schon mal geäußert, aber ich hab's nicht ganz ernst genommen. Möchtest du mir nun bitte erklären, was du damit sagen willst?"

„Daß du Billa nicht aus Liebe heiratest, sondern . . ." Er stockt in tiefer Befangenheit.

„Sondern . . .?" fragt Peter kalt.

Auch jetzt geht Herbert wieder auf Umwegen: „Ich hab' im Städtchen immer wieder zu hören bekommen, daß du unter die Glücksritter gegangen bist, Pitter . . . daß du erbarmungslos über Menschen hinweggehst, wenn es zu deinem Vorteil ist . . . und daß dir im Falle Billa das Bankkonto wichtiger wäre als das Herz . . . Es ist bitter, wenn man so über den besten Freund reden hört und – nichts dagegen sagen kann."

„Ach – und weshalb kannst du das nicht? Ich würde unsere Freundschaft anders auffassen!"

„Ich wäre glücklich, wenn ich's könnte, Pitter! Wenn ich im Lager an Königswinter gedacht hab', hab' ich immer in erster Linie an Mutter und dich gedacht. Ich mach' kein Hehl daraus, daß du für mich schon als Junge immer eine Art Abgott gewesen bist, zu dem ich vertrauensvoll aufschauen durfte. Und ich würd' es auch heute noch können, wenn . . ."

„Bloß weil ich früher als dummer Junge mal ein paar unfreundliche Bemerkungen über Billa gemacht hab' . . . Über wen haben wir die damals nicht gemacht!"

„Das vielleicht, aber ... man sagt, du hättest ein Mädchen in den Tod gejagt ...“
Das also ist es! Gerda Peters! Peter atmet auf. Klar, daß sich Herberts rechtschaffenes Bürgergemüt gegen die Umstände dieses Falles auflehnt.
„Ich gebe zu, daß der Schein da gegen mich spricht, Herbert ... Aber wenn du dir den Fall in Ruhe überlegst, wirst du mir schließlich doch recht geben müssen ... Wenn wir Männer jedes Mädchen heiraten wollten, mit dem uns einmal eine kurze Leidenschaft verbunden hat ...“
Herbert blickte sein Gegenüber bestürzt an: „Aber sie erwartet doch ein Kind von dir!“
„Ich hab' ihr versprochen, für das Kind zu sorgen ... Kann ich mehr tun?“
„Sie heiraten!“
„Und damit sie und mich selber unglücklich machen?“
„So was muß man sich vorher überlegen; sie nachher in Verzweiflung und Tod zu treiben ...“
Peter braust plötzlich auf: „Verdammt noch mal! Red nicht solchen Quatsch! Ich hab' sie nicht in den Tod getrieben! Sie lebt und wird es nicht schlecht haben. Billa hat sich ihrer angenommen und will für sie sorgen.“
„Daß Billa das überhaupt getan hat!“
„Sie liebt mich eben! Es kommt mir gerad' so vor, als wenn du solche Gefühle gar nicht verstehen kannst!“
Herbert lächelt bitter vor sich hin. Die Stummelpfeife ist ihm schon wieder ausgegangen. Kalter Rauch hängt im Zimmer. Irgendwo im Hause schlägt eine Uhr.
Langsam und erst nach einer erdrückend langen Pause spricht Herbert wieder: „Ich weiß nicht, ob du gehört hast, daß Gerda Peters schon wieder auf Leben und Tod liegt.“
Peter ist, als hätte eine Faust nach seinem Herzen gegriffen.
„Schon wieder? Was heißt das? Was willst du damit sagen?“
Mit automatischen Bewegungen schiebt er die Flasche über den Tisch. Der Kognak schmeckt ihm plötzlich nicht mehr. Seine Hände fliegen. Schweiß steht ihm auf der Stirn.
„Ein neuer Selbstmordversuch ... Ich hab's von Traudchen.“
„Aber das – ist doch nicht möglich!“ murmelt Peter. „Es war doch alles gut ... und Doktor Linz wollte doch aufpassen ...“

„Der kann schließlich nicht immer neben ihrem Bett sitzen."
In Peter ist nur dumpfe Verzweiflung. Er sieht wieder einmal riesengroß Gefahren aufsteigen. Wenn Gerda stirbt, wird sein ganzes so sorgsam aufgebautes Gebäude noch im allerletzten Augenblick zusammenbrechen. Daß Sibylla dann doch noch in einem kurzen, harten Entschluß die Konsequenzen zieht, ist so gut wie sicher; denn nun würde sie sich mitschuldig fühlen an dem Tode des Mädchens. Er ahnt dunkel, was ein solches Schuldgefühl für Sibylla bedeuten mußte.
Er ist aufgestanden und geht mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Schweigend folgt Herbert jeder seiner Bewegungen.
Widerstreitende Gefühle zerren an Peter. Der Gedanke, Sibylla nun doch zu verlieren, ist ihm unerträglich. Mit leiser Verwunderung stellt er dabei fest, daß er viel mehr an sie denkt als an die Vorteile, die ihm die Ehe mit ihr bringen könnte. Er vermag sich in diesem Augenblick gar nicht vorzustellen, daß sie eines Tages nicht mehr für ihn dasein sollte, daß sie morgen schon wieder aus seinem Leben verschwunden sein könnte. Morgen schon? Wird sie nicht ohnehin eines Tages aus seinem Leben gehn? Sehr bald sogar? Mit ungeheuerlicher Gewalt überfällt ihn jetzt die Vorstellung von ihrem drohenden Schicksal.
Einige Sekunden lang schwankt er, ob er Herbert nicht alles sagen soll. Aber was wäre damit gewonnen? Für den Freund wäre ein solches Geständnis nichts als eine Bestätigung seiner Zweifel.
Jäh bleibt er vor Herbert stehen. In tiefer, dumpfer Verzweiflung bricht es aus ihm hervor: „Sag mir doch, Herbert ... ist das denn nötig, daß man wegen einer einzigen Stunde Leichtsinn ein ganzes Leben lang büßt? Soll ich denn sehenden Auges in mein Unglück rennen? Wem wäre auch damit geholfen? Herbert, wenn du noch mein Freund bist, dann mußt du mir in dieser Stunde blindlings vertrauen. Auch wenn alles gegen mich spricht und wenn alle gegen mich sind! Ich weiß, Herbert, ich weiß es bestimmt, daß du mich verstehen würdest, wenn ich dir jetzt schon alles sagen könnte ... aber ich kann es nicht. Selbst dir nicht, meinem einzigen und besten Freund. – Glaub mir, Herbert – und vertraue mir! Vielleicht kann ich schon bald zu dir sprechen, vielleicht schon in einem halben Jahr, und dann ..."

Er unterbricht sich jäh. Herbert starrt ihn aus weitaufgerissenen Augen an. Alles an ihm ist Abwehr und Entsetzen:
„In einem halben Jahr? – Schon in einem halben Jahr!?"
Er hat die Stummelpfeife auf den Tisch gelegt und sich erhoben. Er tritt ganz dicht an Peter heran, packt ihn an beiden Armen und blickt ihm mit hartem, forderndem Blick in die Augen:
„Dann stimmt also auch das!"
„. . . auch das!' – Peter weiß, daß es vor diesem Blick und diesem Wort kein Verkriechen mehr gibt. Er ist blaß bis in die Lippen. Herbert hält ihn noch gepackt: „Sag, daß sie alle lügen, wenn du das noch wagst!"
Peter glaubt vor einem Abgrund zu stehen. So weit also ist es schon, daß man auch sein letztes Geheimnis kennt! Was soll er vor dieser fürchterlichen, unausgesprochenen Anklage noch sagen?
Er schweigt.
Herbert lockert seinen Griff. Wie kraftlos läßt er seine Hände herabfallen. Er hat die Stirn wieder in Falten gelegt und das linke Auge halb geschlossen. So steht er eine Weile regungslos. Dann rafft er plötzlich die Hefte auf dem Tisch zusammen und geht mit schweren Schritten zur Tür. Aber Peter tritt ihm in den Weg. „Wo willst du jetzt hin?"
Herbert blickt ihm kalt ins Gesicht: „Mir irgendwo im Hause einen Platz zum Schlafen suchen . . ."
„Aber das hier ist doch dein Zimmer!"
„Nicht, solange du hier schläfst . . ."
Da begreift Peter. „Gut – ich hab' verstanden. Hier ist d e i n Zuhause! Ich werd' schon irgendwo unterkommen! Gute Nacht!"
Auf unsicheren Füßen verläßt er den Raum. Gleich darauf klappt die Haustür.

Peter hastet durch die menschenleeren nächtlichen Straßen. Einsam hallt sein Schritt auf dem Pflaster. Die leichte Benommenheit durch den Alkohol zerfliegt rasch in der kühlen Nachtluft. Der junge Mann ist ehrlich verzweifelt. Ein Gefühl namenloser Einsamkeit überschleicht ihn. Er hat nun kein Zuhause mehr. ‚Aber hab' ich denn jemals eines gehabt?' fragt er sich selber. Er ist immer ein Vagant gewesen. Er hat sich nie um ein Dach über seinem Kopf gesorgt. Er hat noch immes eines gefunden, wenn

er es brauchte. Aber in dieser Nacht weiß er tatsächlich nicht, wohin.
Unter einer Straßenlaterne wirft er einen Blick auf die Armbanduhr. Kurz nach elf Uhr. Bis zur Polizeistunde könnte er noch ins ‚Drachenloch' gehen. Aber das wäre nur eine Galgenfrist von wenigen Stunden. Dann stünde er wieder auf der Straße.
Er sehnt sich plötzlich nach Sibylla. Deutlich sieht er ihr schmales, schlummerndes Antlitz in den Kissen liegen. Er sehnt sich nach ihrer gütigen Ruhe, nach dem sanften Streicheln ihrer Hände, das alle zerrende Unruhe glättet, nach ihrer milden, zärtlichen Stimme, nach ihrer gepflegten Gegenwart. Einen Augenblick lang überlegt er, ob er nicht zu ihr gehen soll. Aber was kann er ihr sagen? Sie hat ja aus Herberts Mund vernommen, daß Peter bis zur Hochzeit bei ihm wohnen könnte. Wie kann er ihr nun seine Obdachlosigkeit erklären? Natürlich könnte er ihr den rettungslos Verliebten vorspielen. Aber seltsam, dieses Falschspiel mit Worten und Gefühlen widert ihn langsam an. Er möchte am liebsten seinen Kopf in Sibyllas Arm betten und ausruhen wie von einer langen Irrfahrt.
So rennt in dieser Nacht Peter van Booven durch die Straßen der kleinen Stadt am Rhein: mit sich und seinem Leben zerfallen. Und wieder erhebt sich wie ein drohendes Gespenst die Unsicherheit über seinem Dasein. Gerda hat einen neuen Selbstmordversuch unternommen! Er müßte sie hassen um der immer neuen Schwierigkeiten willen, die sie ihm macht. Aber merkwürdig, nicht einmal das kann er in dieser Stunde. Ja, wenn er ehrlich sein soll: sie tut ihm sogar ein bißchen leid.
Auf seiner ziellosen Wanderung kommt Peter van Booven an dem Arzthaus vorüber. Er bleibt am Zaun stehen und starrt zu der kleinen Villa hinüber. In zwei Zimmern zu ebener Erde brennt noch Licht. Peter überlegt: hier ist der Ordinationsraum des Doktor Linz und dort das Zimmer, in dem damals Gerda lag. Wenn er nur einen Blick hineintun könnte! Aber die Vorhänge sind geschlossen.
Eine Zeitlang wandert er unruhig vor dem Gartenzaun auf und ab. Dann steht er ein paar Minuten an der Pforte, die Hand unschlüssig auf das kühle eiserne Gitterwerk gelegt. In raschem Entschluß stößt er endlich das Tor auf und geht zum Haus.

Auf sein Klingeln öffnet nach einer Weile Trauddchen. Als sie den jungen Mann erkennt, lächelt sie. Doch sofort erfriert dieses Lächeln auf ihrem Antlitz zu einer feindseligen Maske. „Herr van Booven ... Sie?" stottert sie befangen.
„Ich möcht' gern Herrn Doktor Linz sprechen, Trauddchen!" Peters Stimme ist von einer gequälten Freundlichkeit. Am liebsten möchte er an dem Mädchen vorbei in das Haus stürzen.
„Ja, ich weiß net ... der Herr Doktor ..."
Peter wird ganz kühl: „Sagen sie ihm bitte, ich käme im Auftrage meiner ... von Frau Zander!" Merkwürdig, daß ihm die Worte ‚von meiner Verlobten' so schwer über die Lippen wollen!
Trauddchen steht ein paar Sekunden entschlußlos da. Schließlich überwindet sie ihre Bedenken: „Moment mal!" meint sie kurz. Sie schließt die Tür bis auf einen kleinen Spalt.
Peter steht verbittert in der schmalen Lichtbahn, die herausfällt. ‚So weit ist es gekommen', denkt er, ‚jeder Hausdrachen darf dich wie einen dummen Jungen vor der Tür warten lassen.'
Aber er findet nicht lange Zeit zum Nachdenken. Jäh wird die Tür aufgerissen. Die kleine, untersetzte Gestalt des Arztes steht in dem hellen Geviert.
„Sie wagen es noch, hierherzukommen?" Die Stimme des Arztes ist voller Haß.
„Ich komme im Auftrag von Frau Zander und ..."
„Und wie lautet Ihr Auftrag?"
„Ich sollte mich nach dem Befinden unserer kleinen Patientin erkundigen." Er betont besonders das Wörtchen ‚unserer'.
Doktor Linz steht eine Weile schweigend da. Sein Gesicht liegt im Schatten. Aber Peter glaubt darauf Zweifel und Abwehr erkennen zu können.
Endlich sagt der Arzt mit erzungener Ruhe: „Es geht ihr den Umständen entsprechend gut. Aber daß gerade Sie den traurigen Mut finden, hierher ..."
Peter unterbricht ihn: „Ich sollt' mich durch persönlichen Augenschein überzeugen, daß Fräulein ..."
Der Arzt machte eine heftige, ablehnende Bewegung.
„Frau Zander wäre am liebsten selber gekommen. Aber sie ist von den letzten Tagen in Krefeld ziemlich mitgenommen."

Der Arzt schwankt einige Augenblicke. Man sieht ihm an, daß er dem jungen Mann am liebsten die Tür vor der Nase zuschlagen würde. Aber um der noch immer geschätzten Freundin willen muß er wohl in den sauren Apfel beißen. Immerhin wird er ihr zu verstehen geben, daß es taktlos von ihr war, gerade Peter van Booven zu schicken.
„Also kommen Sie!" sagt er schließlich unfreundlich und wendet sich zur Diele hinein.
Vor der weißen Tür fragt Peter halblaut: „Wie konnte es zu diesem neuen Selbstmordversuch kommen, Herr Doktor Linz?"
Der Arzt dreht ihm voll sein Gesicht zu: „Wer spricht denn von einem Selbstmordversuch?"
Peter ist betroffen. „Ja ... ich dachte ... ich hörte ...", stammelte er.
„Ich hab' keinen Ton von einem Selbstmordversuch verlauten lassen, Herr van Booven ... Man hat Sie offenbar falsch unterrichtet. Genau genommen ist es sogar das Gegenteil ... ein Mordversuch."
„Ein Mordversuch?" Peter hat für einige Augenblicke die Fassung verloren.
„Ja, ein Mordversuch am keimenden Leben."
„Ach so!" Der junge Mann kann seine Erleichterung nicht verbergen.
„Ich sprach von einem Versuch, Herr van Booven!"
„Ja und?" Peter fühlt in diesem Augenblick nur zu gut, weshalb der Arzt das Wort ‚Versuch' betont.
„Sie hatten, Gott sei Dank, wieder einmal Pech, mein Lieber!"
Peter braust auf: „Ich verbitte mir solche Unterstellungen!"
Der Arzt überlegt einige Sekunden. Dann gleitet ein spöttisches Lächeln über sein Gesicht. „Bitte sehr!" Einladend öffnet er die Tür.
Die abgeschirmte Lampe streut mildes Licht durch den Raum. Statt der Couch steht nun ein richtiges Bett in der Ecke. Auf einem Stuhl daneben sitzt häkelnd Schwester Hanna.
„Lassen Sie uns bitte einen Augenblick allein!" sagt der Arzt kurz zu der hageren Frau.
Peter steht eine Weile schweigend neben dem Bett. Das Bild der Kranken erschüttert ihn. In den Kissen ruht ein Antlitz, das sich auch jetzt im Schlummer nicht entspannt hat. Die Lider

liegen bläulich über den Augen. Ohne Unterlaß sind die Lippen in zuckender Bewegung.
„Ist es gefährlich?“ fragt Peter leise.
Der Arzt sieht ihn sekundenlang mit unbestimmbarem Gesichtsausdruck an. Dann sagt er ganz kalt: „Eine Vergiftung ... wundert Sie das?“
Peter versteht den Sinn der Frage nicht. Mit einer impulsiven Geste beugt er sich zu der Liegenden nieder und streicht ihr über die feuchte Stirn. Der Arzt macht eine Bewegung, als wolle er dem jungen Menschen in den Arm fallen. Aber er fährt zurück, als die Lippen der Kranken unverständliche Worte zu murmeln beginnen. Die bläulichen Lider flimmern und heben sich plötzlich. Es dauert eine ganze Weile, bis Gerda den Geliebten von einst erkennt. Dann kommt nur ein tonloses Flüstern von ihren Lippen: „Mein Gott, Pitt ... du ...?“
„Reg dich nicht auf, Gerda ...“ Peters Worte klingen sehr liebevoll. „Ich hab' gehört, was hier passiert ist ... da mußte ich einfach kommen.“
Gerda hat erschöpft die Augen wieder geschlossen. Plötzlich aber bricht es wie ein Schrei aus ihr hervor: „Weshalb quälst du mich denn noch, Pitt? ... Laß mich doch bloß in Ruhe! ... Ich will doch nichts weiter als Ruhe ...“
Peter bleibt trotz dieses Ausbruchs ruhig und freundlich: „Gerda – weshalb denn das? Du weißt doch, was Billa und ich dir versprochen haben ... Wir helfen dir und – deinem Kind.“
„... und meinem Kind! – Ich will kein Kind ... ich will kein Kind von dir ...“
Wieder streicht die Hand des Mannes beruhigend über die fieberfeuchte Stirn. „Aber Gerda, hast du nicht schon einmal genau das Gegenteil gewollt? Damals, als ich dir im Nachtigallental freudestrahlend die zweihundert Mark für einen Arzt ...“, er blickt scheu zu Doktor Linz hinüber und verbessert sich rasch: „... für einen ... na, du weißt ja ...“
„Damals liebte ich dich noch. Da wollte ich wenigstens das Kind haben, wenn ich dich nicht haben konnte ... Und damals wußte ich auch noch nicht, wie schlecht du bist ... Ich will kein Kind, das mich mein Leben lang an all das Häßliche erinnern würde. Und ich will auch nicht immer Angst haben müssen, daß mein Kind genauso schlecht werden könnte wie du.“

„Vielleicht wirst du eines Tages über diesen Punkt anders denken, Gerda . . . Aber erst mußt du mal zur Ruhe kommen . . . Wenn du wieder ganz auf den Beinen bist, mußt du fort von hier . . . du fährst ein paar Wochen nach Hamburg . . . zu deinen Eltern."

„Zu meinen Eltern! Zu meiner Mutter mit dieser Schande! Zu meinem Vater, daß er mich wie eine Dirne vor die Tür setzt!"

Gerda dreht den Kopf zur Wand. Ein heftiges Schluchzen erschüttert ihren zarten Körper.

Peter steht verzweifelt neben ihrem Lager. Das Stöhnen der Kranken und die scharfen Blicke des Arztes zerren an seinen Nerven.

„Gerda . . . du mußt nach Hamburg . . . Komm, hier, nimm das . . . und dann fahr so bald wie möglich . . ." Er nestelt ein paar Scheine aus der Tasche und schiebt sie zwischen die zuckenden Hände des Mädchens. Gerdas Finger fahren zurück, als hätten sie heißes Eisen berührt. Die Scheine flattern zu Boden . . .

Doktor Linz macht eine Bewegung des Unwillens: „Ich muß Sie dringend bitten, das Gespräch zu beenden, Herr van Booven . . . Sie regen die Kranke nur auf . . . kommen Sie . . . Ich denke, ich hab' Ihnen lange genug Gelegenheit gegeben, Ihren – Auftrag zu erfüllen." Er spricht diese Worte mit einer merkwürdigen Betonung. Ohne Peters Zustimmung abzuwarten, geht er zur Tür und öffnet sie. Peter folgt dieser stummen Aufforderung nur zögernd.

Draußen auf der Diele sagt der Arzt scharf: „Sie haben Ihre Rolle gut gespielt, Herr van Booven."

Peter blickt den Doktor verständnislos an. Nun fallen die Worte des Arztes wie Peitschenschläge: „Sie bilden sich doch wohl nicht ein, daß ich auf dieses Geschwätz hereinfalle!"

Peter ist sichtlich betroffen: „Was wollen Sie damit sagen, Herr Doktor Linz?"

„Halten Sie mich eigentlich für einen Kindskopf? Glauben Sie, ich wüßte nicht, zu welchem Zweck Sie dem Mädchen das Geld zugesteckt haben? Es war ja nicht das erstemal!"

Peter versteht nicht gleich. Dann braust er auf: „Das ist eine schamlose Unterstellung . . ."

Nun stehen sie beide an der offenen Haustür. Der Arzt ist dicht an Peter van Booven herangetreten. Seine Stimme hat einen messerscharfen Klang: „Und glauben Sie etwa, ich wüßte nicht, woher das Mädchen die Mittel hat, mit denen es sich beinahe vergiftet hätte?"
Über Peters Gesicht zieht eine fahle Blässe. „Für diese Beleidigung werden Sie geradestehen müssen, Doktor Linz!" Seine hellblauen Augen blitzen in eiskalter Wut.
„Vertauschen Sie nicht die Rollen, Herr van Booven! Sie werden geradestehen müssen für das, was Sie getan haben ... Und zwar schon morgen früh ... vor der Polizei. Dafür werde ich sorgen!"
Einen Augenblick sieht es aus, als wolle sich der junge Mann auf den Arzt stürzen. Plötzlich aber fährt er sich mit der Hand über die Stirn, als erwache er aus einem bösen Traum. Ein verzerrtes Lächeln geistert über sein Gesicht.
Dann stürzt er mit wilden Sätzen in die Nacht hinaus ...

Es hat sachte zu regnen begonnen. Kein Stern ist am Himmel zu sehn. Die Straßen sind menschenleer.
Peter treibt durch die Nacht hin. Er hat kein Ziel, und er hat deshalb auch keinen Weg. Er hat nicht einmal einen Mantelkragen, den er hochschlagen könnte, um sich notdürftig gegen den gleichförmig niederrauschenden Regen zu schützen.
Empörung, Angst und Scham – das kurze Gespräch mit Doktor Linz hat in ihm einen Wirbelsturm widerstreitender Gefühle ausgelöst.
Zunächst hätte er sich ohrfeigen mögen. Wie hatte er nur mitten aus dem Gespräch mit dem Arzt davonlaufen können? Mußte der Doktor das nicht als eine Flucht vor der Wahrheit, als ein impulsives Schuldbekenntnis deuten? Und das in einem Falle, in dem Peter die Wahrheit doch wahrhaftig nicht zu fürchten brauchte!
Als er Gerda das Geld zwischen die zuckenden Finger schob, hatte er es tatsächlich ehrlich gemeint. Er hatte ihr den Weg zu ihren Eltern ebnen wollen. Nicht einen Augenblick hatte er daran gedacht, daß sie mit den 300 Mark auch etwas anderes anfangen könnte. Und dann dieser höchst unglückselige Abtreibungsversuch Gerdas! Was hatte er denn damit zu tun? Daß

Gerda sich so wild gegen dieses werdende Menschenwesen aus seinem Blut auflehnte, hatte ihn sogar ein wenig verletzt.
Doktor Linz hat sich von seinem Haß blenden lassen. Peter braucht seine Drohungen deshalb auch keineswegs zu fürchten. Und doch stürzen sie ihn in neue Unruhe. Bisher ist das Drama Gerda Peters sozusagen hinter den Kulissen gespielt worden. Nun aber droht der Skandal Gerda Peters zu einem Skandal Peter van Booven zu werden. Das ist eine gefährliche Entwicklung. Natürlich wird sich seine Unschuld rasch herausstellen. Aber wieviel Porzellan kann bis dahin schon zerschlagen worden sein!
Angst und Sorge aber werden in ihm immer wieder überdeckt von Zorn und Empörung. Hier ist ihm ein Unrecht widerfahren. Das kränkt ihn und macht ihn hilflos. Peter empfindet nicht den seltsamen Widersinn seiner Situation: er, der selber in seinem Leben hundertfach unrecht getan hat, läßt sich von dem ersten Unrecht, das ihm geschieht, überrumpeln! Er verspinnt sich immer tiefer in ein verzweiflungsvolles Grübeln über die Gemeinheit und Niedertracht der anderen.
Wie lange ist er so herumgelaufen? Er weiß es nicht, als er sich schließlich unten an der Rheinallee in einem der kleinen Wartehäuschen wiederfindet. Das Dach bietet ein wenig Schutz gegen den Regen. Aber die Nässe ist schon bis an seine Haut gedrungen. Ihn friert. Als seine Zähne hörbar aufeinanderschlagen, beginnt er zwischen den verglasten Wänden des Häuschens im Kreise herumzulaufen. Doch jede Bewegung in dem feuchten Zeug ist unangenehm. So gibt er es wieder auf, drückt sich in eine Ecke und starrt trübe auf den Strom hinaus. Dunkel und trostlos treiben die Wasser dahin. Nur selten blitzt durch den Regenvorhang ein Licht vom jenseitigen Ufer herüber. Ihm ist, als sei er ganz allein auf der Welt.
Unversehens verzieht er das Gesicht zu einem bitteren Lächeln. Er hat einen Tag zurückdenken müssen. An die Stunde, in der er im Konferenzzimmer der Zander-Werke in Krefeld stand und vor den Abteilungsleitern den kommenden Herrn spielte. Kein Zweifel, das ist der größte Augenblick seines Lebens gewesen. Um so tiefer nun der Sturz in die verzweiflungsvolle Einsamkeit dieser Nacht.
Peter hat die Hände in die Hosentaschen vergraben. Zwischen

seinen Fingern fühlt er das Geld, viel Geld. Aber was kann er in dieser Nacht damit anfangen! Er wagt es nicht, eines der Hotels im Städtchen aufzusuchen und um ein Nachtquartier zu bitten. Er scheut die fragenden Blicke des Nachtportiers. Und er mag auch nicht in eines der Lokale gehen, soweit sie überhaupt noch offen sind. Er hat einfach Angst vor der tuschelnden Neugier der letzten Gäste. Wenn sie ihn so sehn, wird morgen schon wieder eine neue Welle von neiderfülltem Klatsch über die Mauern des Städtchens gehn.

Und wenn er nach Bonn in ein Hotel führe? Da gäbe es das gleiche: fragende Blicke, vielleicht sogar mißtrauische Ablehnung. Ein später Gast ohne Gepäck, ohne Hut und Mantel, in einem durchnäßten Manchester-Jackett . . .

Wie spät mag es sein? Die Leuchtzeiger seiner Armbanduhr zeigen zehn vor zwölf. Unmöglich. Er hebt die Uhr ans Ohr. Sie steht. Er hat offenbar vergessen, sie aufzuziehen. Selbst diese Kleinigkeit erschüttert ihn in dieser Stunde. Alles läßt ihn im Stich . . .

Wieder läuft er ein paar wärmende Runden. Dann starrt er verloren durch die Scheiben des Wartehäuschens über die Rheinallee. Wie eine dunkle Mauer stehen die Parks und Gärten dahinter. Gleichförmig rauscht der Regen durch ihr Blätterwerk.

In einem der Häuser, die sich hinter dieser dunklen Wand verbergen, schläft Sibylla und träumt von einer Zukunft, die immer nur ein Traum bleiben wird. So oder so. Er sieht ihr Antlitz vor sich, wie es sich im Schlaf gelockert hat, wie ein mildes Lächeln um den Mund spielt, wie die Lippen undeutlich Worte murmeln. Der Gedanke an sie läßt ihn Kälte und Nässe vergessen. Immer verzehrender überfällt ihn der Wunsch, zu ihr zu gehen, noch in dieser Stunde. Die ganze Verzweiflung seines Herzens zu ihr zu tragen und bei ihr Trost und Hoffnung zu suchen.

Er wehrt sich eine Weile gegen den Gedanken. Es wäre rücksichtslos, sie um diese Stunde aus dem Bett zu holen. In welches Licht setzte er sie außerdem vor den Leuten! Doch eine Viertelstunde später findet er sich schon vor dem Gartentor der Villa. Nasses Strauchwerk streift sein Gesicht, als er durch den finsteren Park zum Hause hastet. Er spürt es kaum, so sehr beherrscht

ihn der Gedanke an Sibylla und ihre wohltuende, wärmende Nähe.
Dann steht er vor der Gartenfront des Hauses. Alle Fenster sind dunkel. Er tut einen leisen Pfiff. Nichts. Er pfeift ein zweites Mal, lauter. Stille. Nur der gleichmäßig niederrauschende Regen. Entmutigt starrt Peter zu den toten Fenstern empor. Schließlich sucht er ein paar kleine Steine zusammen, um sie gegen das Fenster von Sibyllas Schlafzimmer zu werfen. Von drei Würfen trifft einer.
Schon will er ohne Hoffnung seine Versuche aufgeben, als plötzlich milder Schein hinter dem Fenster aufspringt. Gleich darauf wird der Vorhang beiseite gerafft, und Sibyllas Gestalt erscheint in dem Lichtspalt. Peter tritt rasch in die helle Lichtbahn, die über den Kiesweg fällt, und hebt winkend den Arm. Das Fenster öffnet sich.
„Pitter? Um Gottes willen, was ist passiert?" Tiefes Erschrecken liegt in Sibyllas Stimme.
„Kann ich dich einen Augenblick sprechen, Billa? Es ist wegen . . ." Peter bricht ab. Er weiß nicht, wie er seinen merkwürdigen Wunsch begründen soll.
„Warte! Ich komme sofort!" Eilig wird das Fenster zugeworfen.
Es dauert nicht lange, bis in dem großen Zimmer an der Terrasse Licht gemacht und die Tür geöffnet wird. Mit zögernden Schritten tritt Peter über die Schwelle.
Als er in den Lichtschein kommt, fährt Sibylla erschrocken zusammen: „Meine Güte, wie siehst du denn aus? . . . Wo kommst du her?"
Peter steht verwirrt im hellen Schein der Deckenlampen. Auf dem Teppich zu seinen Füßen bildet sich sofort eine kleine Wasserlache.
„Entschuldige, Billa, daß ich noch so spät . . ."
Hilflos schweift sein Blick durch den Raum. Er mag Sibylla nicht in die Augen sehen. Die Erscheinung der jungen Frau macht ihn unsicher. Sie hat den cremefarbenen Morgenmantel um ihre schmächtige Gestalt gerafft, darunter sehen die seidenen Pantöffelchen hervor. Ein Netz hält die Haare zusammen. Auf ihrem Gesicht malt sich fragendes Entsetzen.
„Aber so sag mir doch, was los ist, Pitter!"

Peter ermannt sich: „Ich wußte mir einfach keinen Rat mehr, Billa ... ich ...“ Und plötzlich bricht es aus ihm hervor: „Sag, Billa, bin ich wirklich so ein Lump?“

„Aber Pitter ... ich liebe dich doch!“ Die junge Frau ist dicht an ihn herangetreten, legt den Arm über seine Schultern und schmiegt sich fest an ihn. Aber gleich fährt ein Schauer durch ihren schmalen Körper.

Peter drängt sie sanft zurück: „Ich bin patschnaß, Billa ... du wirst dich erkälten ...“

„Sag mir doch bitte, was es ist ...“ bettelt die junge Frau.

„Ich war so verzweifelt, Billa ... ich weiß nicht ein noch aus. Beruhige dich, es ist vielleicht gar nicht so schlimm, wie es aussieht ...“

Sibylla gewinnt ihre Fassung zurück. „Wart einen Augenblick ... ich hol' dir ein paar trockene Sachen ... ich hab' noch welche von Vater im Wandschrank ... Mach inzwischen den Kamin an ... Du mußt rasch warm werden.“

Im Kamin liegen sauber aufgeschichtet die Buchenscheite. Peter braucht nur ein Streichholz darunterzuhalten.

Als Sibylla wieder ins Zimmer tritt, lodert die Flamme schon kräftig empor. Während Sibylla am Fenster steht und in die regnerische Nacht hinausblickt, wechselt Peter rasch die Kleidung. Sibylla lächelt matt, als sie ihn anblickt. Der ein bißchen altmodisch geschnittene Sakko ist Peter oben viel zu eng und unten zu weit. Bei jeder Bewegung knackt es verräterisch in allen Nähten. Aber er ist wenigstens trocken.

Dann sitzen sie einander vor dem flackernden Kaminfeuer gegenüber.

„Nun spann mich nicht länger auf die Folter, Pitter!“ sagt die junge Frau energisch. „Sag, was passiert ist!“

Peter hat seine Sicherheit immer noch nicht wiedergefunden. „Ich weiß nicht recht ... Wenn ich jetzt darüber nachdenke ...“

Er starrt auf Sibyllas Hände. Die schmalen Finger der rechten streichen mit nervöser Monotonie über die Fläche der linken Hand. Peter weiß genau, was diese Bewegung zu bedeuten hat. Der Gedanke daran wirft ihn um. Er vergräbt den Kopf in seine Hände und stöhnt dumpf auf: „Bin ich denn wirklich so ein Schuft?“

Sibylla streicht ihm eine Zeitlang über die feuchten Haare. „Weshalb solltest du denn schlecht sein, Pitter?"
Peter hebt das Antlitz und blickt die junge Frau verstört an: „Sie sagen es doch alle, Billa ... oder sie lassen es mich fühlen ... seit Wochen schon, seit Monaten. Es ist wie ein Kesseltreiben."
„Aber Pitter!" Sibyllas Stimme ist von einer souveränen Ruhe beherrscht. „Laß sie doch reden!"
Peter antwortet nicht gleich. Es ist ganz still im Zimmer. Die brennenden Buchenscheite knacken und knistern, und der Regen trommelt monoton gegen die Scheiben.
„Wenn's nur das Reden wär', Billa! Aber man kann auch mit Reden vieles kaputtmachen ... Eines haben sie schon erreicht: meine Freundschaft mit Herbert ist in die Brüche gegangen."
„Herbert ...? Das ist doch unmöglich!" Tiefe Betroffenheit steht auf Sibyllas Zügen.
„Das hatt' ich auch gedacht ... bis vor Stunden ... Ein bißchen Geklatsche über Gerda und mich hat genügt."
„Hast du ihn denn nicht über alles aufklären können?"
„Natürlich hab' ich's versucht ... Aber was gibt es da viel aufzuklären, wenn er schon seine Sachen in der Hand hat und das Zimmer verlassen will? Da mußte ich gehen ... schließlich ist es ja sein Zuhause."
„Ich versteh' den Herbert nicht. Ich weiß doch, wie er dich immer angehimmelt hat."
„Ich hab' mitunter das Gefühl, als ob er ein bißchen eifersüchtig wäre."
Sibylla lächelt matt: „Ich dachte, so etwas gäb's nur unter Frauen ..."
Wieder gewinnt in Peter dumpfe Verzweiflung die Oberhand. Seitdem wir beide uns wiedergetroffen haben, ist der Teufel los, Billa ... Es ist, als ob sie sich alle verschworen hätten, um uns beide unglücklich zu machen ... Sie mißgönnen mir alles in diesem Nest. Selbst das kleinste bißchen Glück. Am liebsten möchten sie uns mit Hunden auseinanderzerren."
„Aber es liegt doch nur an uns, das zu verhindern." Wieder diese erstaunlich ruhige Zuversicht.
In Peters Augen glimmt eine Hoffnung. „Wirklich, Billa? Ich hatte solche Angst, daß es ihnen doch noch gelingen könnte ... und daß ich morgen wieder ganz allein wär' ..."

„Was sind denn das für dumme Gedanken, Pitter! Wir sind und bleiben doch zusammen, ein ganzes Leben lang . . . und . . .“
Da ist es wieder, das entsetzliche Wort, das an das grausame Schicksal mahnt: ‚ein Leben lang‘. Peter wühlt den Kopf in die Handflächen. Seine Schultern zucken vor verhaltener Qual.
Billa weiß nichts mit diesen Ausbrüchen der Verzweiflung anzufangen: „Aber so sag doch endlich, was dich so verstört hat.“
„Immer denken sie das Schlechteste und Gemeinste von einem . . . Bloß, weil man sein bißchen Glück von diesem Leben abhaben möchte . . . Natürlich, ich hab' drauflosgelebt . . . du weißt es ja, Billa . . . Aber schließlich haben das andere auch getan . . . und das ist doch noch lange kein Grund, einem solche Jugendtorheiten ein ganzes Leben lang vorzuwerfen!“
„Wer tut denn das?“
„Der Doktor Linz beispielsweise“, sagt Peter.
„Aber das ist doch längst erledigt!“ begütigt Sibylla.
„Eben nicht! Immer wieder versucht er es . . . Jedes Geschehen möchte er gegen mich ausnutzen . . . ganz gleich, ob er mir damit unrecht tut oder nicht, gerade jetzt wieder . . .“
Sibylla sitzt in schweigender Erwartung da. Vor ihrem ruhigen Blick findet der junge Mann jetzt endlich den Mut, zu berichten, was sich vor einer guten Stunde im Arzthaus abgespielt hat.
Sibylla unterbricht ihn nicht. Doch von dem wechselnden Ausdruck ihres Gesichtes sind deutlich die Empfindungen abzulesen, die sie beherrschen. Gewiß ist sie entsetzt über die neue Verzweiflungstat Gerdas. Aber sie ist nicht weniger zornig über die Art, in der Doktor Linz ihren Verlobten mit diesem häßlichen Geschehen in Verbindung bringen möchte. Sie will in ihm immer noch den alten treuen Freund des Hauses sehen. Aber sie kann sich nicht verhehlen, daß ihr seine unbelehrbare Art gründlich mißfällt.
Als Peter immer wieder beteuert, daß er mit dem Geld wirklich nur das Beste für Gerda gewollt habe, streicht sie dem Verlobten beruhigend über den Arm:
„Aber das brauchst du mir doch gar nicht zu sagen, Pitter . . . das weiß ich doch! Und alle anderen werden es auch wissen.“
„Und wenn er morgen auf die Polizei rennt? Die glaubt ihm sicher mehr als mir.“

„Auf die Polizei . . .?" Sibylla ist betroffen.
„Nun ja, damit hat er mir ja gedroht!"
Sibylla denkt ein paar kurze Augenblicke nach. Sie schaut auf die Uhr auf dem Kaminsims, steht dann entschlossen auf und geht zum Telefon.
„Was willst du machen?" fragt Peter beunruhigt.
„Das einzig Richtige . . . mit Doktor Linz sprechen!"
Während Sibylla die Nummernscheibe dreht, setzt Peter sich auf die Kante des Schreibtischstuhls und legt seinen Arm um sie. Er ist nun wieder ganz obenauf. Die bestimmte, klare Art Sibyllas hat ihm auch die eigene Sicherheit zurückgegeben. Jetzt wird er seine Quittung bekommen, der alte Quertreiber Linz. Ganz dicht hält Peter sein Ohr an die Hörmuschel neben Sibyllas Kopf.
Der Doktor meldet sich sofort.
„Hier Billa . . . hoffentlich hab' ich Sie noch nicht aus dem Bett geholt, Doktor!"
„Nein, Billa, es gibt mal wieder 'ne schlaflose Nacht . . . Wenn Sie wüßten, was geschehen ist . . ."
„Ich weiß es, Doktor . . ."
„. . . Und von wem, wenn ich fragen darf?"
„Mein Verlobter hielt es für seine Pflicht, mich zu unterrichten."
„Für seine Pflicht?" Peter kann sich das ironische Lächeln auf dem Gesicht des Arztes gut vorstellen.
„Ich weiß, was Sie damit sagen wollen, Doktor. Aber Sie tun ihm unrecht."
„Die Liebe macht Sie blind, Billa!"
„Und Sie der – Haß, Doktor!"
Einen Augenblick betroffenes Schweigen am anderen Ende der Leitung. Dann kommt die Stimme des Arztes ein bißchen heiser zurück: „Sie unterstellen mir da etwas, Billa, was . . ."
Ruhig unterbricht Sibylla ihn: „Ich finde einfach keinen anderen Grund für die Art, in der Sie mit meinem Verlobten umspringen." Ihre Stimme nimmt einen harten Klang an: „Sie berufen sich immer darauf, ein guter Freund unseres Hauses zu sein. Wenn Sie das wirklich sind, darf ich von Ihnen wohl eine andere Haltung erwarten, nicht wahr?"
„Sie tun mir unrecht mit Ihren Worten, Billa . . . Glauben Sie mir doch, Sie tun mir unrecht."

„Ich hab' Sie nicht angerufen, um Ihnen Vorwürfe zu machen, Doktor. Ich wollte Ihnen nur jeden Zweifel nehmen. Ich bin es gewesen, die Herrn van Booven gebeten hat, noch heute abend bei Ihnen vorzusprechen und sich nach dem Befinden von Fräulein Peters zu erkundigen. Ich habe meinen Verlobten gebeten, dem Mädchen einen Geldbetrag zu geben, damit es möglichst bald andere Luft atmen kann als die von Königswinter. Wenn Sie ihn verdächtigen, verdächtigen Sie mich! Und der Polizei wird nicht er, der werde ich Rede und Antwort stehen müssen . . ."

In stummer Bewunderung drückt Peter seine Verlobte an sich.

Es dauert eine Weile, bis der Arzt antwortet: „Es tut mir leid, Billa, wenn ich bei alledem von falschen Voraussetzungen ausgegangen bin." Man hört der Stimme an, wie schwer es dem Doktor fällt, das zu sagen.

„Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen, Doktor. Ich möchte nur, daß ein für allemal Klarheit geschafft wird über mein Verhältnis zu Herrn van Booven. Ich hab' immer noch nicht die Hoffnung aufgegeben, daß Sie und mein zukünftiger Mann doch noch Freunde werden."

„Es gibt Dinge, die mir das ein für allemal unmöglich machen!"

Eine Sekunde lang hat Peter die Vorstellung, daß jetzt die große Explosion erfolgen wird, vor der er sich fürchtet, seitdem er mit Sibylla zusammen ist. Auch Billa hat sich vor der eisigen Bestimmtheit dieses einen Wortes verfärbt. Aber sie fängt sich rasch und sagt ganz kühl: „Wie Sie wünschen! Ich wollte wenigstens nichts unversucht lassen, Sie unserem Hause als Freund zu erhalten!"

Da Doktor Linz nicht gleich antwortet, fährt sie fort: „Übrigens wollte ich Sie morgen vormittag aufsuchen, um mit Ihnen und Fräulein Peters die Situation zu klären. Wahrscheinlich ist es das beste, sie verläßt Königswinter so schnell wie möglich."

„Ich erwarte Sie morgen gleich nach der Sprechstunde, Billa!"

Das ist der sachliche Ton des Verhandlungspartners. Sibylla glaubt in diesem Augenblick, daß sie einen guten Freund verloren hat.

‚Was schadet das!' denkt sie. ‚Ich hab' ja den Pitter!' Sie lehnt den Kopf an seine Brust und schließt die Augen.

„Das hast du wieder mal glänzend gemacht, Billa!“ hört sie ihren Verlobten sagen. Sachte streicht seine Hand über ihr Gesicht.
„Hattest du's anders erwartet, Pitter? Wir haben uns vor allen Leuten zueinander bekannt, und die Leute sollen wissen, daß es daran nichts zu drehen und zu deuteln gibt. Und morgen bestellen wir das Aufgebot. Dann können sich wieder einige Leute den Mund verbrennen!“
Eine Weile sitzen sie schweigend nebeneinander und lauschen dem Takt ihrer Herzen. Endlich sagt Sibylla leise: „Und jetzt müssen wir uns nach einem Nachtquartier für dich umsehen!“
„Ich werd' schon irgendwo unterkommen, Billa!“ Das klingt gar nicht sehr zuversichtlich.
„Du glaubst doch wohl nicht, daß ich dich bei diesem Wetter wieder auf die Straße lasse!“ sagt die junge Frau bestimmt.
Zögernd meint Peter: „Aber hierbleiben kann ich doch auch nicht... Ich hab' Angst vor der eisigen Miene von Charles morgen früh!“
Sibylla weist auf ein Sofa in der Kaminecke. „Decken sind genug da. Ich glaub' schon, für eine Nacht wird's gehn, und morgen werden wir weitersehn. Und was die Leute angeht – ich hab' ‚ja‘ gesagt und bleibe nicht auf halbem Wege stehn! Gute Nacht, Pitter!“
Eine große Erschöpfung überkommt sie. Peter geleitet sie zur Halle. Auf der Treppe geben sie einander den Gutenachtkuß wie alte Eheleute. Wenige Minuten später ist die Ruhe ins Haus zurückgekehrt.

Am nächsten Morgen steht die Sonne wieder strahlend über dem rheinischen Land. Der Frühwind hat die Tropfen von den Bäumen geschüttelt und die Straßen abgetrocknet.
Für Peter und Sibylla ist das Geschehen der letzen Nacht wie ein Alptraum, der dem jungen Morgen weichen mußte.
Peter will die kleinen Besorgungen dieses Morgens mit dem Wagen erledigen. Aber Sibylla erhebt fröhlich Einspruch. „So einen wichtigen Gang macht man Arm in Arm, Pitter!“
So gehen sie denn eingehakt über die Hauptstraße des Städtchens. Aus vielen Fenstern folgen ihnen die Blicke. Ist das die

scheue, unnahbare Billa Zander? Die junge Frau, die dort mit strahlenden Augen neben dem breitschultrigen Mann hergeht und ihn bisweilen verliebt von der Seite anlächelt? Hinter den beiden stecken die Leute ihre Köpfe zusammen.
„Merkste wat, Billa?" fragt Peter im besten rheinischen Dialekt.
Sibylla blickt ihn fragend an.
„Wat se luhre! ... Du, die platzen vor Neid."
Sibylla meint fröhlich: „Kein Wunder, wo ich mir so 'nen Schönen geangelt hab' ..."
„Nee, aber ich so 'ne reiche ..." Es liegt kein Stachel in diesen Worten Peters. Die beiden jungen Menschen lachen und schlendern weiter.
An der Kirche trennen sie sich. Sibylla will mit dem Pastor sprechen, während Peter das Aufgebot auf dem Bürgermeisteramt bestellen soll. Dann wollen sie sich wiedertreffen, um gemeinsam zu Doktor Linz zu gehen.
„Wär's nicht besser, du würdest allein hingehen?" hat Peter gemeint. Aber Billa hat energisch erwidert: „Soll ich dich vor ihm verstecken?"
Als Sibylla aus dem Pfarrhaus wieder auf die Straße tritt, läuft sie geradewegs Frau Nirrnheim in die Arme.
Die dickliche Frau fällt mit einem Schwall von Worten über sie her: „Nein, meine Liebe ... reizend sehen Sie heut' wieder aus ... so richtig verjüngt ... Jaja, die Liebe!" Sibylla betrachtet amüsiert die quicklebendige, rundliche Person, die wie ein Gummiball auf dem Bürgersteig hin und her hüpft: „Wie geht's dem hübschen Verlobten? War'n Sie nicht in Krefeld mit ihm ... drei Tage lang?"
„Ich hab' meinen zukünftigen Mann in die Fabrik eingeführt!" antwortet Sibylla kurz.
„Ach richtig, da fällt mir ein ... wissen Sie wohl, wo Herr van Booven heute vormittag zu erreichen ist? Nämlich, mein Mann möcht' ihn dringend sprechen ... wegen des Geldes."
„Wegen des Geldes?" fährt es Sibylla heraus.
„Na, wegen der tausend Mark, die Ihr Verlobter von meinem Mann leihen wollte ..." Sie schlägt sich plötzlich mit der Hand vor den Mund: „Ach du Schreck ... da hab' ich mich verplappert ... Davon dürfen Sie vielleicht gar nichts wissen ... Vergessen Sie's rasch wieder, Beste."

„Mein Verlobter und ich haben keine Geheimnisse voreinander. Und" – sie macht eine bedeutungsvolle Pause – „keine getrennten Bankkonten!"
Ungerührt fährt Frau Nirrnheim fort: „Ja, also Ihr Verlobter kann das Geld nun kriegen ... Aber Sie werden ja verstehen, daß mein Mann sich die Sache erst mal überlegen mußte."
„Ich glaub' kaum, daß Herr van Booven noch Wert auf das Geld legt ... Aber fragen Sie ihn doch selber. Da kommt er nämlich!"
Peter kommt eben um die Ecke geschlendert. Als er die beiden Frauen erblickt, stutzt er einen Augenblick. Dann verzieht er sein Gesicht zu einer grinsenden Grimasse und kommt federnden Schrittes näher.
Auf zehn Meter Entfernung ruft er: „Alles in Ordnung, Billa ... Bloß die Papiere müssen nachgeliefert werden." Und zu Frau Nirrnheim gewendet: „Na, gnädige Frau, Verlobung gut bekommen?" Dabei zwinkert er ihr fröhlich zu.
Die rundliche Frau dreht und wendet sich mit peinlicher Koketterie in den Hüften. „Danke, sehr gut, Herr van Booven. Schade, daß ich Sie neulich nicht gesehn hab', als Sie bei meinem Mann waren."
Peter spürt sofort, worauf sie hinaus will. Er fühlt auch den forschenden Seitenblick Sibyllas. Ohne Zögern sagt er: „Richtig, da hab' ich ja ganz vergessen, bei Ihrem Mann anzurufen und ihm zu sagen, daß er sich nicht weiter zu bemühen braucht."
Ein Schatten der Enttäuschung zieht über Frau Nirrnheims Gesicht: „Ach, und grad' heut wollt' mein Mann ihnen sagen, daß Sie das Geld selbstverständlich von ihm kriegen können."
„Sagen Sie ihm einen schönen Gruß, und es täte mir leid, daß ich ihm so viel Ungelegenheiten bereitet hab'. Es wird sicher nicht leicht für ihn gewesen sein. Aber ich habe am selben Tag noch ein paar Tausend Mark von einem Freund zurückbekommen."
Vorsichtig schaltet sich Sibylla ein: „Weshalb hast du denn unser Konto nicht in Anspruch genommen, Pitter?"
Peter versteht sofort. Er kneift das rechte Auge vielsagend zu: „Eigentlich mein Geheimnis ... Aber weil du nun schon davon erfahren hast ... es handelt sich um ein Hochzeitsgeschenk für dich. Ich hatt's irgendwo im Laden gesehn, und es war Gefahr,

daß ein anderer ... und da fehlten mir grad 900 Mark. Die Bank war schon zu und ich wollt' nicht ..."
„Na, ich bin bloß gespannt, was das für'n Geschenk ist, Pitter!"
„In vier Wochen wirst du's wissen, Billa!"
Frau Nirrnheim meint spitz: „In vier Wochen wird schon geheiratet? Sie haben's aber ungewöhnlich eilig!"
„Was Sie für 'ne – ungewöhnliche Nase haben, gnädige Frau!" sagt Peter mit einem spitzbübischen Grinsen. Frau Nirrnheim fährt erschrocken mit der Hand an die knollige Nase und lacht dann gezwungen: „Nein, Ihre Scherze, Herr van Booven!"
Man verabschiedet sich bald voneinander.
„Eins zu null für Sibylla Zander!" sagt Peter fröhlich im Weitergehen.
Sibylla schmollt ein bißchen: „Ich sollt' eigentlich böse mit dir sein, Pitter. Wegen des Geldes ausgerechnet zu dem Mann dieser Klatschtante ..."
„Ein Freund hatte mich im Stich gelassen, Billa ... ich bekam noch 'n paar Tausender von ihm ..."
„Immerhin wäre der Weg zu mir wohl zweckmäßiger gewesen!"
„Ab heute weiß ich's, Billa!" sagt Peter gehorsam. Sein Selbstgefühl ist wieder einmal mächtig gestiegen. Er ist und bleibt eben ein Glückskind. Mögen die Dinge in manchem Augenblick auch noch so verfahren aussehen – im entscheidenden Augenblick wenden sie sich immer zu seinen Gunsten. Und gerade die hoffnungslosesten Fälle werden seine glücklichsten. Mit dem Überschwang eines ungebärdigen Jungen preßt er ihren Arm an sich.
Doktor Linz empfängt sie mit gemessener Zurückhaltung. Peter van Booven erhält einen gezwungenen Händedruck. Das Gespräch zu dritt dauert nicht lange. Sibylla und der Arzt werden schnell miteinander einig: sie wollen Gerda Peters nahelegen, zu ihren Eltern nach Hamburg zurückzukehren oder bis zur Entbindung in irgendein kleines, nettes Heim zu übersiedeln. Sie wird bis dahin und auch später keine Sorgen haben.
„Sprechen wir also gleich mit ihr!" entscheidet Sibylla.
„Als Arzt möchte ich dringend raten, daß Sie allein zu Fräulein Peters gehen, Billa. Wir müssen jede Aufregung vermeiden!"
„So war's ohnehin gedacht, Doktor!" sagt die junge Frau kurz. Dann ist Peter eine Weile allein im Sprechzimmer des Arztes.

Er tritt ans Fenster und blickt in den Garten hinaus: hier war es, wo er vor acht Wochen Sibylla wiedertraf. Er kam gerade von Doktor Linz, während Sibylla zu ihm ging. Vor der Gartenpforte aber wartete damals Gerda mit ihren Sorgen und ihrem Leid. Wie rasch hatte sich seitdem ihrer aller Schicksal gewandelt! In jener Stunde hatte eigentlich das große Spiel seines Lebens begonnen. Immer wieder hatte ihm das Schicksal die besten Trümpfe aus der Hand zu schlagen versucht. Aber in zäher und geschickter Abwehr hatte er einen Gegner nach dem anderen mattgesetzt. Und heute steht er nun kurz vor der Erfüllung seiner Wünsche. Er hält sich nicht lange bei der Vergangenheit auf. Er sinnt in die Zukunft hinein, eine sorgenfreie, glückliche Zukunft.

Aus dem Nebenzimmer tönt gleichförmiges Stimmengemurmel. Peter atmet auf: Keine hysterischen Schreie, kein Wimmern und Weinen. Die Kleine scheint diesmal ja ganz vernünftig zu sein. Sie war doch im Grunde ein lieber kleiner Kerl und nicht die Schlechteste, die er im Arm gehalten hatte. Doch was konnte er dafür: das Gefühl war verrauscht, und geblieben war nur die Erinnerung an ein schönes Erlebnis. So ist eben der Lauf der Welt . . .

Nach einer Viertelstunde tritt Sibylla allein ins Zimmer: „Alles in Ordnung, Pitter!" sagt sie ruhig, aber sie ist doch ein wenig blaß. „Fräulein Peters fährt erst einmal auf ein paar Tage zu ihren Eltern. Von da schreibt sie mir dann, ob und wann sie in den Schwarzwald reisen möchte."

„Das hast du fein gemacht!" sagt Peter im Hinausgehen. Doktor Linz läßt sich nicht mehr sehen.

Während sie nach Hause gehen, plaudert Peter munter drauflos. Er ist glänzender Laune. Nun ist alles, alles gut! Er hat gewonnen! Auf der ganzen Linie gewonnen!

Und dennoch: Wird dir nicht mitunter angst und bange, Peter van Booven? Angst vor diesem Übermaß an Glück? Packt dich nicht mitunter ein leises Grauen bei dem Gedanken, daß das Schicksal doch noch etwas für dich bereithalten könnte? Etwas, das dich eines Tages aus der Höhe des Daseins in eine dunkle furchtbare Tiefe schmettern wird? Du hast keine Angst vor den äußeren Umständen, die dir das Leben in den Weg stellen könnte, und du brauchst sie auch kaum zu haben bei all den

Gaben, mit denen das Leben dich beschenkt hat. Aber gibt es nicht vielleicht doch noch Gegner, denen du nicht gewachsen bist? Hast du nicht mitunter Angst vor deinem eigenen Herzen?

27

Die Morgensonne liegt breit und wärmend über den Häusern und Gärten der kleinen Siedlung Steenkamp im Westen Hamburgs. Vor kurzem erst haben Peters umziehen können. Aus ihrer winzigen Wohnlaube in ein kleines, schmuckes Siedlungshaus. Ein seltener Glücksfall.

Je näher Gerda Peters dem Häuschen kommt, in dem ihre Eltern wohnen, desto langsamer geht sie. Immer häufiger läßt sie ihr Köfferchen aus einer Hand in die andere wandern. ‚Wie schwer ein paar Reise-Utensilien und ein bißchen Unterwäsche sein können!' denkt sie.

Schulkinder kommen ihr entgegen. Sie spielen auf der stillen Straße Haschen und kreischen fröhlich. Der Anblick greift Gerda ans Herz.

Die Knie zittern ihr. Sie muß das Köfferchen absetzen und sich einige Augenblicke an einem Zaun festhalten.

Ein Mädelchen, sieben oder acht Jahre alt, mit dicken braunen Zöpfen, bleibt vor ihr stehen: „Bist du krank, Tante?"

Gerda starrt abwesend in die großen Kinderaugen, die ängstlich und mitleidig zu ihr emporschauen.

Ein größerer Junge läuft vorüber. „Kommst mit, Elli?"

„Die Tante ist krank", sagt Elli.

Der Junge mustert Gerda mißtrauisch. Dann zieht er das Mädel mit sich fort und flüstert ihm dabei etwas ins Ohr. Sie schauen sich noch ein paarmal um und lachen.

Gerda blickt erschrocken an sich nieder. Ist schon was zu sehen? Sie hat einen breiten Gürtel fest um ihre Taille zusammengezogen. Er drückt und schmerzt.

Mit schleppenden Schritten setzt sie ihren Weg fort. Bald steht sie vor dem blitzsauberen Häuschen, in dem ihre Eltern wohnen. An einem der offenen Fenster erscheint die Gestalt einer Frau; ein Staubtuch wird ausgeschüttelt.

Die Beine versagen Gerda wieder den Dienst; sie muß sich an der Gartenpforte halten. „Mutti!“ ruft das Mädchen leise. Doch so tonlos die Stimme auch gewesen ist, das feine Ohr der Mutter hat sie doch vernommen. Zwei Augen, die nicht zu fassen scheinen, was sie sehen, starren zu dem Mädchen an der Pforte herüber. Dann ein heller Schrei: „Gerda!“ Gleich darauf wird die Tür aufgerissen, und Frau Peters kommt durch den Vorgarten geeilt. Gerda taumelt in ihre Arme; das Köfferchen fällt zu Boden. Ohne sich um die neugierigen Blicke von der Straße und aus den Nachbarhäusern zu kümmern, preßt Frau Peters ihre Tochter an sich: „Kind, so'ne Überraschung! Nee, wie ich mich da freu' ... und wie sich der Vater erst freun wird ...“ Die hellen Tränen laufen ihr über die runzeligen Wangen.

Frau Peters ist eine kleine magere Frau. Die Haare, die von silbernen Fäden durchflochten sind, hängen ihr ein wenig wirr ins Gesicht.

Sie rafft den Koffer von der Erde, legt den Arm um Gerdas zuckende Schultern und führt das Mädchen ins Haus.

In der kleinen Wohnküche ist es blitzsauber. Auf dem Küchentisch steht ein unförmiger geblümter Kaffeewärmer. Kaffeeduft hängt in der Luft. Mit fliegenden Händen drückt Frau Peters das Mädchen auf einen Küchenstuhl nieder und stellt eilig eine Tasse auf den Tisch. Es gibt ein kleines Fußbad, als sie eingießt. Dabei redet die kleine Frau ohne Unterlaß: „Nee, diese Freude, Gerdakind ... Wie oft hab' ich mir das gedacht, daß du so miteins vor der Tür stehen würd'st ... als ob ich nicht immer so'ne Ahnung gehabt hätt' ... Komm, trink man erst mal ... wird dir guttun ... nach der langen Fahrt.“

Wortlos nippt Gerda an der Tasse. Sofort treten kleine Schweißtropfen auf ihre Stirn. Mit unsicheren Augen blickt sie dann umher. Sie bringt keinen Ton hervor.

Frau Peters hat sich den zweiten Küchenstuhl herangezogen. Nun sitzt sie ganz dicht vor der Tochter und streichelt andauernd die zuckenden Finger des Mädchens. „Hast Urlaub, Kind ...? Wir haben schon immer darauf gewartet, daß du uns schreiben würd'st ... gestern hat Vater noch gesagt: ‚Wann die Deern wohl dies Jahr kommt?‘ Und nu bist du da ... Na, Vater wird Augen machen ... Paß auf, wenn er heut nachmittag nach

Haus kommt, mußt du dich da hinterm Küchenschrank verstecken." Sie hat vor Aufregung hochrote Wangen.
Gerda preßt die bebenden Lippen aufeinander. Die Mutter stutzt und starrt der Tochter bestürzt ins Gesicht: „Du siehst gar nicht wohl aus, Kind! Bist du krank?"
„Das kommt wohl, weil ich die Nacht über gefahren bin." Es sind die ersten Worte Gerdas, seitdem sie das Elternhaus wieder betreten hat.
„Mußt' das denn sein? Du mußt dich schonen . . ."
Das sind die gleichen Worte, die Doktor Linz gesagt hat, als Gerda ihm mitteilte, daß sie so schnell wie möglich zu ihren Eltern nach Hamburg wollte. Er hat sie nur unter schwersten Bedenken ziehen lassen. Er hat ihr sogar die Schwester Hanna mitgeben wollen. Doch mit Händen und Füßen hat sich Gerda gegen eine solche Begleitung gewehrt. Erst als sie dem Arzt versprochen hat, keine Dummheiten mehr zu machen, hat er sie aus seiner Obhut entlassen. ‚Vergessen Sie nicht, daß Sie jederzeit in ein Heim können!' Das war sein Abschiedswort. Gerda hat es schon vergessen. Sie will auch gar nicht mehr dran denken. Sie braucht ein solches wildfremdes Heim nicht. Sie hat ihr Elternhaus.
Unversehens schießen Gerda die Tränen in die Augen.
Frau Peters starrt entsetzt in das tränenüberströmte Gesicht der Tochter. „Aber was ist denn, Kind? . . . Was hast du denn? Ist was passiert? Hast du was angerichtet? So kenn' ich dich ja gar nicht . . . Du bist doch sonst immer so'ne lustige Deern gewesen."
„Ich bin müde, Mutti, schrecklich müde!" weicht Gerda aus. Sie möchte ihren Kopf an die Schulter der Mutter legen und von der langen Irrfahrt der letzten Wochen ausruhen. Aber sie wagt es nicht.
Mit furchtbarer Gewalt fällt jetzt ein Gedanke über sie her: was hätte es für diese Frau bedeutet, wenn damals der Sprung in den Rhein geglückt wäre! Nein, ihr Leben gehörte doch nicht ihr allein! Daß sie das einmal vergessen konnte! Sie kommt sich plötzlich sehr schlecht vor.
Frau Peters hat die Stirn in kummervolle Falten gelegt: „Tja, Kind . . . mit 'm eigenen Zimmer ist ja nu nix . . . oben wohnt 'n junger Eisenbahner . . . is vorhin grad nach Haus gekommen

... Hat manchmal Nachtdienst, und denn schläft er den ganzen Tag ... Mußt schon mit meinem Bett vorliebnehmen ... Komm, leg dich erst mal 'n bißchen hin und ruh dich aus ... damit du frisch bist, wenn Vater kommt."

Im Schlafzimmer herrscht die gleiche blitzsaubere Ordnung wie in der Küche. Freundlich liegt die Morgensonne auf dem Öldruck einer halbnackten Dame, die in einem Blumenschiff über dem Kopfende der Betten dahingleitet.

Frau Peters zieht die grünen Vorhänge vor. Während Gerda sich mechanisch zu entkleiden beginnt, gräbt Frau Peters in einer Schublade des Waschtisches herum. Dann breitet sie stolz ein weißes Nachthemd mit kleinen rosa Blümchen auf dem Bett aus. „Hier, eigentlich solltest du es ja erst zum Geburtstag haben ... aber ich denk, du kannst es auch jetzt schon gebrauchen."

Sie hält mitten im Satz inne und umfaßt Gerdas Figur mit einem Blick voll stummer Angst. „Aber das ist doch wohl nicht möglich ..." Sie sinkt auf der Bettkante nieder und stammelt hilflos: „O Gott, Kind ... deshalb also ..."

Gerda steht bewegungslos in der grünlichen Dämmerung des Zimmers. Sie vermag kein Glied zu rühren. So hat die Mutter es erfahren, ohne daß sie ihr ein Wort zu sagen brauchte. Auf der ganzen Fahrt von Königswinter nach Hamburg hat sie sich mit dem Gedanken herumgequält, wie sie es der Mutter wohl sagen könnte. Nun löste sich alles wie von selber.

Es ist totenstill im Raum. Die alte, schmächtige Frau sitzt zusammengesunken auf der Bettkante und rührt sich nicht. Plötzlich stöhnt sie qualvoll auf: „O Gott, und Vater?" Dann nach einer schweigenden Weile: „Will der Mann dich heiraten?"

Gerda schüttelt trotzig den Kopf. „Nein!" sagt sie dann hart. „Und wenn er's wollte, ich würd's nicht mehr wollen, Mutti!"

Die Frau blickt fassungslos auf ihre Tochter. „Das versteh' ich nich, Kind ... ich komm' da nich mit ... Du willst ihn nich ... und kriegst doch ein Kind von ihm?"

Die trostlose Verzweiflung der Mutter drückt Gerda das Herz ab. „Laß mich erst mal schlafen, Mutti ... ich erzähl' dir nachher alles ... ich bin jetzt schrecklich müde."

Halb ausgezogen schlüpft sie in das Bett und zieht die Decke

hoch über die Ohren. Schlafen! Nur schlafen! Sie hat keinen anderen Wunsch. Sie fühlt die Hände der Mutter, wie sie die Decke zurechtzupfen. Sie fühlt eine zärtlich streichelnde Bewegung über ihre Haare. Wie damals ...

Plötzlich reißt sie sich noch einmal aus den Kissen hoch und wirft sich der alten Frau um den Hals. „Ich bin nicht schlecht, Mutti ... glaub das nicht ..."

„Ich weiß, Kind", spricht die Mutter einfach und drückt den bebenden Körper in das Kissen zurück. „Und nun schlaf dich erst mal aus. Du mußt ausgeruht sein, wenn Vater kommt ... das ist noch das Schlimmste dabei."

Gerda schluchzt leise vor sich hin. Frau Peters bleibt auf dem Bettrand sitzen und fährt mit leichter Bewegung über den zuckenden Arm unter der Bettdecke. Allmählich beruhigt sich Gerda. Als ihre Atemzüge regelmäßig gehen, verläßt Frau Peters lautlos das Schlafzimmer ...

Gerda erwacht davon, daß eine Hand sie unsanft am Arm rüttelt. Es muß schon auf den Abend zugehen. Die grünliche Dämmerung im Zimmer ist tiefer geworden, und es dauert ein paar Sekunden, bis Gerdas Augen sich daran gewöhnt haben. Dann erkennt sie, daß eine massige Gestalt neben dem Bett steht. Der Vater. Er ist in Hemdsärmeln. Im Halbdunkel verschwimmt sein Gesicht.

Gerda ist von einer jähen Furcht vor dieser unbeweglichen dunklen Gestalt neben dem Bett gepackt. „Vati!" Es ist ein flehender Anruf, der aus dieser stummen Figur wieder einen Menschen machen soll.

Aber es kommt nur ein scharfer, gezischter Laut zurück: „Rut! Rut! Aber'n beeten dalli!" Schon reißt seine Hand die Bettdecke zurück. Gerda ist angstvoll zusammengekrochen und drückt sich gegen die Stirnwand des Bettes. Mit schreckgeweiteten Augen starrt sie dem Mann entgegen. Ist das ihr Vater? Dieser Mann, aus dessen Munde jetzt eine Flut von Schimpfworten, von schmähenden Ausdrücken und wüsten Drohungen auf sie herniederprasselt? Wie Peitschenhiebe sind diese Worte. Unter jedem zuckt Gerda gequält zusammen.

Die Mutter hat sich ins Zimmer geschoben. Hastig schließt sie die offenen Fensterflügel. Dann, als Peters einen Atemzug lang nach Luft ringt, sagt sie mit einer harten Entschlossenheit, die

man dieser kleinen, mageren Person kaum zutrauen würde: „Laß das Kind in Ruhe, Hans!"
Aber gleich tobt Peters wieder los: „Kind, seggst du ... düsse Hur' ..." Er hebt drohend die geballte Faust.
Da wirft sich die Mutter dazwischen. Sie reißt das wimmernde Mädchen an sich und deckt es mit ihrem schmächtigen Körper. Das bringt den Mann zur Besinnung. „Rut, heff ick seggt! Un dorbi blifft dat! Wenn du in fief Minuten nich buten büst, denn war ick di Been moken!" Er ballt abermals in ohnmächtiger Wut die Fäuste und stampft hinaus.
Frau Peters hält immer noch die Tochter eng umschlungen. „Ich hab's ihm gesagt, Kind ... Ich dacht, das wär' besser, als wenn du's ihm sagen würd'st ... Er kommt schon wieder zu sich ... Du kennst ihn ja ... er ist nu mal 'n alter Polterer ... und nachher ..."
In der Küche nebenan gibt es einen klirrenden Krach. „Du liebe Güte ... nu zerschlägt er mir's ganze Geschirr", jammert die Mutter los und rennt hinaus.
Die Kanne unter dem geblümten Kaffeewärmer hat dran glauben müssen. Sie liegt zerschmettert auf den Küchenfliesen. Der weiße Schleiflack der Küchenmöbel ist mit braunen Spritzern übersät. Werkmeister Peters aber sitzt jetzt am Küchentisch und hat den fast kahlen Kopf schwer in die verarbeiteten Hände gestützt.
„Reiß dich doch zusammen, Mann!" sagt die Frau bestimmt. „Mit solchem albernen Getue änderst du nix mehr. Das Kind bleibt im Haus."
Peters starrt sie aus rot unterlaufenen Augen an. Jäh brüllt er los: „De Deern mutt rut! Hüt noch! Jetzt glieks! Un wenn se nich von sülwens geiht, denn krieg ick se bien Kanthoken ... So een Hurenmensch ..."
Die alte schmächtige Frau steht vor dem Mann. Sie hat die Arme in die Hüften gestemmt. Ihre blutleeren Lippen zucken und beben: „Nenn sie ruhig so, Hans ... aber nenn mich gleich so mit."
Peters blickt sie verständnislos an: „Di, Wine? Wat hest du denn dormit to doon? Wat sall de Quatsch?"
„Du mußt mal 'n büschen nachdenken, Mann! Is unsere Gerda nich auch 'n paar Monate zu früh gekomm'n?"

Nun begreift der Mann. „Ober wi sünd verheirot, Wine!“ sagt er grob.
„Ja, Hans, du hast mich geheiratet ... das stimmt ... aber konnt' ich das wissen, als ich mich in dich verknallt hab'? ... Konnt' ich da wissen, ob du mich heiraten würd'st? Ich war verliebt in dich ... aber wußt' ich denn, ob auf dich Verlaß war? Wenn's mir nu ebenso gegang'n wär' wie der Gerda ... wär' ich da auch 'n Hurenmensch gewesen?“
„Red doch bloots nich so 'n dumm Tüg ... du heßt eben wußt, dat du di op mi verloten kunnst ... ober de Deern hett sick da irgend so 'n Flunki anlacht ... un nu süllt wie 'n Bankert int Huus kreegen? Nee, ohne mi ...“ Und wieder tobt er los, daß es durchs ganze Haus schallt.
„Heff ick di dat nich immer seggt ... dat döcht nix, de Deern solang da ünnen alleen to looten ... Aber ji beiden mit jur Bumsköppe ... immer dörch de Wand ... un nu hebbt wi den Salot.“
Frau Peters läßt weise auch diesen Wutanfall ihres Mannes verrauschen. Dann meint sie vorsichtig: „Woll'n die Sache mal erst richtig beschlafen, nöch? Wir könn'n die Deern ja nich auf die Straße setzen.“
„Se sall dorhenn gohn, wo se herkümmt!“
Nun ereifert sich Frau Peters gewaltig: „Willst du das tragen, Mann, wenn sie ins Wasser geht oder sich vor'n Zug schmeißt?“
Der Mann antwortet nicht gleich. Seine schweren Schultern zucken.
Frau Peters hält es für angebracht, den Mann allein zu lassen und sich wieder um die Tochter zu kümmern. Sie huscht hinaus und ist eine halbe Minute später mit allen Zeichen des Entsetzens wieder da: „Sie ist weg, Mann ... sie is weggelaufen ... und ihren Koffer hat sie auch gleich mitgenommen ... Herr Butenschön hat sie weglaufen sehn ... als ob der Teufel hinter ihr her wär' ...“
Sie läuft verzweifelt jammernd in der kleinen Küche umher. Peters hat das Gesicht wieder in die Hände gestützt.
Butenschön, der junge Eisenbahner, steckt seinen Kopf durch die Tür. „Nach 'n Bahnhof zu is sie gelaufen, Frau Peters ... Soll ich hinterher? Ich hol' eben mein Fahrrad aus 'm Schuppen!“
„Ja, bloß schnell, Herr Butenschön ... hol'n Sie sie zurück ...

es wär' doch alles in Ordnung ... und sie könnt' doch hierbleiben. Ich komm' gleich nach!"
Butenschön rumort schon hinten im Schuppen herum.
Frau Peters streift die Pantoffeln von den Füßen und steigt in ein Paar ausgetretene Schuhe. Sie wirft die Schürze über einen Stuhl und rennt auf die Straße hinaus. Gerade verschwindet Butenschön um die nächste Ecke.
Die alte Frau hastet die lange, breite Straße zum Bahnhof hinunter. Unaufhörlich murmeln ihre Lippen unverständliche Worte. Es sind kleine Stoßgebete: „Herrgott, laß sie noch nicht weg sein! Laß sie zurückkommen! Laß alles gut werden!"
Ein paar nachmittägliche Spaziergänger bleiben stehen und schicken der seltsamen Erscheinung ein Lächeln nach. Was ahnen sie von der Not dieses Mutterherzens?
Auf halbem Wege kommt ihr Butenschön schon wieder entgegengeradelt. Er zuckt die Achseln. „Weit und breit nich zu sehn, Frau Peters ... Ich war sogar oben auf'm Bahnsteig ... da war grad 'n Zug abgefahrn ... aber den kann sie gar nich gekriegt haben ... so schnell kann sie gar nich gelaufen sein."
Frau Peters ist nahe am Zusammenbrechen. „Fahrn Sie rasch nach Bahrenfeld 'runter, Herr Butenschön ... vielleicht ist sie da nach 'm Bahnhof hingerannt ... ich such' hier noch in der Gegend 'rum."
Stunde um Stunde sucht Frau Peters. Sie durchstreift die Straßen der kleinen Siedlung, bis ihr die Füße in den abgetragenen Schuhen schmerzen.
Die alte Frau fährt zum Fernbahnhof Altona. Sie wirft einen Blick in alle Wartesäle. Sie rast die langen Bahnsteige entlang und schaut in die Abteile der abfahrbereiten Züge. Sie fragt an allen Sperren nach einem Mädchen im grünen Kleid mit grüner Baskenmütze und einem hellbraunen Köfferchen in der Hand. Immer antwortet ihr nur ein Kopfschütteln.
Die Dunkelheit senkt sich schon über die Stadt, als sie es endlich aufgibt. Nun bleibt nur noch der Weg zur Polizei. Butenschön wartet aufgeregt am Bahnhof Othmarschen auf sie. Er hat endlich eine Spur gefunden. In einen der Autobusse, die an der Siedlung vorbei zum Altonaer Bahnhof fahren, ist ein Mädchen im grünen Kleid mit grüner Baskenmütze und einem hellbraunen Koffer eingestiegen und stadtwärts gefahren. Der

Schaffner hat sich genau an dieses Mädchen erinnern können: es wäre ein bißchen verstört gewesen und hätte den Autobus kurz vor dem Hauptbahnhof Altona verlassen.
Zu Hause legt Frau Peters den Kopf in ihre Arme und schluchzt haltlos.
In neu aufwallendem Zorn schimpft Peters wieder los: „Den Dübel ook . . . nu loot bloots dat Heulen sien . . . dormit hollst du de Deern ook nich wedder trüch."
„Wenn sie sich nur nichts antut . . . wenn sie sich nur nichts antut!" weint die magere kleine Frau monoton vor sich hin.
Nach einer Viertelstunde wird es dem Werkmeister Peters zu bunt. Er zieht seine Joppe an und stapft hinaus.
In einer Eckwirtschaft genehmigt er sich ein paar halbe Liter und doppelte Steinhäger.
Der Wirt staunt. Peters ist sonst ein knauseriger Gast. „Hast du Kummer mit die Deinen, Hannes?" fragt er augenzwinkernd.
Peters knurrt nur ein paar unverständliche Worte. Lange nach Mitternacht kommt er angetrunken nach Hause.

28

Paris, den 10. Juli
im Hotel Ritz

Lieber Doktor Linz!
Gestern haben wir, mein Mann und ich, mit Shumans im Restaurant auf dem Eiffelturm zu Abend gegessen. Es war eine zauberhafte Stunde – unter uns die Stadt in der ersten bläulichen Dämmerung, über uns die ersten Sterne.
Shumans sind nette Leute. Er ist amerikanischer Arzt und hat anscheinend als Lungenspezialist einen guten Namen. Er hat an dem Ärzte-Kongreß teilgenommen, der hier in Paris tagte, und erholt sich nun noch ein paar Tage von aller Fachsimpelei. Er erinnert mich in so vielem an Sie, vor allem durch die behutsame, aber bestimmte Art, in der er mit Menschen und Dingen umgeht. Da hab' ich denken müssen, daß es vielleicht an der Zeit wäre, Ihnen einmal zu schreiben.
Drei Wochen sind Peter und ich nun schon in dieser Stadt –

und können doch nicht genug von ihr bekommen. Man hat uns ausgelacht, daß wir unsere Hochzeitsreise ausgerechnet mitten im heißesten Sommer nach Paris machen wollten. Aber ich bereue das nicht.

Sie wissen, daß ich schon einigemal in Paris gewesen bin. Aber niemals hab' ich die Stadt so wie jetzt erlebt. Bisher ist sie für mich immer nur geschäftliches Pflaster gewesen. Früher hab' ich in die großen schimmernden Schaufenster der Rue de Rivoli und an den Champs-Elysées mit dem Interesse einer Geschäftsfrau hineingeschaut, hab' Muster und Modelle studiert und Preise verglichen. Heute überleg' ich mir bei jedem Kleid, wie es mir stehen würde und ob ich es wohl tragen könnte (Sie wissen: wegen der kleinen Narbe im Nacken). Heute kann ich mich regelrecht verlieben – in ein paar Schuhe, in ein kesses Hütchen oder in eine elegante Handtasche. Ein Nachmittag im Bois de Boulogne oder im Louvre, eine Messe unter den Spitzbogen von Notre-Dame, ein Abend in den Folies Bergères – das alles ist wie ein großer Rausch für mich. Ich hab' nie gewußt, wie schön dieses Leben sein kann.

Sie sehen, ich hab' gelernt, wie ein Backfisch zu schwärmen. Das hat nicht diese Stadt allein bewirkt. Mein Mann lehrt mich die Welt mit seinen Augen sehen. Er ist rührend besorgt um mich und immer gut gelaunt. Am meisten aber freut mich seine Betriebsamkeit. Peter versteht es glänzend, selbst hier das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden. Gerade jetzt ist er wieder unterwegs, um mit zwei Modehäusern zu verhandeln. Wie hat er sich zu Haus manchmal die Haare gerauft, wenn er sich mit technischen Dingen und komplizierten Zahlenreihen herumschlagen mußte! Hier aber ist er in seinem Element. In Fragen des Geschmacks ist er unübertrefflich. Da sind zum Beispiel zwei neue Stoffmuster. Sie fallen durch ihre kühnen Ornamente und Farben ein bißchen aus dem herkömmlichen Rahmen. Peter hat sie ausgesucht, als ich ihn kürzlich zum erstenmal durch die Fabrik in Krefeld führte. Hersbach war dagegen, und auch ich hatte eigentlich meine Bedenken. Ich hab' trotzdem in die Produktion eingewilligt. Nun scheinen aber gerade diese Muster unser größter Exportschlager zu werden. Paris interessiert sich dafür, und auch einige Spanier haben schon vorsichtig angefragt.

Wenn ich Ihnen, lieber Doktor Linz, dies alles so ausführlich berichte, so hab' ich natürlich meinen kleinen Hintergedanken dabei. Ich möchte Sie bekehren. Endlich dazu bekehren, daß mein Mann besser, viel besser ist als der Ruf, der ihm nachhängt. Von den Umständen meiner Hochzeit haben mich nur zwei Dinge geschmerzt: daß Sie sich fernhielten und daß auch Herbert Pratsch nicht gekommen ist. Sollte ich mich ärgern, daß viele Bekannte unter fadenscheinigen Begründungen absagten? Ich brauche diese Leute nicht! Sollte ich mich kränken, daß mein korrekter Direktor Hersbach unbeteiligter denn je tat und mich deutlich fühlen ließ, wie wenig einverstanden er mit meiner Wahl war. Seine Gratulation war so, daß es einen frösteln konnte. Auch Peter hat ein feines Empfinden für solche Atmosphäre. Ich will kein Hehl daraus machen, daß mich der Gedanke, wie Peter und Direktor Hersbach in Zukunft miteinander auskommen werden, bedrückt. Ich schätze Hersbach und seine kühle, korrekte Art. Er hat mit ihr die Fabrik sicher durch die letzten schweren Jahre hindurchgesteuert. Heute aber müssen wir, wenn wir nicht ins Hintertreffen geraten wollen, wieder an die Dinge herangehen. Und da scheint mir die kräftig zupackende Art meines Mannes viel zeitgemäßer. Wie gut könnten die beiden einander im Grunde ergänzen! Ich möchte Hersbach nicht verlieren, kann mich aber mit seiner kleinlich-rechthaberischen Art Peter gegenüber nicht befreunden.
Doch das sind Dinge, die sich außerhalb meines Herzens abspielen. Viel bitterer ist es für mich gewesen, daß Sie, der gute alte Freund meines Vaters und unseres Hauses, nicht den Weg zu uns gefunden haben. Ich weiß schließlich, lieber Doktor Linz, daß Sie nicht der Mann sind, der jahrzehntealte Bindungen leichtfertig zerreißt. Wir haben einmal harte Worte gewechselt, und ich hab' das böse Wort vom ‚blinden Haß' fallenlassen. Ich war erregt, weil ich meinen Verlobten ungerecht verdächtigt sah. Welche liebende Frau würde sich da nicht mit Nägeln und Zähnen einsetzen! Nun, auch Sie, lieber Doktor Linz, haben meinem Mann unrecht getan. Wollen wir die Rechnung nicht quitt sein lassen und vergessen?
Sie sehen, ich höre nicht auf in meinen Bemühungen, um Sie zu werben. Ich möchte unsere alte Freundschaft retten und auf Peter erweitern. Schließlich ist immer noch Vaters Platz am

Tisch der ‚Pfennigfuchser' im Drachenloch frei. Es wäre mein größter Wunsch, wenn mein Mann bald diesen Platz einnehmen könnte. Nicht etwa, weil ich ihn gern jede Woche einen Abend lang an den Stammtisch ziehen sehen würde. Ich bin eine Frau – und noch dazu jung verheiratet. Aber ich möchte, daß meinem Mann in unserem Städtchen die Achtung entgegengebracht wird, die ihm als Nachfolger meines Vaters zukommt. Nur kleinliche Menschen werden ihm ein Leben lang eine Jugendtorheit nachtragen.

Haben Sie übrigens etwas von Gerda Peters gehört? Der Gedanke an sie macht mich unruhig. Auf der Hochzeitsfeier erzählte mir Frau Nirrnheim liebenswürdigerweise, daß man ein paar Wochen nichts von dem Mädchen gehört habe. Ja, daß man in Königswinter munkele, sie wäre gar nicht nach Hause gefahren oder wenigstens gleich wieder aus Hamburg verschwunden. Wäre sie in ein Heim gefahren, so hätte sie sicher inzwischen von dort Nachricht gegeben. Die Vorstellung, daß man sein eigenes Glück mit dem Leid eines anderen Menschen erkaufen muß, quält sehr. Aber welche Frau hätte an meiner Stelle wohl anders gehandelt?

Nun ist dieser Brief viel länger geworden, als ursprünglich beabsichtigt. Aber Sie wissen ja: wes das Herz voll ist ... Wie glücklich wäre ich, wenn wir nach Königswinter zurückkämen und alles wäre zwischen uns wie früher! Peter braucht einen erfahrenen Freund. Ich glaube, daß Sie es sein könnten – trotz allem, was einmal zwischen Ihnen und ihm stand.

Und auch ich brauche Sie! Verstehen Sie mich? In acht oder neun Monaten brauche ich Sie! Ich hab' in den letzten Tagen bisweilen ein merkwürdiges Übelkeitsgefühl. Aber es beunruhigt mich nicht. Im Gegenteil, ich freue mich darüber und finde es ganz in der Ordnung. Sie als Arzt doch sicher auch, nicht wahr? Wenn Vater das alles noch miterleben könnte!

In alter Herzlichkeit grüßt Sie

Ihre Sibylla van Booven

Sibylla legt den Füllhalter aus der Hand und überfliegt noch einmal das Papier, das nun mit ihren steilen, energischen Schriftzügen bedeckt ist. ‚Seltsam', denkt sie, ‚manches weiche Wort

in diesem Brief will gar nicht so recht zu den strengen Zügen dieser Schrift passen. Du hast dich eben verwandelt, Sibylla!'
Mitunter kommt es ihr vor, als hätte sich auch ihr Gesicht verändert. Sie geht ins Badezimmer hinüber und betrachtet ihre Züge eine Weile im Spiegel. ‚Nein, ich bin wahrhaftig nicht hübsch'. stellt sie fest. ‚Wenn sich die Leute nach uns umgucken, dann ist es Peters wegen. Er zieht auch in dieser Stadt, die wirklich nicht arm ist an gutaussehenden, eleganten Männern, die bewundernden Blicke der Frauen und die ein wenig neidvollen der Männer auf sich.' Sibylla stellt das immer wieder mit Stolz fest. Sie fühlt keine Eifersucht. Von Zeit zu Zeit aber regt sich doch in ihr der Wunsch, neben ihm nicht allzusehr abzufallen.
Sibylla hat schon daran gedacht, zu einem der weltberühmten kosmetischen Salons in dieser Stadt zu gehen. Hört und liest man nicht immer wieder von erstaunlichen Schönheits-Operationen? Aber sie hatte diesen Gedanken immer gleich wieder resigniert lächelnd beiseite geschoben. Auch der tüchtigste Schönheits-Operateur konnte schließlich nicht einen allzu großen Mund verkleinern. Oder die Augen, die ein bißchen eng beieinanderstehen, auseinanderrücken. Bliebe die Nase. Aber an der brauchte nichts verändert zu werden. Durch ihren schmalen Rücken und die zierlich geschwungenen Flügel gibt sie diesem Antlitz sogar einen gewissen Reiz.
Mit einem kleinen Seufzer geht Sibylla in den Salon zurück und tritt an das offene Fenster. Erwartungsvoll blickt sie über die Place de Vendôme. Wo Peter so lange bleibt!
Der heiße Nachmittag hat den weiten Platz leergebrannt. Ermattet treiben einige Fußgänger im Schatten der bunten Markisen dahin. Die Sonne schlägt bisweilen Funken aus dem spiegelnden Lack der Autos, die um die Säule inmitten des Platzes herumgleiten.
Sibylla sehnt sich nach dem Abend. Wenn der sengende Brand auf dem Pflaster sich dämpft und die Luft weich und zärtlich alles Leben umhüllt, wenn die bunten, zuckenden Lichtbänder und Feuerräder an den Fassaden aufspringen, wenn der Abend-Korso über die breiten Boulevards schwemmt – dann ist ihre Stunde gekommen. Stundenlang kann sie mit Peter in der Menge dahintreiben, wunschlos und ziellos, oder am Tisch vor einem

der Cafés sitzen und verzückt in das quirlende Treiben der Straße schauen.
Wo Peter nur bleibt!
Eine chromschimmernde Limousine gleitet lautlos vor den Hoteleingang. Ein Page springt herzu und reißt den Schlag auf. Aber es dauert geraume Weile, bis jemand dem Wagen entsteigt. Es ist Peter. Er trägt den saloppen hellgrauen Anzug, den er sich auf Sibyllas Wunsch bei einem der ersten Modeschneider in der Rue Pigalle machen ließ. Unter dem Arm trägt er eine helle, schmale Ledermappe.
Nun steht ihr Mann eine Weile neben dem offenen Schlag und spricht in den Wagen hinein. Ein jungenhaftes Lächeln steht dabei auf seinem Gesicht, die weißen Zähne blitzen.
Schließlich streckt sich ein weißer Frauenarm aus der Tür. Peter beugt sich über die Hand und schließt behutsam den Schlag. Ein Aufsummen des Motors, das blitzende Gebilde schießt davon. Peter blickt ihm nach und verschwindet dann mit schnellen Schritten im Hoteleingang.
Auch Sibyllas Augen folgen dem Wagen, der eben in die Rue Saint Honoré einbiegt. Das Herz klopft ihr plötzlich im Hals. Weshalb nur? Wegen dieses weißen Frauenarmes? Und wegen des jungenhaften Lächelns auf dem Gesicht ihres Mannes? ‚Wie albern bist du, Sibylla!' spöttelt sie über sich selber. Aber das jäh aufgekeimte Gefühl des Unbehagens will nicht aus ihrer Brust weichen.
Nervös wendet sich Sibylla zur Tür, durch die Peter gleich ins Zimmer treten wird. Doch es dauert einige Minuten, bis es klopft. Minuten, in denen sich die junge Frau vergeblich abmüht, mit dem eben Gesehenen klarzukommen.
Strahlend wie immer tritt Peter herein, wirft mit einem Schwung die Mappe auf den Tisch, nimmt Sibylla in den Arm und küßt sie auf den Mund: „Nun, Billamädchen, ausgeruht?"
Sibylla macht eine Kopfbewegung zu dem kleinen Sekretär in der Ecke: „Im Gegenteil, fleißig gewesen!"
Peter nimmt den Brief: „Darf ich sehen?"
Die Frau entwindet ihn verlegen lächelnd seinen Händen: „Lieber nicht! Sonst bildest du dir womöglich noch was ein!"
Peter hat schon die Anrede gelesen. Die Spur eines Schattens fliegt über sein Gesicht: „An meinen besten Feind?"

„. . . der hoffentlich bald dein bester Freund sein wird!“ ergänzt Sibylla.
Leiser Unmut schwingt in Peters Stimme: „Hast du's immer noch nicht aufgegeben? Ich finde es einfach rührend, wie du hinter diesem alten Narren herläufst und ihn um gut Wetter bittest!“
„Ich kann ihn nicht so ohne weiteres aus meinem Leben weglassen, Pitter . . . Du mußt das verstehen . . . Er war der einzige, der in den ganzen Jahren, als ich so schrecklich einsam war, zu mir gekommen ist. Außerdem brauchen wir ihn in ein paar Monaten . . . du weißt doch . . .“ Zärtlicher Glanz liegt in Sibyllas Augen.
„Allerdings . . .“ erwidert Peter nachdenklich. Er blickt an Sibyllas Gesicht vorbei.
Die Frau fährt ihm leicht über die braunen Haare: „Du bist zerstreut, Lieber.“
„Die Hitze . . . und dann die Verhandlungen eben . . .“ Der Gedanke daran gibt ihm rasch die gute Laune zurück. Er wird lebhaft, faßt Sibylla an beiden Armen und preßt sie leicht zusammen: „Es klappt, Billamädchen . . . Denk dir, es klappt! Morgen soll Vertrag gemacht werden . . . ein ganz dickes Geschäft . . . Hersbach wird platzen . . . Madame Cordelier hat früher nie was von Krefeld wissen wollen. Von den neuen Mustern war sie begeistert . . .“
„War sie das?“
„Begeistert ist viel zu wenig – aus dem Häuschen war sie!“
Eine kurze Pause des Zögerns: „Nein . . . ich meine . . . war sie das? Die Frau im Wagen?“
Es liegt ein Klang in ihrer Stimme, der Peter stutzen läßt. „Du hast uns beobachtet, Billa?“ Und dann ganz unbefangen: „Ja, sie hat mich rasch zum Hotel gefahren. . . sie will zum Rennen nach Longchamps . . . es war kein Umweg für sie . . . Übrigens, eh ich's vergeß, sie möchte heut abend mit uns essen gehn . . . ins Maxim.“
Sibylla kann ihre Enttäuschung nicht unterdrücken: „Schade . . . ich wär' so gern mit dir allein gewesen.“
Peter erwidert bestimmt: „Wir dürfen ihre Einladung nicht abschlagen . . . sie wäre gekränkt . . . es hängt schließlich ein dickes Geschäft daran!“

„Wirklich nur ein Geschäft?" Diese Worte sind Sibylla so herausgefahren. Es sind verräterische Worte, und sie möchte sie am liebsten gleich zurückholen. ‚Wie kann ich mich nur so aus den Händen gleiten lassen!' denkt die junge Frau.
Peter sieht sie betroffen an. „Aber Billamädchen, was ist denn los? Eifersüchtig?" Dabei legt er den Arm um ihre Schultern und zieht sie zärtlich an sich.
Sibylla schämt sich. Tränen glitzern in ihren Augenwinkeln.
„Nein . . . nein, das nicht . . ." stammelt sie hilflos.
„Wenn du nicht möchtest, daß wir heut abend . . ."
„Nein, selbstverständlich gehn wir mit ihr essen . . ." Die junge Frau hat sich wieder gefangen. Sie überlegt schon, was sie wohl anziehen könnte.
Peter springt vom Thema ab. „Ich traf eben in der Halle unten Doktor Shuman. Er fragte, ob wir mit ihm und seiner Frau den Tee nehmen wollten?"
„Ich fühl' mich furchtbar zerschlagen, Pitter . . . wenn's bloß nicht so schwül wär'!" sagt Sibylla mit matter Stimme.
„In der Halle ist es wunderbar kühl. Komm, es wird dir guttun."
Während Sibylla sich im Badezimmer frisch macht, geht Peter unruhig im Salon hin und her. Einmal preßt er die Finger ineinander, daß die Gelenke knacken. Aber er lacht schon wieder fröhlich, als Sibylla wenig später zurückkommt.
Dann warten sie auf den Lift, der sie in die Halle hinunterbringen soll. Peter ist schweigsam.
Die Frau streift ihn mit einem scheuen Blick. „Ist sie hübsch, Pitter?" Es ist fast unhörbar gesprochen.
„Was? Wen meinst du? Wer soll hübsch sein?" Eine leichte Ungeduld schwingt in seiner Stimme mit.
„Nun . . . diese Madame Cordelier . . ." Das kommt sehr zögernd heraus.
„Ein kleines Raubtier . . . Ich möchte nichts im Bösen mit ihr zu tun haben . . . du wirst sie ja heut abend kennenlernen. Ich bin gespannt, wie du sie findest."
Dann nimmt der Lift sie auf.

Doktor Shuman zwängt die massive Gestalt aus dem Sessel hoch. Er ist ein großer, schwerer Mann mit dem Gesicht eines Babys. Peter und Sibylla nehmen am Tisch Platz.

„Sie haben einen musterhaften Ehemann, gnädige Frau!" sagt Shuman. „Er hat im ‚Lido' immer verlegen weggeguckt, wenn die Damen weniger als ihre Haut anhatten."
„Und Ihr Gatte hat sich von vornherein mit dem Rücken zur Bühne gesetzt!" beruhigt Peter Frau Shuman.
Die Dame versteht nicht gleich, und Peter muß ein paar englische Brocken zusammenraffen, um sich ihr verständlich zu machen. Aber Frau Shuman lächelt nicht. Sie hat wenig Humor. Das Gespräch dreht sich noch eine Weile zwischen Scherz und Ernst um den Abend vorher. Doktor Shuman ist ein amüsanter Plauderer. Sein rundes Baby-Gesicht wechselt beim Erzählen blitzschnell den Ausdruck. Sibylla lacht ein paarmal hellauf, so daß die Kellner, die zwischen den Tischen lautlos ihres Amtes walten, indigniert herüberblicken.
Für eine Weile hat Sibylla ihre Müdigkeit vergessen. Aber plötzlich ist die Schwäche wieder da. Seit ein paar Minuten streichen unaufhörlich ihre Fingerkuppen gegeneinander. So ist es immer in den letzten Wochen. Das taube Gefühl ist wieder da. Erst war es nur in den Fingern der rechten Hand. Nun hat es auch von denen der linken Besitz ergriffen. Sie reibt die Fingerspitzen beider Hände gegeneinander, als ließe sich auf diese Weise wieder Leben aus ihnen hervorzaubern. Fast sieht es aus, als bete sie.
Peter streift bisweilen mit nervösem Blick diese Hände, die unaufhörlich in Bewegung sind. Auch Doktor Shumans Augen haben nun einen spähenden Ausdruck angenommen. Es sind kühle Augen, die immer wieder forschend und wissend die merkwürdige Geste der jungen Frau beobachten.
Sibylla bemerkt nach einiger Zeit dieses Interesse. Sie läßt die Hände sinken, als wolle sie sie unter dem Tisch verbergen. Dann fährt sie hastig mit der Hand über die Stirn. „Ich bin müde..." sagt sie matt. Sie mag nicht sagen, daß auch das schreckliche Übelkeitsgefühl, das sie zuweilen und in den letzten Tagen immer häufiger überfällt, wieder da ist.
In gespielt sachlichem Ton sagt Doktor Shuman: „Als Arzt verordne ich Ihnen ein Stündchen Ruhe. Meine Frau wird sicher so nett sein, Sie aufs Zimmer zu begleiten."
„Ich danke Ihnen verbindlichst; aber das ist wohl meine Pflicht!" sagt Peter und erhebt sich.

Doktor Shuman drückt ihn in den Sessel zurück. „Mit Ihnen würd' ich gern noch einen Augenblick sprechen." Es liegt etwas in den Worten des Amerikaners, das Peter beunruhigt. Fragend sieht er Sibylla an, während Doktor Shuman einige Sätze mit seiner Frau wechselt.
„Bleib nur, Pitter! Ein Stündchen Ruhe wird mir tatsächlich guttun! Diese Schwüle ist furchtbar!" sagt die junge Frau und lächelt matt.
Auf den Arm von Frau Shuman gestützt, geht Sibylla gleich darauf zum Lift.
Der Arzt blickt ihr einen Augenblick nach. Dann heftet er seine kühlen Augen auf Peter und fragt bestimmt: „Was ist mit Ihrer Gattin, Herr van Booven?" Sein Gesicht hat nun gar nichts Babyhaftes mehr an sich.
„Was soll denn sein, Doktor Shuman?" weicht Peter aus.
„Vielleicht ist es Ihnen noch nicht aufgefallen ... aber wir Ärzte haben einen Blick für so etwas ... Haben Sie einmal bemerkt, wie Ihre Gattin häufig die Finger gegeneinanderreibt?"
„Sie ist eben ein bißchen nervös", erwidert Peter unmutig.
Doktor Shuman fährt ganz sachlich fort: „Seit wann leidet Ihre Gattin unter diesen Anflügen von Übelkeit?"
„Das hat seine ganz natürlichen Gründe", wehrt Peter mit gezwungenem Lächeln ab. Dann fügt er hastig hinzu: „Sie können sich leicht denken, was ich damit sagen will ..."
„Hat Ihre Gattin sich einmal untersuchen lassen?" fragt der Arzt hartnäckig.
„Natürlich!" erwidert Peter kurz.
„Und?"
Der junge Mann schweigt.
„Nehmen Sie mir mein Interesse nicht übel, Herr van Booven! Aber ich hab' nun mal die merkwürdige Leidenschaft, allen Dingen auf den Grund zu gehen!" Nach einem kurzen Schweigen setzt der Arzt hinzu: „Es ist mir aufgefallen, daß Ihre Gattin immer ein dünnes Seidentuch um den Hals trägt ... ja, es mußte mir auffallen ... an diesen heißen Tagen, an denen jeder vernünftige Mensch sich möglichst Luft verschafft ... und vor allem auch, weil die Mode so etwas nicht vorschreibt und ihre Gattin sich sonst immer nach der Mode kleidet ... Sehen Sie, Herr van Booven, das Kombinieren ist auch in der ärzt-

lieben Wissenschaft die ha-be Ka-ma. Ich hab' da kompliziert ... und ich hab' mir gedacht, daß Ihre Gattin etwas unter diesem Seidenstoffen verbirgt. Ist es so?"
Nach einigem Zögern erwidert Peter: „Eine Operationsnarbe ..."
„Im Nacken?"
„Im Nacken!"
„Und wann war diese Operation?"
Peter möchte gegen diese Betrügung aufbegehren. Er fühlt, wie sich da ein Mensch an das dunkelste Geheimnis seines Lebens heranmacht. Aber die Stimme des Arztes klingt so teilnehmend freundlich, daß es unhöflich wäre, ihm die Antwort zu verweigern. So sagt Peter:
„Vor einem Vierteljahr etwa!"
„Haben Sie einmal mit dem Arzt gesprochen?"
Peter nickt die Antwort. „Gewiß ... aber ... man, er meinte, die Anfälle von früher könnten sich wiederholen."
Der Arzt beugt sich weit zu Peter herüber und bringt sein Gesicht ganz nahe an das des jungen Mannes. „Haben Sie einmal etwas von Professor Bellin gehört? Bellin ist einer unserer namhaftesten Krebsforscher. Er war natürlich mit auf dem Kongreß. Ich hatte das Glück, ihn schon während der Überfahrt auf der Adelaid zu begegnen. Manche Stunde sind wir auf dem Promenadendeck hin und her gegangen und haben gefachsimpelt. Dabei hat er mir von seinen jüngsten Forschungen erzählt. Die drehen sich um eine besondere Form von Tumoren, um Wucherungen am verlängerten Rückenmark. Das heißt, im Nacken."
Es entsteht eine beklemmende Stille zwischen den beiden Männern. Vom Musikpodium klingen die tänzerisch-frohen Melodien aus der ‚Lustigen Witwe' herüber.
Schließlich fragt Peter leise: „Und ... was hat dieser Professor Bellin Ihnen darüber erzählt?" Mit einem gehetzten Blick schaut er den Arzt an.
Vorsichtig setzt Doktor Sherman seine Worte: „Bellin hat einige Dutzend Fälle dieser Art in Behandlung ... Sie müssen wissen, Bellin ist ein Fanatiker ... Er hat sich in diese Aufgabe hineingebissen ... Er gibt sich nicht mit dem Althergebrachten des Übergangenen zufrieden ... Gewiß, der tut, was er können ... um

Der Abend im Maxim findet ein frühzeitiges Ende. Sibylla fühlt sich nicht wohl. So entschuldigt sie sich gleich nach dem Essen.
Madame Cordelier verbirgt ihre Enttäuschung hinter einem scharmanten Lächeln. Sibylla ist froh, als der Lift Peter und sie in ihr Stockwerk emporträgt.
Peter bringt sie in ihr Zimmer hinüber. Er bleibt bei ihr und streicht ihr zärtlich über die Stirn. Als ihre Atemzüge ruhiger werden, löscht er das Licht und geht lautlos hinaus.
Drüben in seinem Zimmer tritt er ans Fenster und zündet sich eine Zigarette an. Die Unruhe, die ihn den ganzen Tag hindurch beherrscht hat, will nicht weichen.
Noch immer ist es drückend schwül. Die Nacht hat keine Kühle gebracht. Irgendwo über den Häusern blitzt es auf. Sind das die sprühenden Lichtreklamen der großen Boulevards? Oder ist es Wetterleuchten? Peter fühlt sich plötzlich wie in einem Käfig gefangen. Die Wände seines Zimmers umstehen ihn wie die Wände eines Kerkers. Er hält es nicht aus. Wenig später hastet er die Treppe hinunter.
Unten auf der Straße wird er ruhiger. Er läßt sich eine Weile dahintreiben, ziel- und planlos. An den Champs-Elysées setzt er sich in den Vorgarten eines Cafés und starrt mit leerem Blick über das nächtliche Treiben auf dieser Prachtstraße. Er hat keine Augen für die Menschen und Dinge.
Morgen wird er vielleicht mit Sibylla zu Professor Bullin gehen. Der Arzt wird sie untersuchen – und dann . . .
Er stürzt einen neuen Whisky-Soda hinunter. Dann ist er wieder mit seinen Gedanken allein. Immer klarer erkennt er, was die Stunde bei Professor Bullin morgen für ihn bedeuten wird. Sie ist nichts anderes als ein Richtspruch – nicht allein für Sibylla, sondern ebensosehr für ihn selber. Sie wird über sein weiteres Leben entscheiden – so oder so.
Als er lange nach Mitternacht ins Hotel zurückkehrt, schmerzt ihn der Kopf vom vielen Grübeln.
Lautlos zieht er die Tür hinter sich ins Schloß und will Licht machen. Da hört er sich aus der Dunkelheit angerufen: „Pitter! Endlich!“ Das klingt wie ein flehender Aufschrei.

Er dreht erschrocken die Lampe an. Im Sessel am Fenster hockt Sibylla. Sie trägt ein dünnes Nachtgewand und hat die Beine dicht an den Körper gezogen, als fröre sie. Von der plötzlichen Helligkeit geblendet, schließt sie die Augen.
Mit ein paar großen Schritten ist Peter bei ihr: „Aber, Billakind ... was ist denn los? Ich denke, du schläfst ruhig in deinem Zimmer ...“
„Ich hab' auch eine Weile geschlafen ... Aber dann bin ich aufgewacht ... mit dieser schrecklichen Übelkeit ... Und dann wollte ich zu dir ... und du warst nicht da.“ Eine zitternde Frage schwingt in ihrer Stimme mit.
Peter sieht jetzt den Augenblick gekommen, um den Besuch bei Professor Bullin anzubringen. Er läßt sich auf der Lehne des Sessels nieder, nimmt Sibyllas schmale Rechte zwischen seine Hände und sagt bestimmt:
„So geht das nicht weiter, Billamädchen ... Wir werden mal zu einem Arzt gehen ... Ich werd' mich morgen früh gleich bei Doktor Shuman erkundigen, ob er einen guten Arzt weiß.“
Sibylla geht auf seinen Vorschlag gar nicht ein. In ihrem Blick brennt eine Frage. Leise und stockend, als schäme sie sich dieser Worte, kommt es schließlich von ihren Lippen: „Bist du noch mit ... dieser Frau zusammen ... gewesen, Pitter?“
Peter starrt seine Frau betroffen an. Deshalb also ihre Unruhe ... Beruhigend streicht er ihr über die Haare: „Aber Billa, was sind das bloß für dumme Gedanken ... Hast du wirklich geglaubt, ich würde dieser Frau nachlaufen?“
„Ich hab' doch gesehn, wie sie dich vorhin im ‚Maxim‘ immer angeguckt hat.“
Mit jungenhafter Unbefangenheit erwidert Peter: „Sie mag mich eben leiden ... Ist das ein Wunder?“ Er lächelt sie an und fährt dann wieder ernsthaft fort: „Aber schließlich mußt du doch auch bemerkt haben, daß ich nicht auf diese Blicke eingegangen bin.“
„Trotzdem, Pitter ... sie ist schön und verführerisch ... Ich dagegen ...“ Schluchzen erstickt ihre Stimme.
„Aber du weißt doch, daß du für mich die Allerschönste bist, Billamädchen!“ Er legt viel Herzlichkeit in seine Stimme. Aber der Satz klingt doch wohl ein bißchen hohl, als sei er zu einem

Kind gesprochen, das man mit einer kleinen Redensart beruhigen möchte.
Die junge Frau allerdings empfindet nur den tröstlichen Sinn dieses Satzes. Das Mißtrauen ist unversehens wieder aus ihren Augen verschwunden. Sie schmiegt sich in den Arm des Mannes und streichelt seine Hände.
„Ich mag nicht allein sein, Pitter. Komm, mach das Licht aus und laß uns noch eine Weile zusammen träumen."
Gleich darauf liegt der Raum wieder im Dunkeln. Peter hat den Sessel ganz ans offene Fenster gerückt und sich wieder auf der Lehne niedergelassen. Er legt den Arm um die Schultern seiner Frau und zieht sie ganz dicht zu sich heran. Er fühlt, wie ihr bebender Körper allmählich zur Ruhe kommt.

Am nächsten Morgen ist Peter frühzeitig auf den Beinen. Er kramt ruhelos in seinen Papieren umher und blickt in kurzen Abständen auf die Uhr. Ein paarmal lauscht er zu Sibyllas Zimmer hinüber, aber drüben ist noch alles still.
Gegen neun Uhr geht er in die Hotelhalle hinunter und läßt sich von einer der Telefonzellen aus mit der Pension in der Rue Madeleine verbinden. Ohne Umschweife kommt Professor Bullin an den Apparat. Er hat eine tiefe, ruhige Stimme, die Vertrauen einflößt. Als Peter ihn auf englisch anspricht, sagt Bullin:
„Sie dürfen ruhig deutsch mit mir reden. Ich habe nämlich ein paar Jahre in Heidelberg studiert. Im übrigen hat Doktor Shuman Sie angekündigt. Würde es Ihnen und Ihrer Gattin um halb elf Uhr passen? Gut! Dann erwarte ich Sie also in der Praxis von Doktor Loringe. Er hat mir für diese Untersuchung sein Ordinationszimmer zur Verfügung gestellt." Er nennt ein Haus am Boulevard Haussmann.
Als Peter wieder nach oben kommt, ist Sibylla eben aufgestanden. „Na, du Ausreißer!" begrüßt sie ihn munter. Sie fühlt sich ausgeruht und ist guter Dinge. Die Schatten der Nacht sind gewichen.
„Ich hab' eben die Verabredung mit dem Arzt getroffen. Um halb elf Uhr sollen wir bei ihm sein."
Sibylla sieht ihren Mann betroffen an. „Meine Güte, du hast es aber eilig, Pitter!"

„Das hat seinen guten Grund, Billa. Der Mann ist nur noch heute in Paris und . . ."
„Wieso? Ist es denn kein Pariser Arzt?"
„Amerikaner. Professor Bullin heißt er. Er ist mir von Doktor Shuman empfohlen worden."
Sibylla lächelt: „Was für Umstände wegen so ein bißchen Übelkeit."
„Er ist eine Kapazität auf seinem Gebiet."
„Frauenarzt?"
„Auch das . . ." weicht Peter aus.
„Vielleicht kann er mir dann gleich sagen, ob's ein Junge oder ein Mädchen wird", scherzt Sibylla.
„Ja", erwiderte Peter einsilbig. Er ist nicht zum Scherzen aufgelegt.
„Bist du schlecht gelaunt?" Sie macht einen Schmollmund und kneift ihn in die Wange.
„Mir gehn die Verträge mit der Cordelier im Kopf herum. Können wir in einer halben Stunde frühstücken?"
Kurz nach zehn Uhr schlendern sie in aller Ruhe durch den Sonnenschein zum Boulevard Haussmann hinüber. Sibylla hat sich an Peters Arm gehängt und zieht ihn wie ein kleines Mädel von Schaufenster zu Schaufenster. Aber Peter ist schweigsam. Nur bisweilen ringt er sich ein paar Worte ab. Ihm ist zumute, als werde gleich für ihn selber über Leben und Tod entschieden. Sie finden ohne Mühe das bezeichnete Haus. Eine Schwester öffnet. „Der Herr Professor erwartet Sie!" Gleich darauf tritt Professor Bullin aus einer Tür.
Bullin ist ein großer, breitschultriger Mann mit gepflegten Umgangsformen. Sein dichtes schwarzes Haar ist an den Schläfen leicht ergraut. Er trägt einen modischen Zweireiher und bietet eher das Bild eines Diplomaten als eines Mediziners.
Kurze Vorstellung. Die bestimmte, sympathische Stimme Bullins berührt Peter angenehm.
„Und nun darf ich Ihnen gleich Ihre Gattin für eine halbe Stunde entführen." Dann steht Peter allein im Sprechzimmer. Es dauert fast eine Stunde. Kein Laut dringt durch das Lederpolster der Tür heraus. Peter wandert unruhig auf und ab, blättert gedankenverloren in einigen Modejournalen, die auf dem Tisch ausliegen, und tritt zuweilen an das große Fenster,

das auf den Boulevard hinausgeht. Aber seine Augen fassen die Bilder nicht. Sein Blick geht ins Leere.
Rasendes Herzklopfen befällt ihn, als Sibylla endlich herauskommt. Sie hat ihre gute Laune nicht verloren.
„Der hat's aber gründlich gemeint", sagt sie leise. Peter will etwas fragen, doch schon öffnet Professor Bullin einladend die Tür: „Wenn ich Sie jetzt für einige Minuten hereinbitten dürfte, Herr van Booven. Machen Sie sich's inzwischen bequem, gnädige Frau!"
Dann sitzen Bullin und Peter einander in zwei tiefen Ledersesseln gegenüber.
Angstvoll starrt Peter dem Arzt ins Gesicht. Es kommt ihm vor, als hätte sich dieses Antlitz in der letzten Stunde verändert. Alle Verbindlichkeit ist daraus verschwunden. Die Falten um Mund und Augen scheinen tiefer und schärfer geworden zu sein.
„Es hat etwas länger gedauert, Herr van Booven", leitet Bullin das Gespräch ein. „Aber ich mußte vielerlei von Ihrer Gattin erfragen, um mir ein lückenloses Bild davon zu machen, wie weit die Krankheit schon fortgeschritten ist."
Peter wird noch um eine Spur blasser. ‚Wie weit die Krankheit schon fortgeschritten ist . . .' Er ahnt, daß Bullin seine Worte nicht umsonst so gesetzt hat.
„Was wissen Sie über die Krankheit Ihrer Gattin?" fragt Bullin dann ganz sachlich.
„Ich weiß, daß sie nicht ungefährlich ist. Ich habe das gewissen Äußerungen des Bonner Chirurgen entnehmen müssen." Peter bleibt nicht bei der Wahrheit. Aber er darf diesen Arzt nicht wissen lassen, wie tief er schon in das dunkle Geheimnis um Sibylla eingedrungen ist.
Der Professor nickt leicht. „Es ist gut, daß Ihnen wenigstens die halbe Wahrheit bekannt ist. So trifft Sie das, was ich Ihnen nun sagen muß, nicht so völlig unvorbereitet."
Peter hat sich starr aufgerichtet. Seine Hände umkrampfen die Lehne des Ledersessels. Er ist aschfahl und stöhnt dumpf auf.
Mit ruhiger Stimme fährt der Arzt fort: „Mein Kollege Shuman hat mir gesagt, daß Sie Wert darauf legen, die ganze Wahrheit zu erfahren – die ganze!"

Peter nickt. Ihm ist, als säße die Hand eines Würgers an seiner Kehle.
„Nun, diese Wahrheit ist sehr hart."
„Trotzdem!"
„Herr van Booven, nach menschlichem Ermessen wird Ihre Gattin das kommende Jahr nicht mehr erleben."
„Nein! Nein!" Es ist wie der Aufschrei eines tödlich getroffenen Tieres.
Der Arzt legt mit einem Seitenblick auf die Polstertür den Finger über die Lippen. „Sie dürfen jetzt nicht die Nerven verlieren, Herr van Booven!" Er hat seine große, fleischige Hand über die unruhig zuckenden Finger des jungen Mannes gelegt.
Peter sitzt zusammengesunken da. Hat er nicht gewußt, daß diese Stunde der Erkenntnis kommen würde? Ist sie nicht die Krönung seines falschen Spiels? – ‚Nein! Nein!' – soll dieser Schrei des Entsetzens die Stimme des eigenen Herzens übertönen? So, als hätte er im Ernst doch nie daran geglaubt? Als hätte er in einem Winkel seines Herzens immer noch die Hoffnung genährt, daß Sibylla doch wieder gesund würde?
Die Hoffnung? Hatte er nicht auf etwas ganz anderes gehofft: auf die Verheißung einer Millionenerbschaft? Er kennt sich nun fast selber nicht mehr aus in dem Labyrinth der Gedanken und Gefühle. In schmerzhaftem Stakkato hämmert nur der eine Gedanke durch sein Hirn: ‚Sibylla ist verloren! Sibylla ist verloren!'
Professor Bullin läßt schweigend den ersten großen Sturm des Entsetzens vorüberrasen. Dann schiebt er vorsichtig seine Worte in die Verzweiflung des Mannes hinein.
„Ich kann mir denken, wie ungeheuer schmerzlich für Sie diese Wahrheit ist, Herr van Booven. Sie sind, wie ich mir erzählen ließ, ganz jung verheiratet. Vielleicht sogar auf Ihrer Hochzeitsreise. Ihnen bleibt nun von Ihrer Ehe nichts weiter als eine traurige Pflicht: Ihrer Gattin die letzte Zeit, die ihr bleibt, so leicht und schön wie irgend möglich zu machen."
Peter wirft sich im Sessel empor. Er greift sich mit der Hand an die Kehle, als wolle er dort eine drosselnde Klammer fortreißen. Er hat plötzlich den rasenden Wunsch, diesem Manne gegenüber, der ihn mit seinen ruhigen Augen anblickt, die ganze Wahrheit ins Gesicht zu schreien. Ihn in die schauervolle,

finstere Tiefe seines Herzens blicken zu lassen. Sich in der rasenden Gier der Selbstanklage zu zerfleischen. Sich durch dieses Geständnis zu reinigen von der mörderischen Last, mit der er seine Seele vor Gott und der Welt beladen hat.
Doch sein Mund bleibt stumm – seine weißen Lippen zittern.
Begütigend drückt Professor Bullin den jungen Mann in den Sessel zurück.
„Kann sie nicht doch gerettet werden, Herr Professor? Kann nicht doch noch ein Wunder geschehen? Können Sie dieses Wunder nicht vollbringen?" Peter bestürmt den Arzt mit einem Trommelfeuer gehetzter Fragen.
Bullin antwortet mit einem leichten Zucken seiner breiten Schultern. „Meine deutschen Kollegen haben getan, was sich tun ließ. Ich habe das an der Operationsnarbe im Nacken feststellen können. Besser und sauberer können Menschenhände nicht arbeiten. Um diesen Teufel im Rückenmark zu bannen, brauchen wir Ärzte göttliche Hände."
„Und wie ... wie wird das alles werden ...? Ich meine, wie werden diese letzten Monate aussehen?" In Peters Augen flackert die nackte Furcht.
Professor Bullin überlegt einige Augenblicke. „Ersparen Sie mir bitte die Antwort auf diese Frage, Herr van Booven. Diese Dinge kennenzulernen und sich mit ihnen auseinanderzusetzen, ist für Sie immer noch Zeit genug, wenn sie auftreten. Nur eines darf ich Ihnen sagen: Sie werden ein tapferes, starkes Herz brauchen!"
„Und das Kind ... das Kind?" Peter umklammert heftig den Arm des Arztes.
„Ihre Gattin äußerte die Vermutung, daß sie ein Kind erwarten könne. Sie glaubt, aus diesen Anfällen von Übelkeit darauf schließen zu dürfen. Ich darf Ihnen sagen, daß dies nicht unbedingt der Fall zu sein braucht. Dieses Übelkeitsgefühl ist wohl nichts anderes als einer der ersten Vorboten des Verfalls. Ebenso wie jenes fortgesetzte Aneinanderreiben der Fingerspitzen, mit dem Ihre Gattin das taube Gefühl aus den Händen verbannen möchte. Im übrigen darf der anfällige Organismus Ihrer Gattin nicht noch durch eine Schwangerschaft belastet werden. Es könnte ihr Leben um weitere Monate verkürzen."

Das alles ist ganz nüchtern, wie unbeteiligt gesprochen. Aber gerade diesen sachlichen Ton empfindet Peter als wohltuend. Er legt sich glättend über die erregten Nerven.
„Und wenn meine Frau nun doch den Versuch machen würde, zu Ihnen nach drüben zu kommen . . . in Ihre Klinik? Wenn es dann doch gelänge, daß . . .?"
„Es wäre verantwortungslos von mir, Ihnen dazu zu raten. Es würde vielleicht Hoffnungen erwecken, die ich nicht erfüllen könnte. Und wenn schließlich das Leiden mit aller Stärke ausbrechen würde, könnten wir Ihre Gattin nicht einmal mehr zurückschaffen." Seine Stimme gewinnt plötzlich einen warmen, beinahe väterlichen Klang. „Ihre Gattin stammt, wenn ich recht unterrichtet bin, vom Rhein, nicht wahr?"
Peter nickt stumm.
„Ich hab' mir sagen lassen, daß die Menschen vom Rhein ein besonders ausgeprägtes Heimatgefühl besitzen. Können Sie sich vorstellen, was es für Ihre Gattin bedeuten würde, den Weg durch all das Leiden in einer fremden, kalten Umwelt gehen zu müssen, mitten unter Menschen, die ihre Sprache weder sprechen noch verstehen? Lassen Sie sie auf der Erde, auf der sie gelebt hat, auch . . ."
Bullin vollendet den Satz nicht. Es ist auch nicht mehr nötig, dieses schreckliche Wörtchen anzufügen. Peter hat ohnehin verstanden.
Nun hat der junge Mensch den Kopf in die Hände vergraben. Es brennt ihm heiß in den Augen. Wenn er nur weinen könnte! Er würde sich vor diesem Manne nicht schämen. Aber die Tränen wollen nicht kommen. Ihm ist, als sei er völlig ausgebrannt, als säße hier oben noch eine leere Menschenhülle in dem tiefen Ledersessel.
Nach einer langen Zeit legt ihm Bullin die Hand fast auf die Schulter. „Sie müssen sich nun wieder fassen, Herr van Booven! So dürfen Sie Ihrer Gattin nicht unter die Augen treten! Es würde sie erschrecken und sie vielleicht die Wahrheit ahnen lassen. Zu dem aber, was Sie Ihrer Gattin noch an Liebem und Gutem geben können, gehört eines: daß sie ihr bis zuletzt die Hoffnung lassen, daß sie wieder gesund werden könnte. Und daß Sie sie schließlich in dem Glauben einschlafen lassen, daß sie wieder aufwachen wird."

Dann herrscht lange Zeit tiefes Schweigen im Raum. Durch die geschlossenen Doppelfenster dringt der Lärm der Straße wie aus einer weiten Ferne. Nur einmal schreit eine Hupe gellend gerade vor dem Haus, daß Peter heftig zusammenfährt. Ihm war, als hätte eine Frau aufgeschrien.
Schließlich erhebt er sich leicht taumelnd und streckt dem Arzt die Hand hin. „Ihnen zu danken, wäre frivol, Herr Professor. Aber ich bin Ihnen dankbar, daß Sie mich alles wissen ließen. Ich glaube nun zu sehen, was ich zu tun habe."
„Eben deswegen habe ich's gesagt! Als Arzt. Was sich von Mensch zu Mensch noch sagen ließe, brauche ich nicht auszusprechen, Herr van Booven. Wir Ärzte sind mit dem Leid dieser Erde vertraut und dürfen uns nicht allzusehr in Gefühlen verausgaben. Dennoch müssen Sie mir glauben, daß ich viel an Sie und Ihre Gattin denken werde. Leben Sie wohl, Herr van Booven!"
Peter steht noch einige Herzschläge lang wie wartend an der Tür. Seine Hand umklammert die hölzerne Türklinke, als suche der Mann einen Halt. Er atmet schwer. Dann geht er mit festen Schritten hinaus.
Sibylla steht am Fenster und blickt auf die Straße hinunter. Sie wendet sich nicht um, als sie ihn ins Zimmer treten hört. Die Scheibe spiegelt ihr Gesicht wider. Sie lächelt ihm mit ihrem Spiegelbild entgegen, als er leise auf sie zutritt. Peter legt sachte den Arm um die Schultern seiner Frau. Dann in einem unversehens aufwallenden Gefühl preßt er sie an sich.
„Nun, so stürmisch, Pitter? Er hat dir wohl verraten, daß es ein Junge wird . . ." Sie wendet ihm ihr Gesicht zu und stößt einen kleinen Schrei aus. „Mein Gott, wie bist du blaß, Pitter!"
„Ein kleines Unwohlsein, Billakind . . . es geht gleich vorüber."
Sibylla hat ihre Fassung wiedergefunden. „Das kommt davon, wenn man abends zu lange in der Hotelbar sitzt und Whisky trinkt", lächelt sie.
„Ich werde mich bessern, Billakind!" Peter versucht, treuherzig und fröhlich dreinzuschauen. Aber es will ihm nicht ganz glücken.
Wenig später verlassen sie Arm in Arm das Haus.
„Nun, was sagt der Onkel Doktor?" fragt Sibylla auf der Straße.

„Er war recht zufrieden mit dir. Wenn kleine Anfälle auftreten, hat das gar nichts zu sagen." Seine Stimme hat einen heiseren Klang. ‚Ich werde das Lügen lernen müssen', sagt er zu sich selber. ‚Ich muß es lernen – um ihretwillen.'
Er hat jäh eine namenlose Angst vor dem, was nun kommen wird.
„Du lieber Himmel, jetzt haben wir tatsächlich ganz vergessen, daß du dich mit Madame Cordelier verabredet hattest . . ." Sie wirft einen Blick auf die Armbanduhr. „Nun wartet die Gute schon eine geschlagene halbe Stunde auf ihren Geschäftsfreund." Sie stößt ihn mit ihren Ellenbogen sanft in die Seite.
„Das ist doch nicht so wichtig, Billakind . . . Willst du nicht mitkommen?"
„Damit ich wieder Zustände kriege, wenn sie dir schöne Augen macht? Lieber nicht!"
Peter winkt ein Taxi heran. „Laß dich nicht verführen, Pitter!" flüstert sie ihm zu, als er einsteigt. „Ich geh' inzwischen ein bißchen bummeln. Wer weiß, vielleicht finde ich sogar einen Kavalier, der mich zu einem Apéritif einlädt. In allen Ehren natürlich!"
Der Wagen summt davon. Fröhlich winkt Sibylla ihm nach. Peter sieht sie durch die rückwärtige Scheibe noch eine Zeitlang am Bordstein stehen.

Madame Cordelier geht mit kleinen nervösen Schritten in ihrem Kabinett auf und ab. Bisweilen lugt sie ungeduldig durch den Vorhang in den Vorführraum ihres Modesalons hinaus. Dort thront in einem Sessel noch immer Madame Mercier, mit einer Lorgnette bewaffnet; zwei Mannequins führen ihr die letzten Modelle vor. Aufgeregt flattert eine Verkäuferin um die kleine Gruppe herum; sonst ist niemand zu sehen.
Daß dieser Mann es wagt, sie warten zu lassen, ja, sie vielleicht sogar zu versetzen, kränkt sie. Tausend andere würden eine Viertelstunde vor der Zeit mit einem großen Blumenstrauß in der Hand an der Tür stehen. Dieser Peter van Booven aber hält es nicht einmal für nötig, abzusagen, wenn er nicht kommen kann. Sie hat schon am Abend vorher im Maxim seine kühle Reserve zu spüren bekommen und betroffen wahrnehmen

müssen, daß jeder kleine Ansatz zu einem Flirt an der Unnahbarkeit dieses Deutschen scheiterte. Als ob's für ihn keine Frau außer dieser blassen Sibylla gäbe!
Das wurmt sie. Aber es reizt sie auch. Ist es für sie nur das Spiel um etwas scheinbar Unerreichbares? Oder steckt vielleicht doch ein bißchen mehr dahinter? Madame Cordelier verweigert sich selber die Antwort auf diese Fragen. Gefühle haben in ihrem Leben niemals eine große Rolle gespielt. Sie ist ohne sie glücklich gewesen und beabsichtigt auch nicht, sich künftig in seelische Unkosten zu stürzen. Aber wenn sie ganz ehrlich mit sich ist, so kann sie sich eines nicht verhehlen: daß schon der Gedanke an diesen Mann sie mit Unruhe erfüllt.
‚Vielleicht ist es ganz gut, daß er nicht kommt', denkt sie. ‚Wer weiß, in was ich da sonst hineingerate!'
Trotzdem kann sie es nicht lassen, vor den Spiegel zu treten und ihr Gesicht zu prüfen. Das Ergebnis beruhigt sie: Nein, man sieht ihr tatsächlich nicht an, daß sie die Dreißig schon überschritten hat. Ihre Figur gehört eher einem Knaben als einer jungen Frau. Vielleicht ist es gerade das. Die Deutschen lieben das Üppige. Aber schließlich: in diesem Punkt hat auch Frau van Booven nicht eben viel zu bieten.
Madame Cordelier ertappt sich schon wieder dabei, wie sie sich mit der Frau dieses Deutschen vergleicht. Als ob sie das nötig hätte! Bei der Legion von Männern, die sich um sie reißen! Aber gerade der Gedanke, daß Peter van Booven nicht zu der großen Schar dieser hohlredenden Verehrer gehört, macht sie gleich wieder schwach. Wie gleichgültig er ihre verheißungsvollen Blicke erwidert! Wie förmlich er jede ihrer Einladungen annimmt oder ablehnt! Wie rücksichtslos er sie in dieser Stunde warten läßt! Sie fühlt sich wehrlos wie nie zuvor.
Madame Cordelier setzt sich an den Tisch, stützt den Kopf in die weichen, gepflegten Hände und überfliegt zum dutzendstenmal die Verträge. Am liebsten würde sie jetzt die sauber getippten Bogen zerfetzen und auf diese unmißverständliche Weise das ganze Geschäft rückgängig machen.
Aber schließlich ist sie nicht nur verliebt, sondern gleichzeitig Geschäftsfrau. Und als solche muß sie in Peter van Booven einen vielversprechenden Partner sehen. Die Dinge, die er zu bieten hat, sind originell und schlagkräftig.

Schon will sie, ernüchtert und mit sich selber uneins, die Papiere im Schubfach ihres Sekretärs bergen, als vorn im Laden Unruhe entsteht. Sollte Madame Mercier sich endlich entschieden haben?
„Herr van Booven!" meldet eine junge Verkäuferin.
„Bitte!" Germaine Cordelier hat plötzlich Herzklopfen wie ein Schulmädchen, das seine Rechenaufgabe nicht gelernt hat. Er ist also doch noch gekommen. Sie hofft, ja, sie wünscht, daß er einen guten Grund hat, weswegen er sie so lange warten ließ. Einen Autounfall vielleicht. Oder eine versehentliche Verhaftung. Oder ... Unzählige absurde Ideen schießen ihr durch den Kopf.
„Ah, Herr van Booven? Ist es schon soweit?" fragt sie gedehnt, als Peter durch den Vorhang tritt. Er küßt ihr vollendet die Hand.
„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, gnädige Frau. Sicher erwarten Sie mich schon mit Ungeduld."
„Lieber Freund", unterbricht Madame Cordelier ihn freundlich, „im Modesalon Cordelier wird niemand ungeduldig erwartet. Wer nicht kommen mag, nun ..."
„Es ist nämlich etwas Unvorhergesehenes passiert ..." Er bricht ab. Unversehens sträubt sich alles in ihm dagegen, diese Frau auch nur andeutungsweise an das schreckliche Erleben der letzten Stunde heranzulassen.
Madame Cordelier blickt ihn erwartungsvoll an. Weil er jedoch seinen Satz nicht beendet, sagt Madame: „Sie brauchen sich wirklich nicht zu entschuldigen. Wir sind beide vielbeschäftigte Menschen. Da können wir natürlich solche Verabredungen nicht sehr wichtig nehmen."
Sie ärgern sich in diesem Augenblick beide – Madame Cordelier darüber, daß dieser Mann sie mit einer unklaren Floskel abspeisen will, Peter aber darüber, daß die Cordelier ihn als eine Art Nebensächlichkeit abtut.
Geheime Spannung knistert im Raum, als Madame Cordelier kühl auf die geschäftlichen Dinge zu sprechen kommt. Sie erledigt alle Fragen mit einer imponierenden Sachlichkeit. Peter blickt einigemal bewundernd von den Dokumenten auf, die sie ihm über den Tisch hingeschoben hat. Dann wieder lauscht er mit gesenktem Kopf ihrer Stimme, die selbst das herbe Deutsch

noch mit dem singenden Tonfall ihrer Muttersprache auszustatten vermag.
Dennoch ist und bleibt er zerstreut. Immer wieder stehlen sich Bullins Worte in seine Ohren. Immer wieder taucht das Bild seiner Frau vor ihm auf.
So ist er froh, als Madame Cordelier ihm endlich den Füllhalter reicht.
Dann erheben sie sich beide und stehen einander gegenüber, der große breitschultrige Deutsche und die kleine grazile Französin. Wenn sie mit ihm spricht, muß sie den Kopf ein wenig in den Nacken legen. Das verleiht ihrem ganzen Wesen einen reizenden, mädchenhaften Ausdruck.
„Ich hoffe, es war nicht das letzte Geschäft zwischen uns, Herr van Booven!"
Peter beugt sich über ihre Hand. „Und ich habe Ihnen für Ihr Vertrauen zu danken, gnädige Frau."
Das soll ein Abschied sein. Madame Cordelier spürt es wohl. Da gibt sie sich einen Ruck und sagt: „Sonst pflegt man neue Geschäftsverbindungen mit einem kleinen Essen zu besiegeln. Aber ich darf wohl kaum über Ihre Zeit verfügen, Herr van Booven?"
Es liegt eine erwartungsvolle, fast ängstliche Spannung in diesen Worten.
„Oh, bitte, wir brauchen in diesem Falle keine Ausnahme zu machen. Wenn Ihr Salon es erlaubt – meine Frau hat mir einige Stunden Urlaub von der Hochzeitsreise gegeben."
Madame Cordelier empfindet einen kleinen Stich in der Herzgegend. Aber gleich lächelt sie charmant: „Gut, fahren wir also ins ‚Tour d'Argent'."
Das ‚Tour d'Argent' ist ein kleines gepflegtes Restaurant unten an einem Seine-Quai gegenüber der Insel St. Louis. In ihm pflegen die echten und falschen Könige unserer Zeit einzukehren, eine Ente zu verzehren und Kognaks zu trinken, die zur Zeit der Französischen Revolution gebrannt sind.
Es stellt sich zunächst heraus, daß Madame Cordelier einen Tisch bestellt hat. „Ich wollt' sowieso hier essen gehen", sagt sie verlegen. Peter lächelt nachsichtig. Es ist nicht schwer, zu bemerken, daß für zwei Personen gedeckt ist.
Während des Essens – natürlich muß es die obligate Ente sein – bricht die muntere, kapriziöse Art von Madame Cordelier rasch

den Bann. Sie weiß auf eine amüsante, bisweilen frivole Art zu plaudern. Sie weiß um tausend pikante Alkoven-Skandale aus ihrem Milieu.
Peter hört diesen Neuigkeiten gern zu. Er stellt dankbar fest, daß sie ihn zunächst ein wenig von den schweren Gedanken der letzten Stunden ablenken. Aber unversehens packt ihn wieder der Gedanke an die todkranke Sibylla. Sein Blick wandert an den schwarzen Haaren seiner Gastgeberin vorbei ins Leere, und ihre Worte rauschen wie ein ferner Wasserfall an seinem Ohr vorüber.
Madame Cordelier spürt diese Abwesenheit. Sie schlägt ihm schließlich leicht mit der Serviette auf die Hand, daß er zusammenschrickt: „Wo sind Sie mit Ihren Gedanken, mein Freund?!" Und bevor Peter seine Gedanken für eine kleine Entschuldigung sammeln kann, fährt sie spöttisch fort: „Ach so, ich vergaß ja, daß Sie auf der Hochzeitsreise sind!"
‚Sie tut mir und Sibylla unrecht', denkt Peter. Der Spott dieser Frau schmerzt ihn. So entgegnet er ruhig: „Sie irren, gnädige Frau. Es ist etwas anderes ... Ich bin vorher mit meiner Frau beim Arzt gewesen ... sie ist krank, sehr krank sogar, und ..." Er stockt schon wieder. Nein, was er eben sagen wollte, geht niemanden etwas an. Diese Frau am allerwenigsten.
„Beneidenswert die Frau, um die Sie sich so viele Sorgen machen, Herr van Booven!" Das ist alles, was Madame Cordelier darauf antwortet.
Als Peter eine knappe Stunde später ins Hotel Ritz zurückfährt, ist er auf eine eigenartige Weise angeregt. Ob er es wahrhaben will oder nicht – das Zusammensein mit Madame Cordelier hat ihn auf andere Gedanken gebracht. ‚Ist das nicht schon Verrat an Sibylla?' fragt er sich bestürzt. Er fühlt sich irgendwie schuldig und kann doch, wenn er es recht betrachtet, keine Schuld bei sich finden.
Suchend schaut er sich in der Halle des Hotels um. Aber Sibylla ist nirgendwo zu sehen.
Voll dunkler Ahnungen läßt Peter sich hinauffahren. Hinter vorgezogenen Vorhängen liegt das Zimmer im Halbdunkel. Gleich ist wieder die Luft eines Krankenzimmers um ihn.
Peter findet seine Frau auf der Couch ausgestreckt. Sie ist wach.
„Entschuldige, Pitter! Aber es kam so plötzlich ... in einem

Parfümeriegeschäft in der Rue St. Lazaire ... Der Geschäftsführer hat mich selber ins Hotel zurückgefahren ... allein hätt' ich's wohl nie geschafft."
Peter läßt sich auf dem Rande der Couch nieder und nimmt Sibyllas Hand. „Bullin meinte ja schon, daß so etwas auftreten könne ... Aber es hat nichts zu sagen ... es hat wirklich nichts zu sagen", murmelt er.
„War's denn schön?" fragt Sibylla nach einer Pause des Schweigens. Es kommt ihm vor, als blicke sie ihn dabei mit ängstlichen Augen an.
„Erfolgreich!" sagt er kurz. „Die Verträge sind unterschrieben. Außerdem können wir mit neuen Aufträgen rechnen."
„Mußt du dann wieder herüber ... ich mein', hierher, nach Paris?" Peter spürt, wie schwer Sibylla diese Worte über die Lippen kommen.
Beruhigend streicht er seiner Frau über die Stirn. „Nein, Billakind ... Vielleicht kann Hersbach dann ja wieder einmal hierherfahren."
„Aber sie mag Hersbach doch nicht."
„Die Dame wird sich daran gewöhnen müssen, daß wir uns nicht in allem und jedem nach ihren Wünschen richten."
Sibylla hat sich halb aufgerichtet. Sie packt ihn am Arm und flüstert: „Ich fühle so eine schreckliche Unruhe in mir ... Ich könnte gar nicht sagen, was das ist ... Aber es läßt mich nachts nicht mehr schlafen ... und am Tage packt es mich plötzlich mitten auf der Straße ... Ich möchte dann immer losheulen und mich in irgendeinem Winkel verkriechen."
„Du bist überreizt, Billakind! Wir werden jetzt mal die dummen Geschäfte ganz links liegenlassen und nur noch in den Tag hineinleben. Laß uns Paris noch ein paar Wochen ohne alle Pflichten erleben!"
Ihm fallen die Worte Bullins ein: „... Ihrer Gattin die letzte Zeit, die ihr bleibt, so leicht und schön wie irgend möglich zu machen ...'
„Übrigens ist Post für dich gekommen", spricht Sibylla in seine Gedanken hinein.
„Sicher der übliche Seim von Hersbach. Ich hab' für heut genug von Geschäften."
„Nein, er ist aus Königswinter!"

Peter nimmt nun doch neugierig das Schreiben in die Hand. Als er den großen Umschlag geöffnet hat, kommt ein kleines Kuvert zum Vorschein. Billiges Papier. Kein Absender. Peter kann die hölzerne Schrift der Adresse nicht gleich in seiner Erinnerung unterbringen. Wie so oft in der letzten Zeit beschleicht ihn ein leises Gefühl des Unbehagens, als er auch diesen Umschlag aufreißt.
Als erstes liest er die Unterschrift: „Dein alter Freund Matz."
Sofort steht ihm die kleine, untersetzte Gestalt mit dem aufdringlich gelben Schal vor Augen. Meldet sich dieser Gauner also doch wieder!
Er überfliegt die wenigen Zeilen mit gehetztem Blick:
„Lieber Pitter!
Ich gratulier' Dir herzlich zu Deiner Vermählung. Ich freu' mich, daß Du so eine gute Partie gemacht hast. Nun hast Du ja endlich mal Gelegenheit, was für Deine Freunde zu tun, die Dir ja auch immer so geholfen haben. Ich hab' ein paar schöne Geschäfte für Dich. Ich komm' nächsten Dienstag mal bei Dir vor. Dann können wir über alles Weitere reden. Bis dann! Dein alter Freund Matz."
‚Nächsten Dienstag.' Peter blickt aufs Datum. Vor drei Tagen ist Matz also dagewesen. Er kann sich vorstellen, wie der Diener Charles den verdächtigen Kerl an der Tür abgefertigt hat. Hoffentlich war da noch kein Unheil passiert!
„Na?" Sibylla schaut fragend von ihrer Couch herüber. „Du machst ein Gesicht, als hättest du 'ne schlechte Nachricht bekommen."
„Verspäteter Glückwunsch von einem Bekannten!" erklärt Peter kurz, zerknüllt das Papier und steckt es in die Hosentasche.
‚Ein Grund, nicht so bald nach Königswinter zurückzufahren', sagt er zu sich selber.

Die Wochen ziehen wie ein schöner Traum vorüber. Peter und Sibylla sind in eine kleine Pension an den Champs-Elysées umgezogen. Peter hat ein paarmal den Vorschlag gemacht, noch für ein paar Tage in eines der luxuriösen Seebäder zu fahren. Aber Sibylla kann sich nicht von dieser zauberhaften Stadt trennen. Ja, sie nimmt um dieser Atmosphäre willen sogar die

sommerliche Hitze in Kauf, die tagsüber die Luft über dem Asphalt zum Flirren bringt.
Eines Abends sitzen sie auf dem kleinen Balkon, der ihre beiden Zimmer von außen miteinander verbindet, und träumen vor sich hin. Tief unter ihnen tost der Boulevard.
„Hat es nicht eben geklopft?" fragt Sibylla plötzlich.
Peter lauscht durch die offene Tür ins Zimmer hinein. Richtig, es pocht zum zweitenmal. Rasch erhebt er sich und geht durch den Raum. Ein Page reicht ihm ein Kuvert durch den Türspalt. Im Schein der Flurbeleuchtung entziffert Peter den Absender: ‚Germaine Cordelier' steht da in großen energischen Buchstaben.
Der Mann atmet einigemal schwer und schiebt den Umschlag hastig in die Hosentasche.
„Nun?" fragt Sibylla, als er wieder auf die Terrasse hinaustritt.
„Oh, nichts . . . der Page muß sich in der Zimmernummer geirrt haben", erwidert Peter mit belegter Stimme.
Eine merkwürdige Unruhe hat ihn gepackt. Er wagt nicht, sich zu rühren. Er fürchtet, Sibylla könnte den Brief in seiner Tasche knistern hören.
So ist er froh, als Sibylla ihm bald darauf gute Nacht wünscht und hineingeht. Wenig später schleicht er wie ein Dieb in sein Zimmer, knipst die Lampe auf seinem Nachttisch an, reißt mit fliegenden Fingern den Umschlag auf und hält das kleine Billett dicht unter die Lampe.
„Lieber Freund! Weshalb haben Sie sich so in diesem Paradies verkrochen? Das ist nicht gut für die Geschäfte. Ich könnte Sie mit ein paar Leuten bekannt machen, die sicher Interesse für Ihre Muster haben. Rufen Sie mich bald einmal an. Oder besser, kommen Sie einfach in mein Haus im Bois de Boulogne. Ich gönne mir ein paar Tage Ruhe. Wegzufahren erlaubt das Geschäft nicht! Kommen Sie – mit oder ohne Gattin, wie es Ihnen am liebsten ist. Ihre Germaine Cordelier."
Peter starrt gedankenverloren auf das Papier in seinen Händen.
Während Peter sich am nächsten Morgen nach dem Frühstück eine Zigarette ansteckt, sagt er beiläufig zu Sibylla: „Übrigens, wenn's dir recht ist, mach' ich mich heute nach Tisch, wenn du

ruhst, mal auf die Socken ... Ich würd' doch gern noch ein paar Leute aufsuchen, bevor wir uns wieder auf den Heimweg machen."
Er schweigt und saugt heftig an der Zigarette.
Sibylla antwortet mit einem Lächeln: „Kein Sitzfleisch, Pitter? Aber ich versteh' das! Laß dir unterwegs ruhig Zeit! Du weißt, ja, daß ich hier gut aufgehoben bin."
Er nickt nur, und sie sprechen nicht weiter darüber.
Sibylla hat nicht ohne Grund darauf gedrängt, daß Peter sich selbständig macht. Nach tagelangem Grübeln hat sie einen Entschluß gefaßt. Sie will endlich Klarheit über sich und ihren Zustand gewinnen. Peter soll aber einstweilen nichts von ihren Absichten erfahren. Männer seiner Art muß eine Frau, die unentwegt zu Ärzten läuft, ein Greuel sein. Die Vorstellung, von ihm als zimperlich angesehen zu werden, ist ihr unangenehm. So will sie diesen Gang zu einem Frauenarzt in aller Heimlichkeit tun.
Madame Cordelier bewohnt ein kleines modernes Landhaus, das sich in einem Park versteckt. Ein blitzsauberes Mädchen führt Peter durch ein paar Heckenwege auf einen Rasen. Dort liegt Madame in der Sonne. Sie richtet sich halb in ihrem Liegestuhl auf und schwenkt die Sonnenbrille. Sie begrüßt Peter wie einen guten alten Bekannten. „Nehmen Sie Platz, mein Freund!" Einladend weist sie auf das Fußende ihres Stuhles. „Wie schön, daß Sie so schnell von sich hören lassen. Ich hatte schon Angst, Sie wären wieder abgereist!"
Verwirrt setzt Peter sich neben die schlanken braunen Beine.
Madame Cordelier trägt einen knappen Strandanzug, der eben noch die Grenzen des Schicklichen wahrt. Verstohlen gleitet der Blick des Mannes ein paarmal über die gertenschlanke Figur der Frau. Madame läßt sich dadurch nicht stören. Ungezwungen räkelt sie sich auf ihrem Stuhl und plaudert munter drauflos.
Allmählich gewinnt Peter seine Sicherheit zurück, und schon nach einer halben Stunde hat er den leichten Ton gefunden, der in dieser Stunde und für diese Situation angebracht ist.
Von Sibylla wird zwischen den beiden kein Wort gesprochen. Madame Cordelier tut so, als gäbe es gar keine Frau van Booven. Und Peter vermeidet alles, was das Gespräch auf seine Frau bringen könnte.
Nach einer ganzen Weile erhebt sich Madame Cordelier von

ihrem Liegestuhl, zupft ein bißchen an ihrem Strandanzug herum und sagt: „Ich werd' mich schnell umziehn ... und dann gehn wir ein großes Eis essen ... im Café Odéon ... da gibt's die schönsten Eisbecher von Paris ... und dann machen wir unser Programm für die nächsten Tage ..."
‚Sie ist mitunter wie ein Mädchen von siebzehn Jahren', denkt Peter, während er der Frau nachblickt. Er hätte nun ein paar Minuten Muße, mit sich ins reine zu kommen. Aber er versucht es gar nicht erst. Er überdeckt sein schlechtes Gewissen immer wieder mit dem Gedanken, daß er durch diese Frau schließlich nichts anderes sucht als ein paar gute Geschäfte. Sie kann und will ihm behilflich sein – weshalb sollte er ihre Hilfe ausschlagen? Nur, weil sie gefährlich schön ist? Als ob er nicht Manns genug wäre, dieser Versuchung zu widerstehen! Schließlich kommt es ja auf ihn allein an. Und davon ist er in diesem Augenblick auch völlig überzeugt.
Eine halbe Stunde später sitzen sie im ‚Odéon'. Germaine Cordelier löffelt genießerisch ihr Eis.
„Nun, mein Freund, haben Ihnen meine Empfehlungen genützt?"
Peter windet sich vor Verlegenheit. „Ehrlich gesagt, gnädige Frau, ich hab' bisher noch gar keinen Gebrauch davon machen können."
Madame sieht ihn groß mit ihren grünen Augen an: „Wie? Sie haben hier überhaupt keine Verbindungen angeknüpft? Sie haben sich auf die faule Haut gelegt? Nun, ich werde schon dafür sorgen, daß das anders wird ..."
Peter lächelt resigniert. Es hat keinen Zweck, sich gegen Madame aufzulehnen. Ihre Art, Pläne zu machen, duldet keinen Widerspruch. Und schon ertappt er sich bei krampfhaften Überlegungen, wie er sich bei Sibylla in den nächsten Tagen ausreden könnte.
Als Peter endlich einen Blick auf die Uhr wirft, erschrickt er. Es geht schon auf den späten Nachmittag zu. Sicher wartet Sibylla mit tausend Ängsten auf ihn. Hastig verabschiedet er sich von Germaine Cordelier. Sie blickt ihn tief enttäuscht an: „Und ich dachte, wir könnten uns für heut' abend zu einem kleinen Bar-Bummel verabreden ... Nun, ich hab' wohl ganz vergessen, daß ich einen treuen Ehemann vor mir hab'." Es ist das erstemal,

daß sie – wenn auch auf einem kleinen Umweg – von Sibylla spricht.
Peter hat wohl den milden Spott ihrer Stimme gespürt. Es verdrießt ihn etwas, daß Madame Cordelier ihn offenbar für einen harmlosen kleinen Mucker hält, der sich unter den häuslichen Pantoffel beugt.
Madame bemerkt seine Unsicherheit. „Wie wär's mein Freund, wenn Sie heute zum Abendessen zu mir kämen . . . Wir könnten dann von allerhand Geschäften sprechen."
Peter schweigt. Er fühlt, wie sich der Körper der Frau zu ihm hindrängt.
Da hört er sie ganz dicht neben seinem Ohr sagen: „Weshalb laufen Sie eigentlich immer vor mir davon, mein Freund? Haben Sie etwa Angst?"
„Angst? Ich?" Das soll sehr überzeugend klingen. Aber es schwingt doch etwas wie Hilflosigkeit darin.
Madame läßt ein leises aufreizendes Lachen hören.
Peter gibt sich einen kleinen Ruck: „Sagen Sie, bitte, gnädige Frau: Werden Geschäftsfreunde von Ihnen dabeisein?"
Madame erwidert mit einem unbestimmbaren Lächeln: „Eine kleine Gegenfrage, mein Freund: Würden Sie auch kommen, wenn wir allein wären?" Die letzten Worte sind fast unhörbar gesprochen.
Nach einer langen Pause fährt Madame fort: „Sehen Sie, Peter" – nie nennt plötzlich seinen Vornamen und spricht ihn ‚Petähr', mit Betonung auf der letzten Silbe – „das ist so ein bißchen Taktik, wie sie im uralten Spiel wohl erlaubt ist, nicht wahr?"
Peter schweigt minutenlang. Madame Cordelier hat ihre Karten aufgedeckt. Jetzt wird er Stellung nehmen müssen. Mit einer törichten, leeren Frage sucht er die Entscheidung noch hinauszuschieben: „Und worum geht dieses Spiel?"
Madame blinzelt in den blauweißen Sommerhimmel hinauf. Wie von ganz weit her kommt nun ihre Stimme: „Wollen wir uns darüber nicht heute abend unterhalten, Petähr?"
Da geschieht es, daß Peters Hand sich langsam zu der Frau hinübertastet. Mit einer leisen Bewegung fährt er über den schmalen Arm und glaubt, das leise Vibrieren des Blutes in den Adern zu spüren.
Nach einer langen Zeit des Schweigens sagt er schließlich heiser:

„Lassen Sie uns jetzt gehen, Germaine ... ich möchte nicht, daß Sie heute abend allzulange auf mich warten müssen!"

Als Peter wenig später in die Pension zurückkehrt, zögert er einen Augenblick vor der Tür zu Sibyllas Zimmer. Der Gedanke, sich seinen abendlichen Ausgang mit einer Lüge erkaufen zu müssen, bedrückt ihn. Aber gleich muß er wieder an den spöttischen Zug um die Mundwinkel der Französin denken. Nein, schließlich ist er ein Mann, und ein Zusammensein braucht noch kein Treubruch zu sein. Dabei weiß er längst, daß die Würfel schon gefallen sind.
Entschlossen stößt er endlich die Tür auf. Der Raum ist leer. Auch der Liegestuhl draußen auf dem Balkon steht verlassen da. Peter ruft leise Sibyllas Namen. Keine Antwort. Ob sie einen kleinen Spaziergang macht?
Eine Viertelstunde später sucht er die Wirtin auf. „Ihre Gattin ...? Gewiß ... Frau van Booven ist heute gleich nach dem Essen fortgefahren."
Peter hat Mühe, seine Betroffenheit zu verbergen. Sibylla fortgefahren? Kein Sterbenswörtchen hat sie ihm davon gesagt! Etwas wie Eifersucht regt sich in seinem Herzen. Voller Unruhe geht er wieder nach oben.
Eben überlegt er, ob er nicht ein Stück den Boulevard hinuntergehen und nach Sibylla Ausschau halten soll, als er einen leichten, hastigen Schritt über die Treppe heraufkommen hört. Die Tür fliegt auf, die junge Frau steht auf der Schwelle. Ihr Gesicht ist vom Laufen erhitzt, ein seltsamer Glanz liegt in den Augen, und die Lippen zucken, ohne ein einziges Wort hervorbringen zu können.
„Billa! Endlich!" ruft er ihr in leisem, vorwurfsvollem Ton entgegen.
Da hängt die junge Frau schon an seinem Halse, lacht und weint in einem und kann sich eine Zeitlang gar nicht beruhigen.
Hilflos blickt Peter auf die zuckenden Schultern nieder. Ein furchtbarer Gedanke ist in ihm aufgestiegen: Ob sie ihn beobachtet hat? Ob sie von seinem Zusammentreffen mit Madame Cordelier weiß?
Er legt den Arm ganz fest um ihren Nacken und sagt begütigend: „Du darfst dich nicht so aufregen, Billakind ... Du weißt,

wie es dir schadet ... denk an deine Krankheit ... Komm, beruhige dich!"
Er hebt ihr Gesicht zu sich empor. Es ist von Tränen überströmt. Aber als sie nun die Lider öffnet, liegt ein unendlich zärtlicher Schimmer in ihren Augen. Und plötzlich brennen ihre Lippen auf seinem Mund, auf seinen Augen, auf seinen Wangen.
Er streicht ohne Unterlaß verwirrt über ihre Haare. „Ach, die Krankheit, Peterle – diese Krankheit ist mein größtes Glück, denn ich bin ja gar nicht krank ..." Sie atmet heftig und kann wieder kein Wort hervorbringen.
Peter ist völlig verstört. „Aber so kenn' ich dich ja noch gar nicht, Billa! Was ist denn los, sag's doch schon!"
Sibylla drängt ihren Mann zur Couch hinüber und drückt ihn darauf nieder. Dann setzt sie sich auf seinen Schoß und legt die Arme fest um seinen Nacken. Während sie das Gesicht an seiner Schulter birgt, spricht sie mit einer Stimme, in der die ganze Seligkeit einer liebenden Frau mitschwingt: „Denk nur, lieber Pitter, ich werde ein Kind haben ... Hörst du, Pitter, ein Kind ... Ein Kind von dir! Es ist bestimmt wahr ... der Arzt hat es gesagt." Ihre Stimme wird von einem neuen Aufschluchzen hinweggeschwemmt.
Peter hat sich ganz langsam von der Couch erhoben, als hingen zentnerschwere Bleigewichte an allen seinen Gliedern. Sibylla ist von seinen Knien geglitten. Sie hockt halb auf der Couch und starrt mit schreckgeweiteten Augen zu ihm empor. Ihr Schluchzen ist erstorben. Für lange Sekunden herrscht tiefe Stille im Raum.
Der Mann stiert mit brennenden Augen gegen die Wand. Und jetzt ist ihm, als erschienen dort die Worte des Professors Bullin: ‚Eine Schwangerschaft würde das Leben ihrer Gattin um weitere Monate verkürzen ...'
Der Tod, der Tod! Über Peter van Booven läuft ein Frösteln. Er ist bleich. Sibylla sieht in fassungslosem Erschrecken zu ihm auf. „Was ist denn, Pitter?" flüstert sie schließlich tonlos. „Freust du dich denn gar nicht? Hast du's denn überhaupt begriffen ...? Wir werden ein Kind haben!" Die letzten Worte sind wie ein Aufschrei.
Peter reißt sich zusammen. Mit einer Stimme, in der noch seine

Erregung mitschwingt, sagt er: „Laß uns zurückfahren, Billakind . . . heute noch . . . Ja, laß uns nach Königswinter zurück. Da wirst du die große Ruhe haben, die du jetzt brauchst . . .“ Seine Worte werden zu einem rauhen Würgen.
Plötzlich ist es mit seiner Fassung zu Ende. Er bricht vor der Couch nieder und birgt seine heiße Stirn im Schoß der Frau. Und jetzt – erst jetzt – kommt die große barmherzige Lüge über seine Lippen: „Ja, ich freu' mich unsagbar, Billakind . . . ich freu' mich mit dir . . . auf unser Kind.“
Die Welt ringsum versinkt, die brodelnde Stadt, das hastende Treiben auf dem Boulevard unten, die zwitschernden Stimmen der Frauen. Und auch Madame Cordelier ist vergessen, das lockende Abenteuer in ihren grünen Augen, der dunkle Ruf ihres Blutes und die ganze Verblendung der Sinne. ‚Der Himmel läßt seiner nicht spotten, Peter van Booven!‘ Dem Manne ist, als hätte eine Stimme die Worte dicht vor seinem Ohr gesprochen. Erschrocken blickt er sich um. Aber außer Billa und ihm ist niemand im Zimmer.

30

Werkmeister Peters lehnt die Harke gegen den Gartenzaun und fährt sich mit dem Handrücken über die Stirn. Gedankenverloren blickt er die Straße hinauf und hinunter. Dann schüttelt er plötzlich den Kopf, als hätte er sich bei einer unmöglichen Überlegung ertappt. Er murmelt ein paar halblaute Worte vor sich hin und nimmt die Harke wieder zur Hand.
Seitdem Gerda vor Wochen aus dem Hause lief, ist der Alltag der Eheleute Peters aus den Fugen geraten. Frau Alwine läuft mit verkniffenem Gesicht umher, in dem die Furchen von Tag zu Tag tiefer werden. Und manchen Abend flüchtet der Werkmeister vor diesem Gesicht, das für ihn wie eine stumme Anklage ist, in die kleine Eckwirtschaft. Kommt er spät und ein bißchen schwankend nach Hause und macht er dann im Schlafzimmer Licht, so starren ihm die Augen seiner Frau wie eine dunkle Frage entgegen. Peters antwortet auf diesen wortlosen Vorwurf mit einem unverständlichen Knurren.

Die Gartenpforte quietscht in den Angeln. Peters hebt erschrocken den Kopf. Gleich malt sich die Enttäuschung auf seinen Zügen: es ist nur Butenschön, der junge Eisenbahner, der die kleine Kammer unter dem Dach bewohnt.
„Meun, Herr Peters!" grüßt der junge Mann mit den flachsblonden Haaren freundlich.
„Meun!" knurrt Peters zurück. Butenschön ist ein angenehmer Mieter. Trotzdem vermeidet es Peters, ihm zu begegnen. Er sieht in ihm einen Mitwisser dessen, was er die Familienschande nennt, und glaubt im Blick des jungen Mannes eine unbequeme Frage zu erkennen.
„Dicke Luft!" fährt Butenschön fort. „Ich merk's an meinem Arm." Er ist im Kriege auf einem U-Boot gefahren, und die überraschende Maschinengewehr-Garbe eines feindlichen Flugzeugs hat ihm den linken Arm durchlöchert.
„Na, nix zu tun?" fragt Peters nach einer Weile.
„Zwei freie Tage ... Ich wollt' eigentlich mal wieder 'n bißchen über Land ..." Butenschön tut einen prüfenden Blick zum Himmel empor. „Aber ich trau dem Wetter nicht so ganz ..."
„Fahrn Sie man ruhig!" rät Peters; man merkt ihm an, daß er den jungen Menschen rasch los sein möchte.
„Na, denn will ich man erst mal mein Rad putzen ..." Butenschön verschwindet hinterm Haus.
Peters harkt weiter. Er ärgert sich, als er den Eisenbahner fröhlich pfeifen hört.
Eine Viertelstunde später fährt Peters abermals zusammen. Eine Stimme hat ihn von der Straße angerufen. Der Postbote steht am Zaun und kramt in seiner Tasche. „Ich hab' was für Sie ..." Er reicht ihm einen Brief und geht langsam über die Straße davon.
Der Werkmeister dreht den Umschlag unschlüssig in den Händen. Kein Absender. Die großen, harten Schriftzüge kommen ihm bekannt vor, ohne daß er sie gleich unterbringen kann. Mit zusammengekniffenen Augen entziffert er schließlich den Poststempel: Bützwede. Das ist ein kleiner Ort in der Elbmarsch nahe Glückstadt; Peters' Schwester Georgine, ihres Zeichens Hebamme, wohnt dort seit Jahrzehnten. Der Werkmeister hat noch nie Post aus Bützwede bekommen. Die Geschwister stehen von Jugend an wie Katze und Hund miteinander. Peters hat

immer ein bißchen Angst vor der deftigen, polternden Art Georgines gehabt. Die Schwester ihrerseits hat kein Hehl daraus gemacht, daß sie nicht viel von ihrem Bruder hält. Vielleicht lag es daran, daß sie einander im Temperament zu ähnlich waren, in ihrer lauten, derb zupackenden Art. Vielleicht auch an Georgines abgrundtiefer Abneigung gegen Männer überhaupt. So hatten sie einander ein Leben lang gemieden.

Aber nun gibt Georgine ein Lebenszeichen von sich! Peters' Hände zittern, als er den Umschlag aufreißt.

Der Brief enthält nur wenige Sätze:

„Bruder Hans! Natürlich habe ich mir denken können, daß ich Dir noch mal solchen Brief schreiben müßte! Wenn ich nicht sowieso nichts von euch Männern halten würde, würd' ich mich schämen, so einen Bruder zu haben. Das arme Kind in dem Zustand wie einen Hund auf die Straße zu jagen! Denn soll man gar nicht erst Kinder in die Welt setzen, wenn man sie bei der ersten besten Gelegenheit im Stich lassen will. Wenn sich Gerda nicht im letzten Augenblick daran erinnert hätte, daß sie ihre Tante in Bützwede hat, dann hätt' sie sich was angetan. Aber ich glaub, Dir wär das am Ende noch recht gewesen. Weil ich ja weiß, daß Du einen Mauerstein für ein Herz hast. Aber nun ist sie gut aufgehoben. Und wenn ich Dir dies schreibe, denn nur, weil Du mal wissen mußt, daß Deine Schwester gar nicht so schlecht ist, wie Du immer tust. Georgine"

Mit schweren Schritten stampft Peters ins Haus. „Wine!" ruft er. „Wine!" Aber Frau Alwine antwortet nicht. Vergeblich sucht er sie in allen Zimmern.

Schließlich fragt er Butenschön, der immer noch hinten im Garten an seinem Fahrrad herumputzt.

„Ihre Frau? Ja, die is vor 'ner Viertelstunde hinten durch die Pforte weggegangen. Sie hatt' ihre Einholtasche unterm Arm."

Natürlich. Wine hat sich wieder durch die Hintertür davongeschlichen, um ihm im Vorgarten nicht zu begegnen! Aber das soll nun wieder anders werden.

„Ist was Besonderes?" fragt Butenschön und blickt neugierig auf den Brief, den Peters noch immer in der Hand hält.

Die Freude macht den Werkmeister mitteilsam: „Ja, das ist nämlich ... Meine Schwester schreibt mir, daß Gerda bei ihr gelandet ist ... in Bützwede."

Butenschön pfeift erleichtert durch die Zähne: „Prima! Will sie nicht bald zurück?"
Peters kratzt sich am Hinterkopf: „Weiß nicht ... sieht mir nicht so aus."
„Na klar ... das Mädchen ist nu total verbiestert. Da müssen sie natürlich hin und sie holen."
Peters macht eine abwehrende Geste: „Bloß das nicht! Wissen Sie, ich krieg' immer gleich Krach mit meiner Schwester."
Nach einer kleinen ratlosen Pause meint er zögernd: „Tja ... aber wirklich ... es wär' das beste, wenn einer hinfahren würd' ..." Und nach einem abermaligen Zögern: „Wollten Sie nicht über Land, Herr Butenschön?"
Der junge Eisenbahner schaut mißtrauisch zum Himmel empor. „Wenn ich wüßte, ob sich's Wetter hält? Aber ich wollt' denn eigentlich auch in 'ner anderen Richtung ... nach Trittau 'rauf."
„Schade", meint Peters. „Es hätt' so gut gepaßt."
Butenschön überlegt kurz: „Na, ob ich nu nach Trittau 'raufgondel oder nach Glückstadt ... wenn ich Ihnen damit helfen kann."
„Mensch, Butenschön, das wär'n Ding! ... Ich glaub', Sie wär'n der Richtige ... Sagen Sie ihr, daß alles wieder in Ordnung ist ... und daß sie hier erwartet würd' ... und es würd' auch kein hartes Wort mehr fallen ... Und wenn die Alte sabbelt, denn wischen Sie ihr man ordentlich übern Mund ... ich glaub', Sie sind der Kerl dazu."
Im stillen ist er gar nicht so davon überzeugt; aber wenn er den jungen Mann allzusehr ins Bockshorn jagt, fährt der am Ende gar nicht. „Und meiner Frau sagen wir keinen Ton davon ... Die wird Augen machen, wenn Gerda mit einemmal vor der Haustür steht ... Fahrn Sie man bloß bald los!"
„Jawoll!" antwortet der junge Mann.
Als Frau Alwine eine halbe Stunde später vom Einholen zurückkommt, ist Butenschön schon unterwegs. Sie mustert ihren Mann argwöhnisch: Wie komisch verändert der ist! So kennt sie ihn seit Wochen nicht mehr. Er pfeift einen uralten Gassenhauer vor sich hin und lächelt mitunter spitzbübisch. ‚Nun fängt er schon am frühen Morgen an zu trinken!' sorgt sie sich.

Bützwede zieht sich mit schmucken Häuschen ein paar Hundert Meter links und rechts der Deichstraße dahin. Auf der einen Seite wandert der Blick weit über die holsteinische Ebene, auf der andern schimmert zum Greifen nah das Band des Stromes. Die Rauchfahne eines Dampfers kommt breit ausgefächert über das Vorland herübergezogen.
„Wo wohnt denn hier Fräulein Peters?" hält Butenschön bei den ersten Häusern eine junge Frau an.
„Hä! Wer sall dat sien?"
„Fräulein Peters!" wiederholt der Eisenbahner ungeduldig.
„De gifft dat hier gor nich . . ."
„Die muß hier aber wohnen. Fräulein Georgine Peters . . .", und verschämt setzt er hinzu: „. . . die Hebamme."
Ein verständnisvolles Lächeln geht über das Gesicht der jungen Frau: „Ach so . . . Tante Schorsch . . . de heet bi uns nur Tante Schorsch!" Und dann weist sie ihm den Weg zu einem Häuschen am anderen Ende des Dorfes.
Gleich darauf springt Butenschön vor einem grünen Gartenzaun vom Rad. Tatsächlich – auf dem weißen Schild an der Pforte steht: ‚Schorsch Peters. Hebamme.'
Im Garten vor dem kleinen blitzsauberen Strohdachhaus kniet ein Wesen vor einem Leichtmotorrad und hantiert an der Maschine herum. Butenschön hält dieses Wesen von hinten für einen Mann: kurze, sehr männlich wirkende Frisur, stämmige Schultern, schmale Hüften, lange Hose. „Verdammter Swienkrom!" schimpft das Wesen in halblautem Baß vor sich hin.
„Kann ich Ihnen vielleicht helfen?" ruft Butenschön über den Gartenzaun.
Das Wesen dreht sich mit einem Ruck um. Der Eisenbahner blickt in zwei harte graue Augen in einem knochigen Frauengesicht. „Se mi helpen?" grollt es aus dem Munde der Frau. „Bit jetzt heff ick Fritzi immer noch alleen henkreegen!" Sie wischt sich mit der ölverschmierten Hand übers Gesicht. „Wat wölln Se denn öberhaupt?"
Butenschön ist ein bißchen aus der Fassung geraten: „Tja also . . . ich wollt gern zu Fräulein Gerda Peters . . . die soll nämlich hier wohnen."
Die Frau kriegt böse Augen. „Und was wolln Sie von der?" fragt sie herausfordernd.

„Ich komm von ihrem Vater ... der hat ..."
Die Augen der Frau beginnen zu funkeln: „Ha, de Swienegel ... de hett woll keene Kurasch, sülbens to komen, hä ... un nu schickt he so'n Bürschchen ..."
Das ist sogar für den friedfertigen Butenschön zuviel. Er sagt förmlich: „Ich will mich nicht mit Ihnen hier 'rumstreiten. Ich soll im Auftrag von Herrn Peters mit ihr sprechen und sie bitten, zurückzukommen."
„Kann mir schon denken, weshalb ...", höhnt Tante Schorsch und wechselt dabei ins Hochdeutsche hinüber. „Der will ihr wohl jeden Tag das Fell versohlen, wie? Na, die Deern wird sich schön hüten, zurückzugehn! Fragen Sie sie man ruhig selber!"
Gleich darauf orgelt ihr Baß durch das Häuschen: „Gerda!"
Hinter irgendeiner Tür antwortet eine Mädchenstimme: „Gleich, Tante Schorsch!" Und dann kommt Gerda auch schon schwerfällig und vorsichtig die kleine Stiege aus der Dachkammer herunter.
Das Mädchen blickt erstaunt auf den jungen Mann, der hinter Tante Schorsch auf die kleine Diele gekommen ist. Gerda hat ihn noch nie gesehn.
Butenschön hat das Mädchen beobachtet, wie es damals Hals über Kopf aus dem Elternhaus gelaufen ist. Er findet, daß es jetzt bedeutend wohler aussieht. Es hat ein runderes Gesicht bekommen, und die Wangen zeigen gesunde Farbe. Der verhärmte Zug ist beinah ganz aus dem Antlitz verschwunden.
„Der will dich sprechen, Deern!" Tante Schorsch weist mit einer Kopfbewegung auf Butenschön. „Hör dir bloß mal an, was der will!"
„Ich komm' von Ihren Eltern, Fräulein Peters ... ich wohn' da nämlich im Haus ... Butenschön heiß' ich ..."
Das Herz klopft dem Mädchen unversehens im Halse. Verlegen nestelt es am Kleid. „Ach so, Sie sind der Eisenbahner ..."
„Jawoll, der bin ich ... und Sie möchten zurückkommen."
„Wer will denn das? Mutti oder ...? Gerda schluckt heftig. Ihre Augen beginnen sich mit Tränen zu füllen.
„Ihre Eltern!"
Es ist totenstill in der kleinen Diele. Tante Schorsch hat ihre Hände in die schmalen Hüften gestemmt und beobachtet mit flinken Augen bald Gerda, bald den jungen Mann.

Schließlich sagt Gerda leise: „Können wir uns nicht einen Augenblick in die Stube setzen, Tante Schorsch? Ich würd' gern in Ruhe mit Herrn Butenschön sprechen."
„Meinswegen ... wenn du glaubst, daß das 'n Sinn hat ... Aber das sag' ich dir: wenn du dich 'rumkriegen läßt ... die lügen alle, ob sie nu jung sind oder alt." Sie macht ein gekränktes Gesicht und geht wieder in den Garten hinaus.
Dann sitzen Gerda und Butenschön einander in der winzigen Stube gegenüber. Der junge Eisenbahner berichtet, so gut er kann. Vor dem ernsthaften, fragenden Blick des Mädchens kommen ihm die Worte zunächst nur stockend über die Lippen. Aber allmählich gerät er ins Erzählen. Er berichtet, wie es in dem Häuschen in Steenkamp aussieht, seitdem Gerda es verlassen hat; wie die Eltern umeinander herumgehen; wie der Vater manchmal in der kleinen Eckwirtschaft einen über den Durst trinkt. Zum Schluß sagt er: „Glauben Sie mir, Fräulein Peters, es tut Ihrem Vater schrecklich leid, daß er damals so – hm, so unvernünftig gewesen ist! Er hat's mir heut' selber gesagt, als der Brief gekommen ist ... und er schämt sich wohl 'n bißchen ... deshalb ist er auch nicht selber gekommen ..."
Gerda spürt plötzlich eine große Sehnsucht nach dem Elternhaus, geradeso wie damals, als sie krank und hilflos in Königswinter lag. Aber damals ist ihre Fahrt nach Hause ein Weg ins Ungewisse gewesen. Heute wissen die Eltern, wie es um sie steht, und rufen sie trotzdem zurück. Darf sie da ‚nein' sagen?
Aber sie wird Tante Schorsch enttäuschen. Die alternde Frau hat das Mädchen wie eine Tochter bei sich aufgenommen, als Gerda sich am Ende ihrer Kraft nach Bützwede schleppte. Sie hat ihr gleich die kleine Dachkammer eingerichtet und es als selbstverständlich angesehen, daß Gerda bis nach der Entbindung bei ihr bleiben würde. Erst nach langem Drängen hat sich Tante Schorsch entschlossen, Gerdas Eltern wissen zu lassen, daß die Verstoßene bei ihr wäre. „Wir woll'n vor allem den Alten erst 'n bißchen schmoren lassen", hat Tante Schorsch immer wieder kategorisch erklärt. „Der soll am eigenen Leibe merken, was er angerichtet hat ..."
„Mach's nicht so schlimm!" hat Gerda gebeten, als die Tante endlich den Brief an den Vater schrieb. Tante Schorsch brummte nur böse vor sich hin.

Butenschön überläßt Gerda ihren schweren Gedanken. Er blickt durch das kleine Fenster in den Garten hinaus, wo die Hebamme noch immer mit verkniffenem Gesicht an ‚Fritzi', dem Motorrad, herumhantiert.
Gerda hat aus der Schilderung Butenschöns den Eindruck gewonnen, daß sie daheim gebraucht wird, ja, daß es nun nur an ihr liegt, wenn der Friede in das Steenkamper Häuschen zurückkehrt.
„Ich komm' mit!" sagt sie nach langem Schweigen entschlossen. Und als wolle sie bekräftigen, daß dieser Entschluß unwiderruflich ist, stößt sie das Fenster auf und ruft in den Garten: „Ach bitte, Tante Schorsch, kannst du nicht mal 'reinkommen?"
„Hast dich hoffentlich nicht einwickeln lassen, Deern!" sagt die Tante, als sie ins Zimmer tritt.
Gerda hält den Kopf gesenkt.
„Na?" fordert die Frau endlich.
Gerda sagt leise: „Ich glaube ... ja, es ist doch besser, wenn ich nach Hause fahr' ... und wenn's auch nur für'n paar Tage ist ... Mutti und Vati brauchen mich ..."
Die alte Frau ist sprachlos. „Und daß sie dich 'rausgeschmissen haben ...", poltert sie los.
Das Mädchen unterbricht sie hastig: „Eigentlich haben sie das doch gar nicht getan ... ich bin doch einfach weggelaufen ... Wer weiß, wenn ich nicht einfach wie 'ne Verrückte fortgerannt wär' ... vielleicht wär' damals schon alles wieder gut geworden."
„Der scheint dich ja mächtig eingewickelt zu haben, der junge Mann!" Tante Schorsch schießt einen eisigen Blick auf Butenschön.
Gerda beachtet diesen Seitenhieb gar nicht. „Ich weiß, ich bin dir gegenüber sehr undankbar, Tante Schorsch. Du bist so gut zu mir gewesen ... Glaub mir, ich weiß genau, was du für mich getan hast ... aber ..." Sie hat mit aufsteigenden Tränen zu kämpfen.
„Dummtüg!" Tante Schorsch blickt zum Fenster hinaus und wischt sich verstohlen mit der Hand über die Augen. Dann streift sie plötzlich den Eisenbahner mit einem argwöhnischen Blick. „Ist da auch nix anderes im Busch, Deern?"

„Was soll denn da sonst noch sein, Tante Schorsch?“ fragte Gerda völlig harmlos.
„Na ja, man sollt' ja auch wahrhaftig annehmen, daß du die Nase erst mal gestrichen voll hast . . .“
Butenschön ist rot geworden. Auch Gerda hat nun verlegen den Blick gesenkt.
„Wenn wir heute abend noch fahren würden . . .“, überlegt das Mädchen.
„Dummtüg! Soll dich wohl hinten auf 'n Gepäckträger nehmen, der junge Mann, was? Nee, ihr fahrt morgen mit der Bahn. Verstanden?“
„Jawoll!“ sagt Butenschön gehorsam. Tante Schorsch nimmt erfreut zur Kenntnis, daß er offensichtlich gelernt hat, zu gehorchen.
„Sein Fahrrad gibt er auf. Und das Fahrgeld kriegt ihr von mir.“
„Ich hab' noch Geld bei mir, Tante Schorsch.“
„Wieso . . . du hast noch Geld?“
„Ich hab' doch damals was bekommen . . . für die Reise“ – und nach kurzem Zögern – „von Frau Zander . . . ich hab's noch nicht angebrochen.“
„Dein Glück . . . gib's her . . . gleich morgen schick' ich's zurück . . . von der brauchst du nix anzunehmen!“
Gerda entgegnet zaghaft: „Schick es lieber an Doktor Linz . . der soll's ihr mit'm freundlichen Wort zurückgeben . . . ich möcht' sie nicht kränken.“
„Die nicht kränken . . . dein gutes Herz möcht' ich haben, Deern . . . So, und nun werden Sie sich gleich mal nach'm Nachtquartier umsehn, junger Mann!“
„Könnt' er nicht hier auf'm Sofa schlafen, Tante Schorsch?“
Die alte Frau straft Gerda mit einem vernichtenden Blick: „Sag mal . . . du bist wohl . . . ein Mannsbild unter meinem Dach! . . . Das ist seit dreißig Jahren nicht mehr vorgekommen . . . Nee, er soll man zusehn, daß er beim Bauern ins Stroh kriechen kann . . . Verstanden?“
„Jawoll!“ Dieses ‚Jawoll‘ weckt abermals ein beifälliges Nicken bei Tante Schorsch.
In aller Frühe wird die Hebamme zu einer Entbindung im Nachbardorf herausgeklingelt. So fällt der Abschied zwischen

Tante und Nichte sehr kurz aus. Sie sind beide froh darüber. – „Weißt Bescheid, Deern!" Die alte Frau bekämpft vergeblich ein Schlucken in ihrer Kehle. „Beim ersten bösen Wort kommst du zurück! Verstanden?"
Ein paar Augenblicke hängt Gerda am Hals der alten Frau und bekommt keinen Ton hervor.
„Und eins versprichst du mir: Um die Kerls machst du mir in Zukunft 'nen großen Bogen! Das ganze Männerzeugs taugt nix!"
Gerda nickt ergeben.
Ein paar Minuten später rattert Tante Schorsch auf ‚Fritzi' die Dorfstraße hinunter. Gerda blickt ihr aus dem Fenster der Dachkammer nach . . .

Die Rückfahrt verläuft ohne viele Worte. Butenschön versucht einigemal, ein Gespräch anzuknüpfen. Aber Gerda antwortet einsilbig. Sie ist mit ihren Gedanken schon zu Hause.
Der Eisenbahner mustert sie ein paarmal verstohlen von der Seite. ‚Schade um das Mädel!' geht es ihm durch den Kopf. ‚Daß so eine immer in die falschen Hände geraten muß! Die wär' die Richtige für dich gewesen!'
Mittags stehen sie vor dem Häuschen in Steenkamp. Je näher sie der Pforte gekommen sind, desto zögernder ist Gerdas Schritt geworden. Sie hat nun doch Angst vor dem Wiedersehen. Nicht etwa, daß sie böse Worte fürchtete – aber sie kann weinerliche Szenen einfach nicht mehr ertragen. Sie hat in den letzten Monaten genug Tränen vergießen müssen und möchte das Leben endlich wieder als eine ruhige, selbstverständliche Sache nehmen. Aber dann geht alles schneller und besser, als sie gedacht hat.
Der Vater wühlt mit aufgekrempelten Hemdsärmeln im Garten herum. Natürlich hat er sie längst durch die Büsche erspäht, wie sie mit Butenschön, der das Rad neben sich herschiebt, die Straße heraufkommt. Doch nun tut er sehr geschäftig.
„Tag, Herr Peters! Da ist sie also!" ruft Butenschön ihn über den Gartenzaun an. Der Werkmeister richtet sich schwerfällig auf, wischt sich die erdigen Hände an der Hose ab und kommt langsam zur Gartenpforte.
„Dor büst du jo, Gerda!" sagt er rauh.
„Ja, Vater!"
Sie reichen einander über die Pforte hinweg die Hände.

Dann öffnet der Vater die Gartentür. Für Gerda liegt darin mehr als nur eine Geste. Es ist, als hätte der Vater ihr gesagt: ‚Komm nur herein, Kind! Hier bist du zu Hause!'
Sie gehen zusammen auf das Haus zu. Gerda schluckt heftig.
„Laß man, Gerda!" sagt Vater Peters heiser. „Hätt'st auch schließlich nicht gleich wegzulaufen brauchen! Kennst mich doch! Auspoltern lassen und dann ... Mutter ist in der Küche!"
Er schiebt das Mädchen vor sich her in die Küche.
„Da ist sie, Mutter!" Schon ist er wieder draußen.
Frau Peters starrt ihre Tochter wie eine überirdische Erscheinung an. Ihre zitternden Hände setzen die Schüssel, die sie gerade halten, ganz langsam auf den Tisch. Während ihre Finger dann immer wieder über Gerdas Wangen streichen, läßt sie ihren Tränen freien Lauf. „Ich hab' so viel Angst um dich gehabt, Kind ... so viel Angst ... Wo bist du nur gewesen all die Zeit?" stammelt sie dabei.
„Aber, Mutter ... das weißt du doch ... bei Tante Schorsch in Bützwede", sagt Gerda zwischen Lachen und Weinen.
„Aber woher sollt' ich denn das wissen ... wo du doch nie was von dir hast hören lassen."
„Ihr habt mich doch von da zurückholen lassen, du und Vati ... Herr Butenschön ist doch gestern gekommen und ..."
Frau Alwine begreift als erste die Zusammenhänge. „Vater!" sagt sie nur. Und dann geht sie zur Tür und ruft laut: „Hans!"
„Was ist denn?" antwortet es vorne aus dem Garten.
„Kannst du mal eben 'reinkommen?"
Peters kommt langsam herein. „Du Filou!" sagt Frau Alwine und drückt ihre Lippen auf seine stoppeligen Wangen. Wortlos streichen ihre Finger über seinen bloßen Arm.
„Lot man, Wine ... Wi dree – wi geheurt doch tosoom, nich ... un wenn dat dicke Bohnen regnet ..."

Vorahnung des Herbstes weht schon in der Luft, als Peter und Sibylla auf der linken Rheinseite von Bonn nach Königswinter zurückfahren. Es geht auf den Abend zu. Der Tag ist unfreundlich gewesen, kühler Wind streicht über den Strom, und graues Gewölk treibt dicht über den Kuppen des Siebengebirges dahin. Das junge Ehepaar hat die Rückreise in kleinen Etappen zurückgelegt. Aber sosehr sich Peter auch bemüht, seine Frau zu schonen und ihr jede Unbequemlichkeit des Reisens abzunehmen, er hat nicht verhindern können, daß Sibyllas Erschöpfungsanfälle von Tag zu Tag länger dauern. Sie liegt in unruhigem Halbschlummer oder ruht apathisch neben ihm in den weichen Polstern des Abteils.

So ist Peter viel mit seinen Gedanken allein. Etwas in seiner Rechnung ist nicht aufgegangen. An jener Rechnung, die er vor Monaten mit sehr nüchternem Verstande aufgestellt und trotz aller Widerstände zu einem befriedigenden Abschluß gebracht hat.

Zu einem befriedigenden – nicht zu einem beglückenden! Denn wenn auch das Endergebnis seiner ganzen Spekulation zu stimmen scheint – da sind ein paar Zwischenresultate, die ihn immer stärker belasten und ihm jene berauschende Freude nehmen, die er sich einmal als Preis seines großen Spiels erhofft hat. Gewiß, er ist nun für bürgerliche Begriffe ein reicher Mann. Es gibt keinen Luxus, den er sich versagen müßte. Aber – erschreckende Gewißheit! – er ist allein. Er ist einsam geworden. Zu Bindungen, die er früher im Augenblick beginnen konnte und die er dann ebenso schnell zu lösen vermochte, fehlt ihm jetzt die Leichtigkeit, die Unbekümmertheit. Denn er ist nun nicht mehr irgendwer. An seinen Namen knüpft sich jetzt eine Verpflichtung. Wäre etwa heute noch so eine rosarote Poussage wie die mit Gerda Peters denkbar? Er schüttelt den Kopf. Zugleich aber fühlt er, daß auch in diesem Fall eine merkwürdige Beklemmung auf ihm liegt. Dieses Mädchen erwartet ein Kind von ihm. Na, wennschon! – Nein, eben nicht ‚Na, wennschon!' Das ist es ja: noch vor ein paar Monaten hätte er sich über diese Tatsache mit einem halb frechen, halb leichtsinnigen ‚Na, wennschon!' hinwegsetzen können. Heute bedrückt ihn die Vorstel-

lung, daß diese Frau eines Tages ein Kind zur Welt bringen wird und daß dieses Kind ein kleiner van Booven sein wird.
Und Sibylla? Ist sie nicht für ihn zum größten Fehlresultat seiner kühlen Rechnung geworden? Er hatte eine kurze, höfliche, aber kühle, vom Verstand dirigierte Ehe mit ihr erwartet. Und nun? Was verbindet ihn eigentlich so unfaßbar mit dieser kranken Frau? Ist es Mitgefühl? Freundschaft? Dankbarkeit? Die Begriffe sind mit einemmal so leer. Worte ohne echten Sinn. Phrasen, mit denen er die Erlebniswelt der letzten Wochen nicht zu bändigen vermag. So steht er diesen Gefühlen einfach hilflos gegenüber, mitunter ist er sogar voll Angst vor dem Kommenden.
Als sich der Nordexpreß Köln nähert, wird Sibylla wieder lebhafter. Auch Peter atmet erleichtert auf. Er hofft, daß ihm das vertraute heimatliche Milieu auch sein inneres Gleichgewicht zurückgeben wird.
Gustav, der Chauffeur, ist telegrafisch mit dem Wagen nach Köln bestellt worden. Sibylla hat sich tief in den Fond zurückgelehnt und blickt gebannt zum Siebengebirge hinüber, das manchmal zwischen den Parks und Häusern auftaucht. Sie hat glänzende Augen. Ist es die Wiedersehensfreude? Oder Fieber? Peter schaut sie immer wieder prüfend von der Seite an.
In einer jähen Aufwallung schmiegt Sibylla sich an ihren Mann: „Es war eine gute Idee von dir, daß wir zurückfahren sollten, Pitter! Merkwürdig, ich kann die Sonne gar nicht mehr so gut wie früher vertragen . . .“
„Es wird an deinem Zustand liegen, Billakind“, tröstet Peter. Er ist sich des Doppelsinns seiner Worte wohl bewußt.
Als der Wagen endlich in den Park der Villa Zander einbiegt, stößt die junge Frau vor Überraschung einen kleinen Schrei aus. „Was ist denn das, Pitter?“
Der Park hat sich sehr verändert. Wo sich einst die Vegetation allzu üppig wuchernd an das Haus herangeschoben hatte, da dehnen sich jetzt neue Freiflächen. Viel regelloses und überaltertes Buschwerk ist nun entfernt worden. Dafür stehen Forsythien, Flieder und Rhododendron in großen, sauberen Gruppen wie freundliche, stumme Wächter vor der Villa.
Das Haus selber hat sich ebenfalls verwandelt: der billige An-

strich, der die edle Farbe des echten Steins seit Jahren verdeckte, ist verschwunden.
„Das grenzt ja an Zauberei!" staunt Sibylla.
Peter lächelt; die kindliche Freude Sibyllas über diese Verwandlung tut ihm wohl.
Schon reißt der Diener Charles den Schlag auf, und Frau Kubiak fällt mit einem Schwall tränengetränkter Begrüßungsworte über Sibylla her.
Auch im Innern des Hauses sind einige Veränderungen vor sich gegangen. Die Möbel im Kaminzimmer an der Terrasse sind nach Peters Wünschen umgestellt worden. Vor allem hat er sich den riesigen Schreibtisch vor das breite Fenster rücken lassen, so daß er bei der Arbeit den Strom vor Augen hat. Im ersten Stockwerk ist für ihn ein bescheidenes Schlafzimmer eingerichtet worden. Eine schmale Verbindungstür führt von dort durch das Bad in Sibyllas Ankleidezimmer.
Sibylla ist gleich nach oben gegangen, um sich zu erfrischen. Unterdessen steckt Peter die Buchenscheite im Kamin in Brand. Die knisternden Flammen verbannen rasch die kalte Atmosphäre dieses Abends aus dem Raum und wecken ein Gefühl häuslichen Behagens. Er läßt sich schwer in einen Sessel nahe dem Fenster fallen und streckt genießerisch die Beine von sich. Er möchte sich eine Zigarette anzünden, aber er ist zu bequem, sich noch einmal zu erheben.
Ist es eine fromme Täuschung – oder ist in dieser Umgebung die entsetzliche Unrast der letzten Zeit wirklich von ihm gewichen? Im Zimmer über ihm gehen kaum hörbar Schritte hin und her. Sibylla. Er ertappt sich auf einer leisen Ungeduld: wie lange dauert es, bis sie wieder herunterkommt! Als ob sich dieser Augenblick gar nicht ohne sie genießen ließe!
„Herr van Booven . . ."
Peter schrickt hoch. Er muß das leise Klopfen überhört haben, mit dem der Diener Charles seinen Eintritt angekündigt hat. Aber er faßt sich rasch und sagt gutgelaunt: „Ja, Charles, nun haben Sie uns wieder auf dem Halse . . ."
„Gewiß!" erwidert Charles, und es hört sich wie das Krächzen eines Vogels an. Dann räuspert er sich, als wolle er etwas sagen, doch er findet nicht die rechten Worte.
„Na, was gibt's?" fordert Peter mit leichter Ungeduld.

„Ja, es war nämlich ein Mann hier ... Verzeihung, ein Herr ... Er behauptete, ein Freund von Ihnen zu sein und ...“
„Haben Sie ihn denn nicht nach seinem Namen gefragt?“
„Doch, doch ... Max oder Matz oder so ähnlich. Ich sollt' Sie nur schön grüßen, und er käme wieder.“
Peter starrt auf die Spitzen seiner Schuhe. Matz – richtig! Daß er dieses unvollendete Kapitel seines Lebens vergessen konnte!
„Wann?“
„Diese Woche vielleicht noch, hat er gesagt ... und wenn Sie dann nicht für ihn zu sprechen wären, dann müßte er sich an die gnädige Frau wenden.“
Peter bemüht sich, ein gleichgültiges Gesicht zu zeigen: „Matz? Matz?“ Er tut, als dächte er angestrengt nach. „Mir ist beinah, als hätten wir bei uns in der Kompanie einen Mann mit Namen Matz gehabt ... Richtig, hatte der Kerl vielleicht ein halbes Ohr ...?“
„Gewiß, Herr van Booven!“
„Na, dann ... Ein Säufer! Sorgen Sie dafür, daß der Bursche mir nicht ins Haus kommt ...!“
„Gewiß!“ beendet Charles die Unterhaltung und wendet sich zur Tür.
Als er draußen ist, geht Peter an die Hausbar, schenkt sich einen großen Kognak ein und stürzt ihn hinunter. Hat Matz ihm nicht geschrieben, er habe ein großes Geschäft in Aussicht? Wahrscheinlich soll er dieses Geschäft finanzieren! Und nachher geht die Sache baden, und das Geld ist futsch! Eine besondere Form von Erpressung.
Sei's drum! Peter ist entschlossen, ihm keinen Pfennig mehr zu geben. Eher riskiert er es, daß Sibylla auch von diesem dunklen Kapitel seiner Vergangenheit erfährt. Sie wird mit Nachsicht darüber hinweggehen.
„So in Gedanken, Pitter?“ fragt Sibylla, als sie bald darauf in den Schein des Kaminfeuers tritt.
Peter findet schnell eine Ausrede: „Ich war mit meinen Gedanken schon ganz in Krefeld, Billakind. Ich möchte bald hinüber. Es wird sich allerhand angesammelt haben ...“
„Ich dachte, wir wollten uns hier noch ein paar Tage Nachurlaub gönnen, Pitter. Aber wenn du meinst ...“
Peter unterbricht sie: „Du hast eigentlich recht ... Krefeld hat

Zeit ... wir werden uns hier ein paar schöne Tage machen."
Er erhebt sich, um das Licht in den Wandarmen am Kamin anzudrehen.
„Laß noch ein Weilchen, Pitter!" bittet die Frau. „Ich mag die Dämmerung so gerne."
Dann herrscht minutenlang tiefes Schweigen. Der Widerschein des Holzfeuers zuckt über ihre Gesichter und tanzt unruhig über die Zimmerdecke.
Nach langer Zeit sagt Sibylla, und es ist, als spräche sie zu sich selber: „Wenn erst das Kind da ist ..."
Sie lebt ganz in der Vorfreude auf das Kind. Kaum, daß sie noch an etwas anderes denkt. Vor der Rückreise hat sie allen Ernstes überlegt, ob es nicht ratsam wäre, aus Paris gleich Babywäsche mitzunehmen.
Peter möchte sich am liebsten die Ohren zuhalten, um nichts von den Zukunftsschwärmereien Sibyllas hören zu müssen; denn er weiß nur zu sicher, daß sie niemals Wirklichkeit werden.
So gibt er ein paarmal gepreßt Antwort, wenn sie davon spricht, daß ihr Ankleidezimmer zunächst einmal Kinderzimmer werden soll, wenn sie ihm erzählt, wie sie die Möbel umstellen will, um dem Kinde einen sonnigen, windgeschützten Platz nahe am Fenster zu geben.
Peter spürt die unermeßliche Sehnsucht Sibyllas nach dem Kind aus jedem dieser Worte. Er fühlt, wie ihr Blick fragend über sein Gesicht tastet. Doch er hält den Kopf gesenkt und stochert verloren mit dem Schürhaken im Kamin.
„Weißt du, Pitter" – in Sibyllas Stimme liegt etwas wie Beklommenheit – „manchmal hab' ich das Gefühl ..." – sie stockt und fährt dann entschlossen fort – „ja, laß es mich mal offen aussprechen, Pitter ... manchmal, da kommt es mir so vor, als freutest du dich gar nicht so richtig auf unser Kind."
Peter will eine abwehrende Bewegung machen, aber sie gelingt nicht ganz.
„Als ich dir das erstemal davon erzählte, warst du so merkwürdig ... Ich hatte geglaubt, daß du vor Freude mit mir durchs Zimmer hüpfen würdest ... doch dann warst du so richtig verstört."
„Das ist doch Unsinn, Billakind!" Peters Stimme klingt seltsam belegt. „Aber ein Kind ist schließlich ..."

„Weshalb sollte mir das Kinderkriegen schwerer fallen als Millionen anderen Frauen! Ich bin gesund ... und ja auch noch lange nicht zu alt ... Ich hab' hier die Ruhe ... du nimmst mir alle Arbeit ab ..."
Peter würgt an den Worten herum: „Natürlich, Billakind ... aber so sind wir Männer nun mal: was ihr als selbstverständlich anseht, ist für uns unvorstellbar ... und deswegen machen wir uns manchmal mehr Sorgen darüber als ihr ... Aber nun wollen wir auch dafür sorgen, daß du hier die richtige Pflege bekommst. Ich werde morgen mal gleich zu Doktor Linz gehen und mit ihm über alles sprechen."
Er stellt mit einer kleinen Befriedigung fest, daß Sibyllas Gesicht in freudiger Überraschung aufleuchtet. „Du willst wirklich zu Doktor Linz gehen, Pitter?"
„Weshalb nicht? Er ist seit Jahrzehnten euer Hausarzt gewesen ... Er kennt dich in- und auswendig ... er weiß am besten, was dir not tot, und du hast Vertrauen zu ihm. Könnten wir da wohl einen besseren finden?"
Die junge Frau legt ihre Hand mit sanftem Druck über Peters Finger: „Ach, Pitter, ich hab' ja immer gewußt, daß wir eines Tages wieder Frieden mit der Dollendorfer Straße haben würden."
„An mir wird's nicht liegen", entgegnet Peter kurz. Er sieht in dem Arzt immer noch den Mitwisser seines düsteren Geheimnisses, und dieser Gang zu seinem ehemaligen Gegner wird ihm gewiß nicht leichtfallen. Aber nach allem, was sich in der letzten Zeit abgespielt hat, weiß er: dieser Gang ist ein Opfer, das Sibylla gebracht werden muß ...

Mit dem Gefühl einer leisen Beklemmung tritt er am nächsten Morgen den Weg nach dem Arzthaus in der Dollendorfer Straße an. Er hat die Zeit so gewählt, daß er bei Doktor Linz eintrifft, wenn die Sprechstunde ihrem Ende zugeht. Ein Blick auf die Armbanduhr zeigt ihm allerdings, daß er noch viel Zeit hat. So beschließt er, einen kleinen Umweg durch das Städtchen zu machen. Dabei kann er seine Gedanken sammeln und sich noch einmal genau überlegen, wie er dem Arzt entgegentreten soll.
Das Wetter hat sich beruhigt. Weiße Wolkenballen kommen in großer Höhe von Westen her über den Rhein gezogen, und

wenn sie die Sonne freigeben, so legt sich die Wärme wie ein hüllendes Tuch über die kleine Stadt.
Einigemal wird Peter gegrüßt. Sehr achtungsvoll sogar, wie er befriedigt feststellt. Aber wenn seine Blicke denen der Grüßenden begegnen, glaubt er, darin so etwas wie eine stumme Abwehr zu erkennen. So, als wüßten sie alle das dunkle Geheimnis seiner Ehe. ‚Wie bist du empfindsam geworden, Pitter!' bespöttelt er sich selber. Aber er kann doch den dünnen Schleier nicht übersehen, der zwischen ihn und die anderen gezogen worden ist.
In der Bahnhofstraße kommt ihm mit langen Schritten Professor Burziak entgegen. Kaum hat der hagere Mann ihn erspäht, als er urplötzlich auf die andere Straßenseite hinüberwechselt. Peter bemerkt, wieviel Absicht in dieser Bewegung liegt. So fixiert er den Gelehrten, der als Gast an der Verlobungs- und Hochzeitsfeier teilgenommen hat. Aber die Augen Burziaks irren nach der anderen Seite.
Da entschließt sich Peter zur Gewaltkur. „Grüß Gott, Herr Professor!" ruft er laut über die Straße.
Der Gelehrte schrickt unter diesem Ruf zusammen, wendet sich mit einem Ruck zu Peter hin und tut sehr überrascht: „Ah, Herr van Booven! Grüß Gott! Grüß Gott!" Schon will er weiterhasten.
Aber Peter möchte ihm nichts ersparen. Er geht schnurstracks über den Fahrdamm, streckt dem Professor die Hand hin und sagt munter: „Nun, wie geht's dem reizenden Fräulein Tochter?"
„Danke, gut!" murmelt der hagere Mann, und das nervöse Zucken um seine Augen wird heftiger.
Es entsteht eine peinliche Pause. Peter hat sich ein wenig herausfordernd vor dem Gelehrten aufgebaut. Burziak setzt sich mit einem jähen Ruck wieder in Bewegung und strebt an Peter vorbei. „Ja, ich hab's nämlich eilig . . . Verzeihung!" murmelt er dabei. Peter starrt dem schmalen, gebeugten Rücken des Davoneilenden nach.
‚So ist das also!' Kein gutes Vorzeichen, wenn er bedenkt, daß Linz und Burziak miteinander befreundet sind.
Peter kommt im richtigen Augenblick vor dem Hause des Doktors an. Der Arzt hat seine Sprechstunde hinter sich gebracht und will gerade zu seinen Morgenvisiten starten. Er steht in der

Garageneinfahrt neben dem DKW und verstaut das Instrumentenköfferchen auf dem hinteren Sitz. Als er einen Schritt über den Kies knirschen hört, schrickt er zusammen. Betroffen starrt er Peter entgegen.
„Guten Morgen, Herr Doktor Linz!"
Auf dem Gesicht des Arztes spiegelt sich seine ganze Abneigung gegen den jungen Mann. Aber endlich entschließt er sich doch, seinen Gruß zu erwidern.
Dann stehen sie einander ein paar Sekunden schweigend gegenüber. Es ist, als mäßen sich zwei Gegner mit den Blicken, bevor sie zum entscheidenden Kampf ansetzen.
Peter nimmt als erster wieder das Wort: „Wir sind gestern von der Hochzeitsreise zurückgekommen."
„So – und was geht mich das an?"
„Oh, ich denke, sehr viel!" Peter zwingt sich zur Ruhe. „Aber die Garagenauffahrt scheint mir nicht der richtige Platz, um darüber zu sprechen. Oder pflegen Sie Ihre Konsultationen neuerdings vor der Garage abzuhalten?"
Leichtes Erstaunen auf dem Gesicht des Arztes: „Wie soll ich das verstehen? Brauchen Sie etwa meine Hilfe?"
Peter darauf ganz bestimmt: „Ich nicht, aber meine Frau! Sie sollten das wissen, Doktor Linz!"
„Allerdings, aber ich bin auch nicht der einzige Arzt in Königswinter!"
„Sie sind seit Jahrzehnten der Hausarzt der Familie Zander, und ich sehe von mir aus keinen Grund, daran etwas zu ändern."
Doktor Linz horcht auf. Das klingt fast wie eine Bitte. Einen Augenblick steht er unentschlossen neben seinem Wagen. Dann dreht er sich auf dem Absatz um und schreitet dem Hause zu: „Gut, kommen Sie also!"
Im Sprechzimmer ist eine junge, hübsche Helferin gerade damit beschäftigt, die Instrumente wegzuräumen. Sie mustert Peter mit einem schnellen Blick und verläßt dann unaufgefordert den Raum.
„Sie haben eine neue Gehilfin, Herr Doktor Linz?" Peter will dem Gespräch einen unverbindlichen Auftakt geben. Doch der Arzt überhört seine Frage geflissentlich und deutet kühl auf den Ledersessel vor seinem Schreibtisch:

„Bitte!"
Peter nimmt ohne Hast Platz.
„Darf ich rauchen?"
„Bitte!"
Peter zündet sich umständlich eine Zigarette an und überlegt dabei krampfhaft, wie er sein Anliegen am besten anbringt.
Der Arzt hat sich am Schreibtisch niedergelassen. Seine Finger spielen mit dem Stethoskop.
Es dauert eine ganze Weile, bis Peter einen Anfang findet.
„Ich habe Sorgen, Herr Doktor Linz."
Die Miene des Arztes scheint gefroren. „So? Ich entsinne mich, daß Sie eine Unterhaltung zwischen uns schon einmal mit diesen Worten begonnen haben." Und als er in das völlig überraschte Gesicht Peter van Boovens blickt: „Vor ein paar Monaten, als Sie sich mit Ihrem beleidigenden Ansinnen zu mir wagten."
Peter hat sich halb im Sessel aufgerichtet. Er ist blaß geworden: „Herr Doktor Linz, werden Sie wohl einmal imstande sein, Vergangenes zu vergessen? Ich komme wegen – wegen meiner Frau!"
„Verzeihung!" Doktor Linz legt das Stethoskop mit einer jähen Bewegung auf den Tisch zurück. Das Gesicht der leidenden Sibylla steht ihm für Bruchteile von Sekunden fast unheimlich nahe vor Augen.
Peter hat sich wieder im Sessel zurückgelehnt. „Sie wissen, wie es um sie steht . . ." Doktor Linz nickt stumm. „Aber Sie wissen nicht, daß inzwischen eine neue Lage eingetreten ist."
„Doch, ich weiß . . ."
„Und von wem – wenn ich fragen darf?"
„Von Ihrer Gattin selber! Sie schrieb es mir aus Paris. Es schien damals allerdings nur eine vage Vermutung."
„Diese Vermutung hat sich inzwischen bestätigt. Meine Frau erwartet ein Kind!"
„Ich gratuliere!" Die Stimme des Arztes ist eiskalt.
„Sie wissen, daß ein Glückwunsch in diesem Falle völlig unangebracht ist!"
„In Ihrem persönlichen Falle wohl doch, Herr van Booven!" Das klingt wie ein Peitschenschlag.
Peter hat sich zusammengeduckt. Er möchte zurückschlagen.

Doch er weiß nur zu gut, wie stumpf die Waffen sind, die ihm vor diesem Manne zur Verfügung stehen.
Und schon kommt der zweite Peitschenhieb: „Das dürfte Ihre Pläne wesentlich fördern, Herr van Booven. Ich bewundere Ihre Umsicht!"
‚Jetzt springt er mir an die Kehle', denkt der Arzt und behält sein Gegenüber scharf im Auge. Aber Peter macht keine Bewegung. Seine Stimme klingt wie eine geborstene Glocke: „Ich habe es erst durch Professor Bullin erfahren. – Und da war es schon zu spät!"
Der Arzt gerät einen Augenblick aus der Fassung: „Professor Bullin? Sie haben mit Professor Bullin gesprochen?"
„In Paris. Ich bat ihn, meine Frau zu untersuchen."
„Und?"
Peter hebt die Schultern und läßt sie mit einer müden Bewegung wieder fallen: „Bullin hat mir keine Hoffnung machen können!"
Langsam, ganz langsam erhebt sich der Arzt hinter seinem Schreibtisch und beugt sich zu Peter van Booven hinüber. Er starrt eine Weile auf die braunen Haare des gesenkten Kopfes. „Hab' ich Sie eben richtig verstanden? Sie sprachen von Hoffnung? Sie – van Booven – von Hoffnung?"
Der junge Mensch hebt den Kopf und blickt dem Doktor voll ins Gesicht: „Ja – von Hoffnung, Doktor Linz, denn ich wäre glücklich, wenn ich hoffen könnte – für Billa!" Dabei glimmt es fast wie Angst in seinen Augen.
Unversehens verzerrt sich das Gesicht des Arztes zu einem hämischen Lächeln: „Sie spielen Theater, Herr van Booven! Aber Sie vergessen dabei, daß ich Sie durchschaut habe! Vom ersten Augenblick an, als Sie diese Komödie begannen, diese Komödie, die sich immer mehr zur Tragödie entwickelt. Ich durchschaue Sie auch heute! Sie wollen sich ein Alibi verschaffen. Möchten jetzt für ein paar Monate die Rolle des verzweifelten Gatten spielen, um nachher um so ungenierter als lustiger Witwer leben zu können – lustig mit den Millionen meines verstorbenen Freundes Zander. Nicht wahr?"
Peter van Booven sitzt wie gelähmt. So also wird man ihn und seine Rolle eines Tages sehn, wenn nicht noch in letzter Stunde ein Wunder geschieht! Ein Wunder, auf das er kaum

zu hoffen wagt. Wenn er Sibylla verliert, wird er einer Welt von Haß und Verachtung gegenüberstehen.
„Was soll ich Ihnen darauf noch antworten, Doktor Linz? Was anderes als: Ja! Ja! Ja! Sie haben ja recht, wenn Sie von dem sprechen, was gewesen ist. Ich hab' das alles als ein Spiel begonnen! Und ich bin schamlos genug, es Ihnen einzugestehen! Aber was hilft das heute? Was hilft das alles in der Lage, in der ich heute bin?"
Als müsse er versuchen, einem leidenden Patienten den Grund seiner Qual abzuringen, fragt Doktor Linz ganz sachlich: „Sollte sich daran in den wenigen Wochen Ihrer Ehe so viel geändert haben?"
„Was ich Ihnen jetzt zu sagen habe, werden Sie mir zwar nicht glauben oder glauben wollen, aber sagen muß ich es Ihnen trotzdem: Mich verbindet heute mit Sibylla etwas, was ich früher nie empfunden habe. Ich könnte Ihnen nicht sagen, ob es Liebe ist. Aber ich fühle mit jedem Tage mehr, daß es etwas ist, was dauerhafter und wertvoller ist als das, was man sonst unter Eheleuten ‚Liebe' nennt. Ich will nicht, daß Billa stirbt! Bitte, glauben Sie mir das! Um's Himmels willen, glauben Sie mir das! Ich bin entschlossen, alles daranzusetzen, um ihr Leben zu erhalten, denn ohne sie . . ."
Peter van Booven schweigt. Es ist totenstill im Raum. Er hat sein Gesicht wie in brennender Scham zur Seite gewendet. Der Arzt blickt in das Antlitz eines enthüllten Menschen. Die Augen liegen unter den langbewimperten Lidern geschlossen, die fest aufeinandergepreßten Lippen zucken.
Doktor Linz hat in einem langen Leben gelernt, das Echte vom Falschen, die Spreu vom Weizen zu trennen. Kein Zweifel, dieser Ausbruch des jungen Menschen ist echt. Und jetzt wäre es dem Arzt ein leichtes, schonungslos in die offene Wunde hineinzustoßen. Triumphierend von Schuld und Sühne zu sprechen. Doch er kann nicht triumphieren. Sein Haß gegen Peter van Booven ist plötzlich verflogen. Aber ein Mitgefühl mit diesem jungen Menschen will sich dennoch nicht einstellen. Was Peter van Booven an Schuld auf sich geladen hat, muß er mit sich selber ausmachen. Er als Arzt ist nicht berechtigt, ihn dafür zur Rechenschaft zu ziehen. Er hat sich nun wieder der ärztlichen Seite des Falles Sibylla anzunehmen.

Mit betonter Sachlichkeit fragt er: „Und was hat Ihnen Professor Bullin gesagt?"
Peter reißt sich zusammen. Aber es dauert eine Weile, bis er dem Arzt das Gespräch mit Bullin wiedergeben kann. Doktor Linz ermuntert ihn durch ein paar ruhige Fragen. Er läßt sich von den neuen Krankheitssymptomen berichten, die Sibylla immer stärker quälen. So gewinnt er das Bild, das er für seine ersten Überlegungen braucht.
Was er dann sagt, ist wie eine Meditation: „Unter solchen Voraussetzungen bin ich als Arzt vor eine schwere Entscheidung gestellt. Selbstverständlich ist ein Eingriff gerechtfertigt, weil er das Leben Ihrer Gattin um Monate verlängern könnte. Ich sage ausdrücklich ‚könnte', Herr van Booven! Denn nicht einmal wir Ärzte wissen mit Bestimmtheit, welchen Verlauf die Krankheit Ihrer Gattin nehmen wird. Aber . . ."
Peter ist aufgesprungen: „Ja, ja, Doktor Linz . . . Tun Sie alles, alles . . . und wenn wir nur Wochen gewinnen . . . vielleicht ist Bullin bis dahin mit seinen Forschungen so weit . . ."
Interessiert hebt Doktor Linz den Kopf: „Hat Bullin Ihnen derartige Hoffnungen gemacht . . . ich meine, daß in Kürze so etwas wie ein Heilmittel zur Verfügung stehen könnte?"
Peter hat sich wieder hingesetzt und den Kopf in die Hände gestützt: „Er arbeitet Tag und Nacht . . . mehr konnte er nicht sagen . . . und mehr wollte er auch gar nicht sagen!"
„Halten Sie mit ihm Verbindung!?"
„Er weiß unseren Namen und unsere Anschrift. Er wird uns nicht vergessen, denke ich."
„Nun gut . . . uns hier bleibt also das Nächstliegende zu tun. Ich werde die Frage mit meinem Kollegen Struve in Bonn besprechen; denn diese Verantwortung kann und will ich nicht allein übernehmen . . . Nur . . . wie wird Billa" – er verbessert sich rasch – „. . . wie wird Ihre Gattin einen solchen Vorschlag aufnehmen?"
Peter blickt den Arzt erschrocken an: „Das wird das schwerste Teil dabei sein, denn sie freut sich unsagbar auf das Kind . . ."
„Es wird Ihre Aufgabe sein, sie von der harten Notwendigkeit zu überzeugen. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß das mit unendlichem Takt und größter Vorsicht geschehen muß. Schwere seelische Erschütterungen könnten zu einer Katastrophe . . ."

Er verstummt. Über die Gestalt des jungen Menschen ist es wie ein Schüttelfrost gelaufen.
Der Arzt läßt ihm einige Zeit, sich zu sammeln. Dann erhebt er sich und sagt knapp: „Bitte, rufen Sie mich morgen an! Ich werde heute nachmittag mit Struve sprechen."
Dann stehen sie einander an der Tür gegenüber. Peter wagt nicht, die Hand auszustrecken, aus Furcht, Doktor Linz könnte diese Geste übersehen.
Aber da kommt ihm schon die kurze, fleischige Hand des Arztes entgegen. In einem verhaltenen Aufatmen legt Peter seine Hand hinein. Es ist wie ein erstes fernes Einverständnis zwischen den beiden Männern.

„Nun, wie ist's geworden, Pitter?" fragt Sibylla, als Peter gegen Mittag heimkommt.
„Wir haben das Kriegsbeil begraben, Billa!"
In stummer Freude legt Sibylla den Arm um ihren Mann.
„Doktor Linz wird dich weiter betreuen ... zusammen mit Doktor Struve."
„Aber weshalb denn Doktor Struve?"
Peter schaut an seiner Frau vorbei in den Garten, wo ein Gärtnerbursche die klappernde Grasmähmaschine über die weiten Rasenflächen zieht.
„Nun, du wirst ja ohnehin zur Entbindung in die Klinik müssen."
„Weißt du, Pitter, eigentlich hab' ich's mir so schön vorgestellt, wenn unser Kind hier in unserem Hause zur Welt kommen würde!"
„Es wäre schön, Billa ... aber beim ersten Kind ist es immer besser, in eine Klinik zu gehen."
„Wie lieb besorgt du um mich bist!" In unendlichem Vertrauen legt Sibylla den Kopf an Peters Brust.
Gegen Abend läutet das Telefon. ‚Sollte Doktor Linz schon aus Bonn zurück sein?' Peter stürzt an den Apparat.
Herbert Pratsch meldet sich: „Ich hab' gehört, daß du zurück bist ..."
„Seit gestern, Herbert. Nett von dir, daß du gleich anrufst." Peter ist ehrlich erfreut. „Willst du nicht noch auf ein Stündchen herüberkommen ... Billa und ich würden uns freuen."

„Danke!" Herberts Stimme klingt reserviert. „Ich wollt' dich nur bitten, mir den Reparaturschein für die Contax herüberzuschicken . . ."
Richtig, die Contax! Peter durchfährt es siedendheiß. Im Trubel der Hochzeitsvorbereitungen und unter den sorgenden Gedanken um Sibylla war die leidige Geschichte ganz in Vergessenheit geraten.
„Ja, weißt du, Herbert . . . der Schein . . ."
Peter hat Mühe, seine Verlegenheit vor Sibylla zu verbergen. Die Frau beobachtet ihn aufmerksam.
„Du brauchst ihn mir nur zuzuschicken . . . alles andere erledige ich schon!" sagt Herbert.
Peter fährt sich nervös mit der freien Hand über die Stirn: „Ja, also . . . das beste ist wohl, ich komm' in den nächsten Tagen mal bei dir vorbei . . . ich hab' den Kopf so voller Sorgen im Augenblick . . . Versteh das, bitte! Ich melde mich bestimmt bald."
„Ist gut! Auf Wiedersehen!"
Peter legt langsam den Hörer auf die Gabel. Kleine Schweißtropfen stehen auf seiner Stirn.
„Ein kleiner Friedensfühler Herberts?" fragt Sibylla lächelnd.
„Vielleicht . . .", weicht er aus.
‚Daß sich immer wieder die dunklen Schatten des Gewesenen erheben müssen!' hadert Peter. Als ob er nicht genug mit dem dunklen Kommenden zu schaffen hätte!

Ein grauer Himmel hängt schwer über dem Rheintal, als Peter van Booven am nächsten Vormittag das Haus verläßt. Obgleich die Uhr auf zehn geht, liegt die lange Uferpromenade fast verlassen da. Ein paar Schiffer lehnen gelangweilt an einem Gitter nahe der Fähre. Trübsinnig blickt die Verkäuferin aus dem kleinen Zigarettenpavillon über die Straße.
Als sie Peter van Booven erkennt, zieht ein erwartungsvolles Lächeln über ihr Gesicht. Aber der Gruß, den er sonst stets mit ihr zu tauschen pflegt, bleibt diesmal aus. Peter hat genug mit seinen Sorgen zu tun.
Die Nachricht, die er vor einer halben Stunde von Doktor Linz bekommen hat, erfüllt ihn mit Unruhe. Doktor Struve, der Leiter der Bonner Klinik, ist verreist und wird erst Mitte nächster

Woche zurückerwartet. „Wir müssen uns also in Geduld fassen", hat Doktor Linz gesagt. Aber das ist einfacher gesagt als getan! Dieses Wartenmüssen macht ihn nervös und unsicher. Nur irgend etwas tun, um nicht immer grübeln zu müssen!
Er wird zunächst einmal die leidige Sache mit der Contax ins reine bringen, diesen Restbestand seiner trüben Vergangenheit. Und dann wird er Anfang kommender Woche nach Krefeld hinüberfahren und in der Fabrik nach dem Rechten sehen. Der Gedanke an die Arbeit, die ihn dort erwartet, stimmt ihn gleich ein wenig froher.
Wenig später steht er vor dem Haus der Frau Pratsch, das ihm einmal eine Heimat gewesen ist. Er klingelt, zweimal, dreimal. Drinnen rührt sich nichts. Schließlich geht Peter ums Haus. Hinten im Garten ackert der alte Hellmers, ein Flüchtling aus Pommern, auf seinen Beeten.
„Ist der Herbert nicht da?" fragt Peter nach kurzem Morgengruß.
„Nee, bei Pratschs ist keiner", erwidert Hellmers in seinem harten pommerschen Tonfall. „Frau Pratsch ist zum Einkaufen in die Stadt. Ja, und der Herbert, der ist doch in den Lemmerz-Werken . . ."
„In den Lemmerz-Werken?" Peter ist überrascht.
„Na, da ist er doch schon seit Wochen!"
„Vielen Dank!" Diese Tatsache wirft seine Pläne über den Haufen; denn er hat das Gespräch mit einem nochmaligen Stellenangebot einleiten wollen. Nun muß es eben auch ohne das gehen.
Als er schließlich wieder in der kühlen Diele der Villa Zander steht, tritt ihm der Diener Charles mit gespannter Miene entgegen. „Sind Sie ihm noch begegnet, Herr van Booven?"
„Wem?"
„Na, diesem Max oder Matz oder so ähnlich. Vor fünf Minuten hat er an der Vordertür geklingelt. Ich hab' ihn natürlich weggeschickt."
„Und?" Peters Stimme verrät leise Ungeduld.
„Als ich ihm sagte, Sie seien nicht im Haus, hat er bloß unverschämt gegrinst und gesagt, er bliebe diesmal so lange in Königswinter, bis Sie zu Hause wären."
Peter beginnt eine ruhelose Wanderung durchs Haus. Er steigt

zum ersten Stock empor, tritt ans Fenster und blickt über den Vorgarten auf die Straße. Die wohlbekannte untersetzte Gestalt des ehemaligen Geschäftspartners ist nirgendwo zu sehn. Dann wechselt er auf die andere Seite des Hauses hinüber und späht über die Bäume und Büsche des Parks hinweg. Irgendwo im Blätterwerk sieht er den Gärtner mit der Schere arbeiten. Sonst nichts. Trotzdem hat Peter das sichere Gefühl, daß der Erpresser irgendwo in der Nähe des Hauses auf ihn lauert. Auf ihn oder auf Sibylla.

Peter ist sich nicht klar, wie er ihm gegenübertreten soll. Der einzig richtige Weg einer eiskalten und entschlossenen Ablehnung erscheint ihm zu gewagt. Wenn er bedenkt, daß der Bursche sich an Sibylla heranmachen könnte . . .

Allmählich beruhigen sich seine Nerven wieder. Er geht ans Telefon im Kaminzimmer, wählt die Nummer der Lemmerz-Werke und läßt sich mit Herbert verbinden.

Peter will ein kleines unverbindliches Gespräch anknüpfen. Doch die kühle sachliche Art des Freundes läßt es nicht zu, so daß er ihn nur noch zum Tee bitten kann. Aber Herbert weicht aus:

„Vielen Dank. Aber kannst du mir den Reparaturzettel denn nicht einfach nach Hause schicken?"

„Nein, Herbert, denn wir müssen darüber auch sprechen."

Bange Pause. Peter sieht deutlich das Gesicht des Freundes vor sich, der mit dieser Antwort überhaupt nichts anzufangen weiß.

„Schön – dann können wir uns ja auch anderswo treffen", sagt Peter schließlich leicht verstimmt.

„Ich hab' um ein Uhr Schluß und komm' dann zur Promenade 'runter. Wir können uns ja in der Nähe vom Parktor treffen."

„Gut!"

Peter zündet sich eine Zigarette an und späht wieder angestrengt durch die Gardine. Der Himmel hat sich ein wenig aufgehellt, ein paar Sonnenflecken tanzen verloren auf dem Rasen. Der Gärtner ist im Buschwerk untergetaucht, ganz fern tönt das Klappern der Gartenschere herüber.

Nach einer Weile sieht Peter Frau Kubiak über den breiten Kiesweg vom Tor heraufkommen. Sie tut sehr aufgeregt, hält die Einholetasche krampfhaft unter dem Arm geklemmt und blickt sich ein paarmal scheu um.

Peter tritt auf die Terrasse hinaus und fragt mit betonter Ruhe: „Na, was gibt's denn, Frau Kubiak?"
„Mein Gott, Herr van Booven, hab' ich mich eben erschrocken . . ." Die Frau ist noch ganz außer Atem vor Erregung. „Da unten am Parktor stand nämlich so'n Kerl . . . so halb hinter einem Pfeiler. Ich hatt' ihn erst gar nicht gesehn . . . Und dann hat er sich so verdächtig um die Ecke gedrückt . . ."
Peter meint beruhigend. „Ach, irgendein Penner, Frau Kubiak. Der wird Sie doch nicht gleich verscheuchen!"
Frau Kubiak schaut sich noch einmal verängstigt um und verschwindet dann um die Hausecke.
Matz liegt also auf der Lauer. Ausgerechnet am Parktor. Nun, ewig würde er's da ja nicht aushalten. Außerdem hat die Villa ja noch einen Ausgang zur Dollendorfer Straße. Dennoch kann Peter das ekelhafte Gefühl nicht unterdrücken, in einem Käfig zu sitzen.
Wo mag Sibylla sein? Charles weiß, daß sie vor einiger Zeit in den Park hinuntergegangen ist. Peter macht sich auf die Suche und findet sie über ein kleines Beet in einem Winkel des Gartens gebeugt.
„Ich würd' mit dir gern ein paar geschäftliche Dinge besprechen", bittet er.
Sibylla tut einen kleinen Seufzer.
„Du weißt, daß ich am Montag nach Krefeld möchte. Und es wär' mir lieber, wenn ich vorher noch ein paar Punkte . . ."
„Du kannst das doch alles viel besser, Pitter!" wehrt Sibylla mit einem glücklichen Lächeln ab. Aber sie hängt dann doch an seinem Arm und schlendert mit ihm zum Haus.
Das Gespräch ermüdet Sibylla rasch. „Ich muß mich einen Augenblick hinlegen, Pitter! Sei mir nicht böse!"
Er bringt sie nach oben in ihr Zimmer und atmet erleichtert auf, als sich die Tür hinter der schmalen Gestalt geschlossen hat. Dann läßt er sich erschöpft am Schreibtisch nieder und fängt an, Papiere durchzusehen.
Plötzlich kommt Frau Kubiak ins Zimmer gestürzt: „Jetzt ist er vorn, Herr van Booven . . . Kommen Sie nur mal und sehen Sie sich den Kerl an!"
Durch das Garderobenfenster neben dem Vordereingang kann Peter ein kleines Stück der Straße überblicken. Da sieht er

Matz. Der steht gegen den Zaun auf der andern Straßenseite gelehnt, steckt sich gerade eine Zigarette an, wirft über die Hand, die schützend das Streichholz hält, einen Blick auf das Haus und schlendert dann wie ein harmloser Spaziergänger weiter.
„Na, hab' ich zuviel gesagt?" fragt Frau Kubiak in einem Ton zwischen Triumph und Angst.
„Mit dem werden wir noch fertig!" entgegnet Peter kurz.

Gleich nach dem Mittagessen macht sich Peter auf den Weg. Mit erzwungener Ruhe schlendert er durch den Park. Sobald er jedoch vom Hause aus nicht mehr gesehen werden kann, schlägt er sich seitwärts in die Büsche und geht vorsichtig auf das Parktor zu. Ein paar Meter vom Gitter entfernt verharrt er und späht angestrengt hinüber.
Dann und wann hastet ein Passant vorüber. Aber sonst regt sich nichts.
Endlich tritt Peter entschlossen auf die Straße hinaus. Seine Augen tasten suchend die lange Allee hinauf und hinunter. Von Matz keine Spur.
Herbert sitzt in der Nähe auf einer Bank und ist in ein kleines Buch versunken. Dieses Bild des ‚büffelnden' Freundes ist Peter noch von der Schulzeit her vertraut. So saß er damals auf der Schulbank, steif und korrekt, die Stirn von Anstrengung in ungezählte Fältchen gelegt und das linke Auge halb zugekniffen. Wurde er dann aufgerufen, so erhob er sich schwerfällig, als hingen Bleigewichte an seinen Armen und Schultern, und setzte zum Sprechen an.
Peter hat plötzlich das unbezähmbare Verlangen, gleich einmal die Probe aufs Exempel zu machen. Er baut sich wenige Meter von Herbert auf und ruft mit der scharfen Befehlsstimme des Lateinlehrers von damals: „Pratsch!"
Herbert fährt zusammen und erhebt sich schwerfällig. Dieselbe zögernde Bewegung und das gleiche vor Anstrengung verkniffene Gesicht wie einst.
Peter lacht. Herbert räuspert sich umständlich: „Im ersten Augenblick hab' ich wahrhaftig gedacht, es wär' der alte Grommert!" Er schiebt das kleine Buch in die Tasche. Sie reichen sich die Hände. Dann entsteht eine Pause.

„Laufen wir ein Stück!“ schlägt Peter vor. Wortlos gehen sie eine Strecke nebeneinander her in Richtung Dollendorf.
Schließlich nimmt Peter das Gespräch auf: „Das mit deiner neuen Stellung ist ja phantastisch schnell gegangen, Herbert! Wie hast du das bloß geschafft?“
„Reiner Zufall!“ Herbert schweigt schon wieder.
„Daß man durch Zufall eine Stellung findet, ist heutzutage nicht gerade alltäglich. Was war denn das für ein Zufall?“
„Ach, mit dem Wagen vom Chef . . .“
„Dem Paul?“
„Ja, dem hatte ein Fernlaster an seinem schönen neuen Wagen eine schwere Beule verpaßt. Fast vor unserm Haus. Na, ich 'raus und helf mit, und da fragt mich auf einmal der Paul, ob ich nicht der Herbert Pratsch wär' und so weiter . . .“
„Und dann?“
„Ich hatt' ihn erst gar nicht erkannt. Aber dann hat er mich gefragt, was ich so mache, und ich sollt' ihn doch mal im Werk besuchen, vielleicht könnt' er was für mich tun.“
„Na und? Wie ich dich kenne, hast du das für Schmus gehalten und bist gar nicht hingegangen.“
„Ja.“
Peter wird sichtlich ungeduldig: „Herrgott noch mal, nun laß dir doch nicht jedes Wort aus den Zähnen ziehn! Was war denn nun weiter?“
„Och, wie er mich zufällig mal wiedersah, hat er mich dann einfach mit in die Fabrik genommen, und zehn Minuten später war ich angestellt – als Ingenieur.“
„Prima, Herbert! Das heißt, eigentlich sollt' ich ja ‚schade‘ sagen. Du weißt doch, daß ich dich zu gern bei uns in Krefeld gehabt hätte! Ich hab' mir für die nächste Zeit so ein paar Sachen vorgenommen, die ich mit den alten Nußknackern kaum schaffen kann.“
„Na, du mit deinen Ellenbogen wirst es auch allein hinkriegen.“
Peter streift den Freund mit einem argwöhnischen Seitenblick. Schwang da nicht etwas wie spöttische Abwehr in dieser Stimme mit?
„Was heißt Ellenbogen, Herbert? Ohne Kämpfe geht's nun mal nicht in der schönen Welt, und wer nicht vom andern gefressen werden will, der muß . . .“

„Hör auf!" unterbricht Herbert ihn hart. „Ich hab' deine Moral in der letzten Zeit reichlich oft genießen müssen."
‚Ein schlechter Start für die Contax-Beichte!' denkt Peter. Aber er entschließt sich, nun gleich aufs Ganze zu gehn.
„Sei kein Pharisäer, Herbert. Wenn du die Dreckjahre hier mitgemacht hättest, ich glaube . . ."
„Ich bin in den letzten Jahren auch nicht im Sanatorium gewesen . . ."
„Gewiß nicht! Aber auch da müßtest du erfahren haben, daß es manchmal Situationen gibt, die einen zu Handlungen zwingen, die man nicht tun dürfte und eigentlich auch gar nicht tun möchte."
Herbert mißt den Freund mit einem fragenden Blick: „Ich weiß nicht, worauf du hinaus willst."
Nach einem letzten kurzen Zögern sagt Peter: „Na, da ist zum Beispiel diese unerfreuliche Geschichte mit der Contax . . ."
„Wieso unerfreulich? Ich hab' dir doch nie verübelt, daß du sie dir ausgeborgt hast! Und daß sie dabei kaputtgegangen ist, na ja, so'n kleiner Schaden läßt sich reparieren."
„Herbert – wenn die Sache so einfach wäre – aber das ist sie eben nicht."
Herbert ist mit einem Ruck stehengeblieben. Er hat die Stirn in Falten gelegt und das linke Auge halb zugekniffen.
Peter fährt hastig fort: „Du mußt das verstehn, Herbert. Ich war damals wirklich in Not. Sonst hätt' ich's nie und nimmer getan. Natürlich hätt' ich später einfach 'ne neue kaufen können. Aber du hättest es bestimmt gemerkt. Und dann wär' die Sache für mich noch peinlicher geworden."
Jetzt hat Herbert begriffen. „Du hast die Contax – verkauft?"
Peter sagt beschwörend: „Selbstverständlich kauf' ich dir sofort eine neue. Das neueste Modell und mit allen Schikanen. Gleich übermorgen, wenn ich nach Krefeld fahre. Oder wenn du willst, können wir auch jetzt gleich nach Bonn 'rüber. Ich hab' das Geld bei mir. Dann ist die Sache endlich aus der Welt."
Nun lächelt Herbert bitter: „Das neueste Modell? Die Contax hab' ich von meinem Vater geschenkt bekommen, kurz bevor er starb."
Peter schweigt errötend. Er weiß, was diese Erinnerung für Herbert bedeutet.

„Hättest du den Apparat denn nicht zurückkaufen können?"
„Als ich's vor ein paar Tagen versucht hab', war er längst weg."
Herbert starrt wortlos über das Wasser. In seinem sonst so ruhigen Gesicht arbeitet es mächtig. Vor dieser stummen Anklage verliert Peter die Nerven. Ehrlich verzweifelt sagt er schließlich: „Aber was hätt' ich denn damals tun sollen? Mir stand das Wasser bis zum Hals. Eine üble Geschichte mit einem Erpresser. Er hätt' mich ins Gefängnis bringen können! Ich wußt' wirklich nicht mehr ein noch aus ... Und dann kam zu allem Überdruß auch noch die Sache mit der Gerda hinzu. Ich hoffte, ihr mit ein paar Hundert Mark helfen zu können."
„Und sie hat das Geld genommen?"
„Nein. Und heute, nachdem sich die Geschichte von selber erledigt hat ..."
„Wieso erledigt?"
„Na ja, wie ich hörte, ist Gerda doch bei ihren Eltern in guter Obhut. Und später ..."
„Sie kommt zurück!"
„Zurück?" Auf Peters Gesicht malt sich tiefe Bestürzung. „Woher willst du das wissen?"
„Von Kersten. Er hat sie gebeten, wieder in seinen Laden zu kommen, und sie hat zugesagt. Ich glaub', nächste Woche fängt sie wieder bei ihm an."
Das hat noch gefehlt! Peter sieht neue Verwicklungen, neue Unruhe für sich und Sibylla am Horizont heraufziehen.
„Was verspricht sich das Mädchen eigentlich davon?" begehrt er heftig auf. „Ich begreif' das einfach nicht. Oder will sie vielleicht den Kersten nun doch heiraten?"
Herbert stutzt: „Wie kommst du darauf?"
„Na, er hat ihr damals doch'n Antrag gemacht ..."
„Trotz des Kindes?"
„Trotz des Kindes!"
Herbert hängt eine Zeitlang schweigend seinen Gedanken nach. Er mag nicht aussprechen, was er denkt. Daß das Mädel eigentlich zu schade ist, in eine solche Vernunftehe hineinzugehen. Er hat sie auf Bildern gesehen, und sie hat ihm gut gefallen.
Peter nimmt den Faden wieder auf: „Na, wie dem auch sei –

hoffentlich ist sie sich darüber klar, daß sie von mir nichts mehr zu erwarten hat."
„Glaubst du wirklich, die rennt dir noch nach?"
„Ach, das weniger. Aber du kannst dir leicht vorstellen, was das für Sibylla bedeutet, wenn Gerda nun wieder hier ist. Billa hat sich in dieser Geschichte so großartig gezeigt, daß ich den ganzen Ärger in Zukunft von ihr fernhalten möchte." Ihm kommt plötzlich ein Gedanke. „Herbert, du, das wäre wirklich eine Aufgabe für dich: Wenn sie hier ist, dann mußt du mal ganz vernünftig und ruhig mit ihr reden. Vor allem, daß Sibylla keine Aufregung verträgt, und dann, daß ich selbstverständlich bereit bin, für das Kind zu sorgen ... Wenn ich sie nur wieder aus Königswinter heraus kriegte! Vielleicht kannst du ihr einen anständigen Betrag bieten. Beispielsweise für einen Hutsalon in Köln oder anderswo."
Herbert blickt ihm kopfschüttelnd ins Gesicht: „Daß du immer noch glaubst, alles mit Geld machen zu können!"
Diese Worte treffen Peter tiefer, als Herbert ahnen kann. Peter starrt auf seine Fußspitzen und sagt leise: „Nein, Herbert, ich weiß heute, daß sich mit Geld nicht alles machen läßt."
„Grüß Gott, die Herren! Stör ich?" knarrt plötzlich eine Stimme neben ihnen. Matz blickt mit frechem Grinsen von einem zum andern und weidet sich an der Überraschung, die sich auf ihren Gesichtern abzeichnet.
Peter schüttelt als erster seine Betroffenheit ab: „Hau ab! Aber dalli!" Seine Stimme ist messerscharf.
„Ist das mal wieder 'ne Begrüßung!" Matz tut völlig ungerührt und fast gemütlich. „Willst du mich nicht erst mal vorstellen?"
„Leute wie dich stellt man nicht vor!"
„Na, denn muß ich's wohl selber tun." Er wendet sich mit einer kleinen ironischen Verbeugung zu Herbert, der ihn immer noch fassungslos anstarrt. „Mein Name ist Matz. Ganz schlicht Matz. Vielleicht hat Ihnen mein Freund Peter schon mal von mir erzählt."
Herbert braucht nicht zu antworten. Was er beim Anblick dieses schmierigen Kerls empfindet, spiegelt sich deutlich auf seinem Gesicht. Er hat die Hände auf dem Rücken verschränkt, als fürchte er, der Bursche könne sie ergreifen und vertraulich schütteln.

„Komm, Herbert!“ Peter dreht Matz den Rücken zu. Mit einem behenden Satz springt der Kerl ihm wieder in den Weg. „Halt, Freundchen, so schnell trennen wir uns diesmal nicht wieder! Willst du den Herrn da nicht erst mal bitten, weiterzugehen? Oder kann er hören, was wir zu besprechen haben?“
„Ich habe mit dir keine Geheimnisse.“
„Um so besser. Ich schrieb dir ja schon wegen unserm neuen Geschäft . . .“
„Ich mache mit dir auch keine Geschäfte . . .“
„Nicht mehr? Sieh mal guck! Auf einmal? Natürlich: jetzt schwimmst du ja im Zaster. Aber früher, da hast du doch mal ganz gerne, nicht? War'n nicht die saubersten Geschäfte, stanken manchmal sogar ein bißchen, aber der Herr van Booven hat nicht schlecht dabei gelebt! Und jetzt werden die guten alten Geschäftsfreunde einfach so . . .“ er machte eine Bewegung, als fege er etwas vom Tisch. „Aber da ist noch so'n kleines Konto offen. Weißt du, das Konto mit den Zigaretten, die geklaut waren. Und das muß beglichen werden. Auf Heller und Pfennig. Sonst . . .“
„Sonst . . .?“ Es sind die ersten Worte, die Herbert spricht, seitdem Matz aufgetaucht ist.
„Sonst gibt es einen Skandal, an dem ganz Königswinter sich die Hände wärmen kann. Wär' mir schrecklich peinlich, aber . . .“
Peter van Booven ist blaß geworden. Diese Drohungen sind von einer Dreistigkeit, die er selbst diesem Subjekt niemals zugetraut hätte. Und ist es nicht wirklich so: ist er den Erpressungen dieses Mannes nicht in der Tat wehrlos ausgeliefert? Denn was würde es wohl für Sibylla bedeuten, wenn sein Ansehen durch einen solchen Skandal erschüttert würde? . . .
Herbert hat sich während der ganzen Szene kaum vom Fleck gerührt. Langsam ist sein Blick zwischen Peter und Matz hin und her gewandert. Nun geht plötzlich eine heftige Bewegung durch seinen Körper.
„Du, Peter, ist das etwa auch der mit der Contax?“
Peter nickt. Herbert tut ein paar tiefe Atemzüge. Jetzt macht er einen Satz, packt Matz vorne am Jackett und hebt ihn ein bißchen an, so daß er sich auf die Zehenspitzen stellen muß. Dann zieht er ihn ganz dicht zu sich heran: „Du bist also das Schwein!“

„Laß mich los! Loslassen!“ keucht Matz. Er windet sich unter dem harten Griff Herberts, und es gelingt ihm, einen Arm freizubekommen. Mit einer blitzschnellen Bewegung stößt er Herbert die Faust unters Kinn. Der schüttelt sich ein wenig. Aber dann fährt er plötzlich wie ein Wirbelsturm über den Kerl her. Seine Fäuste arbeiten wie Dampfhämmer. Sie fallen mit der Präzision eines Uhrwerks auf die stämmige Gestalt seines Gegners nieder. Matz duckt sich zusammen und weicht zurück. Aber Herbert läßt ihn nicht aus den Fäusten. Matz hebt taumelnd die Hände vors Gesicht. Schon sickert Blut zwischen seinen kurzen dicken Fingern hervor.

Peter hat nicht übel Lust, mitzumachen. Aber zwei gegen einen – das wäre unfair. Als Matz wankt, packt ihn doch die Angst. Er reißt Herbert am Arm und schreit: „Schlag ihn nicht tot, Herbert! Mach dich nicht unglücklich!“

Herbert holt zu einem letzten mächtigen Schlag aus. Der wirft Matz von den Beinen. Er überschlägt sich und tanzt dann wie ein Gummiball die steinerne Uferböschung hinunter in die Weidensträucher.

Aber gleich rappelt er sich wieder hoch, wischt sich mit dem Ärmel das Blut aus seinem Gesicht und hebt dann drohend die Fäuste: „Euch werd' ich's heimzahlen!“

Herbert steht schweratmend neben Peter oben auf der Böschung. „Komm 'rauf, wenn du noch nicht genug hast!“ ruft er finster hinunter.

Mühselig klimmt Matz auf allen vieren die Uferböschung empor. Aber er wählt einen Weg, der zwanzig Meter entfernt auf die Straße führt. Dort klopft er sich den Sand aus Hose und Jacke, ohne die beiden Freunde aus den Augen zu lassen. „Ihr sollt noch an mich denken! Euch bring' ich ins Gefängnis ... und wenn ich selber mit 'rein muß! Wartet nur!“ keift er herüber.

Peter macht ein paar drohende Schritte auf ihn zu. Da dreht Matz sich um und rennt davon. Ein paar Sekunden später ist er in einem Seitenweg verschwunden.

„Das hat gutgetan, Herbert!“ Peter streckt dem Freunde die Hand hin. „Wenn ich ihm bloß damals schon so 'ne Abreibung gegeben hätte, dann wär's vielleicht gar nicht so weit gekommen ... mit der Contax.“

„Reden wir nicht mehr davon! Bring' mir bei Gelegenheit 'nen neuen Apparat mit, und die Geschichte ist erledigt!"
„Meinst du, daß der es wirklich noch mal riskiert?"
„Abwarten! Aber hier läßt er sich bestimmt nicht wieder sehn!"
Doch Peter ist nicht so recht überzeugt davon.

32

Der Gedanke an Matz und seine wilden Drohungen verdrängt für eine Weile jede andere Sorge. Schang – das wäre der Mann, mit dem er einmal die neue Lage besprechen müßte. Eigentlich hat er den Freund erst auf der Rückfahrt von Krefeld besuchen wollen. Nun beschließt er, schon am Sonntagabend bei ihm aufzukreuzen.
Schang tobt vor Freude los, als Peter sich telefonisch bei ihm anmeldet: „Mensch, Pitter, gibt das einen vergnügten Sonntagabend!"
Zur Abendbrotzeit zieht Peter vor dem kleinen Landhaus Schangs im Westen von Düsseldorf die Bremse. In einem verandaartigen Vorbau steht eine kleine Menschenkugel und rudert mit den Armen.
„Pitter . . . Kerl", schnauft sie. Aber plötzlich macht Schang eine komische kleine Verbeugung: „Verzeihung, Herr Fabrikdirektor . . . Mein Haus schätzt sich glücklich, daß Herr Direktor persönlich . . ."
Er feixt. Sein Gesicht sieht dabei aus, als schrumpele ein Borsdorfer Apfel plötzlich zusammen.
Peter fühlt sich sofort zu Hause. Wie gut, daß es Menschen wie Schang gibt, auf die man sich verlassen kann!
„Fein hast du's hier. Peter betrachtet anerkennend die kleine Villa.
„Nicht ganz mein Verdienst!" Schang verzieht süßsauer sein Gesicht.
In der Tür zu der kleinen Veranda erscheint gerade die große, breitausladende Gestalt einer Frau. „Soll ich auftragen, Herr Brendemöhl?" dröhnt ihr Baß durch den Vorgarten.

Schang nickt ergeben. „Frau Rambinski, meine Haushälterin", flüstert er.
„Aber Schang!" Peter zwinkert dem Freunde zu.
„Na ja, Pitter, was soll ich machen? So'n Haus braucht mal 'ne Frau . . . und da . . ." Das klingt ein bißchen kläglich.
Peter lacht hellauf: „Das hört sich ja beinah nach 'ner Entschuldigung an . . . Hast du das nötig, Schang?"
„Wart nur ab, Pitter!"
Der runde Tisch im Eßzimmer ist mit Speisen überladen. Frau Rambinski trägt die Suppe herein. „Langen Sie nur tüchtig zu, junger Herr!" befiehlt sie.
Danach sagt Frau Rambinski mahnend: „Herr Brendemöhl!" Schang hat eben seine fleischige Hand nach der Aufschnittplatte ausgestreckt. Er zuckt zurück und macht sich über die Radieschen und den Rettich her.
„Sie paßt auf meine schlanke Linie auf", rechtfertigt Schang sich und sie, als Frau Rambinski wieder draußen ist.
„Das sieht man!" Peter fährt mit den Augen über das prall gefüllte Jackett Schangs.
Schang lächelt verschmitzt: „Sie kann ja Gott sei Dank nicht dabeistehn, wenn ich in der Stadt essen geh'."
Später sitzen sie auf der Veranda beisammen. Eine Flasche Wein steht auf dem Tisch. Aber Frau Rambinski hat nur ein Glas danebengesetzt. Für Peter. Mit demonstrativer Geste hat sie vor Schang eine Flasche Selters und ein Wasserglas aufgebaut. Melancholisch schenkt sich Schang ein.
„Gestern abend müssen dir eigentlich die Ohren geklungen haben. So lebhaft ist hier über dich gesprochen worden", sagt Schang.
„Matz?"
Der Dicke nickt. „Ich hab' ihn kaum wiedererkannt, so verschwollen und verschrammt war er. Zwei Stunden lang hat er Gift und Galle gespuckt und mit seiner verstauchten Hand vor meiner Nase herumgefuchtelt. Am liebsten möcht' er euch ins Gefängnis bringen . . ."
„Er kann's ja am Ende auch", entgegnet Peter trübe.
„Natürlich, wenn er selber mit 'rein will . . ." Schang ist die Ruhe selber. „Was ist denn da passiert?"

Peter erzählt, was sich am Tag vorher auf der Rheinpromenade abgespielt hat.
„Die Sache muß mal ein Ende haben, Schang! Wenn wir drei, du, der Franz und ich, uns einig sind, dann müßt es doch mit dem Teufel zugehn, wenn wir ihn nicht zum Schweigen brächten . . ."
Schang wiegt bedächtig seinen Kugelkopf: „Ich für meine Person würd' das Zahlen vorziehn . . . Allerdings . . ."
Peter wird heftig: „Willst du in zehn Jahren immer noch blechen?"
„Der Franz ist übrigens genauso weit wie du. Der will auch nicht mehr. Ist völlig fertig, der arme Kerl. Ich hab' das dunkle Gefühl, daß es mal 'n böses Ende mit den beiden nimmt, wenn nicht bald was geschieht."
Sie reden noch eine Weile hin und her und erwägen das Für und Wider.
Schließlich meint Schang: „Also gut! Ich sprech' morgen mal gleich mit meinem Anwalt. Unter Umständen lass' ich's auf einen Skandal ankommen. Bei mir nehmen's die Leute nicht so genau. Aber deine Position würde 'n bißchen angeknackt werden. Vielleicht wird's ja alles nicht so schlimm . . ."
„Du nimmst mir 'n Stein vom Herzen, Schang!"
„Aber dafür muß ich gleich einen neuen draufwälzen, Pitter!"
„Was ist denn nun schon wieder?" Gleich klopft Peter wieder das Herz im Halse.
„Es handelt sich um Paula . . ."
„Was hab' ich mit der noch zu schaffen?"
„Sie hat eine schwere Wut auf dich!"
„Weil ich mich nicht mehr bei ihr sehen lasse?"
„Nee, weil du ihr den ‚Festen' abspenstig gemacht hast!"
Peter kriegt große Augen: „Ich . . . ihr?"
„Ja, er hat ihr nämlich den Laufpaß gegeben, weil du mal 'n paar anzügliche Bemerkungen gemacht haben sollst. Ist ja wohl 'n großer Mann bei dir in der Fabrik."
Peter entsinnt sich dunkel jenes Gespräches, in dem er Hersbach mit einer schwachen Andeutung eins auswischen wollte. So hatte der korrekte Herr also darauf reagiert! Peter schüttelt verständnislos den Kopf.
„Es muß 'ne ganz tolle Szene gewesen sein, als Hersbach ihr das

Abschiedsküßchen mit 'nem Tausendmarkschein versüßen wollte ... Sie hat ihm das Geld vor die Füße geworfen ... Das ganze Haus ist vor der Wohnung zusammengelaufen, so hat Paula drinnen getobt und geschrien ... Einige wollen's sogar klatschen gehört haben ... Und dann kam der Herr Direktor weiß wie die Wand herausgestolpert und fiel fast die Treppe 'runter ... und die Paula schmiß ihm seine Sachen hinterher ..." Peter schüttelt sich vor Lachen bei dieser Vorstellung.
„Und nun?"
„Am nächsten Tag kam Paula hier angeheult ... Da war das Unglück noch größer geworden. Abends in der ‚Gondel' hat sie sich sinnlos betrunken und den Geschäftsführer geohrfeigt. Natürlich wurde sie in hohem Bogen an die Luft gesetzt. Und jetzt tingelt sie im ‚Regenbogen' ... das ist so ziemlich das letzte an Nachtlokal, das es hier in Düsseldorf gibt ... Nicht mal 'ne Bühne ist da ... na, du wirst ja sehen."
„Wieso werd' ich sehen?"
„Du mußt zu ihr, Pitter ... sonst rückt sie dir in Königswinter auf die Bude ... Sie wollt' damals schon sofort zu dir ... Gott sei Dank konnt' ich ihr beweisen, daß du verreist warst ... Aber jetzt wird sie bestimmt nicht lockerlassen."
Peter überlegt eine Weile. Das würde ein schönes Theater geben, wenn Paula in die Villa Zander käme! Der wäre nicht mal Charles gewachsen. Er seufzt: „Na gut! Das wird 'ne harte Nuß ... Du kommst doch hoffentlich mit."
Schang wirft einen scheuen Blick auf die Tür, hinter der Frau Rambinski zu vermuten ist. „Wenn's sein muß ..."

Im ‚Regenbogen' ist die große Samba-Nacht. Peter und Schang haben sich in einer kleinen, halbdunklen Seitenloge niedergelassen. Der rostbraune Samt der Sessel ist verschossen und zerschlissen, die Tischdecke mit Tabak- und Weinflecken gesprenkelt.
Eine Zeitlang folgen die Freunde amüsiert dem zuckenden Treiben auf der Tanzfläche. „Als ob sie sich gegenseitig vom Leuchtparkett schubsen wollten ...", meint Schang verständnislos. Die Vier-Mann-Kapelle schmettert dazu eine musikalische Salve nach der anderen zwischen die Tanzenden. Schang hält sich manchmal mit gequältem Gesicht die Ohren zu.

Ein Ober in einem speckigen Affenjäckchen legt herausfordernd die Weinkarte auf den Tisch. „Rache an Frau Rambinski!" sagt Schang und bestellt eine Flasche Beaujolais.
Während der Kellner die Gläser füllt, fragt Peter beiläufig: „Bei Ihnen soll doch eine Sängerin auftreten, eine gewisse . . ."
„Meinen Sie vielleicht die Paula?"
„Richtig: die Paula. Wann erscheint die denn auf der Bildfläche?"
„Heute wahrscheinlich nicht mehr" – er macht eine wegwerfende Handbewegung – „das Stück!"
„Nanu? Wieso?"
„Ach, die hat mal wieder . . ." Der Kellner macht die Gebärde des Schnapstrinkens. Dann mimt er recht stümperhaft plötzliche Gewissensbisse: „Ach, sind die Herren vielleicht von der Varieté-Agentur? Dann will ich nämlich nichts gesagt haben! Eigentlich tut sie uns allen ein bißchen leid, denn . . ."
Ein neuer Tobsuchtsanfall der Kapelle erstickt den Rest seiner Worte. Er eilt achselzuckend weiter.
„Wenn die duhn ist, na, ich kenn' das von früher! Dann hat's natürlich keinen Sinn."
Schang schlürft genießerisch seinen Rotwein. „Lutschen wir also unsere Pulle aus und gehen wir ein Haus weiter. Hier in dem Bums platzt mir der Schädel!"
Als sie zehn Minuten später zahlen wollen, öffnet sich eine kleine Seitentür mit der großartig klingenden, aber ein wenig schief angebrachten Aufschrift: ‚Künstlerzimmer'. Paula kommt heraus. Sie bleibt leicht schwankend an der Tanzfläche stehen und blickt suchend durch den Saal. Ein semmelblonder Jüngling stürzt sofort auf sie zu und macht eine ungelenke Verbeugung. Aber Paula verzieht nur den großgeschminkten Mund und dreht ihm den Rücken zu. Ihre Augen tasten fragend zu dem Ober im Affenjäckchen. Der weist mit dem Kopf auf die Seitenloge. Sofort geht Paula mit unsicheren Schritten auf sie los.
Peter raunt dem Dicken zu: „Mensch, jetzt können wir uns auf allerlei gefaßt machen!"
„Ich wollt' mir doch mal die Herren ansehn, die sich so freundlich nach mir erkundigt haben." Paula stößt ein paarmal mit der Zunge an. „Ihr seid das also!" Sie mißt die beiden Freunde mit bösen Blicken.

Peter ist von ihrem Anblick leicht erschüttert. Ihr Gesicht sieht grau und übernächtig aus. Die blondierten Haare hängen in glanzlosen Strähnen über beide Ohren. Das Abendkleid ist zerknittert und an der linken Seite von Likörflecken übersät.
„'n Abend, Paula. Willst du dich nicht setzen?"
„Wenn Ihr 'ne Zigarette und 'n Schnaps spendiert . . ."
„Red nicht so'n Quatsch!" Peter reicht ihr sein Etui. Sie greift mit gierigen Fingern hinein. Dann läßt sie sich mit einer plumpen Bewegung in einen Sessel fallen und bläst den Rauch in kleinen, hastigen Zügen von sich.
„Bringen Sie uns noch ein drittes Glas!" ruft Peter dem vorbeieilenden Affenjäckchen zu.
Der Ober blickt verlegen drein: „Verzeihung, mein Herr . . ." – er windet sich in sichtlicher Verlegenheit und flüstert Peter dann mit einem scheuen Blick auf Paula zu: „Die Dame darf nichts mehr trinken . . . Order vom Chef."
„Ich bat um ein drittes Glas!" Peters Stimme klingt schärfer als sonst.
„Gewiß – aber auf Ihre Verantwortung, mein Herr!"
Paula hat die kleine Szene wahrgenommen. Ihr Gesicht verzieht sich zu einem trunkenen Grinsen. „Die möchten mich hier trockenlegen, wie? Und bloß, weil ein gewisser Herr van Booven mal sein Schnäuzchen nicht gehalten hat."
„Ach – das mußt du mir aber mal näher erklären", sagt Peter ruhig.
„Erklären? Erklären?" In Paulas Augen blitzt es gefährlich auf. „Ich glaube, die Sache zu erklären ist an dir!"
Peter spitzt den Mund und schüttelt ebenso gleichgültig wie gleichmütig den Kopf: „Nä, mein Püppchen, is nich!"
„Aber erlaube mal, erlaube mal."
„Dir alles – weißte ja." Peter bleibt die Ruhe selbst. „Also, was soll ich dir erlauben?"
Paula verschluckt sich: „Na, das ist doch die Höhe! Macht einen mies nach Strich und Faden und tut dann noch . . . tü–ta–tü . . .", sie plärrt wie eine Kindlich-Naive. Ihr Gesicht ist rot vor Wut.
„Nun sei mal friedlich, Paula!" mischt Schang sich bedächtig ins Gespräch. „Wir sind doch nicht hergekommen, um uns von dir anpflaumen zu lassen!"
Paula schüttet gierig das Glas Rotwein in sich hinein. Dann

scheint der Gedanke an das Verlorene sie zu überwältigen. Sie wird weinerlich:
„So 'ne Gemeinheit von dir, Pitter, mir alles kaputtzumachen! Wo ich dich doch wirklich mal . . ." Der Rest erstickt im Taschentuch.
„. . . geliebt hab'!" ergänzt Peter trocken.
„Jawohl, ehrlich geliebt hab'. Und du?" Blitzschnell wechselt Paula wieder den Ton: „Aber ich lass' mir nicht so mir-nix-dir-nix den Laufpaß geben . . . und von deinem feinen Pinkel in Krefeld schon gar nicht. Der soll noch auf den Knien bei mir angerutscht kommen."
„Der vornehme Hersbach vor dir auf den Knien . . . Aber sag mal, wie willst du das eigentlich anstellen?" fragt Peter mit leichtem Spott.
„Blamieren werd' ich den Duckmäuser! Bis auf die Knochen blamieren! Und wenn ich ihm in Krefeld auf die Pelle rücken muß!"
„Weißt du, Paula, du in Krefeld und schwer in Fahrt und dann der Hersbach! Also wenn ich mir das so vorstelle – großartig, einfach doll!" Er macht eine kleine Pause und fragt dann ruhig: „Und eh – was versprichst du dir davon?"
Paula blickt ihn ein paar Sekunden dumm an. Dann schäumt sie los: „Eine Szene werd' ich dem hinlegen, sag' ich dir, daß die Leute mit Fingern auf ihn zeigen. – Der hängt sich auf!"
„Dann bist du ihn los!"
„Wieso?" Sie starrt Peter an wie ein Gespenst.
„Na, wenn er sich . . ."
„Ach, Quatsch, der und aufhängen! Eher macht der sich die Hose voll. – Der wird sich das mit mir noch schwer überlegen."
„Bestimmt – du aber auch!"
„Ich? Wo dieser Kerl . . ." Sie kocht schon wieder.
„Halt stop!" Schang nimmt ihr gelassen sein Weinglas aus der Hand, das sie eben schnell zum Munde führen will. Paula straft ihn mit einem vernichtenden Blick und wendet sich gleich wieder an Peter:
„Und du hast mir das alles eingebrockt!"
Peter zuckt kühl und nachsichtig die Achseln.
Sie kneift ihre weinseligen Augen ein bißchen zusammen. „Aber da wir gerade vom Einbrocken reden: Weißt du übrigens, wer heut nachmittag bei mir war?"

„Was gehn mich deine Besucher an!"
„In diesem Fall allerhand. Es war nämlich dein lieber Freund Matz!"
„Na und?" Peter bemüht sich, gleichmütig zu erscheinen. Aber seine überlegene Laune ist im Nu verflogen. „Mit dem bin ich fertig."
„Denkste – aber er noch lange nicht mit dir!" triumphiert Paula.
„Na, wir werden ja sehn", setzt sie geheimnisvoll hinzu.
„Habt ihr euch endlich gefunden?" Peter kann seine Wut kaum noch meistern: „Ich erinnere mich, daß ihr euch früher nicht ausstehen konntet!"
„Ja früher!" antwortet Paula gedehnt. „Aber heut ... Wenn der dir mal nicht 'ne ziemliche Rechnung aufmacht!"
„Ich weiß wirklich nicht, worauf du hinaus willst!" Peter wird nun doch nervös.
„Ich – hinaus? Nä, aber der Matz! Der singt da immer so ein komisches Liedchen." Paula trällert mit ihrer brüchigen Stimme leise vor sich hin: „Armer Goldfisch, bist du krank ..."
Peter überläuft mit einemmal ein kalter Schauer. Was weiß diese Frau? Sollte Hersbach ... Daß der Herr mit den grauen Schläfen von Sibyllas Krankheit wußte, war ihm aus jener kleinen Andeutung vor Monaten klargeworden. Und er wußte schließlich, daß auch der Korrekteste zuweilen vor der schmeichelnden Zärtlichkeit seiner Geliebten kapituliert.
Er glaubt plötzlich, in der dumpfen Luft des Lokals ersticken zu müssen. „Komm, Schang!" sagt er heiser und steht auf.
Aber bevor die kleine Menschenkugel sich aus dem Sessel hochquälen kann, ist Paula aufgesprungen. Sie packt Peter am Arm: „Nein, nein, geh noch nicht weg, Jung' ... Ich bin doch so froh, daß ich mal mit dir darüber sprechen kann."
Peter fragt verzweifelt: „Aber was soll denn das Ganze?"
„Total hysterisch", spricht Schang trocken dazwischen. Doch bevor er sich's versieht, sitzt ihm Paulas kleine Hand im Gesicht. Ein paar Sekunden sehen die beiden einander verdutzt an. Dann zieht Schang sein Taschentuch und tupft damit über die getroffene Stelle.
Von den Nachbartischen schaut man tuschelnd herüber. Das Affenjäckchen hält sich in respektvoller Entfernung. ‚Was hab' ich Ihnen gesagt, mein Herr?' spricht seine Miene.

Ein großer, korpulenter Herr in einem abgetragenen Frack zwängt sich heran. Er macht eine kurze Verbeugung vor Schang und Peter. „Entschuldigen die Herren den Zwischenfall." Dann mit würdevollem Nachdruck zu Paula: „Nun ist aber Schluß, Fräulein Wenzke! Sie verlassen sofort und für immer mein Haus!" Sein massiger Arm weist auf die Tür zum sogenannten Künstlerzimmer.

Paula hält sich schwankend an der Tischplatte fest: „Ich wäre sowieso keinen Tag länger in deiner Bruchbude geblieben!"

Peter winkt einen Kellner heran und drückt ihm einen Geldschein in die Hand. „Sorgen Sie dafür, daß die Dame heil nach Hause kommt! Am besten, Sie lassen ein Taxi kommen!"

In diesem Augenblick hebt Paula mit kurzem Ruck den Tisch an. Bevor einer der Männer zugreifen kann, klirrt und poltert alles, was darauf steht, zu Boden: Flaschen, Gläser, Aschbecher und Blumenvase. Das Mädchen stampft wie von Sinnen auf den Scherben umher. „Schluß! Schluß!" schreit er dabei. „Ich mach' euch alle kaputt!"

Dann hält sie jäh inne und blickt mit erstaunten Augen auf die Gäste, die von allen Seiten herandrängen.

Plötzlich fängt sie an zu weinen. Ein langgezogenes, gleichförmiges Weinen. Ihre Tränen tragen die Wimperntusche in schmalen Bahnen über die Wangen. Ohne Widerstreben läßt sie sich dann von einem Kellner ins ‚Künstlerzimmer' führen.

Der Korpulente gibt der Kapelle ein hastiges Zeichen. Eine Rumba prasselt durch den Raum. Die Gäste verteilen sich wieder.

Wenig später stehen Peter und Schang draußen in der lauen Nacht.

„Was hat die bloß mit dem Goldfisch und dem Matz und so weiter?" Schang reibt sich seine Wange.

„Leeres Gewäsch!" weicht Peter aus.

„Ich weiß nicht recht, ich hab' leider den Eindruck gewonnen, die kann tückisch werden."

„Meinst du . . .?" Es klingt etwas wie Angst aus Peters Stimme.

„Na, was will sie dir tun? Soll Hersbach mit ihr ausmachen! Den geht's schließlich an . . . Komm, lassen wir jetzt mal die Sorgen. Gehn wir noch auf ein Stündchen in die ‚Gondel'?"

„Und Frau Rambinski?"

„. . . soll nett von mir träumen!"

Als Peter am nächsten Mittag durch das Fabriktor fährt, entsteht auf dem weiten Werkgelände wirbelnde Aufregung. Im Verwaltungsgebäude schlagen die Türen, die Schreibmaschinen klappern schneller, und durch alle Werkhallen geht die Nachricht: „Der neue Chef ist da!"
Peter hat sein Kommen nicht angesagt. So steht niemand zu seinem Empfang bereit. Hersbach inspiziert irgendwo einen Maschinenschaden und muß erst herbeigerufen werden.
Peter sitzt eine Weile allein an dem großen Schreibtisch im düster getäfelten Chefzimmer, das früher einmal der alte Zander innehatte und das später nur selten von Sibylla benutzt wurde.
Er kommt sich im Augenblick noch ein bißchen verloren vor. Die große spiegelblanke Tischfläche gähnt ihn an. Die schweren Polstertüren und Doppelfenster ersticken jeden Laut von draußen. Der Stuhl der Sekretärin im Vorzimmer ist leer, und die Schreibmaschine steht zugedeckt auf ihrem Tischchen.
Ein zurückhaltendes Klopfen. Hersbach tritt ein. „Ich begrüße Sie im Werk, Herr van Booven!" Er deutet wie stets eine kleine Verbeugung an. „Schade, daß wir nichts von Ihrer Ankunft wußten. Wir hätten sonst selbstverständlich . . ."
„Lassen Sie nur! Mir liegt nichts an feierlichen Empfängen mit weißgekleideten Ehrenjungfern und so . . ."
„Nun, für das Werk ist dies immerhin ein bedeutungsvoller Augenblick. Außerdem . . ." – auf seinem Gesicht erscheint ein kleines Lächeln – „. . . außerdem brennen die Leute natürlich darauf, Sie einmal von Angesicht zu sehen – vor allem die jüngeren Damen!"
Peter zeigt eine abweisende Miene: „Ich bin zum Arbeiten hergekommen, Herr Hersbach!"
„Verzeihen Sie meinen kleinen Scherz!" Hersbach hat sich wieder in seine alte Förmlichkeit zurückgezogen.
Auf eine einladende Geste Peters nimmt der Direktor in einem Sessel Platz. Er wendet nun sein Antlitz dem Fenster zu.
‚Der Mann sieht schlecht aus', stellt Peter fest. Hersbachs Gesicht zeigt nichts mehr von dem verbindlichen Gleichmut, der ihn sonst selbst in Augenblicken der schärfsten Anspannung nicht verlassen hat. Die Haut ist grau und schlaff, und die früher so kalten klaren Augen blicken trübe.

„Haben Sie eine schöne Reise gehabt, Herr van Booven?"
„Danke, Herr Hersbach. Die Batterie ist wieder aufgeladen. Nun müssen wir dafür sorgen, daß auch Sie bald in Urlaub fahren können."
Heftiges Erschrecken auf Hersbachs Gesicht. „Urlaub?" Seine Hände zucken nervös. „Ich dachte später, zum Wintersport..."
„Ich hoffe, ich habe mich bald so weit eingearbeitet, daß Sie mit ruhigem Gewissen fahren können!"
„Sie wollen ganz in Krefeld bleiben?" fragt Hersbach hastig. „Ich frage nicht aus Neugier. Wir müßten uns dann rechtzeitig nach einer geeigneten Unterkunft für Sie umsehen. Außerdem müßte dafür gesorgt werden, daß Ihr Vorzimmer sofort wieder mit einer Sekretärin besetzt wird."
„Das hat Zeit! Ich will die Dinge soweit wie möglich von Königswinter aus erledigen..." Nach kurzem Zögern: „Meine Frau ist leidend..." Und nach einer neuen kleinen Pause fügt er hinzu, indem er Hersbach scharf beobachtet: „... wie Sie ja wissen!"
Hersbach nickt stumm. Doch sein Gesicht verrät nichts von einem schlechten Gewissen. Draußen ruft die Werksirene zur Mittagspause.
„Sie haben schöne Erfolge mitgebracht, Herr van Booven."
„Die paar Aufträge aus Paris?"
„Nun, Sie können noch nicht wissen, daß Madrid inzwischen auf Abschluß drängt. Und daß auch aus Utrecht und Maastricht dringende Anfragen wegen der neuen Muster vorliegen."
„Gewiß! Devisen!" tut Peter gleichmütig.
„Inzwischen interessiert sich sogar der Binnenmarkt für unsere Muster. Wenn das so weitergeht, können wir bald weitere Maschinen auf die neuen Stoffe umstellen."
„Nicht zu eilig, Herr Hersbach! Nicht unvorsichtig werden! Der Erfolg ist ein launischer Geselle. Er kommt und geht über Nacht. Lieber auf der bisherigen Linie solide weiterarbeiten und ganz am Rande mit ein paar ausgefallenen Sachen Furore machen. Aber darüber lassen Sie uns gleich in einem größeren Kreise sprechen."
Hersbach legt die flackernde Unrast seines Wesens nicht ab, als sie eine halbe Stunde später mit den Abteilungsleitern im Konferenzzimmer zusammensitzen. Während die einzelnen Herren

Bericht erstatten, wandert Peters Blick immer wieder zu dem Direktor hinüber. Der sitzt meistens teilnahmslos da, starrt abwesend auf die Papiere in seinen Händen und fährt zusammen, wenn er von irgendeiner Seite angesprochen wird.
Es geht schon auf den Abend zu, als die Konferenz schließlich ihr Ende findet und Peter mühsam aus dem Wirbel der Zahlen und Fachausdrücke auftaucht. Die Abteilungsleiter blicken den neuen Chef erwartungsvoll an. Peter erhebt sich lächelnd:
„Ich weiß wohl, meine Herren, daß wir einen solchen Tag mit einem kleinen Essen zu beschließen pflegen. Ich will auch nichts an dieser schönen Sitte ändern. Für diesmal muß ich Sie allerdings bitten, mich von dieser angenehmen Pflicht zu entbinden. Eine dringende Angelegenheit in Düsseldorf." Er bemerkt, daß Hersbach zusammenfährt.
Hersbach begleitet den Chef zum Wagen hinunter. „Ich hab' mir nicht ohne Absicht diesen Abend frei gehalten. Für Sie, Herr Hersbach! Haben Sie Zeit und Lust, mit mir im ‚Breidenbacher Hof' zu Abend zu essen? Mir liegt eine kleine Sache am Herzen."
In Hersbachs Augen erscheint sofort wieder das nervöse Flackern. „Gewiß!" murmelte er.
„Also um neun?"
Während Peter ohne Hast nach Düsseldorf zurückfährt, überdenkt er noch einmal die neue Situation. Er lächelt bitter bei der Vorstellung, daß Hersbach und er, die alten Widersacher, über Nacht so etwas wie Komplicen geworden sind. Die Drohungen Paulas richten sich gegen sie beide. Dahinter aber erhebt sich dunkel der Schatten des kleinen untersetzten Mannes mit dem halben Ohr. Wenn es nur um ihn und Hersbach ginge, so könnte er die Drohungen gelassen hinnehmen. Aber Sibylla ist im Spiel. Und ihr muß er unter allen Umständen die Berührung mit diesem Duo ersparen. Ein einziger Satz könnte in der Seele seiner Frau schreckliche Verwüstungen anrichten. Man müßte die beiden unbequemen Zeugen seiner Vergangenheit wieder auseinanderbringen. Dann wäre alles gewonnen. Nun, er hat sich schon seinen Plan zurechtgelegt. Wollen sehen, ob Hersbach spurt!
Das Gespräch zwischen Hersbach und Peter van Booven erschöpft sich während des Abendessens in kleinen Verbindlich-

keiten. Dennoch entgeht Peter nicht, daß der Direktor ständig in lauernder Bereitschaft ist, als erwarte er jeden Augenblick einen Ausfall Peters.
Als schließlich nur noch die Kognakschalen auf den Tischen stehen, sagt Peter mit menschlicher Wärme: „Wenn ich Sie so anseh', Herr Hersbach, Sie machen einen ziemlich ausgelaugten Eindruck. Sie sollten häufiger mal ausspannen!"
Hersbach lächelt gequält: „Die Pflichten im Werk lassen wenig Zeit dazu."
„Man soll nicht ganz in der Arbeit versauern. Wenn man den lieben langen Tag arbeitet, dann braucht man abends auch mal ein bißchen Paprika ... Und dann darf man sich ihn auch leisten!"
Hersbach findet auf Peters Worte nicht gleich eine Antwort. Sind sie nur so hingesprochen? Oder liegt ein tückischer Sinn in ihnen?
Er tupft sich mit dem Taschentuch kleine Schweißperlen von der Stirn.
„Sie als Junggeselle – und überhaupt!" Er macht eine Pause. Wie soll er Hersbach seine Kenntnis von den Auseinandersetzungen mit Paula andeuten, ohne indiskret und aufdringlich zu wirken? „Sagten Sie mir nicht auch mal, daß Sie mit Fräulein Wenzke gut bekannt sind?" Nun ist es heraus, und es hat sogar ganz beiläufig geklungen. Aber die Wirkung auf Hersbach ist doch überraschend: Er starrt eine Weile vor sich hin und hebt dann – wie in einem jähen Entschluß – den Kopf:
„Ich weiß schon, worauf Sie hinauswollen, Herr van Booven –".
Hersbach holt tief Luft und fährt dann fort: „Ist Fräulein Wenzke bei Ihnen gewesen?"
„Nein – ich hab' sie gestern zufällig getroffen. Wissen Sie eigentlich, daß sie nicht mehr in der ‚Gondel' ist?"
Hersbach blickt fragend. In vorsichtigen Worten schildert Peter, wie er das Mädchen vorgefunden hat.
Hersbachs Miene verrät Bestürzung. Sein korrektes Gemüt kann sich nicht mit dem Gedanken abfinden, daß ein Mensch durch ihn so weit heruntergekommen ist. Er glaubt, sich entschuldigen zu müssen: „Ich hätte mich gewiß schon einmal wieder um sie gekümmert. Aber sie hat mir ein paar Briefe geschrieben."
Peter versucht ein harmloses Lächeln: „... die bestimmt nur als

die ersten, im Grunde harmlosen Wutausbrüche eines verlassenen Mädchens zu werten sind. Heute bereut sie diese Dummheit natürlich bitter."
„Glauben Sie das wirklich?"
„Ja – man müßte sich ein bißchen um sie kümmern. Im Grunde ist sie nämlich eine ganz harmlose, aber etwas cholerische Person. Wenn ich nicht glücklich verheiratet wäre . . ."
„Nein, angesichts der ganzen Umstände ist das wohl meine Pflicht!"
„Herr Hersbach, ich will Ihnen keine Ratschläge aufdrängen, aber ich meine, wenn ein Mensch einen wirklich braucht, da muß man auch für ihn dasein; gleichgültig, ob das vorher mal einen größeren oder kleineren Krach gegeben hat."
Das ist so hingesagt. Und doch steht Peter dabei unversehens wieder Sibyllas Antlitz vor Augen. Fieberhafte Unruhe erfaßt ihn. Daß er nicht daran gedacht hat, heute wenigstens einmal zu Hause anzurufen! Sofort läßt er ein Gespräch mit Königswinter anmelden.
Eine Viertelstunde später hat er Charles am Apparat: „Die gnädige Frau schläft schon; sie hat nämlich einen schlechten Tag gehabt. Herr Doktor Linz war zweimal hier."
Der Hörer zittert in Peters Hand: „Was ist denn passiert?"
„Ich kann's nicht genau sagen. Ich war nämlich um diese Zeit nicht zu Hause."
„Und Frau Kubiak?"
„Ist jetzt gerade mal zur Apotheke hinüber."
„Weshalb hat man denn nicht im Werk angerufen?"
„Die gnädige Frau hat es verboten. Sie sollten Sich nicht beunruhigen."
Peter läßt sofort eine Blitzverbindung mit Doktor Linz herstellen. „Was ist mit meiner Frau?" fällt er ohne Gruß über den Arzt her.
Mit angehaltenem Atem lauscht er der fernen Stimme: „Ihre Gattin hat mich ausdrücklich gebeten, Sie nicht anzurufen . . . Sie hat einen schweren Anfall gehabt. Sie ist auf der Terrassen-Treppe umgefallen. Komplikationen scheinen Gott sei Dank nicht eingetreten zu sein. Ich habe ihr eine Spritze gegeben und hoffe, daß sie eine gute Nacht hat."
„Ist es gefährlich, Doktor Linz?"

„Unmittelbare Gefahr besteht nicht! Sonst hätte ich Sie schon in Krefeld zu erreichen versucht. So aber konnte ich der Bitte Ihrer Gattin folgen und Sie unbehelligt lassen. Im übrigen darf ich Ihnen sagen, daß Doktor Struve sich am Mittwochvormittag zu Ihrer Verfügung hält."
Fünf Minuten später verabschiedet sich Peter in nervöser Hast von Hersbach. Dann tastet sich der Wagen mit grellen Scheinwerfern durch die Nacht nach Süden.

Erstes Frührot steht am Himmel, als Peter leise den Wagen vor die Villa setzt. Ganz dicht vor der Tür zu Sibyllas Zimmer sitzt Frau Kubiak in einem Lehnstuhl. Sie ist eingenickt, ihr grauhaariger Kopf ruht auf dem mächtigen Busen.
Als Peter sich an ihr vorbeidrücken will, fährt sie hoch: „Ogottogott", jammert sie los. „War das furchtbar, wie ich die gnädige Frau da draußen auf der Treppe fand!"
Peter legt beschwichtigend den Finger über seine Lippen. Er läßt sich leise erzählen, was geschehen ist. „Legen Sie sich jetzt ruhig aufs Ohr, Frau Kubiak. Ich übernehme nun die Wache."
Auf Zehenspitzen tritt Peter in Sibyllas Zimmer. Er schaltet die kleine Lampe auf dem Nachttisch ein. Trotz des milden rötlichen Lichtes erscheint Sibyllas Antlitz noch blasser als sonst. Maskenhaft starr ruht es auf dem Kissen.
Peter zieht sich lautlos einen Hocker heran. Er schließt die Augen und lauscht in die Stille des Krankenzimmers hinein. Sibyllas Atemzüge kommen und gehen. Das gleichförmige Geräusch hat etwas Beruhigendes.
Er selber fühlt sich nun müde und zerschlagen. Die rasende Nachtfahrt hat ihn ziemlich mitgenommen. Trotzdem hat er keine Mühe, wachzubleiben. Die quälenden Gedanken streichen wie Fledermäuse um ihn herum durchs Zimmer.
Eine kaum merkliche Bewegung der Schlafenden reißt ihn aus seinem Sinnen. Sibylla ist unruhig geworden. Sie atmet einigemal ganz tief. Das klingt merkwürdig gepreßt und mühsam, als ringe sie nach Luft. Dann ist plötzlich nichts mehr zu hören. Kein Hauch, Grabesstille!
Peter beugt sich lauschend vor, starrt in das wächserne Gesicht der Frau. Nein, das ist keine Täuschung: Sibylla atmet nicht mehr! Ihre Lippen stehen halb geöffnet und sind ganz weiß.

Mit schmerzlicher Deutlichkeit hört Peter die kleine Uhr auf dem Nachttisch ticken.
Lähmendes Entsetzen fällt den Mann an. Sekundenlang kann er sich nicht rühren, stiert nur mit schreckgeweiteten Augen auf diesen fahlen Mund. Dann reißt er sich mit übermenschlicher Anstrengung vom Hocker hoch, wirft sich über das Bett, preßt sie an sich und stöhnt in dumpfer Qual: „Billa! Billa!"
Er streicht ihr mit zuckenden Fingern über die Haare. Er preßt seine trockenen Lippen auf den leblosen Mund, als könne er ihr damit neuen Atem einhauchen.
Da läuft plötzlich ein krampfhaftes Zucken durch die schmächtige Gestalt in seinen Armen. Ein heftiges Erzittern – Sibylla schlägt die Augen auf. Es ist, als ringe ihr Geist sich aus einer unendlichen, schauervollen Tiefe mühsam in die Welt zurück. Ihre ersten Worte sind ein schlaftrunkenes, erschrockenes Stammeln: „Was ist denn, Pitter? Um Himmels willen, was ist passiert?"
Der Mann hält sie noch immer fest an sich gepreßt. Ihr Nachthemd hat sich ein wenig verschoben und gibt die Schulter frei; eine schmale, kindliche Schulter, die seltsam hilflos und rührend wirkt.
„Nichts . . . es ist nichts, Billakind!" stößt Peter schließlich hervor. Er atmet ein paarmal ganz tief, als könne er damit den Spuk der letzten Minute fortblasen. Sein Schädel ist wie ausgehöhlt.
Sibylla nimmt seinen Kopf zwischen ihre schmalen Hände und blickt fassungslos in das aufgerissene Gesicht des Mannes: „Ich kenn' dich ja gar nicht wieder!"
Nun zwingt sich Peter zu einem tröstlichen Lächeln. „Ich hatte so eine Unruhe in mir, als ich von deinem Anfall hörte. Und ich mußte dich gleich in meine Arme nehmen!"
Die Frau lehnte sich mit einem Seufzer der Erleichterung an seine Schulter: „Gut, daß du da bist, Pitter . . . Gestern abend, als ich so allein in meinem Zimmer lag, bekam ich tatsächlich eine entsetzliche Angst. Ja, ich bildete mir wahrhaftig ein, ich würd' dich nie mehr wiedersehn . . . Und dann war auch gleich der große schwarze Hund wieder da, und ich wollte weglaufen . . . O Pitter!" Sie birgt den Kopf an seiner Schulter und zittert bei dieser Erinnerung wie Espenlaub.
Peter streicht ihr die Hände. „Nun bleib' ich bei dir, bis du

wieder ganz gesund bist, Billa", spricht er mit erstickter Stimme.
„Ich bin doch gar nicht krank . . . Das ist doch das Merkwürdige! Aber es ist schon zu 'ner fixen Idee bei mir geworden, dieses Lauschen auf alle möglichen Zeichen . . . auf das taube Gefühl in den Händen und Füßen . . . Dabei ist es doch das gleiche, was alle Frauen mal durchmachen müssen . . ." Sie streicht mit der Hand leicht über die Decke, unter der ihr Leib ruht.
„Vielleicht wär' es doch besser gewesen, wenn wir mit dem Kind noch gewartet hätten." Es soll ein erster schüchterner Versuch sein, Sibylla an das Unvermeidliche heranzuführen.
Erschrocken hebt die Frau die Arme: „Nein, Pitter! Ich freu' mich unendlich auf unser Kind. Um nichts in der Welt möcht' ich darauf verzichten."
Peter zieht sich behutsam zurück: „Wir werden mit Dr. Struve darüber sprechen."
„Worüber?" Ihr Blick tastet verständnislos über sein Gesicht. Vor diesen kindlich fragenden Augen verläßt Peter vollends der Mut. „Über dein ewiges Unwohlsein, Billakind. Und ob sich nicht was dagegen tun läßt. So, und nun mußt du weiterschlafen. Ich mach' mir schon Vorwürfe, daß ich dich überhaupt aufgeweckt hab'."
„Das war gut von dir, Lieber! Nun kann ich viel ruhiger schlafen. Und der große schwarze Hund ist auch nicht mehr da."
Sie legt sich in die Kissen zurück. Peter nimmt ihre Hand. Er hält sie locker umspannt und legt sie erst sachte auf die Bettdecke, als tiefe Atmzüge ihm verraten, daß Sibylla eingeschlafen ist.
Hinter den blauen Vorhängen steht der junge Tag. Draußen im Park erhebt sich Vogelgezwitscher.
Peter öffnet lautlos die Tür und tritt auf den kleinen Balkon hinaus. Er läßt den Vorhang hinter sich wieder zusammenfallen. Die Morgenluft kühlt seine heiße Stirn. Nur langsam beginnen die Schatten dieser Nacht zu weichen.
Wie viele solcher Nächte mit Sibylla wirst du noch erleben müssen, Peter van Booven, bevor die letzte da sein wird? Die letzte, die dir das Kostbarste nehmen wird, das du heute auf der Welt hast? Er erschauert vor dieser Frage. Seine Hände umkrampfen das Balkongitter. Die Augen starren voll dumpfer

Verzweiflung auf das friedliche Bild des Parks zu seinen Füßen.
Immer wieder kehrt sein Sinnen zu jenem schrecklichen Augenblick zurück, in dem er Sibyllas Atem nicht mehr zu hören glaubte. Hat es nur wenige Sekunden gedauert? Oder gar Minuten? Er weiß es nicht mehr. Ja, er könnte sogar nicht einmal mehr sagen, ob die Erscheinung Wirklichkeit war oder nur ein Spiel seiner überreizten Nerven.

33

Der Postbote kommt in der letzten Zeit häufiger in das kleine Haus von Werkmeister Peters. Gerda schreibt und empfängt manchen Brief. Von Doktor Linz. Von ihrer Wirtin Frau Meunier, die mit einer wahren Affenliebe an dem Mädchen hängt. Von Kätti und Trina, den Kolleginnen aus dem Modesalon Kersten, die unbekümmert die neuesten Geschichten aus dem Städtchen zum besten geben. Und eines Tages kommt ein längeres Schreiben von Kersten selber.
Ganz gegen seine sonstige Gewohnheit hat der Chef diesmal darauf verzichtet, die Schreibmaschine zu benutzen. Zwei Briefbogen sind mit den kleinen, fast zierlichen Buchstaben seiner Handschrift bedeckt. Schon die ersten Worte machen Gerda stutzig: ‚Liebes Fräulein Gerda!' Bisher hat Kersten sie immer nur als ‚Sehr geehrtes Fräulein Peters' angeredet. Je weiter Gerda dann liest, desto größer werden ihre Augen.
„... Ich freue mich, daß Sie nun bald wieder zu mir kommen. Ich sage ganz ehrlich, daß das gut für mein Geschäft sein wird. Seit Sie weg sind, will es hier nämlich gar nicht mehr so richtig klappen. Dauernd fragen die Leute nach Ihnen. Vor allem die Frau vom Konditor Germer, denn sie ist mit Kätti gar nicht zufrieden. Kätti bedient jetzt nämlich die Kundschaft, weil ich noch keine neue Kraft einstellen wollte. Und Frau Nirrnheim schwärmt immer wieder von der schönen Paillette-Blume, die Sie ihr damals so schnell genäht haben, und meint jedesmal, seit Sie weg wären, fehle meinem Geschäft der Schick.
Sie sehen also, wie sehr Sie hier vermißt werden und daß ich

bisher alles getan habe, um Ihnen Ihre Stelle freizuhalten, und daß wir Sie alle schmerzlich vermissen.
Aber ich schreibe Ihnen heute auch noch einmal aus einem persönlichen Grunde; denn ich möchte Ihnen sagen, daß ich Sie nach wie vor auch als Frau in meinem Geschäft begrüßen würde. Wenn ich in den ersten schrecklichen Tagen der Aufregung einmal etwas anderes gesagt habe, so bitte ich das zu entschuldigen. Ich habe mir alles nun genau überlegt und auch mit Herrn Doktor Linz noch einmal darüber gesprochen. Wenn Sie mir also Ihr Jawort geben würden, möchte ich Ihnen hiermit versprechen, Sie zu heiraten. Was das für uns beide bedeutet, ist mir klar. Aber Herr Doktor Linz sagt auch, die Leute würden sich in ein paar Wochen daran gewöhnen. Und ich werde Ihnen niemals Vorwürfe wegen des Kindes machen.
Sie wissen, daß ich ein solider Mann bin, der Ihnen ein gemütliches Heim und seine eheliche Treue zu bieten hat. Und so hoffe ich denn, daß wir demnächst zusammen den Lebensbund schließen werden.
Auch müssen wir einmal besprechen, wo Sie das Kind zur Welt bringen wollen, ob hier oder dort. Stehe Ihnen zu einer Aussprache gern zur Verfügung und bitte Sie, mir zu schreiben, ob ich nach Hamburg kommen soll, um Ihren verehrten Eltern meine Aufwartung zu machen.
Mit den besten Grüßen

Ihr Waldemar Kersten"

Gerda hat die Stirn unmutvoll in Falten gelegt. Dann überzieht ein Lächeln ihr Gesicht. So ist dieser Kersten: Jede Zeile des Briefes ist ein Stück von ihm selber – gehemmt und ungeschickt, voll guten Willens, aber ohne die rechte Art, diesen guten Willen in die Tat umzusetzen.
Sie sieht den bejahrten Witwer leibhaftig vor sich: sein schmales Gesicht, das schüttere, sorgfältig gekämmte Haar, den kleinen gepflegten Schnurrbart, die guten, ewig zwinkernden Augen und die Finger, die den Kneifer manchmal wie einen Propeller herumwirbeln.
Seine Erscheinung gehört für sie einfach zu den Erinnerungen an Königswinter. Der Gedanke an alles, was in diesem Städtchen lebt und webt, erfüllt sie mit wehmütiger Sehnsucht, und

der Wunsch, einmal wieder in die kleine vertraute Welt am Fuße des Siebengebirges zurückzukehren, wird seit ihrer Ankunft in Hamburg täglich stärker. Es ist, als ob eine zweite Heimat sie locke.
Der Brief von Kersten aber kompliziert ihre Rückkehr.
„Was seufzt du denn, Kind?" Frau Peters hantiert am Küchenherd umher und streift ihre Tochter mit einem fragenden Blick.
Vater Peters, der auf einem Stuhl neben dem Küchenschrank sitzt, hebt auch den Kopf aus der Zeitung. „Na, wat schrifft he denn, dien Scheff?" Er hat dem Postboten vorhin den Brief abgenommen und einen Blick auf den Absender geworfen.
„Wird das nun doch nichts mehr mit der alten Stellung, Kind?" In der Stimme von Frau Peters schwingt eine leise Hoffnung mit; denn seit Tagen versucht sie schon, Gerda zur Suche nach einer Hamburger Stellung zu überreden.
„Doch, Mutti, bloß ... aber lies ruhig selber!"
Die Frau wischt sich umständlich die Hände an der Küchenschürze ab, setzt ihre Nickelbrille auf und faßt den Brief mit spitzen Fingern, als sei er etwas besonders Kostbares. Mühselig entziffert sie dann Zeile für Zeile. Ein paarmal gibt sie kleine unartikulierte Laute von sich, und als sie schließlich zu Ende ist, hat sie vor Aufregung ganz rote Wangen.
„Nee, so ein Glück ... so ein Glück ...", stammelt sie unentwegt vor sich hin. Plötzlich erhebt sie sich mit einer kleinen Kraftanstrengung. Sie zieht Gerdas Kopf an ihre Brust und fährt ihr mit den zitternden Händen über die Haare. „Nu wird ja alles gut, Deern. O Gott, wie freu' ich mich für dich."
„Wat is denn?" Vater Peters blickt entgeistert auf diese seltsame Szene.
„Stell dir vor, Hans, der Chef will unsre Deern heiraten. Nee, so ein Glück."
„Wat forn Scheff?"
„Na, der in Königswinter, Herr Kersten."
„Ischa wohl nich möglich!" sagt Peters völlig verdattert.
„Doch, doch, Hans ... steht allns hier in dem Brief. Lies man selber!"
Aber Peters glaubt es auch so. „Na, da kann man dscha warraftig gratuliern, Deern", spricht er mit tiefer väterlicher Befriedigung.

Gerda hat sich bisher nicht gerührt. Sie sitzt geduckt auf ihrem Stuhl und läßt alles wortlos über sich ergehn. Ohne den Kopf zu heben, sagt sie endlich ganz leise: „Laß man, Vater, dazu ist kein Grund."

„Wieso?" Peters legt langsam die Zeitung zusammen und sieht seine Tochter dumm an. Frau Peters hat ihre Brille abgenommen und putzt mit einem Zipfel ihrer Küchenschürze mechanisch an den Gläsern.

Die fragenden Blicke der Eltern brennen auf Gerdas Gesicht: ‚Hätt' ich diesen Brief nur nie gezeigt!' schießt es ihr durch den Kopf.

So vergehen einige qualvolle Sekunden.

Werkmeister Peters ermannt sich als erster. „Sall dat heeten, dat du em nich heiroten wills?" Es grollt in seiner Stimme.

„Will? Will?" begehrt Gerda auf. „Ich kann nicht, Vater! Ich kann einfach nicht!"

Peters springt auf und schlägt mit der flachen Hand gegen die Kante des Küchenschranks. „Den Dübel ook, so wat heff ick noch nich heurt."

Frau Peters hat sich mit zitternden Knien auf ihren Stuhl niedergelassen. Nun jammert sie los: „Aber nein, Gerda ... so'n gutsituierten Mann, so'n Herr ... und denn ‚nein' sagen ... wo er doch sein sicheres Auskommen hat ... und gleich in'n Geschäft 'reinheiratest, das dir liegt." Ihr Kopf wackelt verständnislos hin und her.

Der Werkmeister hat sich mit breiten Beinen vor Gerda aufgebaut. Seine Augen funkeln vor Zorn. „Schaßt di freun, dat du öberhaupt noch een affkriegst, du mit dien Balg!"

„Hans!" mahnt Frau Peters weinerlich.

„Is doch wohr ... So wat Dämliches! Lett sik dor vun irgend son Flunki 'n Göhr andreihn ... un wenn denn eener kummt und will ehr trotzdem noch heirotn, denn seggt se noch nee!"

Gerda hat sich nun wieder gefangen. Sie blickt den Vater ruhig an: „Vielleicht verstehst du mich, wenn du den Brief gelesen hast, Vater."

Aber Peters geht auf ihre Worte gar nicht ein: „Teuwst woll noch oppen annern, he? As ob du di noch een utseuken kunnst ..."

„Lieber bleib' ich mein Leben lang ledig, als daß ich mich aus

Gnade und Barmherzigkeit heiraten lass'!" sagt Gerda bestimmt.
„Heßt du dat heurt, Wine? De Deern sitt mitten inne Schann binnen, un wi mit ehr ... un nu kummt eener, un will ehr dat ersporn, un nu seggt se nee, heßt du dat heurt?"
„Aber er nimmt dich doch nich aus Gnade und Barmherzigkeit, Gerda ... er liebt dich doch und braucht dich doch in seinem Geschäft!" wirft Frau Peters ein.
„Da hat er mich ja sowieso!" entgegnet Gerda trotzig.
Peters hebt die geballten Fäuste.
„Wenn ick nich an dien Tostand denken däh' ... ick wör di dat all utdriewen ..." Er äfft ihr geziert nach: „Ich kann nicht, Vater!" Dann packt er das Mädchen an den Schultern und schüttelt es heftig hin und her.
Frau Peters ist aufgesprungen. „Laß das Kind los, Hans!" Sie hat ihren Mann am Arm gepackt und versucht, ihn von Gerda wegzureißen.
Peters kommt ein bißchen zur Besinnung. „Ji blöden Wiewer!" grollt er. „Ji steckt jo doch immer tosoom. Denn heff ick hier nix mehr to seuken! Mohltied!"
Er reißt die speckige Arbeitsmütze vom Haken, knallt sie über seinen Schädel und stampft hinaus.
„Nu geht er wieder trinken!" jammert Frau Peters hinter ihm drein. „Und nachher kommt er mit'm Glimmer nach Haus, un denn geht der Krach von vorn los ... Ach Kind, Kind ..."
Nach einigen Minuten nimmt Gerda die verarbeiteten Finger der Mutter zwischen ihre Hände und streichelt sie beruhigend. „Kannst du mich denn nicht ein ganz kleines bißchen begreifen, Mutti?"
Die alte Frau schluckt heftig und weiß keinen Ton herauszubringen.
„Ist das denn ein so schreckliches Verbrechen, daß man mal einen Mann ehrlich geliebt hat?" Der Gedanke an Peter raubt ihr die Fassung. Gleich laufen ihr die hellen Tränen über die Wangen.
„Aber du siehst doch selber, Gerda, wohin das führt ... das mit der Liebe ... da bleibt nur Elend und Jammer. So eine solide Sache ist auf die Dauer doch das beste."
„Und wenn ich dabei todunglücklich werd', Mutti?"

Die alte Frau wiegt bedächtig den Kopf: „Todunglücklich! Ja, wie das so klingt, mein Kind! – Zwei Jährchen, drei Jährchen, und manche himmelhochjauchzende Liebe sieht auch nicht anders aus ... Das Leben aber ist länger, mein Kind, viel länger! Und dann, Deern ... denk auch mal ein bißchen an deine alten Eltern ... Was würd' uns alles erspart bleiben, wenn du solide unter die Haube kämst ... Vater würd' wieder 'n ganz anderer Mensch werden ... und ich ...“

Gerda weint. Die Worte der Mutter wühlen ihr Herz auf. Sie stellen sie wieder vor die schreckliche Frage, mit der sie sich herumquält, seitdem Kersten um sie wirbt. Muß sie ihren Eltern nicht tatsächlich dieses Opfer bringen, um damit ihren Fehltritt wiedergutzumachen?

Sie kann einfach nicht mehr in das alte faltige Gesicht der Mutter sehn. Sie erträgt nicht mehr den Blick dieser Augen, in denen jetzt schon wieder der Funke einer ersten kleinen Hoffnung aufglimmt.

„Nein, nein, ich halt' das hier nicht aus ...“ Gerda springt vom Stuhl, wirft sich den Umstandsmantel um, den sie sich in den letzten Tagen aus einem alten Stück der Mutter zurechtgeschneidert hat, und will zur Tür.

Dort tritt ihr die Mutter in den Weg. „Wo willst du hin, Deern?“ fragt sie angstvoll.

Gerda drängt die alte Frau sanft beiseite. „Ich muß allein sein, Mutti! Bitte, versteh das doch!“ Und schon ist sie draußen.

Einen Augenblick steht die Frau erstarrt. Dann jagt sie mit zitternden Knien die Treppe hinauf und klopft an Butenschöns Kammertür.

„Ja, was gibt's?“ ertönt verschlafen die Stimme des jungen Eisenbahners von drinnen.

Frau Peters drückt die Tür auf: „Ach du lieber Gott ... Herr Butenschön, Sie müssen mir helfen ... ich hab' mal wieder solche Angst um Gerda ... Ihr Chef will sie heiraten, und sie will nicht, und dann haben wir ihr Vorwürfe gemacht, und nun ist sie einfach weggelaufen. Können Sie nicht gleich hinterher? Ich hab' so 'ne Angst, daß sie sich doch noch mal was antut.“

Erich Butenschön, der auf der Schlafcouch gelegen hat, springt auf, streicht sich mit dem Kamm durch die wirren blonden Haare und

schlüpft in die Schuhe. Während er die Treppe hinabspringt, knöpft er sich das Sporthemd über der Brust zu.
„Wo ist sie denn hin?" ruft er zurück.
„Da nach 'm Volkspark 'rauf."
Butenschön rennt in Richtung Volkspark. Er ist tatsächlich ein bißchen angesteckt von der Sorge der Frau Peters. Und er atmet auf, als er Gerda nach ein paar Minuten sieht. Vorsichtig folgt er ihr in weitem Abstand. Sie bewegt sich langsam. Mitunter bleibt sie stehn, blickt gedankenverloren in einen Blumengarten oder betrachtet wehmütig ein paar spielende Kinder auf der Straße.
Dann nimmt der Volkspark die beiden auf. Der junge Eisenbahner hat Mühe, das Mädchen im Gewirr der Heckenwege, der Büsche und Bäume nicht aus den Augen zu lassen. Aber plötzlich ist sie dann doch nicht mehr zu sehen. Hat sie sich rechts oder links in die Büsche geschlagen? Sollte Frau Peters mit ihrer Angst doch recht behalten?
Butenschön nimmt seine Beine in die Hand und rennt los. Dann bleibt er plötzlich wie angewurzelt stehen: Gerda sitzt in einer Nische und blickt überrascht auf, als der junge Mann so unvermittelt vor ihr auftaucht. Jetzt zeigt sich ein mattes Lächeln auf ihrem Gesicht: „Nanu, Herr Butenschön, trainieren Sie hier für den ‚Großen Alsterlauf'?"
Der Eisenbahner nestelt verlegen an der Gürtelschnalle seiner Hose. „Das nicht, Fräulein Gerda! Aber ich hab' Sie eben da drüben vorbeigehn sehn, und da wollt' ich Sie fragen ... darf ich mich ein bißchen zu Ihnen setzen?"
„Wenn ich Ihnen heut' nicht zu langweilig bin?"
Eine ganze Weile sitzen sie schweigend nebeneinander. Irgendwo aus den Büschen tönt das schnurrende Geräusch einer Harke. Gerda malt mit den Fußspitzen kleine Kreise in den Sand.
„Haben Sie Kummer, Fräulein Gerda?" fragt Butenschön vorsichtig.
Gerda zuckt wortlos die Achseln.
„Ich dachte nämlich ...", „... ich könnte Ihnen vielleicht helfen', wollte er ergänzen, aber das wäre doch wohl zu aufdringlich gewesen. Also schweigt er wieder.
„Mutti hat Ihnen doch sicher schon gesagt, worum es geht. Und nun soll'n Sie mich sicher wohl ein bißchen in die Mangel nehmen von wegen Herrn Kersten und so!"

Gerda hat das reichlich spitz gesagt. Aber sofort tut ihr dieser Ton leid; denn sie muß erkennen, daß Butenschön ganz unglücklich dreinschaut.
„Nein, Fräulein Gerda. Natürlich weiß ich, daß ich Ihnen da nicht dreinzureden hab'...“ Er sagt das mit so viel echter menschlicher Wärme, daß Gerda überrascht aufhorcht und ihn erstaunt von der Seite ansieht. Aber Butenschön weicht ihren Augen aus. Gerda verhehlt sich nicht, daß sie ihn in seiner noch etwas ungeschliffenen Jungenhaftigkeit recht nett findet. Er hat ein gutes, ehrliches Gesicht und eine angenehme Art zu sprechen. Außerdem hat sie aus manchem Gespräch in den letzten Tagen den Eindruck gewonnen, daß er das Leben ernst nimmt und sich über alles seine eigenen Gedanken macht.
„Ach, so ist das ja nun auch wieder nicht“, sucht Gerda ihre offenbar etwas zu spitze Bemerkung auszugleichen, „wo Sie doch mit unter einem Dach wohnen und gewissermaßen zur Familie gehören.“
„Ja!“ Die Augen des jungen Mannes leuchten plötzlich auf. „Wissen Sie, wie ich Sie noch gar nicht kannte, da hat mir Ihre Mutter schon immer Bilder von Ihnen gezeigt, und mitunter hat sie mir auch 'n paar Stellen aus Ihren Briefen vorgelesen. Ja –“, er schweigt für Sekunden. Das ist gar nicht so einfach zu sagen; es wirkt immer alles gleich so plump. „Wissen Sie, ich hab' mich eigentlich immer auf den Augenblick gefreut, wo Sie mal nach Hamburg kommen würden.“
„Und nun bin ich gekommen, um meine Eltern und Sie und Gott und die Welt zu enttäuschen!“
„Sie haben mich nicht enttäuscht, aber ich mache mir natürlich Gedanken um Sie.“
Gerda fühlt, daß aus diesen Worten mehr spricht als eine freundnachbarliche Anteilnahme. Das freut sie, aber sie möchte trotzdem nicht, daß er deutlicher wird. „Das ist nett von Ihnen, Herr Butenschön“, sagt sie deshalb ruhig. „Aber Sie wissen ja, daß das alles keinen Sinn mehr hat – so wie es um mich steht.“
„Das weiß ich eben nicht, Fräulein Gerda ... obgleich ich schon so viel darüber nachdenk'...“ Er wischt sich mit der Hand über die Stirn und fährt dann gequält fort: „Wenn ich doch bloß wüßte, ob das auf die Dauer gutgehen kann.“
Gerda zieht sich rasch in sich zurück. Sie fühlt sich nun auf

schmerzliche Weise an Kersten erinnert. Ist er etwa genau wie Kersten der Meinung, daß es eine Gnade wäre, wenn ein Mann sie heiratete?
„Sie tun, als hinge das nur von der Gnade und Einsicht der Männer ab, Herr Butenschön!" Ihre Stimme klingt schon wieder etwas zu spitz.
„Aber Fräulein Gerda!" Der junge Eisenbahner macht nun ganz erschrockene Augen. „Ich meine – ich wollte sagen, es geht hier doch wohl in erster Linie um das Kind!"
„Ja eben!" antwortet Gerda kühl.
„Ich weiß nicht, ob Sie mich jetzt richtig verstehen, Fräulein Gerda. Ich fürchte nämlich, daß das Kind unglücklich würde."
„Wieso das Kind?" fragt Gerda verständnislos.
„Ja, nun ... ich weiß, wie das ist ... ich hab' selber einen Stiefvater gehabt."
„Haben Sie bei ihm viel auszustehen gehabt?" Leise Angst schwingt in Gerdas Stimme mit.
Erich Butenschön schüttelt mit einem trüben Lächeln den Kopf: „Im Gegenteil ... ich hätt' mir keinen besseren Vater wünschen können."
„Dann versteh' ich Sie nicht."
„Vielleicht kann das nur begreifen, der es selber mal durchgemacht hat! Sehn Sie, Fräulein Gerda, mein Stiefvater war herzensgut ... er war nachsichtig ... ja, er verwöhnte mich sogar. Aber ich hab' mich niemals wohl gefühlt in meiner Rolle ... Denn das war es eben: ich glaubte immer, daß ich eine Art ‚Rolle' in seinem Leben spielte ... Er hat mich wie ein rohes Ei behandelt ... Wenn er mir mal ein hartes Wort sagen mußte, hat er's lieber gelassen ... Bevor er sich nämlich überlegt hatte, ob er das als richtiger Vater auch tun würde, war sein Zorn längst weg ... und wenn ich zehn Ohrfeigen verdient hatte, hat er mir nur eine gegeben ... Aber Sie dürfen mir glauben, Fräulein Gerda, diese eine Ohrfeige hat mir mehr weh getan als 'ne ganze Tracht Prügel, die mir mein richtiger Vater gegeben hätte. Ich glaub', er hat genauso darunter gelitten wie ich."
„... und Ihre Mutter?" unterbricht Gerda den jungen Mann mit ängstlicher Spannung.
„Mutter hat von alledem nichts gemerkt ... Erst später, kurz vor ihrem Tode, hab' ich mal mit ihr darüber gesprochen ... Da

war sie furchtbar erschrocken, und es tat mir weh, daß ich ihr solchen Kummer machen mußte ... Sie hat mich dann einen dummen Jungen genannt, der seinen Stiefvater völlig verkannt hätte ... Aber ich hatte einmal mit ihr darüber reden wollen ... schließlich hatte ich mich die ganze Kindheit damit herumquälen müssen."
Gerda hat ihre Stirn in nachdenkliche Falten gelegt. Man sieht ihr an, wie verzweifelt sie sich bemüht, mit den Worten Erich Butenschöns klarzukommen. Schließlich zuckt sie ratlos die Achseln und steht auf.
Butenschön erhebt sich ebenfalls und betrachtet sie verwirrt von der Seite. ‚Hab' ich was verkehrt gemacht?' denkt er.
Gerda sagt nun mit einem Anflug von Müdigkeit: „Ich finde es nett von Ihnen, daß Sie sich so viele Gedanken machen über all das, was mich erwartet. Aber weshalb wollen Sie sich den Kopf von Herrn Kersten zerbrechen!"
Erich Butenschön blickt das Mädchen verdutzt an: „Wieso von Herrn Kersten?"
Gerda bekommt große Augen. Dann versteht sie plötzlich den Sinn dieser Frage, dreht sich erschrocken um und geht hastig davon.
Mit ein paar Schritten ist Butenschön an ihrer Seite. Aber er wagt nicht mehr, auf das Thema zurückzukommen.

34

Doktor Struve hält sich am Mittwochvormittag um zehn Uhr zur Verfügung.
Peter steuert selber die schwere Limousine nach Bonn hinüber Der Sommer hat seine letzte flammende Pracht in den Gärten angezündet. Mit strahlenden Augen nimmt Sibylla die rasch wechselnden Bilder der Fahrt in sich auf.
Doktor Linz ist vorausgefahren und hat den Chefarzt in Bonn bereits unterrichtet. Die Untersuchung dauert über zwei Stunden. Peter wandert ruhelos im Wartezimmer auf und ab. Seine flatternden Finger zünden eine Zigarette nach der andern an.
Als Sibylla endlich herauskommt, ist sie erschöpft und verstört.

„Was der diesmal alles wissen wollte! Ob mir mitunter die Schrift vor den Augen verschwimmt? Ob ich sehr reizbar wär' ... Ob ich in der letzten Zeit sehr vergeßlich wär' ... Ob das Kribbeln in den Fingern wieder da ist ..." Sie lächelt matt: „Ich hab' nie gewußt, was alles zum Kinderkriegen gehört!"
Fünf Minuten später sitzen Peter, Doktor Struve und Doktor Linz einander um einen runden Tisch im Privatzimmer von Doktor Struve gegenüber. Der hagere, ein wenig gebeugte Chefarzt hat Peter mit gemessener Freundlichkeit begrüßt. Nun läßt er seine kühlen grauen Augen über die polierte Tischplatte wandern. Doktor Linz räuspert sich.
„Was wird mit meiner Frau, Herr Doktor Struve?" Peters Stimme zittert vor Erregung und Ungeduld.
Der Chefarzt legt die beiden Flächen seiner ungewöhnlich langen Hände gegeneinander und schaut Peter van Booven ernst an: „Es ist Ihnen doch klar, Herr van Booven, daß Ihre Frage sich nur auf den Zeitraum beziehen kann, in dem mit den unvermeidlichen Konsequenzen zu rechnen ist, nicht wahr?"
Peter nickt wortlos.
In leicht belehrendem Tonfall fährt Doktor Struve fort: „Ich kann und darf auf Ihre Frage keine präzise Antwort geben. Der Verlauf der Krankheit zeigt sich bei verschiedenen Menschen verschieden. Wir können wohl eine Reihe einheitlicher Symptome feststellen. Aber sie treten so gut wie niemals in der gleichen Folge auf. Verstehen Sie? Winzige Erscheinungen können den Ausbruch der Erkrankung anzeigen. Sie können aber ebensogut bedeuten, daß die Krankheit in ihr Endstadium eingetreten ist. Infolgedessen ist es uns nicht möglich, genauer festzustellen, an welchem Punkte des Krankheitsweges sich der Patient in diesem Augenblick gerade befindet."
Schweigen. Vor dem Fenster schwebt das Blattwerk einer Buche, vom leisen Wind bewegt, auf und nieder und erfüllt den Raum mit seiner ruhelosen Schattenbewegung.
„Und das Kind?" preßt Peter hervor.
„Ihre Gattin befindet sich, wie sie mir sagte, im dritten Monat. Wir stehen also vor einer sehr schweren Entscheidung, Herr van Booven."
„Kann ein solcher Entschluß schwerfallen, wenn man damit das Leben eines Menschen um Monate verlängern kann?" Peter hat

sich kerzengerade aufgerichtet. Seine Stimme schwankt zwischen Frage und Forderung.
Doktor Struve bleibt unverändert ruhig: „Es handelt sich nicht allein um einen Eingriff, Herr van Booven. Die Frage, vor die wir hier als Ärzte gestellt sind, ist viel weittragender und folgenschwerer. Es geht einfach darum: können wir wenigstens das werdende Leben erhalten? Können wir es noch der Mutter abnehmen, bevor . . ."
„Nein, nein!" Peter schreit es fast. Er ist aufgesprungen und neigt sich weit über den Tisch. „Was soll ein solches Spiel mit dem Tod!"
Doktor Linz legt beruhigend seine Hand auf Peters Arm: „Das ist kein Spiel mit dem Tode, Herr van Booven! Das ist ein Stück der Verantwortung, die wir vor dem Leben, dem keimenden und – dem scheidenden, tragen."
„Es gibt nur eine einzige Verantwortung für Sie – vor meiner Frau! Wenn Sie diese Verantwortung ernst nehmen, müssen Sie dafür sorgen, daß sofort alles getan wird, um ihr Leben so lange wie nur möglich zu erhalten." Peter hat die Hände ineinandergekrampft und schüttelt sie wie in wütender Drohung.
Doktor Struve läßt eine kurze Weile verstreichen, bevor er bedächtig und diesmal mit einem Anflug von menschlicher Wärme wieder das Wort nimmt: „Nehmen wir an, Herr van Booven, Ihre Gattin wüßte, wie es um sie steht. Wie, glauben Sie, würde sie wohl in diesem Falle entscheiden?"
Peter hält den Kopf gesenkt. Er hat das schmale, leidende Antlitz Sibyllas ganz nahe vor sich. Ja, er glaubt nun sogar das helle Leuchten zu sehen, das immer in ihre Augen tritt, wenn sie von dem Kinde, ihrem und seinem Kinde, spricht. Er könnte die Antwort auf Doktor Struves Frage geben. Doch er schweigt.
„Sie sehen, Herr van Booven, wieviel menschliche Verantwortung in diesem Falle in unseren und auch in Ihren Händen liegt."
„Aber das ist doch alles umsonst!" stößt Peter hervor. „Professor Bullin hat doch gesagt, daß meine Frau das neue Jahr nicht mehr erleben würde! Das Kind aber würde erst im März zur Welt kommen. Ihre so schrecklich nüchterne Rechnung geht nicht auf, meine Herren!"
Der Chefarzt wiegt nachdenklich den Kopf. „Bullin ist ein an-

gesehener Spezialist, Herr van Booven. Und es wundert mich eigentlich, daß er eine so präzise Prognose gestellt hat."
„Aber Sie haben doch auch eine Prognose gestellt, als Sie damals im April sagten, daß Sibylla nur noch ein dreiviertel oder höchstens ein ganzes Jahr zu leben hat . . ." Peter vergißt jede Zurückhaltung.
Doktor Struve zieht erstaunt die schmalen Augenbrauen hoch und wirft einen fragenden Blick zu Doktor Linz hinüber. Der blickt betreten zum Fenster hinaus.
„So? Sagte ich das?" fragte der Chefarzt gedehnt. Dann ganz kühl: „Ich erinnere mich nicht, daß wir damals schon Gelegenheit hatten, miteinander zu sprechen. Soweit ich mich entsinne, haben Sie erst vor kurzem geheiratet. Was ich Ihnen als dem Ehemann heute sagen darf, hätte ich dem Verlobten niemals sagen dürfen!"
Peter merkt aus der Kälte dieser Sätze, wie unvorsichtig er mit seiner Äußerung gewesen ist. Um Doktor Linz liegt nun eine Atmosphäre peinlicher Verlegenheit. „Lassen wir das . . .", murmelt er halblaut. „Es geht hier ja schließlich um das, was Bullin festgestellt hat."
Aber der Chefarzt Doktor Struve ist stutzig geworden. Er fühlt instinktiv, daß hier Dinge im Spiel sind, die er nicht übersieht. Sein scharfer Verstand kann nun auch das, was der Mann da als Bullins Äußerungen wiedergibt, nicht so ohne weiteres hinnehmen. Nach einer kurzen Überlegung sagt er: „Ich glaube, es ist wohl nötig, daß ich mal mit Bullin spreche. Ist er von Paris aus gleich nach Amerika zurückgefahren?"
„Soweit mir bekannt ist, ja . . .", erwidert Peter. Dann fügt er hastig hinzu: „Aber das würde eine neue Verzögerung bedeuten, Herr Doktor Struve. Bis die Briefe hin und her sind. Und selbst, wenn Sie ein Flugzeug nehmen würden, fünf, sechs Tage . . ."
Auf dem Gesicht des Chefarztes erscheint ein fernes Lächeln: „Sie übersehen, daß es ein Telefon gibt! Wenn Bullin schon wieder zu Hause ist, wird es keine großen Schwierigkeiten machen, mit ihm in Verbindung zu kommen. Ich habe ihn vor dem Kriege auf einem Ärztekongreß in London kennengelernt; das wird die Verständigung erleichtern. Diese vierundzwanzig oder achtundvierzig Stunden müssen wir also in Kauf nehmen. Wir können das um so eher, als wir ohnehin erst den neuen

Röntgenbefund abwarten müssen, bevor wir uns entscheiden. Ich darf Sie dann anrufen."
Peter nickt stumm. Die qualvolle Ohnmacht des Wartenmüssens zerrt schon wieder an seinen Nerven.
Auf der Heimfahrt ist Sibylla sehr schweigsam. ‚Die Untersuchung hat sie sicher mitgenommen', denkt Peter. Während er den Wagen fast schon wie im Schlafe nach Königswinter zurücksteuert, überläßt er sich seinen Gedanken.
Nein, was Doktor Struve und Doktor Linz da als einen Akt ihrer medizinischen und menschlichen Verantwortung hinzustellen belieben, ist Unsinn, nichts als barer, gefährlicher Unsinn. Welch ein vermessenes Spiel mit den Schicksalsmächten, einem zum Sterben verurteilten Organismus noch Leben abzwingen zu wollen!
Er ist überzeugt, Bullin würde dem Chefarzt schon die richtige Antwort erteilen. Er könnte Doktor Struve nichts anderes sagen, als was er nach jener Pariser Konsultation vorgebracht hatte. Die Diagnose war so eindeutig, daß für Überlegungen, wie sie Doktor Struve jetzt anstellt, kein Spielraum mehr ist.
Während der Abendtafel und während des Schummerstündchens auf der Terrasse legt Sibylla ihre Schweigsamkeit nicht ab. Peter gewinnt allmählich den Eindruck, daß irgend etwas sie quält. Ein paarmal kommt es ihm vor, als setze sie zum Sprechen an und besänne sich dann doch im letzten Augenblick.
Dieses stumme Spiel macht ihn nervös. Schließlich versucht er, sich vorsichtig an Sibylla heranzutasten: „Bedrückt dich irgend etwas, Billa?"
Sofort tritt ein unsicherer, gehetzter Ausdruck in ihre Augen. Aber sie antwortet nicht gleich.
„Du bist so einsilbig heute abend."
Es kostet Sibylla einige Überwindung zu sprechen: „Wenn du mich schon so fragst, Pitter, dann muß ich dir's wohl sagen; denn ich möchte keine Geheimnisse vor dir haben. Anderseits bin ich davon überzeugt, daß es albern von mir ist, aber . . ." Sie bricht ab und blickt gequält in den abendlichen Park hinaus.
„Was findest du denn albern, Billakind?" fragt Peter behutsam. Sie beugt sich plötzlich zu ihm hinüber und ergreift heftig seinen Arm. „Sag mir doch, Pitter, weshalb eigentlich diese ganze Geheimnistuerei? Diese Besprechungen hinter geschlossenen Tü-

ren? Heute in Bonn? Und damals schon in Paris bei Professor Bullin?"
Peter erschrickt. Eine solche Frage hat er nicht erwartet, und so steht er ihr völlig hilflos gegenüber. Er sucht verzweifelt nach Ausflüchten: „Schließlich bin ich doch dein Mann und hab' ein Recht darauf, vom Arzt zu erfahren . . ."
Das soll beruhigend klingen. Aber Sibylla hat ein paar Sekunden zu lange auf die Antwort warten müssen. Das macht sie stutzig. Ein leiser Argwohn liegt in ihrer Stimme: „Aber schließlich geht es doch um mich! Was er dir sagt, könnte er doch auch mir sagen!"
Peter fühlt sich in die Enge getrieben. Er muß rasch erkennen, daß es jetzt kein Ausweichen mehr für ihn gibt. Er könnte Sibylla mit billigen Ausreden abspeisen. Aber die Frau würde sie ihm nicht abnehmen, sondern sie höchstens schweigend mit anhören und sich dann in einsamen Stunden mit ihnen herumquälen.
Nein, wie er es auch dreht und wendet: jetzt ist die Stunde gekommen, in der er zu sprechen hat. In der er, wenn er schon nicht die volle Wahrheit enthüllen darf, doch wenigstens die halbe sagen muß.
Er nimmt Sibyllas zitternde Finger fest zwischen seine Hände und sieht ihr voll ins Gesicht. „Es gibt Notwendigkeiten, Billa, die man besser aus dem Munde des eigenen Mannes als dem eines Arztes vernehmen kann."
Das ist ein ganz behutsamer Ansatz. Aber die Wirkung auf Sibylla ist entsetzlich. Sie hat sich kerzengerade in ihrem Liegestuhl aufgerichtet. Sie zittert am ganzen Körper, und ihre Finger flattern wie gefangene Vögel zwischen Peters ruhigen Händen.
Jäh bricht sie los: „Was ist denn mit mir, Pitter? Sag mir doch alles! Verheimliche mir nichts! Quäle mich doch nicht mit Andeutungen!"
Peter zieht die schmächtige Gestalt zu sich herüber und nimmt sie wie ein kleines Kind in seine Arme. Aber sie, die sich sonst so zärtlich an seine Schulter zu schmiegen pflegt, wehrt sich diesmal gegen seine Zärtlichkeit. Sie drückt seinen Oberkörper mit den Händen zurück. „So beruhigt man kleine Kinder, Pitter! Aber mich . . ." Ein Schluchzen erstickt ihre Stimme.

Peter muß die Worte mit Gewalt aus sich herausholen: „Es ist nicht so schlimm, wie du vielleicht denkst, Billakind. Du bist noch sehr schwach und anfällig. Doktor Struve meinte, wir hätten lieber noch etwas mit dem ersten Kind warten sollen."
Er merkt, wie sich der Krampf in Sibyllas Körper lockert. Sie atmet einmal ganz tief und sagt dann: „Ach, das ist es!" Und dann mit einer unterdrückten Freude in ihrer Stimme: „Wie gut, Pitter, daß Doktor Struve darüber nicht zu befinden hat!"
Einen Augenblick will Peter der Mut verlassen, auf dem einmal beschrittenen Wege fortzufahren. Aber er darf jetzt nicht weich werden. Der Augenblick verrinnt, und ein zweites Mal anzusetzen wird für ihn viel schwerer, wenn nicht sogar unmöglich sein.
„Aber es könnte sein, daß Doktor Struve doch etwas dazu zu sagen hat, Billakind!" erwidert er schließlich mit einer seltsam zuckenden Stimme. „Etwas sehr Entscheidendes sogar!"
„Was denn, Pitter?" flüstert die Frau in seinen Armen. „Ich versteh' dich nicht."
Er preßt sie fest an sich, und was er jetzt sagt, klingt eher wie ein dumpfes Stöhnen: „Es kann sein, Billa, daß unser Kind nicht zur Welt kommen darf. Daß ..."
Mit einer Kraft, die Peter diesem schmächtigen Körper niemals zugetraut hat, entwindet sich Sibylla den Armen, die sie vergebens zu halten versuchen. Sie schwankt ein wenig, hält sich an dem weißen Gartentisch und sagt mit einer seltsamen Klarheit: „Doch, Pitter, unser Kind wird zur Welt kommen."
Er will nach ihr fassen, sie wieder an sich ziehen. Aber Sibylla weicht einen Schritt zurück. „Oder möchtest du etwa nicht, daß es zur Welt kommt, Pitter?" Sie betont das ‚du' sehr scharf; es liegt etwas wie eine Drohung in dieser Frage.
„Wie kannst du nur so fragen, Billa!" weicht Peter aus. „Aber es gibt doch Situationen, in denen es gar nicht mehr nach unserem Wunsch und Willen geht ... weil es nicht mehr danach gehen darf."
„Und weshalb darf es das nicht?"
„Weil ich sonst vielleicht mehr verlieren könnte als nur unser Kind."
„Und was wäre das?"
„Dich, Billa, dich!"
„Hat Doktor Struve das gesagt?"

„Professor Bullin war derselben Meinung . . ."
„Und nur, weil ich zu schwach bin?"
„Du hast erst kürzlich eine Operation durchmachen müssen."
„Die liegt lange zurück. Das ist für mich kein Grund."
„Dein Körper ist aber noch ziemlich angegriffen."
„Wenn ich's mir zutraue, wird auch kein Struve etwas daran ändern!"
Peter weiß nichts mehr zu antworten. Jetzt steht wieder die alte Sibylla Zander vor ihm, die Frau, deren nüchterne und zähe Wesensart ihm einst den ersten Respekt abzwang, bevor das große Gefühl kam. Er weiß in diesem Augenblick genau, daß es sehr schwer, vielleicht sogar unmöglich sein wird, ihren Willen zu beugen. Wenigstens nicht mit den Gründen, die er ihr sagen darf. Und sicher auch nicht mit den andern, die er ihr verschweigen muß.
„Bitte, Billa, sei doch vernünftig!" Es klingt fast wie Betteln aus seinem Munde.
Aber die Frau schüttelt trotzig den Kopf: „Eben weil ich's bin, lass' ich mich nicht von unbegründeten Befürchtungen verrückt machen und zu unvernünftigen Handlungen treiben."
„Aber es ist doch nicht für immer. In einem Jahr oder zwei, wenn du kräftig genug bist . . ." Peter kann nicht weiterreden. Ein furchtbares Würgen sitzt in seiner Kehle. Ihm ist, als müßte er an diesen Worten ersticken.
Sibylla hat sich wieder auf ihren Liegestuhl niedergelassen. Sie ist nun sehr ruhig geworden. Eine verhaltene Leidenschaftlichkeit schwingt in ihrer Stimme: „Dies soll unser erstes Kind sein, Pitter . . . ich werd' es zur Welt bringen . . . und wenn ich auch leiden muß . . . Ich kann mir einfach nicht mehr vorstellen, daß ich es weggeben soll, bevor es noch auf der Welt ist . . . Ach, wenn ich mir vorstelle, daß ich es eines Tages in den Armen halten werde . . . daß es da unten auf dem Rasen krabbeln wird . . . daß ich sein helles Stimmchen oben aus dem Fenster hören kann . . ."
Jedes ihrer Worte ist ein schmerzhafter Stoß in Peters Herz. Er ist am Ende. Er weiß nicht mehr ein noch aus. Wenn hier nicht ein Wunder geschieht . . .
Er starrt mit trockenen, brennenden Augen vor sich hin. Diese Stunde wird er nie vergessen können.

Gerda fühlt sich in ihrem Elternhaus wie eine Fremde. Mitunter glaubt sie, die Spannungen, die Kerstens Brief unter dem Dach des kleinen Steenkamper Siedlungshauses ausgelöst hat, einfach nicht länger ertragen zu können. Sie möchte davonlaufen. Aber wohin?

Frau Peters wird von Tag zu Tag schmaler. Es ist, als nage ein heimliches Leiden an ihrer Lebenskraft. Wie ein Schatten gleitet sie durch die kleinen Räume des Hauses, nimmt diese oder jene Arbeit zur Hand und legt sie gleich wieder fort. Dann wieder sitzt sie stundenlang am Küchenfenster und starrt mit stumpfen Blicken über den kleinen Vorgarten. Sie altert zusehends.

Sie überläßt den Haushalt weitgehend ihrer Tochter. Gerda ist froh darüber. Die Hantierungen in Küche, Keller und den kleinen Stuben und die Besorgungen bringen sie wenigstens für kurze Zeit auf andere Gedanken. Aber danach sind die Sorgen um so drängender und drückender wieder da.

Erich Butenschön ist die Zuvorkommenheit in Person. In jeder freien Minute ist er um Gerda herum. Immer wieder drängt er ihr seine Dienste auf jede schwere Arbeit möchte er ihr abnehmen. Vor allem nimmt er sich des verwahrlosenden Gartens an, in dem Peters seit Tagen keine Hand mehr rührt.

Eines Morgens aber fährt Gerda der Schreck in die Glieder. Es ist ein Sonnabend, an dem Frau Peters sonst immer besonders frühzeitig auf den Beinen ist. Diesmal jedoch bleibt im Schlafzimmer alles still. Der Vater ist längst zur Arbeit, und Gerda hält seit zwei Stunden den Kaffee für die Mutter im Wasserbad warm.

Als sich gegen neun Uhr immer noch nichts in der Schlafstube rührt, geht Gerda voll Unruhe hinein. Die Vorhänge sind zurückgezogen. Frau Peters liegt auf dem Rücken und stiert mit offenen, übernächtigen Augen gegen die Decke. Die runzeligen, wächsernen Hände hat sie über der Brust gefaltet. „Mutti!" ruft Gerda leise.

Sofort kommt Leben in die leeren Augen der alten Frau. Sie wendet den Kopf und sieht Gerda an. Aber dem Mädchen ist, als blicke die Mutter in diesem Augenblick durch sie hindurch.

In heftigem Erschrecken haspelt Gerda heraus: „Was ist denn,

Mutti? Willst du nicht aufstehn? Bist du krank?" Sie muß sich auf dem Bettrand niederlassen. Die zitternden Knie wollen sie nicht mehr tragen. Dann faßt sie nach den Händen der Mutter.
„Soll ich einen Arzt holen?" Gerda spricht jetzt ein wenig lauter.
Der alte, weißhaarige Kopf bewegt sich verneinend in den Kissen hin und her. „Was hat das alles noch für 'nen Zweck!" kommt es müde von den schmalen Lippen. „Ob man nu aufsteht oder nicht . . ."
Gerda begreift in diesem Augenblick die Apathie der Mutter nur zu gut. Sieht die alte Frau in diesen Tagen nicht alles zusammenbrechen, was ihr im Leben wert und teuer gewesen ist? Der Frieden des kleinen Hauswesens ist dahin. Der Mann, in dem sie zeitlebens auch den gutmütigen Polterer geliebt hat, geht seine eigenen Wege. Und die Tochter verkrampft sich in ihrer Schande und weigert sich, dem Hause diese Schande zu ersparen. Frau Peters hat in ihrem Leben vieles durchgemacht. Sie hat es immer ohne Murren ertragen, weil sie ganz fest in der Liebe ihres Mannes und ihrer Tochter ruhte. Nun aber . . .
In dieser Sekunde erscheint es Gerda leicht, den Entschluß zu fassen, mit dem sie seit Tagen ringt.
Sie streichelt die eingesunkenen Wangen der alten Frau. „Laß nur, Mutter, es soll alles gut werden! Gleich nächste Woche fahr' ich nach Königswinter."
Es dauert eine Weile, bis diese Worte in das Bewußtsein der alten Frau dringen. „O Kind, du willst wirklich . . .?" schluchzt sie dann trocken auf.
Frau Peters richtet sich im Bett auf. Sie ergreift Gerdas Arm und beginnt ihn mit kraftlosen Fingern zu tätscheln.
„Erst sieht vieles immer so schrecklich schwer aus, Gerdachen. Aber wenn man dann erst mittendrin ist, geht alles gut."
„Ja, Mutti . . .", preßt Gerda tonlos hervor. Sie mag und will in diesem Augenblick nicht an das gemahnt werden, was ihr bevorsteht. Mit betonter Energie fügt sie hinzu: „Und nun mußt du wirklich einmal ein paar Stunden schlafen! Ich mach' die Vorhänge dicht."
Frau Peters schließt gehorsam die Augen. „Ach, Kindchen", seufzt sie, „ich glaub', jetzt kann ich wieder ruhig schlafen."

Als Gerda ein paar Minuten später lautlos die Tür ins Schloß drückt, atmet Frau Peters schon tief und regelmäßig.
Gerda hat gleich am Montag nach Königswinter fahren wollen. Aber sie möchte, daß die Mutter erst wieder ein bißchen zu Kräften kommt. Gottlob, die alte Frau setzt sich nun wieder mit gutem Appetit an den Tisch.
An Gerdas Verhältnis zu ihrem Vater ändert sich in diesen Tagen nichts. Als Frau Wine ihm mit Tränen in den Augen von dem Entschluß der Tochter erzählt, brummt er nur ein „Na, ward ook endlich Tied!" vor sich hin.
Am Mittwoch ist es soweit. Frau Peters hantiert wieder munter und voll Freude in dem Häuschen umher.
„Ich fahr heut' noch mit dem Nachtzug, Mutti!" erklärt Gerda am Frühstückstisch. „Ich hab' schon ein Telegramm an Herrn Kersten aufgegeben."
Die Mutter erwidert eifrig: „Da werd' ich gleich mal mit Herrn Butenschön sprechen, daß er dich zur Bahn bringt."
„Mein Köfferchen kann ich noch allein schleppen", meint Gerda ungehalten.
„Ist besser so, Kind! Bei deinem Zustand."
Gerda macht am Abend den Abschied kurz. Der Vater ist sowieso wieder außer Hause. Frau Peters will ihre Tochter gar nicht aus den Armen lassen. Schließlich drängt Gerda die Mutter behutsam zurück und eilt hinaus. Butenschön wartet schon.
Der Autobus bringt sie nach dem Altonaer Hauptbahnhof. Es ist ein feuchtkalter Abend. Der Wind schmeckt nach Meer und frühem Herbst. Die Stadt zündet ihre ersten Lichter an.
„Am Rhein wird's hoffentlich wärmer sein!" Gerda zieht fröstelnd den Umstandsmantel um ihre nun schon recht schwerfällige Gestalt.
„Ja", antwortet Erich Butenschön abwesend. Er hat schon während der ganzen Fahrt etwas auf der Zunge, ohne zu wissen, wo und wie er es anbringen soll.
Sie stehen viel zu früh in der zugigen Bahnhofshalle.
„Wolln wir noch 'ne Tasse Kaffee trinken?" schlägt Erich Butenschön vor.
„Sparn Sie man lieber Ihr Geld, Herr Butenschön!"
„Wozu sparen?" fragt der junge Mann bekümmert.
„Na, sonntags für'n Tanzboden."

„Ich geh' nicht tanzen, Fräulein Gerda."
„Na, dann für Ihren künftigen Haushalt", sagt Gerda mit einem zagen Lächeln.
„Ich will sobald nicht heiraten, Fräulein Gerda." In einer jähen Aufwallung stellt er Gerdas Köfferchen nieder und faßt mit beiden Händen nach ihrer Rechten. „Ach, Fräulein Gerda, wenn Sie wüßten ... Weshalb konnten wir uns nicht 'n halbes Jahr früher kennenlernen! Mir hat noch kein Mädchen so gut gefallen wie Sie und ... Aber das Kind ..."
„Lassen wir das jetzt!" unterbricht Gerda ihn hart und entzieht ihm die Hand. „Sie haben mir ..." Das Getöse einer Lokomotive verschlingt den Rest ihrer Worte.
Als sie sich wieder verständlich machen können, fährt Erich Butenschön fort: „Ja, und ich hab' wirklich Angst, daß ich ein schlechter Stiefvater sein würde."
„Machen Sie sich bloß keine Gedanken mehr drüber, Herr Butenschön! Ich mach' mir auch keine Gedanken drüber, ob ich 'ne gute Stiefmutter sein werde. Ich nehm's so, wie es kommt. Es wird schon gut gehn."
„Sie wollen also tatsächlich ...?"
Gerda nickt wortlos.
Erich Butenschön hat plötzlich ein paar kleine Tränen in den Augenwinkeln. „Können Sie nicht noch ... ich mein', hat das nicht noch 'n bißchen Zeit?"
„Sie wissen ja, daß ich nicht mehr viel Zeit hab'. Und was hätte Abwarten noch für einen Sinn."
Sie ist froh, daß in diesem Augenblick der Zug in die Bahnhofshalle rollt. So kann sie das Gespräch hastig abbrechen.
Dann steht sie am Abteilfenster und will noch ein paar belanglose Abschiedsworte mit Butenschön wechseln.
Aber der junge Eisenbahner läßt nicht locker. „Können Sie mir denn nicht wenigstens versprechen, Fräulein Gerda, daß Sie sich nämlich nicht so voreilig zu etwas entschließen, was ..."
Gerda schüttelt stumm den Kopf. Der junge Mensch tut ihr nun wirklich leid. Da steht er, blickt sie mit großen, ratlosen Augen an und weiß mit sich selber nichts anzufangen. Er dreht verlegen die Mütze in den Händen und sucht vergeblich nach Worten.
„Sie sind ein feiner Kerl, Erich ..." Nun sitzt Gerda tatsächlich

ein Schlucken in der Kehle. „Und ich versteh' Sie recht gut ... Aber wenn das eine schon nicht geht – können wir nicht wenigstens gute Freunde werden? Wenn ich zurückkomm', dann ..." „Bitte von der Bahnsteigkante zurücktreten!" tönt es blechern aus einem Lautsprecher. Die Lokomotive pfeift, langsam setzt sich der Zug in Bewegung. Butenschön blickt lange dem roten Schlußlicht nach. –

Im Modesalon Kersten herrscht große Aufregung. Am Mittwochmittag ist ein Telegramm eingetroffen, in dem Gerda mitteilt, daß sie sich am Donnerstag gegen Mittag bei Kersten einfinden werde. Seitdem ist der Witwer völlig aus dem Häuschen. Der Kneifer sitzt nur noch die wenigste Zeit auf der Nase, die Finger wirbeln ihn mit verdoppelter Geschwindigkeit herum. Kätti und Trina können dem Chef an diesem Tage nichts recht machen. Immer heißt es gleich: „Wenn Fräulein Peters das so sehen würde ..."
Als er vor kurzem brieflich um Gerda Peters warb, hatte ihm nur ein kurzer Brief aus Hamburg Antwort gegeben:
„Sehr geehrter Herr Kersten! Ich danke Ihnen für Ihr liebenswürdiges Schreiben. Sie müssen begreifen, daß ich nicht von heute auf morgen darauf antworten kann. Für ein Mädchen in meiner Lage ist das alles nicht so einfach. Ich lasse bald wieder von mir hören.
Mit freundlichen Grüßen Ihre Gerda Peters"
Sooft Kersten dieses Schreiben studiert: er kann weder Zustimmung noch Ablehnung herauslesen. Immerhin ermutigt es ihn doch ein bißchen. Wenn sie seine Werbung zurückweisen wollte, hätte sie ihn dies sicher in dürren Worten wissen lassen. Das Telegramm nun facht seine Hoffnungen gewaltig an. Wollte sie ‚nein' sagen, so hätte sie sich sicherlich die beschwerliche Reise erspart. Er legt es sich so zurecht, daß sie durch sein früheres Verhalten kopfscheu geworden ist und jetzt feststellen will, ob seine früheren Bedenken auch wirklich beseitigt sind.
Nun, er wird ihr zeigen, wie ernst es ihm mit seiner Werbung ist. Er hat sich für ihren Empfang am Donnerstag ein nettes kleines Programm zurechtgelegt. Er wird das Mädchen nicht in seinem nüchternen Kontor empfangen, sondern in dem kleinen, anheimelnden Wohnzimmer über dem Laden.

Am Donnerstag ist die Kaffeetafel schon in den Mittagsstunden auf blütenweißem Damast gedeckt.
In der Küche hält die alte Aufwartefrau das Kaffeewasser am Sieden. Bärbel sitzt stocksteif auf ihrem Stühlchen und wagt nicht, sich zu rühren. Kersten prüft mit einem letzten Blick Kaffeetisch und Zimmer.
Da fährt er zusammen. Von der Kommode her schauen ihn die milden Augen Linas an. Er hat vergessen, die Fotografie seiner verstorbenen Frau zu entfernen. Gottlob, daß er diesen Regiefehler noch rechtzeitig entdeckt hat! Hastig nimmt er das Bild, um es in die oberste Kommodenschublade zu legen.
Bärbel, die sein Tun mit großen Augen verfolgt, fragt ein bißchen kläglich: „Papa, weshalb tust unsere Mama denn weg?"
Kersten hat sofort ein schlechtes Gewissen. Ja, weshalb versteckt er Linas Bild eigentlich? Schließlich weiß Gerda Peters doch, daß er schon einmal verheiratet war; sie hat seine Frau ja noch selber gut gekannt. Da wird sie es begreifen, daß er das Andenken der Toten ehrt. Gleich kommen ihm wieder Bedenken: könnte der Anblick dieses Bildes nicht vielleicht dem Mädchen doch das ‚Ja', das er von ihr erwartet, schwerer machen? Anderseits glaubt er, daß sie ein vernünftiges Mädel ist, das Lebensentscheidungen nicht von solchen Gefühlsaufwallungen abhängig machen wird. Unschlüssig hält er den Bilderrahmen in der Hand. Dann stellt er ihn mit einem kleinen Seufzer wieder auf die Kommode, diesmal allerdings ein bißchen weiter nach hinten, in den Schatten einer großen Fotografie seiner Eltern.
Kersten blickt gedankenverloren auf das blonde Wuschelköpfchen Bärbels nieder. Das Kind hat sich seine Puppe geholt und spielt nun ‚Besuch' damit. Der Mann nimmt sein Töchterchen auf die Arme. „Sag mal, Bärbel, magst du denn die Tante Gerda gerne leiden?"
Ein glückliches Lachen erscheint auf dem Gesicht der Kleinen: „Ijah, die is doch immer so lieb mit mir!"
Während Kersten den Kopf des Mädelchens fest an sich drückt, fragt er vorsichtig: „Was würdest du denn dazu sagen, wenn Tante Gerda hier nach oben zu uns kommen, dir dein Süppchen kochen und dich ins Bett bringen würde? Und wenn wir sonntags alle drei zusammen ausgehn würden?"

Das Kind patscht vor Vergnügen die Händchen zusammen. „Fein, krieg' ich dann auch Schokolade?"
„Natürlich, mein Herzblättchen!"
Kersten setzt das Mädel wieder auf den Stuhl. Nein, er kann es jederzeit vor Lina verantworten, was er jetzt tut. Gleich darauf steht das Bild wieder an seinem alten Platz.
Inzwischen rückt der Nachmittag langsam vor. Die Rosen liegen schon unansehnlich zwischen dem blitzenden Geschirr, der Zuckerguß auf den Tortenstücken zeigt die ersten kleinen Risse, und auf Bärbels Kleidchen werden schon die ersten Flecken sichtbar.
Gegen fünf Uhr ist Kersten mit seiner Geduld am Ende. Er schickt das Lehrmädchen Trina zu Frau Meunier, der Zimmerwirtin Gerdas.
Trina bleibt erstaunlich lange aus. Als sie endlich um die Ecke gerannt kommt, schüttelt sie schon von weitem den Kopf: „Nee, Herr Kersten, Fräulein Peters ist noch nicht da!" Dabei wagt sie den Chef nicht anzusehen. Dann verdrückt sie sich vor seinem gereizten Blick nach hinten in die Werkstatt.
Eine halbe Stunde später gebietet der Chef verdrossen Geschäftsschluß. Er schließt sofort die Ladentür hinter den lachend abziehenden Mädchen und steigt enttäuscht in die kleine Wohnung hinauf.
Eine kleine Stunde wartet er noch. Dann muß die Aufwartefrau den Tisch abräumen und die kleine Bärbel ins Bett bringen. Gegen neun Uhr verläßt er das Haus. Er will sich im ‚Drachenloch', gegen seine Gewohnheit, einen Schoppen gönnen und gleichzeitig im Kursbuch ein bißchen nach den Zugverbindungen von Hamburg herumstöbern.
Am Tisch der ‚Pfennigfuchser' sitzt ganz allein Doktor Linz und schmökert in den ausgelegten Zeitungen. Freundlich lächelnd mustert der Arzt den schmächtigen Mann in seinem ungewohnten Festgewand. „Na, Herr Kersten, zur Feier des Tages?"
Notgedrungen muß Kersten stehenbleiben.
„Zur Feier des Tages?" murmelt er. „Kein Grund zum Feiern."
„Nicht? Wo doch Ihre beste Mitarbeiterin reumütig in Ihre Arme zurückgekehrt ist."
„Wenn sie's nur erst wäre . . ."
„Wieso? Will sie denn nicht?" Doktor Linz ist ehrlich erstaunt.

„Sie ist noch gar nicht da!“ Kersten möchte das Gespräch so schnell wie irgend möglich beenden.
„Noch nicht da?“ sagt der Arzt gedehnt. „Komisch, ich meinte, sie heute morgen gesehn zu haben, wie sie aus der Siebengebirgsbahn stieg . . .“ Als er Kerstens unglückliches Gesicht sieht, fügt er rasch tröstend hinzu: „Na, vielleicht hab' ich mich versehn!“
Kersten läßt sich an einem entfernten Tisch nieder. Aber der Wein will ihm nicht schmecken. ‚Hat Doktor Linz sich wirklich geirrt? Oder . . .?‘

36

Wie für Kersten ist dieser Donnerstag auch für Peter van Booven ein Tag qualvollen Wartens.
Peter wagt an diesem Tage nicht, vom Telefon wegzugehen, aus Angst, das Gespräch von Doktor Struve könne an Sibylla geraten. So sitzt er Stunde für Stunde an seinem Schreibtisch und arbeitet die Akten durch, die er sich von Krefeld mit herübergebracht hat. Oft ertappt er sich allerdings dabei, wie er mechanisch die Blätter umwendet, ohne daß ein einziges Wort oder eine einzige Ziffer in seinem Gehirn hängenbleibt.
Seit dem Gespräch am gestrigen Abend knistert geheime Spannung zwischen Peter und Sibylla. Sie sind nicht auf das Thema zurückgekommen. Sibylla glaubt, daß es ein für allemal erledigt sei. Peter dagegen weiß, daß es nicht so ist. Er zermartert sich den Kopf nach Gründen, mit denen er Sibyllas zähes Beharren, das Kind zur Welt zu bringen, erschüttern könnte. Aber er findet keine.
Gegen Mittag hält er es nicht länger aus. Er ruft zunächst einmal bei Doktor Linz an.
„Nein, Herr van Booven“, erwidert der Arzt auf Peters ungeduldige Frage. „Ich habe noch nichts von Doktor Struve gehört und möchte auch noch nicht bei ihm anrufen. Wie sehr es eilt, weiß ja keiner besser als er!“
Schon will Peter mit kurzem Dank einhängen, als Doktor Linz nach einigem Zögern fortfährt: „Wissen Sie übrigens, daß Fräulein Peters wieder in Königswinter ist?“

Peter erschrickt: „Ach – seit wann denn?"
„Ich sah sie heut' morgen ankommen."
„Hat sie sich schon bei Ihnen gemeldet?"
„Dazu hat sie wohl einstweilen noch keinen Grund."
Peter glaubt in der Stimme des Arztes etwas wie Spott zu spüren. Er hat ihn spontan bitten wollen, mit Gerda zu sprechen und sie zur Vernunft zu mahnen. Nun sieht er lieber davon ab. Ja, er zieht es sogar vor, das Gespräch überhaupt abzubrechen. Doktor Linz ist offenbar nicht der Mann, bei dem er in diesem Fall Unterstützung finden könnte.
Er bleibt sinnend am Telefon sitzen. Dann späht er in den Park hinaus. Sibylla ist nicht zu sehen. Hastig wählt er die Nummer der Lemmerz-Werke und läßt sich mit Herbert Pratsch verbinden.
„Herbert – sie ist tatsächlich wieder da."
„Wer?" fragt Herbert verständnislos.
„Die Gerda Peters!" erwidert Peter mit einer leisen Ungeduld.
„Das war ja wohl zu erwarten."
„Ja, aber es paßt mir im Augenblick weniger denn je."
„Wieso?"
„Ich kann dir das jetzt schwer begreiflich machen. Es handelt sich um Sibylla. Ich muß ihr in diesen Tagen auch die kleinste seelische Erschütterung ersparen. Bitte, Herbert, hilf mir dabei. Um Sibyllas willen!"
Herbert Pratsch schweigt einige Sekunden. Sie erscheinen Peter wie eine Ewigkeit. „Und wie denkst du dir das?"
„Geh zu ihr! Beschwör sie, keine Dummheiten zu machen. Vor allem Sibylla in Ruhe zu lassen. Ich selber bin ja zu jedem Entgegenkommen bereit."
Eine Weile reden sie noch hin und her. Herbert – schwerfällig wie immer – hat natürlich Bedenken und braucht einige Zeit, bis er sich entschließen kann. Aber dann sagt er endlich zu. Peter fällt eine Zentnerlast von der Seele, denn er weiß: Hat Herbert erst einmal ja gesagt, dann hält er auch Wort.
Am Nachmittag meldet sich Doktor Struve.
Seine Stimme hat etwas von der gewohnten lehrhaften Monotonie verloren. Es schwingt sogar leise Erregung in ihr: „Können Sie noch heute abend zu mir kommen, Herr van Booven?"
„Haben Sie Bullin erreicht?" Peter dämpft seine Stimme, denn

Sibylla sitzt draußen vor dem offenen Fenster auf der Terrasse.
„Ja – und darum handelt es sich eben!"
„Was ist denn?" fragt Peter in steigender Erregung.
„Lassen Sie uns nachher darüber sprechen. Das ist kein Thema für ein Telefonat. Ich hab' vergeblich versucht, Doktor Linz zu erreichen. Dürfte ich Sie wohl bitten, ihn zu unserer Besprechung mit herüberzubringen."
Beim Abendessen kann Peter seine Nervosität kaum noch verbergen. Es kostet ihn einige Überwindung zu sagen: „Ich muß gleich nachher noch auf ein Stündchen oder länger fort, Billa!"
Stumme Frage in Sibyllas Augen.
„Herbert will mich dringend sprechen. Wegen beruflicher Dinge . . ." Er hat sich nicht leicht zu dieser Lüge entschlossen. Aber wenn sie erführe, daß er zu Doktor Struve fährt, würde sie keinen Augenblick mehr Ruhe haben.
„Kann er denn nicht zu uns kommen? Es ist doch viel gemütlicher hier auf der Terrasse . . .", meint Sibylla sanft.
„Wir müssen zusammen nach Honnef, Billa. Ich nehm' den kleinen Wagen."
Peter fährt kurz am Arzthaus in der Dollendorfer Straße vorbei. Er hat nicht gewagt, bei Doktor Linz anzurufen, aus Furcht, Sibylla könnte das Gespräch hören. Aber er hat Glück. Doktor Linz ist jetzt zu Hause und sofort bereit, mitzukommen.
Während sie in rasender Fahrt durch Niederdollendorf und Oberkassel brausen, unterrichtet Peter seinen Begleiter kurz über das Telefonat mit Doktor Struve.
Zwanzig Minuten später sitzen die drei Männer einander im Privatzimmer des Chefarztes gegenüber. Doktor Struve möchte die Unterredung wieder mit seinem berühmten langen Schweigen einleiten, das den Teilnehmern stets Gelegenheit geben soll, sich zu sammeln. Doch Peter läßt ihm keine Zeit dazu: „Nun, Herr Doktor Struve, was meint Professor Bullin?"
Dann lauscht er mit vorgeneigtem Oberkörper den Worten des Chefarztes. Doktor Struve spricht wieder in seiner betont langsamen Art. Peter nickt bisweilen ungeduldig und in steigender Erregung mit dem Kopf. Aber der Redestrom Doktor Struves fließt trotzdem nicht schneller.
„Auf allerlei Umwegen habe ich Professor Bullin endlich gegen Mittag an den Apparat bekommen. Er entsann sich genau des

Falles und der Untersuchung in Paris. Aber Professor Bullin ist ein vorsichtiger Mann. Er hatte den Verdacht, daß es sich bei meinem Anruf um eine Mystifikation handeln könne, mit der ihm das Geheimnis um Ihre Gattin von unberufener Seite abgeluchst werden sollte . . .“
Doktor Linz hüstelt verlegen, und auch Peter senkt den Blick hastig auf die Tischplatte.
„Professor Bullin bestand darauf, sofort bei mir zurückzurufen, um jede Gefahr dieser Art auszuschließen. Vor dreieinhalb Stunden ist dieser Rückruf gekommen.“
„Und?“ Peter fliegt vor Ungeduld.
„Professor Bullin hat im wesentlichen bestätigt, was Sie mir schon mitteilten. Ich meinerseits habe ihm von der neuen Entwicklung Kenntnis gegeben, die durch die Schwangerschaft eingetreten ist. Bullin war zuerst betroffen; denn er entsann sich, Sie vor den Folgen einer solchen Entwicklung gewarnt zu haben.“
„Da war es doch schon zu spät!“ pariert Peter diesen Vorwurf.
Ungerührt fährt Doktor Struve fort: „Ich konnte ihm das an Hand der Tatsache nachweisen, daß Ihre Gattin sich bereits im dritten Monat befindet. Im übrigen stellte sich Bullin sofort auf den Boden der Tatsachen und . . .“ Er macht eine bedeutungsvolle kleine Pause.
„Er ist also auch für einen sofortigen Eingriff, nicht wahr?“ Ein Gefühl der Erleichterung erfaßt Peter.
Mit nachsichtiger Ruhe fährt der Chefarzt fort: „Professor Bullin pflichtete meinem Standpunkt bei. Er war wie Doktor Linz und ich der Auffassung, daß man versuchen müsse, das werdende Leben zu retten, wenn eine Chance bestünde, das Leben der Mutter so lange zu erhalten!“
„Aber das ist ja glatter Mord!“ sagt Peter völlig unbeherrscht.
„Ein hartes Wort, Herr van Booven! Sie werden es zurücknehmen, wenn Sie hören, was Bullin mir sonst noch zu sagen hatte.“
Es ist jetzt so totenstill im Raum, daß man das leise Singen des Ventilators hören kann. Peters Gesicht wechselt blitzschnell den Ausdruck zwischen schreckhafter und hoffnungsfreudiger Spannung. Doktor Linz hat interessiert den grauen Kopf vorgeneigt.

„Professor Bullin ist in der letzten Zeit ein ganzes Stück weitergekommen in seinen Forschungen. Er hat . . ."
„. . . ein Heilmittel?" stößt Peter atemlos hervor.
„Er hat", knüpft Doktor Struve an, „Methoden entwickeln können, die das Leiden zwar nicht zum Stillstand bringen, aber seinen Ablauf verzögern können."
Peter schwankt ein paar Sekunden zwischen Enttäuschung, Zorn und freudiger Erregung. Dann bricht es heftig und bitter aus ihm hervor: „Weshalb hat er mir denn damals nichts davon gesagt?"
„Das Ergebnis und die Auswertung jahrelanger Untersuchungen konnten erst zum Abschluß gebracht werden, nachdem Professor Bullin aus Paris zurückgekehrt war."
„Er hätte mich sofort benachrichtigen können." Das ist beinahe ein wütender Aufschrei.
„Er hätte es getan, sobald das chemische Mittel, das er zu diesem Zweck entwickelt hat, in genügender Menge vorhanden ist. Im Augenblick hat Bullin nicht einmal genug, um seine eigenen Patienten damit zu versorgen."
„Ein chemisches Mittel?" fragt Doktor Linz mit sachlichem Interesse.
„So sagte mir Professor Bullin. Natürlich wollte und konnte er Einzelheiten nicht mitteilen. Fest steht jedoch, daß es im Zusammenwirken mit Bestrahlungen jene Verzögerungen bewirkt, die . . ."
Peter ist aufgesprungen. Seine Hände flattern durch die Luft. Stoßweise und keuchend kommen seine Worte: „Wir werden 'rüberfliegen! Sofort werden wir zu Bullin fliegen, Billa und ich . . . Noch heute . . . er muß uns das Mittel geben."
Doktor Linz zieht ihn mit sanfter Gewalt auf den Stuhl zurück. „Das war natürlich auch mein erster Gedanke", fährt Doktor Struve ruhig fort. „Aber Bullin riet dringend, Ihrer Gattin die Strapazen einer solchen Reise zu ersparen. Angesichts der besonderen Umstände dieses Falles erklärte er sich bereit, uns eine gewisse Menge seines Mittels zu überlassen und herzuschicken."
Peter ist wieder aufgesprungen: „Und wann würde das sein?"
„In etwa drei Wochen!"
Peter sinkt enttäuscht auf seinen Stuhl zurück. „Drei Wochen!"

murmelt er niedergeschlagen. „Das ist doch unmöglich! Sie müssen gleich noch mal mit ihm sprechen. Hier liegt doch ein besonders dringender Ausnahmefall vor! Sagen Sie ihm, daß der Preis für das Mittel keine Rolle spiele, und wenn ..."
Mit ein bißchen menschlicher Wärme, wie sie selten genug aus ihm heraustritt, sagt der Chefarzt: „Ich begreife Sie recht gut, Herr van Booven. Aber wir wollen über der menschlichen Anteilnahme an diesem Fall die rein rechnerischen Überlegungen nicht vergessen. Als ich Ihre Gattin operierte, hatten wir April. Nach dem Befund damals durfte ich ihr noch eine Lebensfrist von einem dreiviertel bis höchstens einem Jahr zugestehen. Das war eine vage Angabe, da wir ja leider über den Verlauf der Krankheit nur wenig wissen. Aber sie deckt sich im großen ganzen mit der Prognose Bullins. Wir haben jetzt Mitte August. Ihre Gattin befindet sich im dritten Monat. Wenn es uns gelänge, die entscheidende Stunde in diesem Krankheitsablauf mit Hilfe des Bullinschen Mittels bis zum April des kommenden Jahres hinauszuschieben, dann – ja, dann hätten wir es geschafft!"
Peter ist unter diesen Worten erstarrt. Wie eiskalt dieser Mann seine Zahlenspiele mit Leben und Tod treibt! Als ob sich dahinter nicht eine Fülle von durchlittenen Tagen und bitteren, hoffnungslosen Nächten verbirgt! Aber dann trifft ihn wie ein Peitschenhieb die Erkenntnis, daß er selber vor nicht gar so langer Zeit eine ähnlich eiskalte Rechnung aufgestellt hat. Doktor Struve betreibt diese nüchternen Zeitkalkulationen, um zu helfen. Er selber aber ...
Peter wirft sich vom Stuhl empor. Er krampft die Hände ineinander. Seine Stimme steigert sich fast zu Schreien: „Nein! Nein! Ich halte das nicht durch! Ich bin jetzt schon am Ende!" Er greift sich an die Kehle, als müsse er eine Schlinge fortreißen, die sich drosselnd um seinen Hals legt.
Betroffen starrt Doktor Struve auf dieses Bild abgrundtiefer Verzweiflung. Dann sagt er mit einem leisen Vorwurf in der Stimme: „Sosehr ich Ihren Schmerz verstehe, Herr van Booven – hier geht es nicht um Sie, sondern um Ihre Gattin. Sie haben ihr in dem kommenden Kampf der beste Halt zu sein."
Peter sitzt zusammengesunken da, die zitternden Hände vors Gesicht geschlagen. Bisweilen läuft ein Zucken durch seine Ge-

stalt. Minuten dauert es, bis er sich so weit gefaßt hat, daß er sich erheben kann. „Ich danke Ihnen, Herr Doktor Struve!“ sagt er tonlos. „Kommen Sie bitte, Doktor Linz!“
„Bitte, fahren Sie ohne mich zurück, Herr van Booven. Ich glaube, es wird Ihnen guttun, mit Ihren Gedanken allein zu sein, bevor Sie Ihrer Gattin wieder gegenübertreten. Ich selber möchte mit Herrn Doktor Struve die nächsten Maßnahmen besprechen.“
„Dann also ... Guten Abend!“ Mit taumelnden Schritten geht Peter hinaus.
Der Chefarzt blickt ihm nach. „Er tut mir leid!“
Doktor Linz zuckt wortlos die Achseln.

37

Doktor Linz hat sich nicht geirrt: Gerda Peters ist tatsächlich am Morgen dieses Tages in Königswinter angekommen. Sie will ihren kleinen Koffer bei Frau Meunier abstellen, will sich eine kleine Weile ausruhen und dann gleich zu Kersten hinübergehen.
Aber dann kommt alles ganz anders. Schon auf ihrem kurzen Gang von der Siebengebirgsbahn nach dem Hause, das für sie jahrelang eine zweite Heimat gewesen ist, werden ihr die Füße mit jedem Schritt schwerer. Geschehnisse und Menschen tauchen wieder aus der Vergangenheit auf.
Frau Meunier empfängt Gerda mit überschwenglicher Freude. Sie nötigt das Mädchen in ihren bequemsten Sessel, tischt eilig ein kleines Frühstück auf und möchte, während Gerda appetitlos von den angebotenen Sachen nimmt, Antwort auf hundert Fragen haben.
Schließlich sagt Gerda: „Ich würde mich gern oben ein bißchen hinlegen, Frau Meunier. Ist das Zimmer frei?“
Die alte Dame macht ein gekränktes Gesicht: „Aber Gerda! Ich hab' doch immer gewußt, daß du eines Tages wiederkommen würdest. Und da sollt' ich einen fremden Menschen hereinnehmen? Es ist alles so geblieben, wie du es verlassen hast. Soll ich deinen großen Koffer von der Bahn holen lassen?“

„Ich hab' nur diesen kleinen mit, Frau Meunier."
Die Wirtin hebt in sanftem Erschrecken ihre mageren Hände. „Ich denke, du willst wieder hierbleiben, Kind."
„Erst mal ein paar Tage . . . und dann . . ." Gerda blickt in die enttäuschten Augen der alten Dame und bricht mitten im Satz ab. Sie mag ihr nicht weh tun. Überdies scheut sie alle Fragen und Erklärungen, die sich auf die Zukunft beziehen.
Gleich darauf steigt Gerda erschöpft die schmale, steile Stiege zu ihrer kleinen Mansarde empor. Die ganzen Monate hindurch hat sie sich nach der Einsamkeit dieser vier Wände gesehnt. Doch nun fühlt sie auch hier ein dumpfes Gefühl der Bedrückung. Eine Zeitlang steht sie am Fenster, dann läßt sie sich kraftlos auf das schmale Bett fallen und starrt gegen die Decke. Aus einem Fenster gegenüber schallt Radiomusik. Die auf und ab schwellenden Töne zerren an Gerdas Nerven. Sie erhebt sich noch einmal und schließt die Fensterflügel. Nun ist Stille ringsum. Langsam dämmert Gerda in einen Schlummer hinein.
Ein halblautes, hartnäckiges Pochen an der Tür weckt sie.
Gerda streicht mit fliegenden Händen ihr Kleid glatt und wischt sich die Haare aus der Stirn. Dann ruft sie mit halberstickter Stimme: „Ja? – Wer ist denn da?"
Eine dunkle, ruhige Männerstimme antwortet: „Hier ist Herbert Pratsch. Ein Freund von Peter. Darf ich Sie wohl einen Augenblick stören?"
Gerda greift mit zitternden Händen nach dem Bettpfosten. Sie will sich emporziehen, aber die Knie versagen ihr den Dienst. Sie ist einer Ohnmacht nahe. Kaum hat sie die Kraft, ein ‚Ja, bitte' zu flüstern.
Herbert bückt sich ein wenig, als er durch die niedrige Tür tritt. Das ist eine Bewegung, die Gerda unheimlich vertraut anmutet. So ist Peter auch immer hereingekommen, muß sie unwillkürlich denken. Ihre Augen nehmen einen feindseligen Ausdruck an.
Herbert drückt die Tür behutsam ins Schloß und steht unbeholfen da. ‚Er hat ein gutes, rechtschaffenes Gesicht und Gesten, die ein bißchen verlegen wirken. Geradeso wie bei Butenschön.' Unter solchen Gedanken mildert sich der abweisende Ausdruck in Gerdas Augen.
Zögernd streckt Herbert seine Hand aus: „Guten Tag, Fräulein Peters!" Als er bemerkt, daß sich Gerda mühselig von der Bett-

kante erheben will, setzt er hastig hinzu: „Bitte, bleiben Sie doch sitzen! Es ist vielleicht nicht recht, daß ich Sie hier in Ihrem Mittagsschlaf störe. Aber ...“ Er stockt und bringt keinen Ton mehr hervor.
Gerda sieht den jungen Menschen fragend an. Unter diesem Blick gewinnt Herbert nur schwer seine Sicherheit zurück. So flüchtet er sich in eine kleine Förmlichkeit: „Ich freue mich, Sie kennenzulernen, Fräulein Peters. Ich hab' schon viel von Ihnen gehört.“
Gerdas Züge verhärten sich. „Natürlich, Herr Pratsch. Und ich kann mir auch schon denken, was.“ Das ist nicht ohne Bissigkeit gesagt.
Herbert blickt das Mädchen verdutzt an. „Verzeihen Sie, bitte ...“, stammelt er. „Es ist wirklich nur Gutes ... von Herrn Linz und Herrn Kersten ... und nicht zu vergessen, von meiner Mutter, und ...“ Es ist, als riefe ein Gerichtsdiener Kronzeugen auf.
Gerda lächelt bitter: „... und schließlich sogar von – von Herrn van Booven, nicht wahr, Herr Pratsch?“
Herbert macht eine hilflose Geste. „Ja, ja, auch von ihm ... gewiß!“ Bevor Gerda diesen Faden wiederaufnehmen kann, fährt er hastig fort: „Ich habe leider nicht viel Zeit, Fräulein Peters. Wir machen nur 'ne Stunde Mittag im Werk. Ich muß bald zurück.“
„Und trotzdem sind Sie zu mir hergekommen? Das muß ja was ganz Wichtiges sein!“ Gerda weist auf einen der Stühle am Tisch.
Herbert läßt sich umständlich darauf nieder. Wieder entsteht eine Pause.
Endlich fragt Gerda mit einem deutlichen Anflug von Ungeduld in der Stimme: „Nun?“
‚Teufel, das ist ein schwieriger Fall!‘ denkt Herbert. Vergeblich sucht sein schwerfälliger Verstand nach ein paar passenden Worten, mit denen er sein Anliegen unverfänglich einleiten könnte.
Sein langes, ratloses Schweigen steigert Gerdas Mißtrauen. „Woher wissen Sie denn überhaupt, daß ich wieder hier bin?“ will sie wissen.
„Ja, also ... ein Bekannter hat nämlich ... der hat es mir er-

zählt . . .“ Herbert ist bei diesen Worten ein wenig rot geworden. ‚Wie ein Junge, den man auf einer Lüge ertappt hat‘, denkt Gerda. Ein mattes Lächeln schleicht über ihre Züge. Doch es erlischt sofort wieder. ‚Du mußt auf der Hut sein, Gerda!‘ ermahnt das Mädchen sich selber.

Jetzt rafft Herbert allen Mut zusammen. Es klingt sehr treuherzig, als er sagt: „Ich bin gar kein guter Diplomat, Fräulein Peters... und ich will deswegen auch nicht um die Sache ’rumgehn wie die Katze um den heißen Brei. Ich möchte nur fragen, ob Sie für immer in Königswinter bleiben wollen?“

Gerda verzieht den Mund. „Ach so . . .!“ sagt sie dann gedehnt.

Aber der junge Mann läßt sie gar nicht erst zu Worte kommen. „Sie müssen das richtig auffassen, Fräulein Peters. Ich bin nicht etwa hergekommen, um Ihnen Vorschriften zu machen oder Ratschläge aufzudrängen. Sie sind ja schließlich ein selbständiger Mensch. Aber . . .“ Er bricht mitten im Satz ab.

„Ich dachte, Sie wollten nicht um den heißen Brei herumgehn!“ Gerdas spöttischer Ton verwirrt Herbert noch mehr. Außerdem fühlt er sich jetzt durch ihre Art ein wenig verletzt. Aber nun gelingt es ihm doch, seiner Stimme einen betont festen Klang zu geben: „Ich möchte gerne weiteres Unglück verhüten, Fräulein Peters!“

Gerdas Gesicht verschließt sich sofort trotzig. „Was würden Sie denn ein Unglück nennen, Herr Pratsch?“ fragt sie herausfordernd.

Herbert spricht sehr vorsichtig: „Ich denk’ mir, es wär’ gar nicht gut, wenn Sie und Peter am gleichen Platz leben würden. Sehn Sie, Sie würden einander dauernd begegnen. Man mag sich noch so vorsehn, aber es kann einfach nicht ausbleiben. Und jedesmal wird es einem wieder einen Stich durchs Herz geben, jedesmal werden die alten Wunden wieder aufgerissen. Und keiner von Ihnen kommt jemals zur Ruhe. Außerdem würde Sie alles hier immer wieder an das Gewesene erinnern . . . So was taugt nicht!“ Seine Stimme hat mehr und mehr einen beschwörenden Klang angenommen.

Gerda hat ihn schweigend angehört. Ihr Gesicht zeigt keine Bewegung. Aber hinter der klaren Stirn arbeitet es gewaltig: Deckt sich das, was dieser Mann da sagt, nicht haargenau mit

dem, was sie selber vorhin auf dem Wege durch Königswinter empfunden hat?
„Herr Kersten will mich heiraten!" Fast ist es, als hätte Gerda diese Worte zu sich selber gesagt, so leise sind sie gesprochen.
Herbert ist unmerklich zusammengezuckt. „Und Sie wollen?"
Gerda hebt die Schultern und erwidert: „Was bleibt mir andres übrig!" Das klingt, als spräche sich ein Mensch selber sein Todesurteil.
Eine Welle von Mitgefühl schwemmt über Herbert hinweg. „Sie lieben ihn also nicht? Entschuldigen Sie, wenn ich so indiskret frage."
Gerda lächelt bitter. „Hat ein Mädchen wie ich noch das Recht, auf Gefühle zu bauen?"
Es dauert eine Weile, bis Herbert den tiefen tragischen Sinn dieser Worte erfaßt hat. Kein Zweifel: hier ist ein junger Mensch drauf und dran, vom wahren Leben Abschied zu nehmen. Nicht, daß Gerda es von sich werfen wollte. Aber sie versucht, nach der großen Enttäuschung jetzt in die Gefühllosigkeit zu flüchten. Ohne zu wissen, daß dies eine Wüste ist, in der sie verdursten muß.
Nach kurzem Überlegen sagt Herbert dringlich: „Hören Sie mir mal ganz ruhig zu, Fräulein Peters! Was Sie da vorhaben, wäre die größte Dummheit Ihres Lebens. Sie haben keinen Grund, solche Dummheit zu begehen. So tüchtig, wie Sie sind!"
Unversehens schießen ihm die Worte durch den Kopf, die Peter van Booven vor ein paar Tagen unten auf der Rheinpromenade gesprochen hat. So sagt er: „Ich glaub', Sie könnten wieder ganz glücklich werden, wenn Sie sich unabhängig fühlen würden. Beispielsweise, wenn Sie einen kleinen Modesalon für sich hätten. In Bonn oder in Köln oder sonstwo. Es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn man dafür nicht einen Geldgeber . . ."
Er tut, als dächte er angestrengt nach. Gerda starrt ihn entgeistert an. Plötzlich verzerrt sich ihr Gesicht. „Ich verstehe schon, Herr Pratsch. Und ich weiß auch, wer den uneigennützigen Geldgeber spielen will", sagt sie heiser.
‚Also doch verkehrt!' Herbert möchte sich ohrfeigen. Daß er dieses Mädchen so sehr verkennen konnte! Daß er annehmen konnte, es ginge ihr nur darum, versorgt zu sein! In einer jähen Aufwallung greift er nach ihren Händen. „Glauben Sie mir

doch, daß ich es wirklich gut mit Ihnen meine, Fräulein Gerda! Ich will Sie doch nur vor unüberlegten Schritten bewahren."
Gerda hat die Hände verkrampft. Plötzlich bricht es aus ihr heraus: „Aber was soll ich denn tun, Herr Pratsch? Ich weiß wirklich nicht mehr ein noch aus! Ich will nicht, daß mein Kind ohne Vater zur Welt kommt. Ich mag nicht an das denken, was ihm dann alles bevorstehen würde. Was sollte aus dem Kind werden? Solange meine Mutter lebt, könnt' es wohl bei ihr bleiben. Aber meine Eltern sind alt. Und dann?" Immer verzweiflungsvoller kommen die Worte des Mädchens: „Außerdem verlangen meine Eltern, daß ich Kersten heirate. Und sie dürfen es verlangen; sie sehn bloß die Schande, die ich ihnen mache. Und sie sehn auch, daß ich jetzt eine Möglichkeit habe, ihnen diese Schande zu ersparen. Deshalb bin ich zurückgekommen, Herr Pratsch, obwohl ich weiß, daß es schrecklich werden wird. – Sie sagen, ich dürfte diesen Weg nicht gehn. Aber bleibt mir denn etwas anderes übrig?" Die letzten Worte sind fast herausgeschrien.
In diesem Augenblick fliegt die Tür auf. Frau Meunier stürzt herein. Sie zittert am ganzen Leibe. Mit einer ungestümen Bewegung reißt sie das Mädchen an sich. „Komm, Kindchen! Reg dich nicht auf!" Sie streicht ihr beruhigend über die braunen Locken. Dann mißt sie Herbert mit einem vernichtenden Blick. „Ich hätte Sie doch nicht 'rauflassen sollen!" Sie wendet sich wieder Gerda zu: „Aber er sagte, es wär' ganz dringend. Und nun hör' ich euch schon 'ne ganze Weile miteinander 'rumstreiten. Und schließlich konnt' ich's nicht mehr aushalten."
Gerda lehnt sich totenblaß und mit geschlossenen Augen an die alte Dame.
Frau Meunier schießt einen zornigen Blick zu Herbert hinüber. „Ich glaub', es ist besser, Sie gehn jetzt, Herr Pratsch!"
Bevor Herbert antworten kann, beugt sich das Mädchen vor, wie von einem jähen Krampf befallen. Sie hält die Hände über dem schweren Leib und stöhnt dumpf.
„Aber was ist denn, Kind?" jammert die alte Dame los.
Gerda entzieht sich mit einer brüsken Bewegung ihren Armen. Sie erhebt sich, geht taumelnd ans Fenster und stößt es auf. Dann atmet sie ein paarmal tief. „Es ist schon vorbei!" murmelt sie.

Herbert ist hinter das Mädchen getreten. „Es ist wohl wirklich besser, ich gehe jetzt, Fräulein Peters!"
Gerda blickt ihn an, aber es kommt Herbert vor, als schauten diese Augen durch ihn hindurch.
„Versprechen Sie mir nur eines, Fräulein Gerda! Fassen Sie noch keine endgültigen Entschlüsse! Lassen Sie uns noch einmal in Ruhe darüber reden! Ich komme wieder!"
Ganz impulsiv streift seine große, grobe Hand die Wangen des Mädchens. Plötzlich, als schämte er sich dieser Geste, eilt Herbert hinaus.
Frau Meunier führt Gerda mit sanfter Gewalt zum Bett zurück und drückt sie darauf nieder. „Ruhe dich aus, Kindchen! Ich mach' dir einen Lindenblütentee! Heut' gehst du nicht mehr weg. Und auch Herr Kersten kann warten!"

Am nächsten Morgen liegt Gerda blaß in den Kissen. Sie hat eine schlaflose Nacht hinter sich und fühlt sich wie zerschlagen. Ihre Gedanken sind ohne Unterlaß im Kreise gegangen. Wie in einem Käfig.
Vom Flur dringt Stimmengewirr herauf. Frau Meunier spricht lauter als sonst. Ein paarmal wird sie abgelöst von einem ruhigen, fast monotonen Organ. Gerda erschrickt. Sie kennt diese Stimme. Kersten.
Mit einer instinktiven Bewegung zieht das Mädchen die Decke glatt und streicht sich die wirren braunen Haare aus der Stirn. ‚Hoffentlich läßt sie ihn nicht herauf', denkt sie. ‚So wie ich jetzt ausseh . . .' Sie ist auch in diesem verzweifelten Augenblick noch Frau genug, zunächst einmal an ihr Äußeres zu denken.
Doch schon kommen Schritte herauf. Vorsichtiges Klopfen. Frau Meunier schiebt sich als erste ins Zimmer und sagt ärgerlich, während sie die Tür hinter sich wieder halb schließt: „Herr Kersten. Er will Krankenbesuch machen!"
Ohne eine Aufforderung abzuwarten, kommt Waldemar Kersten hinter ihr auf Zehenspitzen ins Zimmer. Wider seine Gewohnheit trägt er den Kneifer diesmal auf der Nase. Aber die Brille schwankt heftig hin und her und verrät die Gemütsbewegung des Mannes. Seine Hände zerknüllen den Rand eines grauen Hutes.

Er hält sich in einiger Entfernung vom Bett. „Guten Tag, Fräulein Peters!“ preßt er mit einiger Mühe hervor.
Als Gerda nicht gleich antwortet, stammelt er: „Ja nun ... ich hab' nämlich von Frau Meunier gehört, daß Sie krank sind ... und da dacht' ich ... da wollt' ich ...“
Frau Meunier fährt unwirsch dazwischen: „Ich hab' Herrn Kersten gesagt, daß er nur ganz kurz bleiben und dich nicht aufregen darf.“ Sie wirft Gerda einen bedeutungsvollen Blick zu.
„Schon gut, Frau Meunier“, erwidert Gerda leise. „Wollen Sie nicht Platz nehmen, Herr Kersten?“
Kersten blickt ratlos auf den Stuhl neben Gerdas Bett; es steht immer noch das Tablett mit den Frühstücksresten darauf. Unwillig nimmt Frau Meunier das Tablett hoch und fährt aus Gewohnheit mit ihrer Küchenschürze über den Stuhl. Dann schlurft sie nach einem letzten mahnenden Blick auf Gerda wortlos hinaus.
Kersten läßt sich hölzern auf den Sitz nieder. Nun nimmt er doch den Kneifer von der Nase und legt ihn in den Kniff des grauen Hutes.
„Frau Meunier scheint es nicht gern zu sehen, daß ich hierhergekommen bin, Fräulein Peters!“
„Sie ist sehr besorgt um mich.“
„Das bin ich doch auch!“ murmelt Kersten, und es klingt wie ein leiser Vorwurf.
„Ich weiß, Herr Kersten“, antwortet Gerda ein bißchen ungeduldig.
Bedrückendes Schweigen. Die scheu fragenden Augen des Mannes gehen Gerda auf die Nerven. ‚Wenn er bloß nicht davon anfängt!‘ denkt sie. Dabei weiß sie, daß es nun kein Ausweichen mehr gibt; daß der Mann gekommen ist, um sich ihre Antwort zu holen.
Schließlich nimmt Kersten einen neuen Anlauf: „Ich dacht' mir schon, daß Sie krank wären ... weil Sie gestern nicht gekommen sind.“
„Seien Sie mir nicht böse, Herr Kersten! Es ging beim besten Willen nicht. Ich war völlig fertig ...“
„Gewiß ... die Reise ... Ihr Zustand ... ich verstehe ...“
Kersten versteht nur eines nicht: daß sein Lehrmädchen Trina

zurückgekommen ist und behauptet hat, Gerda Peters wäre noch nicht da. Aber er hütet sich, dieses Thema anzuschneiden. Und wenn er es recht bedenkt, darf er sich diese kleine Notlüge vielleicht sogar zu seinen Gunsten auslegen. Gerda hat ihn gestern nicht beunruhigen wollen. Das ist es.
Kerstens Miene hellt sich auf: „Eigentlich schade", fährt er ein bißchen lebhafter fort. „Ich hatte nämlich 'ne hübsche Kaffeetafel decken lassen . . . wissen Sie, mit Blumen und so weiter . . . und Bärbel hatte sich auch schon schrecklich gefreut auf die . . ." ‚Neue Mutti' will er sagen. Aber er bedenkt rechtzeitig genug, daß ein eigenmächtiger Vorschuß auf die Zukunft das Mädchen verletzen könnte. So ergänzt er hastig: „Na, es kann ja schließlich alles noch nachgeholt werden!"
„Natürlich!" Das kommt abgehackt aus Gerdas Mund. Kersten starrt sie betroffen an. Hat er etwas falsch gemacht? Als das Mädchen seinen Blick erwidert, senkt er rasch die Augen.
Wieder herrscht tiefe Stille im Zimmer. Gerda hat Muße, das Gesicht, die ganze Erscheinung des Mannes zu betrachten. ‚Wie ist er bloß in den letzten Wochen gealtert!' stellt sie mit leisem Erschrecken fest. ‚Er ist noch fahriger als früher. Und das nervöse Zucken um seine Mundwinkel hat sich noch verstärkt.' Offensichtlich nimmt er sich die Geschichte doch mehr zu Herzen, als sie gedacht hat.
Diese Beobachtung versöhnt sie ein bißchen mit dem Bilde, das sie sich bisher von ihm gemacht hat. Gerda hat sich bisher niemals die Mühe genommen, sich in die Lage dieses Mannes hineinzudenken: sie hat den ganzen Fall immer nur aus ihrer eigenen Perspektive betrachtet.
Blitzhaft wird ihr in diesem Augenblick klar, wieviel menschliche Größe sich hinter dem schüchternen Gebaren Kerstens verbirgt. Sie ist sozusagen ein ‚gefallenes Mädchen' – trotzdem wirbt er unerschütterlich um sie. Sie hat ihn abgewiesen – trotzdem wiederholt er seine Versuche mit zäher Güte. Die Leute wetzen ihre Zungen an ihrem Fehltritt – es ficht ihn nicht mehr an. Anderseits tappt er nicht in blinder Gefühlsseligkeit in diese Ehe hinein, sondern hat sich nach schweren inneren Kämpfen zu ihr durchgerungen. Sie ahnt dunkel, was eine solche Entscheidung für einen Charakter wie Kersten bedeutet. Für ihn ist sie unumstößlich. Er wird nicht mehr daran rütteln oder von

anderen daran rütteln lassen. Er wird weder für sich selber noch für Gerda jemals ein Wort des Vorwurfes haben, sondern aus ihrem gemeinsamen schweren Leben treu und verläßlich das Beste zu machen versuchen. Kann es einen Menschen geben, bei dem sie besser aufgehoben wäre? – Nach den vielen stürmischen Wochen winkt ihrem schwer mitgenommenen Lebensschiffchen hier ein ruhiger, sicherer Hafen.

Sie bemerkt plötzlich, daß Kersten sie schon eine ganze Weile in angstvoller Spannung ansieht. Und jetzt, nach den versöhnlichen Gedanken der letzten Minuten, entschließt sich Gerda zu einem aufmunternden Lächeln. Aber noch einmal wählt sie einen kleinen Umweg: „Wie kommt Kätti denn mit der Kundschaft klar, Herr Kersten?"

Der Mann schüttelt trübselig sein Haupt: „Es wäre gut, wenn Sie bald wieder die Zügel in die Hände nähmen, Fräulein Peters. Vorgestern haben sich erst wieder Frau Nirrnheim und zwei andere Damen erkundigt, wann Sie zurückkämen."

Eine warme Welle überflutet Gerdas Herz. Es gibt also tatsächlich Menschen, die sie vermissen! Und es gibt einen Platz, auf dem sie gebraucht wird! Sie sehnt sich plötzlich nach den schimmernden Glasschränken und blitzenden Spiegeln des Modesalons. Sie sieht sich wieder zwischen rauschender Seide und raschelnden Bändern hantieren und mit sicherer Hand die Auslagen dekorieren. Das ist und bleibt ihre Welt.

Sie blickt versonnen auf die Bettdecke. Ihre Miene hat sich entspannt, und ein froher Glanz steht nun in ihren Augen.

Kersten spürt die Veränderung, die in den letzten Minuten mit dem Mädchen vor sich gegangen ist. Nun glaubt er seinen Augenblick gekommen. Mit einer ungestümen Bewegung, die ungelenk und rührend zugleich wirkt, greift er nach Gerdas Hand. „Sie haben meinen Brief bekommen, Fräulein Gerda. Und da ... Sie haben ... ja, obgleich ..." Schon hat er sich wieder heillos festgestammelt. Dann stößt er hervor: „Darf ich hoffen?"

Gerda hat diese Frage Dutzende von Malen in Romanen gelesen, und sie hat diese billige und hilflose Formulierung immer mit Heiterkeit aufgenommen. Aber nun, da die Frage in der Wirklichkeit an sie herantritt, ist ihr gar nicht nach Lächeln zumute.

Sie schließt die Augen, verharrt einige Augenblicke ganz ruhig

und sagt dann langsam, indem sie ihren Blick wieder voll auf Kersten richtet: „Wenn ich ja sage, Herr Kersten, dann bitte ich Sie herzlich, dieses Ja richtig aufzufassen. Ich meine es ehrlich. Aber es ist nicht einfach für mich, in das neue Leben hineinzuwachsen, das Sie mir da bieten."

„Aber ich schenke Ihnen doch nichts, Fräulein Gerda. Sie geben mir doch auch alles."

Das tiefe herzliche Vertrauen seiner Worte erschüttert Gerda. Sie muß alle Kraft aufbieten, um ihrer Stimme einen festen Klang zu verleihen: „Ich bitte Sie deswegen nur um eines: geben Sie mir erst noch ein bißchen Zeit, mich mit alledem vertraut zu machen, was mich nun erwartet."

„Sie wollen also, daß wir noch warten?" Kerstens Miene zeigt deutlich, daß er enttäuscht ist. „Aber Sie ... ich meine, wir haben doch gar nicht mehr viel Zeit zu verlieren!"

Als er bemerkt, wie sich Gerda vor diesen ungeduldigen Worten wieder in sich selber zurückziehen will, setzt er rasch hinzu: „Ich begreife Sie natürlich. Und ich verspreche Ihnen selbstverständlich, daß ich es an der nötigen Geduld nicht fehlen lassen will."

„Sie müssen ein bißchen Nachsicht mit mir haben, Herr Kersten. Ich werde mich gleich wieder im Geschäft nützlich machen."

„Wär's nicht besser, Sie würden jetzt ein wenig leichtere Arbeiten tun? Ich meine, zunächst ein wenig den Haushalt überwachen bei Bärbel."

Gerda schüttelt energisch den Kopf: „Ich muß wieder was Ordentliches um die Ohren haben. Das ist die einzige Medizin, die mir jetzt helfen kann. Und wenn Sie mich vorläufig nicht gern im Laden sehn, dann kann ich mich ja erst mal hinten in der Werkstatt betätigen. Bloß wieder arbeiten, arbeiten ..."

Kersten sieht, wie Gerdas Augen schon bei dieser Vorstellung leuchten. Es ist wie eine erste unausgesprochene Freude über die Wiederkehr zum alten Arbeitsplatz, und ganz unversehens wird nun auch Kersten von einem großen Gefühl der Freude übermannt. Er faßt nach Gerdas Händen, zieht sie an die Lippen und sagt überschwenglich: „Ich danke Ihnen, Gerda, ich danke Ihnen von Herzen!"

Kersten hat sich vorgebeugt. Sie sieht sein Gesicht ganz nahe kommen und schließt die Augen. Gerda möchte diesem Gesicht ausweichen. Sie drückt sich tiefer in die Kissen. Dann fühlt sie

den Bruchteil einer Sekunde lang seine spröden Lippen und den kurzgestutzten Schnurrbart auf ihrer Stirn. Sosehr sie sich auch zusammennimmt, sie schauert unmerklich unter dieser Berührung zusammen. Aber es ist schon vorüber, bevor sie es noch ganz wahrgenommen hat.
Dann liegt sie ganz ruhig in den Kissen und lauscht in die Stille. Nichts rührt sich mehr im Zimmer.
‚Das war wohl so was wie ein Verlobungskuß', denkt Gerda. Sie möchte nun ausruhn in dem Gedanken, daß die Entscheidung gefallen ist. Aber schon beginnen die Bilder wieder in einem rasenden Wirbel an ihrem inneren Auge vorüberzuziehen: Peter van Boovens hübsches Antlitz mit den kalten Augen; Erich Butenschöns sympathisches, immer ein bißchen hilfloses Gesicht; Herbert Pratschs gute Augen, hinter denen es mühsam arbeitet. Dabei rauschen Worte und Sätze wie im Fieber an ihrem Ohr vorüber: ‚Tu's nicht, Gerda!' – ‚Überlegen Sie sich's gut, Fräulein Peters!' – ‚Fassen Sie noch keine Entschlüsse!' Es ist ein Chor warnender, fordernder, begehrender Stimmen.
Da hört Gerda die Tür behutsam ins Schloß fallen. Sie reißt die Augen auf. Das Zimmer ist leer. Kerstens Füße steigen bedächtig die Treppe hinunter.
Plötzlich sitzt ihr ein Würgen in der Kehle. Sie möchte aus dem Bett springen, möchte an die Tür eilen und ein ‚Nein! Nein!' hinter ihm herschreien.
Aber sie hat keine Kraft mehr dazu.

38

Die Tage in der Villa Zander fließen ruhig dahin. Sibylla fühlt sich in den letzten Tagen wieder wohler. Sie geht in Haus und Park mit jener stillen Heiterkeit umher, die Peter über alles an ihr liebt.
Aber er läßt sich durch diese scheinbare Besserung nicht täuschen. Sie ist für ihn wie die Stille vor einem großen Sturm. Und voller Angst lauscht er auf die ersten Zeichen, die diesen neuen Sturm ankündigen werden.
Mitunter glaubt er, in einem Krankenhaus zu leben. Obgleich

die Fenster meistens weit geöffnet stehen, legt sich die Luft dumpf auf seine Lungen. Immer wieder treibt es ihn vom Schreibtisch in den Park hinaus. Aber auch dort mahnt ihn alles an die Vergänglichkeit des Irdischen. Auf den Rosenbeeten taumeln die Blumenblätter zu Boden, und schon zeigen sich im Blattwerk der Bäume die ersten gilbenden Stellen. Kehrt er dann an seine Arbeit zurück, zum Studium der Krefelder Akten, der Wirtschaftsstatistiken und Fachzeitschriften, so fühlt er sich bedrückter als vorher.

Sind so die Tage voll dumpfer, zerrender Erwartung, so werden die Nachtstunden geradezu unerträglich. Stundenlang liegt Peter wach. Mit offenen Augen grübelt er in den Sternenhimmel hinauf, der sich über Park und Haus wölbt. Er hat sich angewöhnt, im Bett zu rauchen. Und jeden Morgen trägt Frau Kubiak kopfschüttelnd den bis zum Rand gefüllten Aschenbecher hinaus.

Einigemal hält es Peter des Nachts nicht in seinem Zimmer. Auf lautlosen Sohlen schleicht er in Sibyllas Schlafgemach hinüber und lauscht minutenlang auf die Atemzüge der Schlummernden. Das gleichförmige Geräusch beruhigt seine Nerven. Die schreckliche Erscheinung jener Nacht, in der Sibyllas Atem zu vergehen schien, wiederholt sich nicht. ‚Es war also doch nur ein Phantom, nichts weiter', sagt Peter zu sich selber, wenn er in sein Zimmer zurückgeht.

Aber eines Nachts geschieht es. Peter will eben seinen Lauscherposten aufgeben, als die Atemzüge Sibyllas wieder verstummen. Der Mann erstarrt mitten in der Bewegung. Eisige Schauer laufen ihm über den Rücken, kalter Schweiß tritt ihm auf die Stirn. So horcht er zum Bett hinüber.

Kein Laut kommt aus den Kissen. Nur draußen, vor den geschlossenen Vorhängen, fährt leise rauschend der Wind durch die Parkbäume.

Mit brennenden Augen starrt Peter in die Dunkelheit. Doch die Finsternis hat alle Konturen ausgelöscht; nicht einmal die Umrisse von Sibyllas Gesicht sind zu erkennen.

Er könnte nicht sagen, wie lange er so gestanden hat. Die Knie drohen ihm zu versagen; er hat nicht einmal mehr die Kraft, zum Bett zu stürzen und den leblosen Körper an sich zu reißen, wie er es in jener ersten Nacht getan hat.

Bevor sich der Bann lockert, vernimmt er vom Bett her ein abgrundtiefes Aufatmen. Es ist, als wollten die Lungen der Kranken in einem einzigen Zuge nachholen, was sie sekundenlang versäumten. Dann gleitet der Atem wieder in das gewohnte, gleichförmige Kommen und Gehen hinein.
Erst in diesem Augenblick löst sich der Krampf in Peter. Mit weit vorgeneigtem Oberkörper schleicht er zu dem Bett hin. Aber solange er sich nun über die schlafende Frau beugt – es ist alles wie vordem.
Eine halbe Stunde später kehrt Peter in sein Zimmer zurück. Noch sitzt ihm der Schreck in den Gliedern. Kaum vermögen seine zitternden Hände die Zigarette zu halten. Er stellt sich ans offene Fenster und nimmt mit tiefen Zügen die kühle Nachtluft in sich auf.
‚Also doch!' denkt er. ‚Ich habe mich damals nicht geirrt. Was mag diese schreckliche Erscheinung nur zu bedeuten haben? Es hilft nichts, ich werde gleich morgen in aller Frühe mit Doktor Linz sprechen müssen.'
In dieser Nacht findet Peter keinen Schlaf mehr. Ungeduldig harrt er dem Morgen entgegen. Schon frühzeitig sitzt er am Kaffeetisch und wartet, daß Sibylla herunterkommt. Doch sie erscheint nicht. Nach einer halben Stunde pocht er behutsam an ihre Tür. Sibylla ist wach und lächelt ihm matt entgegen.
„Ich fühle mich mal wieder ein bißchen schwach, Pitter."
„Wirklich nur schwach, Billa? Sonst quält dich nichts?" Er blickt ihr mißtrauisch ins Gesicht.
Sibylla schüttelt den Kopf: „Das Übliche! Ich verheimliche dir doch nichts!"
„Ich werde dir den Morgenkaffee ans Bett bringen lassen", beendet Peter rasch das Gespräch. Bisher pflegte er auch an den Tagen, an denen es Sibylla nicht sehr gut ging, gemeinsam mit ihr Kaffee zu trinken, indem er sich neben ihr Bett setzte. An diesem Morgen fühlt er jedoch nicht die Kraft zu einer harmlosen kleinen Unterhaltung.
„Ich habe nachher einen kleinen Gang vor, Billakind. Zur Post . . ." sagt er im Hinausgehen.
Eine halbe Stunde vor Beginn der Sprechstunde sitzt er Doktor Linz gegenüber. Der Arzt hat ihn in sein kleines altväterliches Wohnzimmer gebeten.

„Wer mich beim Frühstück stört, muß mithalten, Herr van Booven."
„Danke, Herr Doktor Linz. Ich hab' schon."
Der Doktor mustert ihn prüfend. „Sie sehen schlecht aus, Herr van Booven!"
„Ein paar schlaflose Nächte . . ." murmelt Peter. „Deswegen bin ich hier."
Der Arzt zeigt ein erwartungsvolles Gesicht.
„Ich muß Ihnen nämlich von einer merkwürdigen Beobachtung Kenntnis geben, Herr Doktor Linz." Ein wenig gequält berichtet er nun, was er vor ein paar Stunden im Schlafzimmer Sibyllas erlebt hat.
Doktor Linz hat schon nach den ersten Worten dieses Berichtes Messer und Gabel aus der Hand gelegt. Ein angeschnittenes Brötchen bleibt unbeachtet auf seinem Teller liegen. Das Gesicht des Arztes, das eben noch joviale Aufgeschlossenheit zeigte, verschließt sich zu einer undurchdringlichen Miene. Ein paarmal fährt er sich in leichter Nervosität mit der Serviette über den Mund.
Als Peter geendet hat, herrscht einige Sekunden Schweigen. Dann erhebt sich Doktor Linz und tritt mit gedankenvoll gefurchter Stirn ans Fenster.
Diese Bewegung beunruhigt Peter sehr. Liegt nicht etwas wie mühsam unterdrückte Erregung im Benehmen des Arztes? Angstvoll starrt er auf den breiten, gebeugten Rücken der untersetzten Gestalt.
Schließlich hält er es nicht länger aus. „Hat das etwas zu bedeuten, Herr Doktor Linz?"
Der Arzt sucht nach Worten. Dann sagt er langsam, wie überlegend: „Nicht mehr und nicht weniger als jedes andere Symptom, Herr van Booven. Natürlich müssen wir jedes einzelne Zeichen sehr ernst nehmen. Vorausgesetzt, daß Sie nicht einer Sinnestäuschung zum Opfer gefallen sind . . ."
„Das ist unmöglich, Doktor Linz. Ich habe diese Beobachtung nämlich jetzt schon zum zweitenmal gemacht und . . ."
„Zum zweitenmal . . .?" Trotz aller Anstrengung gelingt es dem Arzt nur schlecht, die Betroffenheit auf seinen Zügen zu verbergen.
„Vor zehn oder elf Tagen, als ich aus Krefeld zurückkam."

„Ja, Mann, weshalb sind Sie denn nicht gleich zu mir gekommen?" fährt es dem Arzt heraus.
„Ich glaubte damals selber, meine überreizten Nerven hätten mir einen Streich gespielt." Peter stottert eine matte Entschuldigung herunter. Doch der Arzt scheint gar nicht mehr richtig zuzuhören. Er steht schon wieder gedankenversunken am Fenster.
Nach einer Weile dreht er sich brüsk herum: „Ich werde heute mit Doktor Struve darüber sprechen, Herr van Booven." Seine Stimme klingt nun wieder sehr ruhig.
„Können Sie nicht . . . ich meine, gibt es nicht eine Möglichkeit, meiner Frau eine gewisse Erleichterung zu verschaffen?" preßt Peter hervor.
„Wozu? – Da Ihre Gattin offenbar nichts davon bemerkt."
Peter verharrt eine Weile steif und wortlos auf seinem Stuhl. Dann muß er erkennen, daß Doktor Linz das Gespräch als beendet betrachtet.
Der Arzt begleitet ihn an die Haustür und geht mit raschen Schritten in seinen Ordinationsraum hinüber. Nach wenigen Minuten hat er den Chefarzt der Bonner Klinik am Apparat.
„Ich muß Ihnen von einer wichtigen Beobachtung Kenntnis geben, Herr Kollege." Starke Erregung schwingt in seiner Stimme mit.
„Soweit ist es also schon", sagt Doktor Struve, als Linz seinen Bericht beendet hat. „Das ändert die Dinge natürlich von Grund aus."
„Ich komme heute nachmittag nach Bonn. Vielleicht können wir uns dann über die weiteren Maßnahmen unterhalten."
Doktor Linz starrt noch minutenlang aufs Telefon, nachdem er aufgelegt hat.

In schweren Gedanken ist Peter nach Hause zurückgekehrt. Er weiß nicht, was er von der kurzen Unterredung mit Doktor Linz halten soll. Hat der Arzt wirklich mühsam seine Fassung bewahren müssen, wie es ihm schien? Oder darf er den bagatellisierenden Worten von Doktor Linz trauen? Peter wird den Gedanken nicht los, daß diese nächtliche Erscheinung das erste Signal des nahenden Sturmes sein könnte.
Aber er erlebt an diesem Tage noch eine zweite seltsame Über-

raschung, von der er zunächst nicht sagen kann, ob er sie zum Guten oder zum Bösen auslegen darf.
Am Nachmittag wird Peter telefonisch aus Krefeld verlangt. Hersbach ist am Apparat. Er bittet um ein paar Entscheidungen, bei denen Peter denkt: ‚So was hat er doch sonst immer allein gemacht!'
Als der Direktor kein Ende finden kann, fragt Peter schließlich ungehalten: „Gibt's nun noch was Wichtiges, Herr Hersbach?"
Er spürt förmlich, wie Hersbach sich einen Ruck gibt: „Es wäre gut, wenn Sie morgen herüberkommen könnten, Herr van Booven."
„Was gibt's denn?"
Hersbach, nach kurzem Zaudern: „Es soll eine Überraschung für Sie sein, Herr van Booven."
Diese Worte verschlagen Peter für einen Augenblick die Sprache. Dann ruft er: „Ich bin solche Geheimnistuerei nicht gewohnt, Herr Hersbach!"
„Entschuldigen Sie bitte, Herr van Booven, aber . . ." Hersbachs Stimme sinkt zu einem unverständlichen Murmeln herab.
Peter gibt scharf zurück: „Ich will klipp und klar wissen, was los ist! Ich entscheide dann allein, ob es wichtig genug ist, daß ich herüberkomme."
„Es ist mir furchtbar peinlich, Herr van Booven . . ." Wieder bricht die Stimme ab; Peter glaubt zu sehen, wie sich der Direktor am Telefon windet. Bevor er etwas erwidern kann, kommen ganz hastig Hersbachs Worte: „Im übrigen soll ich Sie von einer Dame grüßen."
„Von einer Dame?" fährt es Peter heraus. „Wollen Sie nicht so freundlich sein, mir den Namen dieser Dame zu nennen, Herr Hersbach?"
„Moment mal bitte!" Er vernimmt deutlich, wie Hersbach ein paar Worte zur Seite spricht. Aber sie klingen gedämpft, als hielte der Direktor dabei seine Hand über die Sprechmuschel. Dann tönen die fernen Stimmen ein bißchen lebhafter, als sei eine heftige Auseinandersetzung im Gange.
„Hallo, Herr Hersbach! Hallo! Was ist denn eigentlich los?"
Keine Antwort.
Schon will Peter wütend auflegen, als Hersbachs Stimme wieder da ist: „Verzeihung, Herr van Booven. Die Dame erlaubt nur,

Ihnen zu sagen, daß Sie einander gut kennen und daß ..." – „Solchen Quatsch haben wir als Primaner getrieben, Herr Hersbach! Ich dachte, auch Sie wären inzwischen darüber hinaus!"
Peter hört, wie Hersbach wieder ein paar undeutliche Worte zur Seite spricht. Dann glaubt er, ein helles aufreizendes Frauenlachen zu vernehmen.
„Ich lege keinen Wert darauf, dies Gespräch länger fortzusetzen, Herr Hersbach." Erbost wirft Peter den Hörer auf die Gabel. Er weiß nicht einmal, ob der Direktor diese Worte noch gehört hat.
Das seltsame Gebaren Hersbachs beunruhigt Peter mehr, als er sich selber eingestehen will. Hersbach hat sich albern benommen. Aber der korrekte Herr muß einen schwerwiegenden Grund haben, wenn er sich zu solchem Spiel hergibt. Schon wittert Peter neue Gefahren.
Er hat zuerst nicht fahren wollen. Nach einer kleinen Stunde angestrengten Grübelns hat er sich's anders überlegt. ‚Es ist wohl doch besser, wenn ich mich in Krefeld sehen lasse. Aber Gnade Gott dem Herrn Hersbach, wenn es sich um einen dummen Scherz handelt!'

Niemals zuvor ist Peter die Fahrt nach Krefeld so lang vorgekommen wie an diesem Morgen. Seit dem mysteriösen Anruf Hersbachs spürt er eine seltsame Unruhe im Blut. Ist es die Vorahnung eines drohenden Unheils, die ihn quält? Ist es die bleierne Stille im eigenen Hause, die ihn bedrückt? Oder ist es beides zugleich? Er weiß es nicht. Er fühlt nur, daß er irgend etwas unternehmen muß.
Peter hat in der letzten Nacht einen scheußlichen Traum gehabt: er war ein Kaninchen, das von der Hand eines weißbekittelten Mannes rauh gegriffen und in einen großen Käfig gesetzt wurde. Anfangs sprang er lustig darin herum. Dann lähmte ihn plötzlich tödliches Erschrecken: in der einen Ecke des Käfigs erschien zwischen Steinen der Kopf einer Schlange. Und dann war Stille. Eine tiefe, unheimliche Stille, aus der nur noch das rasende Klopfen seines eigenen Herzens kam.
Peter wischt sich mit der Hand über die Stirn, als wollte er damit die Bilder der Nacht verscheuchen. Dann bringt er den Wagen zum Halten und raucht erst einmal eine Zigarette. Er

sieht dabei, daß seine Hände zittern. Weiß der Teufel, was mit ihm los ist.
Als Peter den Wagen endlich durch das Fabriktor lenkt, ruft die Werksirene schon zur Mittagspause. Direktor Hersbach ist in seinem Zimmer.
„Ich freue mich, daß Sie . . ."
„Wer ist die Dame?" unterbricht Peter ihn kurz.
„Verzeihung, Herr van Booven! Ich mußte ihr mein Wort . . ."
„Kindereien! Ich wünsche endlich zu wissen, was hier gespielt wird!"
Hersbach ist blaß geworden. In diesem Augenblick klingt draußen ein zwitscherndes Lachen auf. Die fröhliche Stimme von Hersbachs Sekretärin antwortet. Dann fliegt die Tür auf, und in ihrem Rahmen steht – Madame Cordelier.
Sie trägt ein knappes, hellgraues Kostüm mit ein paar kleinen modischen Extravaganzen. Ein Hütchen sitzt keck über dem linken Ohr. Die Haare schimmern wie poliertes Ebenholz.
Peter steht wie erstarrt und schaut der Französin wie einer überirdischen Erscheinung entgegen. Es dauert ein paar Sekunden, bis er sich von der ersten Überraschung erholt hat und ihr entgegengeht.
Madame Cordelier weidet sich einen Augenblick an seiner Verblüffung. Dann nähert sie sich ihm ganz unbefangen und reicht ihm die schmale Hand. „Guten Tag, mein Freund! Sie blicken mich ja an, als wär' ich die Jungfrau von Orléans."
Peter neigt sich über ihre Hand und murmelt ein paar unverständliche Worte.
„Sie sehen, Herr Hersbach" – Madame zeigt das überlegene Lächeln einer Frau von Welt –, „unsere Überraschung ist geglückt! Herr van Booven freut sich."
Peters Miene bestätigt diese kühne Behauptung keineswegs.
Madame läßt sich graziös auf einen Sessel nieder und schlägt die Beine übereinander. „Ich hab' Ihnen in Paris versprochen, mir bald einmal Ihr Werk anzusehen, mon ami. Und Versprechen muß man halten – auch als Frau, nicht wahr?"
Peter spürt den feinen Stich. Fieberhaft sucht er nach einer Ausrede für seine formlose Flucht aus Paris. Aber ihm fällt nichts ein. Überdies stört ihn die Anwesenheit Hersbachs.
Endlich rafft er sich zusammen: „Ich freue mich, gnädige Frau,

daß wir Ihre Gastfreundschaft so bald erwidern dürfen. Hoffentlich hat Ihnen Herr Hersbach die Werkanlagen inzwischen schon gezeigt."
Madame zeigt ein freundliches Lächeln: „Eine hübsche Fabrik, wirklich! Nur eines vermisse ich."
Peter blickt fragend.
„Neue Stoffmuster, die ich eigentlich gleich mitnehmen wollte."
Das Interesse an den neuen Mustern ist offensichtlich echt. Peter stellt aufatmend fest, daß Madame tatsächlich aus geschäftlichen Gründen nach Krefeld gekommen ist. Natürlich weiß sie, daß die nächste große Schau der neuen Sommerstoffe erst in einigen Monaten stattfindet. Aber sie hofft, sich durch ihre persönlichen Verbindungen vorzeitig ein paar Sensationen zu sichern. Nicht das kleinste Anzeichen spricht dafür, daß Madame den Flirt von damals fortzusetzen wünscht.
Hersbach hat eine Flasche Likör auf den Tisch gezaubert. Der tut rasch seine Wirkung: die Atmosphäre wird lockerer, und allmählich gleitet das Gespräch in private Sphären hinüber.
Madame plaudert von Paris. Der singende Tonfall ihrer Stimme klingt wie eine verlockende Melodie. Betäubender Duft schwebt zwischen den Wänden, herbes, überaus kostbares Parfüm, aus dem die Bilder einer exotischen Welt emporblühen.
Er braucht gar nicht in dieses schmale, leicht gebräunte Antlitz unter dem glatt gescheitelten Haar zu schauen. Er braucht gar nicht den geschmeidigen Bewegungen ihrer rassigen Hände zu folgen. Er braucht nur dieser melodischen Stimme zu lauschen und den betörenden Duft dieses Parfüms zu atmen, um sich in eine andere Welt entrückt zu fühlen.
Da treibt er in Gedanken wieder über die glitzernden Boulevards dahin. Da sieht er vom Montmartre herab wieder das Häusermeer der Metropole im bläulichen Dunst des Abends versinken. Da schließt er wieder die Augen, geblendet von den zuckenden Flammen der Leuchtbänder. Da klingt ihm wieder das zwitschernde Lachen der kleinen Pariserinnen in die Ohren.
Unversehens überfällt ihn eine Sehnsucht nach jenen unbeschwerten Sommerwochen zu Füßen des Eiffelturms. Was ist seitdem aus seinem Leben geworden!
Mit leisem Unbehagen denkt er an sein Zuhause, an die

drückende Stille der Villa Zander, durch die Charles wie ein gespenstischer Schatten gleitet.
Peter schrickt zusammen. Madame hat ihn mit den Handschuhen leicht auf die Finger geschlagen. „Sie träumen, mein Freund."
„Ich war mit meinen Gedanken in Paris", murmelt Peter verwirrt.
Madame lächelt und zeigt dabei ihre kleinen, blendendweißen Zähne. Übrigens bin ich nicht allein hier . . . Ein Geschäftsfreund aus Lyon . . . er hat großes Interesse daran, Sie kennenzulernen. Wenn die Herren Lust haben, heute abend mit uns zu soupieren."
Peter ist seltsamerweise ein bißchen verärgert, daß Madame mit einem Mann umherreist. Außerdem fühlt er sich nicht ganz wohl bei der Aussicht, den Abend mit Madame zu verbringen. Was wird Sibylla dazu sagen? Hat sie Madame Cordelier nicht schon in Paris mit einer leisen Eifersucht verfolgt? Aber schließlich kann Peter um des Geschäftes willen schlecht absagen; er ist einfach verpflichtet, Madames Gastfreundschaft zu erwidern.
„Eigentlich sollte ich gekränkt sein, daß Sie mich so lange auf eine Antwort warten lassen, mein Freund . . ." In Madames schönen grauen Augen steht ein fernes kleines Funkeln.
„Verzeihung, Madame, ich komme selbstverständlich mit Vergnügen", erwidert Peter hastig.
„Seien Sie mir nicht böse, gnädige Frau, wenn ich Sie bitte, mich für heute zu entschuldigen." Hersbach macht ein unglückliches Gesicht.
„Natürlich gehören Sie dazu, Herr Hersbach", bestimmt Peter.
„Wenn Sie meinen . . ." Hersbach nickt ergeben.
Peter geleitet Madame Cordelier zu ihrem Wagen. Als er in Hersbachs Zimmer zurückkehrt, um Hut und Handschuhe zu holen, sagt Hersbach anerkennend: „Eine reizvolle Frau, schön und tüchtig."
„Und da wollten Sie sich heute abend ausschließen?" gibt Peter zurück.
„Ich fürchte, ich werde ein schlechter Gesellschafter sein."
„Fühlen Sie sich nicht wohl?" Peter macht sich Vorwürfe, daß er vorhin einfach über den Direktor verfügt hat.
„Nein, nein! Ich habe nur so allerlei privaten Kummer."

„Etwa mit Fräulein Wenzke?"
„Das auch, Herr van Booven! Vor ein paar Tagen hab' ich seltsamen Besuch bekommen. Ein reichlich abgerissenes Subjekt. Ein gewisser Matz. Er behauptete, von Ihnen zu kommen. Sonst hätte ich ihn gar nicht erst empfangen."
Peter schlägt mit der Faust auf den Tisch: „Eine Frechheit! Und was wollte dieses Stück?"
„Daraus bin ich nicht ganz schlau geworden. Er machte peinlich deutliche Anspielungen auf meine frühere Verbindung mit Fräulein Wenzke und zeigte sich dabei ziemlich gut informiert."
„Sicher hat er um ein Darlehen gebeten, nicht wahr?"
„Das nicht! Er legte mir nahe, ihn im Werk anzustellen."
„Kommt gar nicht in Frage! Wenn er wiederkommt – 'rausschmeißen."
„Wär' es nicht besser, wenn . . ."
„. . . 'rausschmeißen! – Aber sind Sie inzwischen wieder mal bei Fräulein Wenzke gewesen?"
„Vor acht Tagen, gleich nach unserem Gespräch. Erst schien auch alles klarzugehen. Aber dann fiel Ihr Name. Und da dachte Fräulein Wenzke wohl, daß Sie Ihre Hand im Spiel hätten und daß ich nur auf Ihr Betreiben zu ihr gekommen wäre, und . . ."
„Und?"
„Ja, und dann wurde sie wieder so ausfallend, daß ich vorzog zu gehn."
„Hm. – Und was halten Sie davon, wenn wir heute abend vor dem Abendessen mal gemeinsam zu ihr fahren würden?"
Hersbachs Miene drückt Zweifel aus: „Wenn Sie meinen. Aber ich fürchte, wir werden sie auch mit vereinten Kräften nicht zu einer freundlicheren Haltung bringen können."

Eine Stunde bevor sie mit Madame Cordelier in der Hotelhalle verabredet sind, stehen Peter und Hersbach vor Paulas kleiner Neubauwohnung.
„Auf, in den Kampf, Torero!" sagt Peter munter und läutet.
Paula öffnet verdächtig schnell. „Ach, ihr seid's!" Sie macht ein enttäuschtes Gesicht.
Peter sieht schon auf den ersten Blick, daß sich Paula wieder gefangen hat. Sie trägt ein geschmackvolles Nachmittagskleid. Ihre Haare sind sorgfältig onduliert, und mit Puderquaste,

Lippen- und Augenbrauenstift hat sie offensichtlich nicht gespart.
Paula macht keine Miene, die beiden Männer einzulassen.
„Wir wollten uns zu einer Tasse Tee einladen", sagt Peter so harmlos wie möglich.
„Tut mir leid, aber ich habe jetzt keine Zeit!"
„Nanunanu", meint Peter gemütlich. „Hast du etwa Herrenbesuch?"
„Nein – aber keine Lust, mir deine Dämlichkeiten anzuhören!"
Peter hat sich inzwischen mit sanfter Gewalt in die kleine Diele gedrängt. Aber Paula steht noch immer an der offenen Tür.
„Ah – sieh mal an: das Mäuschen will verreisen!" Er zeigt auf zwei große offenstehende Koffer.
„Jawohl, wenn du nichts dagegen hast!"
„Ach – was sollte ich, Mädchen! Immer Tachtach – das hält gesund! – Aber kommen Sie doch endlich 'rein, Herr Hersbach!"
Hersbach tritt zögernd über die Schwelle. Doch Paula schließt die Tür noch immer nicht. Da geht Peter und drückt sie seelenruhig zu.
„Es zieht doch Kind – denk an dein Organ!"
„Laß mein Organ gefälligst meine Sorge sein!" Paula wirft wütend den Kofferdeckel zu.
„Wie du willst, mein Herzchen!" Er öffnet gelassen die Tür zu dem kleinen Wohnzimmer und macht eine einladende Geste. „Kommen Sie, Herr Hersbach!"
In einer Ecke steht der Teetisch für zwei Personen gedeckt. „Sieh an, du hast uns also doch erwartet!" Peter ist die Ruhe selber.
„Was wollt ihr eigentlich hier?" fragt Paula grob.
„Die Friedenspfeife rauchen – wenn du endlich zu Verstand kommst!" Peter angelt sich eine Zigarette aus der kleinen Silberdose auf dem Tisch und zündet sie geruhsam an.
„Ohne mich!" entgegnet Paula.
Doch Peter ist nicht aus der Fassung zu bringen. „Nun sei mal nicht so hartherzig, Paula!" Er wendet sich zu Hersbach, der dieser ganzen Szene betreten folgt: „So, und jetzt gebt euch mal die Patschhändchen!"
Aber das Mädchen hat die Hände auf dem Rücken verschränkt. „Ich denke gar nicht dran! Und nun tut mir endlich den Gefallen und geht!"

„Du scheinst zu vergessen, daß Herr Hersbach das gleiche Recht hat, sich hier aufzuhalten, wie . . .“
„Lassen Sie nur, Herr van Booven!“ Es sind die ersten Worte, die Hersbach an diesem Ort spricht. Die Anspielung, daß er Paula die Wohnung eingerichtet hat, ist ihm peinlich.
Paula verzieht ihr Gesicht hämisch. „Ach so, daher pfeift der Wind! Wenn ihr wollt, könnt ihr gleich den ganzen Klumpatsch mitnehmen! Ich verreise sowieso für ein paar Wochen an den Bodensee.“
So ist das also! Paula hat offenbar einen ‚Neuen‘. Damit hat sich der Fall ja aufs beste geklärt! Hersbach und er sind hier überflüssig und könnten nun eigentlich wieder gehen.
Aber Peter hält es für nötig, noch ein ernstes Wort mit Paula zu reden: „Schön, wir gehen! Aber wenn ich dir raten darf: Laß die Finger von Matz! Der steht mit einem Bein im Gefängnis! Und es kann leicht passieren, daß du mit 'reinrutschst!“
„Laß bloß die blöden Drohungen! Was geht mich dein Intimus Matz an!“ Aber in Paulas Augen ist doch ein ängstliches Flackern getreten.
„Na, du hast ihm aber trotzdem so allerhand liebe Geschichten erzählt, mit denen er jetzt die Kühe melken will!“
Paula zuckt die Achseln.
Draußen auf der Diele klappt die Tür. Dann werden schaurig falsch die ersten Takte des Brautchors aus ‚Lohengrin‘ gepfiffen. Gleich darauf tritt ein kleiner feister Mann mit dem Gesicht einer Dogge ins Zimmer. Die spärlichen Haare liegen in sauberen öligen Reihen an den Schädel geklebt. Sein Anzug hat eine auffallend rostbraune Farbe und wirft ungezählte Falten über dem Bauch.
Wie versteinert bleibt der Mann an der Tür stehen und blickt mit dummen Augen von einem zum andern. „Oho – Besuch?“ fragt er mit fettiger Stimme.
Bevor Paula antworten kann, greift Peter ein: „Sicher der Herr Reisebegleiter? Willst du uns nicht miteinander bekanntmachen?“
„Zwei alte Bekannte von mir“, erklärt Paula. „Ich wollte sie gar nicht 'reinlassen. Aber dann haben sie sich einfach 'reingedrängelt.“

„Na, dann sind die Herren auch sicher so freundlich und drängeln sich jetzt wieder 'raus, ja?"
Peter hat den Hut aufgesetzt und tippt lässig mit zwei Fingern gegen den Rand. „Unsere Mission ist hier sowieso beendet, werter Herr! Im übrigen gute Reise und recht viel Vergnügen!"
Er geht hinaus. Hersbach drückt sich hinter ihm vorsichtig an dem Feisten vorbei.
„So, die wären wir nun endlich mit Anstand losgeworden", sagt Peter, als sie wieder unten sind. „Die kann uns nicht mehr gefährlich werden!"
„Die Sache scheint Ihnen doch sehr nahezugehen."
„Na ja . . .", seufzt Hersbach. „Eigentlich ist sie doch ein ganz netter kleiner Kerl gewesen . . . Ich trenne mich nicht so leicht von Menschen, mit denen ich so vertraut gewesen bin."
‚Nun wird diese Rechenmaschine doch tatsächlich noch sentimental', denkt Peter. „Kennen Sie nicht das tröstliche Lied?"
Er pfeift: „Wer wird denn weinen, wenn man auseinandergeht, wenn an der nächsten Ecke schon 'ne andre steht . . ."
Hersbach schüttelt trübe den Kopf. „Nein, Herr van Booven! Nicht für mich! Ein Mann in meinem Alter soll sich nicht mehr in Abenteuer einlassen!"
„Für solche Dummheiten wird man nie zu alt, Herr Hersbach!"
Darauf antwortet Hersbach nichts mehr. Er lächelt nur süßsauer.

Madame Cordelier hat das graue Kostüm mit einem mattgrünen Kleid vertauscht. Es ist trägerlos, betont schlicht gehalten und bringt ihre grazile Figur besonders gut zur Geltung.
„Sie könnte glatt als Achtzehnjährige durchgehen", sagt Peter leise zu Hersbach, als er sie durch die Hotelhalle kommen sieht. Neben ihrem Begleiter, einem hühnenhaften älteren Herrn mit dem Gesicht eines Babys, wirkt die Frau wie ein Porzellanfigürchen. Der Koloß bemüht sich schnaufend, mit Madame Schritt zu halten.
Madame Cordelier stellt vor: „Monsieur Durand, der ungekrönte Modekönig von Lyon . . ." Peter konstatiert dabei beruhigt, daß Herr Durand Koteletten trägt, nach jedem zweiten Wort asthmatisch keucht und für einen Modekönig reichlich salopp gekleidet ist. Nein, dieser Mann hat keine sichtbaren

Vorzüge, die ihn zum Geliebten von Madame machen könnten. – Das Tischgespräch wird durchweg von Hersbach und Monsieur Durand bestritten. Peter gibt es bald auf, bei dieser Unterhaltung, die sich fast nur um fachliche Dinge dreht, mitzumachen. Zwar beherrscht er die französische Sprache leidlich, aber Monsieur Durand wirft mit hundert Fachausdrücken um sich und mischt sorglos provenzalischen Dialekt in seine Sätze.
Einige Male hat er das Gefühl, als beobachte Madame ihn heimlich von der Seite. Hebt er dann den Kopf, so blickt sie auf ihren Teller nieder oder durch den Speisesaal. Kreuzen sich ihre Blicke, so schaut Madame kühl und teilnahmslos ins Leere.
Nach dem Essen gehen sie in die kleine Hotelbar hinüber, wo Monsieur Durand einen Tisch reservieren ließ.
Bei einem sehr trockenen Champagner wird die Unterhaltung angeregter. Allerdings verrät Monsieur Durands Gebaren steigende Unruhe. Ein paarmal zieht er eine schwere goldene Sprungdeckeluhr. Beim vierten oder fünften Male tut er dann ein bißchen erschrocken. „Mon Dieu, so spät schon."
Madame sagt mit einem feinen Lächeln: „Lassen Sie sich nicht halten, Monsieur Durand! Ich weiß, daß Sie noch eine geschäftliche Verabredung haben . . ."
Durand verabschiedet sich mit einem Schwall von Höflichkeiten. Auch Hersbach hat sich erhoben: „Die Pflicht, Madame."
„Sind es wenigstens angenehme Pflichten, Herr Hersbach?" In den Augen von Madame sitzt der Schalk.
Gleich darauf sind Madame und Peter allein am Tisch. Peters Argwohn hat sich wieder gemeldet. Gehört der plötzliche Aufbruch des Herrn Durand vielleicht zu einem abgekarteten Spiel? Er wird Madame ein bißchen auf den Zahn fühlen müssen. „Einen Modekönig hab' ich mir eigentlich ganz anders vorgestellt", meint er schließlich.
„Durand ist eine treue Seele. Wir kennen uns seit langem. Er ist früher mal in mich verliebt gewesen."
„Früher? Das heißt, als sie noch im Kinderwagen spazierengefahren wurden?"
Madame versteht. „Schmeichler!" lächelt sie. Aber gleich macht sie ein melancholisches Gesicht: „Heute vernachlässigt er mich dafür . . . Mir scheint, die Krefelderinnen sind für ihn anziehender als die Pariserinnen . . . Hätten Sie sich meiner nicht

gnädig angenommen, so säße ich heut abend wieder allein in meinem Hotelzimmer . . . Ach", seufzt sie leicht theatralisch, „ich hätte doch lieber Alfred mitnehmen sollen."
Alfred ist ein braungelockter, ‚halbseidener' Jüngling, von dem Madame sich damals ins ‚Maxim' begleiten ließ. ‚Ob er Madames Geliebter ist?' fragt Peter sich.
Die zweite Flasche Champagner hat ihn kühn gemacht. „Vermissen Sie Ihren Alfred denn so sehr?"
„Nun ja – man kann sich wenigstens auf ihn verlassen", erklärt Madame harmlos. „Übrigens hat er mir eine dicke Eifersuchtsszene gemacht, als ich ihn nicht hierher mitnehmen wollte . . ."
Madame lächelt nachsichtig: „Wenn er wüßte, wie wenig Grund er dazu hat!"
„So?" sagt Peter gedehnt. Er leert sein Glas in einem Zuge und zieht sich ins Schweigen zurück. Madames Worte haben sein Selbstgefühl getroffen.
Madame tut ganz harmlos: „Oder etwa nicht? Wenn ein Mann so lange überlegt, wie Sie heute mittag überlegt haben, ob . . ."
Unversehens wechselt sie das Thema: „Wie geht es eigentlich Ihrer Gattin, Herr van Booven?"
„Danke, es geht ihr . . ." – ‚gut' hat Peter sagen wollen. Aber das Wort bleibt ihm auf der Zunge hängen.
„Ich mache mir schon Vorwürfe, daß ich Sie so lange von ihr fernhalte . . . Sie werden sicher schon sehnsüchtig erwartet. Nun, das nächstemal werd' ich mich doch lieber mit Ihrem netten Herrn Hersbach begnügen . . ."
„In Paris haben Sie mir verraten, daß Sie ihn langweilig finden."
„Man wird mit der Zeit bescheiden, mein Freund." Dabei blickt Madame Peter voll an. Ihre Augen verschleiern sich plötzlich, und ganz fern hinter diesem Schleier steht ein unbestimmtes, katzenhaftes Funkeln. Aber es ist schon wieder verschwunden, bevor Peter es noch richtig wahrgenommen hat.
Er weiß im Augenblick nichts mit dieser Frau und ihren Worten anzufangen. So eindeutig sie damals in ihrem Werben um ihn gewesen ist, so unergründlich gibt sie sich jetzt.
Peter bestellt die dritte Flasche. Er spürt eine leichte Trunkenheit. ‚Wie die Welt doch gleich ganz anders aussieht!'
Er hat nun keine Hemmungen mehr, sich ganz dem Zauber

dieser Wiederbegegnung mit Madame Cordelier hinzugeben. ‚Was ist schon dabei, wenn ich hier mit ihr sitze und Sekt trinke! Sie ist für mich einfach ein Stück der unergründlichen und ewig reizvollen Zauberstadt Paris. Nichts weiter!'
Madame Cordelier zeigt auch weiterhin die Miene einer Sphinx: kühl, teilnahmslos, lächelnd.
Als Peter eine vierte Flasche bestellen will, legt Madame ihm ihre gepflegte Hand auf den Arm. „Lassen Sie, mein Freund, es wird Zeit für uns."
Peter will widersprechen. Aber Madame besteht darauf, zu gehen.
Peter fühlt sich wie ein kleiner Junge behandelt. Aber es bleibt ihm nichts weiter übrig, als die Rechnung zu verlangen. Dabei kann er es nicht unterlassen, ‚auf die Schnelle' noch einen doppelten Kognak mitzunehmen.
Dann stehen sie einander in der Hotelhalle gegenüber. Peter sieht das Gesicht der Pariserin merkwürdig verschwommen vor sich. Überhaupt haben alle Menschen und Dinge jetzt für ihn mehrere Umrisse.
Madame reicht ihm die Hand: „Ich danke Ihnen für den netten Abend, mein Freund. Und das nächstemal . . ." Sie packt ihn plötzlich hastig am Arm. „Mon Dieu, Sie schwanken ja."
„Ich . . . wieso?" Peter stößt ein bißchen mit der Zunge an. Dann macht er eine unsichere Bewegung, als wolle er sich zur Drehtür wenden.
Aber Madame läßt ihn nicht los. „Nein, mein Freund!" sagt sie energisch. „So können Sie nicht in den Wagen steigen! Wenn was passiert – ich würde meines Lebens nicht mehr froh."
Sie blickt sich ratlos in der Halle um. Schon ist man hier und da aufmerksam geworden. Die kapriziöse Frau und der angetrunkene elegante Herr stehen im Kreuzfeuer neugieriger und spöttischer Blicke.
Madame faßt einen raschen Entschluß: „Kommen Sie, mein Freund! Ich lasse uns noch einen Kaffee auf mein Zimmer bringen! Der wird Ihnen wieder auf die Beine helfen . . ." Und als gelte es, Widerspruch im Keime zu ersticken, führt sie ihn mit sanfter Gewalt zum Lift.
Im Fahrstuhl ist es ein wenig eng. Madame steht eng an Peter gepreßt. Der Duft ihrer Haare, ihres Parfüms legt sich betäubend

und betörend über alle seine Sinne. Er fühlt, wie die Schultern der Frau leicht unter dem dünnen Umhang zittern und schließt die Augen.
Der lange Korridor ist leer. Madame nestelt in ihrem Täschchen nach dem Zimmerschlüssel. Sie hat nervöse Hände. Eine kleine lederne Puderdose fällt zu Boden. Madame und Peter bücken sich im gleichen Augenblick. Ihre Gesichter berühren sich fast. Ihre Augen sind einander ganz nahe. Und nun ist auch das katzenhafte Funkeln im Blick von Madame wieder da.
Langsam richtet sie sich jetzt auf. „Kommen Sie! Es braucht uns hier niemand zu sehen!" Ihre Stimme klingt ganz dunkel.
Und hastig stößt sie die Tür zu ihrem Zimmer auf . . .

Am nächsten Morgen sitzt Peter allein an einem kleinen Seitentisch im Frühstücksraum des Hotels.
Es gießt in Strömen. Die Regenfluten vor dem Fenster verstärken in Peter noch das Gefühl des schweren Katzenjammers. Ihm ist hundeelend zumute.
Auf dem Parkplatz vor dem Hotel wartet der kleine Sportwagen. Mitleidsvoll hat der Portier das Notverdeck hochgeklappt, als es zu regnen begann. „Ich kam erst mit dem Mechanismus nicht ganz klar, mein Herr . . ." erklärt er, als Peter nach dem Wagen sieht. „Da wollt' ich schon bei Ihnen oben anrufen. Aber ich wußt' Ihre Zimmernummer nicht. Und der Empfangschef konnt' sie mir auch nicht sagen . . ." Peter drückt dem Mann hastig ein fürstliches Trinkgeld in die Hand.
„Welche Zimmernummer?" fragt der Kellner im Frühstücksraum, als Peter seine Bestellung aufgibt. Peter wird rot bis zum Haaransatz. „Ich komm' von auswärts . . ." stottert er heraus. Der Kellner betrachtet ihn mißtrauisch. Hat er den Herrn nicht vorhin die Treppe herunterkommen sehn?
Peter hat Angst vor den ersten Minuten mit Madame Cordelier. Der Rausch ist vorüber und nichts ist geblieben als eine große Leere, in der die Stimme des Gewissens besonders laut und qualvoll nachhallt. Er läßt sich einen Kognak bringen und stürzt ihn hinunter.
Madame kommt. Sie gibt sich völlig unbefangen. Das Funkeln in ihren Augen ist erloschen. Dafür erscheint in ihnen ein zärtlicher Glanz, wenn sie Peter anschaut.

„Nun, stumm wie ein Fisch, Petähr?"
„Mir geht so allerlei im Kopf herum, Germaine . . .", erwidert Peter zögernd.
Madame läßt ein kleines Lachen hören. „Aber weshalb denn? Gedanken soll man sich nur machen, wenn man eine unglückliche Liebe hat. Wie ich damals in Paris. Aber heute."
‚Was weißt du schon von Liebe, Germaine!' möchte er ihr am liebsten antworten. Er läßt es. Hat es überhaupt einen Zweck, mit Madame darüber zu sprechen? Und darf er, Peter van Booven, sich noch zum Anwalt echter Gefühle aufwerfen?
Madame macht kein Hehl daraus, daß seine Verschlossenheit sie tief enttäuscht.
Und wie sie dasitzt und mit ihren Augen um ein freundliches oder liebes Wort aus seinem Munde bettelt, tut sie ihm plötzlich sehr leid.
„Laß es uns kurz machen, Germaine!" sagt er heiser.
„Kurz machen, Petähr?" Auf ihrem Antlitz ist ein bitterer Zug erschienen. „Ich hatte mir eingebildet, daß es lange, sehr lange dauern könnte . . ."
„Du hättest dir sagen müssen, daß ich verheiratet bin und . . ."
„Was fragt eine Frau danach, wenn sie liebt?"
‚Du kennst nur dich selber, Germaine, und nicht die anderen Frauen! Sonst würdest du so was nicht sagen . . .' Peter unterläßt es, ihr diese Worte zu sagen. Er mag ihr in der Abschiedsstunde nicht weh tun.
„Versprich mir nur eines, Petähr . . . Wenn du mal wieder in Paris . . ." Doch gleich verdüstert sich ihr Gesicht in Hoffnungslosigkeit. „Nein, nein, versprich mir nichts! Ich muß allein zusehn, wie ich . . ." Ihre Stimme erstickt in aufsteigenden Tränen.

39

Eine halbe Stunde später ist Peter schon auf der Landstraße. Trotz des regennassen, glatten Pflasters rast er zunächst drauflos. Aber je näher er seinem Ziele kommt, desto langsamer fährt er.
Als er gegen Mittag Godesberg durchfährt, hört es auf zu regnen

und ein paar schüchterne Sonnenstrahlen tasten sich durch das Gewölk.
Der Drachenfels am anderen Rheinufer beginnt aufzuleuchten, und zu seinen Füßen steigt feiner Dunst von dem Dächermeer empor. Peter kann nun sogar schon die Villa Zander erkennen. In einer halben Stunde wird er seiner Frau gegenüberstehen. Er fürchtet diesen Augenblick, wie er selten etwas in seinem Leben gefürchtet hat. Er glaubt, ihr nicht in die Augen sehen zu können. Sie wird es einfach merken müssen, daß etwas geschehen ist. Und sie wird leiden, entsetzlich leiden.
Vor einem ganz kleinen Lokal in Godesberg zieht Peter scharf die Bremse. ‚Ein Kognak wird mir guttun', denkt er. Aber einer allein vermag seine düstere Laune nicht zu bannen. Er bestellt einen zweiten und dritten, und schon bald sieht die Welt wieder freundlicher aus.
Eine halbe Stunde später steigt Peter munter pfeifend wieder in seinen Wagen. Wenn er einem hübschen Mädchen begegnet, bringt er ihr eine lärmende Ovation mit der Hupe dar. Er freut sich jetzt wirklich auf das Wiedersehen mit Sibylla. Er wird sie in die Arme nehmen, wird ihr einen herzhaften Kuß auf den Mund – nein, wegen der Schnapsfahne wohl besser auf die Stirn geben und wird fröhlich sagen: ‚Da bin ich wieder!'
Billa aber wird ihn anlächeln und ihm von Charles einen starken Kaffee kochen lassen.
Eine Tasse Kaffee . . . !
Er lächelt spitzbübisch vor sich hin. Eine Tasse Kaffee war schuld daran, daß er gestern abend . . . Er stellt erleichtert fest, daß er nun wieder ohne Scham und Reue an das kleine Abenteuer denken kann.
Laut hupend nimmt Peter bald darauf die Auffahrt durch den Park. Er springt aus dem Wagen und läßt den Blick über die Fassade des Hauses wandern. Dann verharrt er betroffen. Die Tür von der Terrasse ins Kaminzimmer ist geschlossen, die Fenster von Sibyllas Räumen im ersten Stock stehen halb geöffnet, aber die Vorhänge sind zugezogen. Nichts rührt sich im Hause.
‚Sibylla wird Besorgungen machen. Oder sie hält ihren Mittagsschlaf', beruhigt er sich. Er eilt ums Haus und läutet an der Vordertür.

„Na also!" sagt er, als Charles öffnet. Fröhlich geht Peter an dem Diener vorbei auf die Diele, wirft seinen Hut mit einem Schwung auf einen Garderobenhaken und sieht sich gutgelaunt um.
„Na, Charles, wo finde ich denn nun meine Frau?"
Charles hat sich bisher nicht vom Fleck gerührt. Er steht neben der Eingangstür und zeigt die gewohnte eisige Miene. Aber da liegt noch etwas anderes in seinem Gesicht, eine merkwürdige Verkrampfung.
„Was ist los, Charles?" fragt Peter beunruhigt.
Schlurfende Schritte auf der Treppe. Frau Kubiak kommt aus dem ersten Stockwerk herunter. Als sie Peter erkennt, fängt sie sofort an zu jammern: „Ach, du lieber Gott, der Herr . . . und die gnädige Frau . . . oh, wie furchtbar . . ."
Unter dieser klagenden Stimme verliert Peter die Beherrschung. Mit einem Satz ist er vor Charles, packt ihn an den Schultern und schüttelt ihn hin und her.
„Was ist denn los, Charles? So geben Sie doch endlich Antwort! Was ist mit meiner Frau?" Seine Stimme überschlägt sich.
Der Diener entwindet sich ungelenk dem schmerzhaften Zugriff und tritt einen Schritt zurück.
„Die gnädige Frau ist in die Klinik nach Bonn gebracht worden. Gestern am späten Abend! Herr Doktor Linz hat das veranlaßt!"
„Aber weshalb denn?" schreit Peter hemmungslos.
„Darüber wird Ihnen am besten Herr Doktor Linz Auskunft geben können."
Peter steht einen Augenblick wie vor den Kopf geschlagen. Dann jagt er hinaus.
Wenige Minuten später kreischen die Bremsen vor dem Arzthause in der Dollendorfer Straße. Doktor Linz kommt ihm an der Tür entgegen. „Ich habe Sie schon erwartet, Herr van Booven!" Er will ihm die Hand reichen, zieht sie dann aber hastig zurück. Er hat den scharfen Schnapsatem des Mannes gerochen. Sein Gesicht verschließt sich.
Peter ist zu erregt, um die instinktive Abwehr des Arztes zu empfinden. „Sibylla . . . weshalb . . .?" Das ist alles, was er hervorpressen kann.
„Es ließ sich nicht länger aufschieben, Herr van Booven. Die

nächtlichen Atembeschwerden Ihrer Gattin sind ein sehr ernstes Symptom. Wir mußten rasch handeln."
„Und . . .?" Peters Stimme sinkt zu einem tonlosen Flüstern herab.
Doktor Linz blickt auf die geruhsam tickende Standuhr auf der Diele. Kurz vor halb zwei. „Wahrscheinlich gerade in diesem Augenblick. Doktor Struve wird mich über den Ausgang unterrichten."
Bei der Vorstellung, daß Sibylla jetzt hilflos und stumm auf dem Operationstisch liegt, verliert Peter die Nerven. Er brüllt los: „Aber man durfte doch nicht einfach . . . man hätte mich doch . . .! Ich hab' als Ehemann das Recht, ein Wörtchen mitzureden."
Der Arzt erwidert beherrscht: „Wir haben Sie überall zu erreichen versucht, Herr van Booven. Im Werk, bei Herrn Brendemöhl, in den großen Hotels. Schließlich mußten wir auf eigene Verantwortung handeln."
„Verantwortung! Das hab' ich schon einmal von Ihnen gehört!" höhnt Peter. „Sie sehen ja, wohin Sie nun mit Ihrer ganzen Verantwortung gelangt sind . . ." Dieser wilde Ausfall gegen den Arzt ist nichts anderes als eine verzweifelte Flucht vor dem Schuldgefühl, das wie ein Feuerstrom über ihn hinwegschwemmen will.
„Wir können nichts dafür, daß Sie uns damals in der entscheidenden Unterhaltung wichtige Symptome vorenthalten haben. Die Atembeschwerden . . ."
Peters Augen funkeln unversehens so böse auf, daß der Arzt erschrocken einen Schritt zurücktritt. „Wollen Sie damit sagen, daß ich das mit Absicht getan habe, Herr Doktor Linz?" Peters Stimme ist von schneidender Schärfe.
Da geht Doktor Linz rasch an ihm vorbei zur Haustür und stößt sie heftig auf. Er macht eine unmißverständliche Geste in den Garten hinaus: „Es ist wohl besser, Sie schlafen erst einmal Ihren Rausch aus, Herr van Booven!"
Peter hebt die geballten Fäuste. Er möchte sich auf den Arzt stürzen. Dann läßt er die Arme kraftlos sinken und geht mit taumelnden Schritten ohne Gruß hinaus.
Er folgt nicht dem Ratschlag des Doktor Linz. Er hat es nicht mehr nötig, den kleinen Rausch, den er sich in Godesberg an-

getrunken hat, auszuschlafen. Der Gedanke, daß Sibylla wahrscheinlich gerade in diesem Augenblick in Bonn auf dem Operationstisch liegt, hat ihn ernüchtert.
So kennt er jetzt nur noch ein Ziel: die Klinik in Bonn.
Die adrette Schwester in der Empfangsloge blickt ihm ruhig entgegen. Er braucht seinen Namen nicht zu nennen.
„Guten Tag, Herr van Booven!"
„Auf welchem Zimmer liegt meine Frau, Schwester?"
Statt einer Antwort sagt die Schwester: „Herr Doktor Struve möchte Sie sprechen, bevor Sie zu Ihrer Gattin gehen."
Peter wird von jäher Angst gepackt. „Was ist denn mit meiner Frau, Schwester? Steht es so . . ."
„Sicher will Ihnen Herr Doktor Struve ein paar Verhaltungsmaßregeln geben, Herr van Booven", unterbricht ihn die Schwester freundlich.
Peter weiß nicht, wie er zu dem Zimmer des Chefarztes hinaufgekommen ist. Auf der Treppe begegnet ihm die junge Schwester, die ihn damals, als er Sibylla die ersten Male besuchte, so freimütig angehimmelt hat. Sie errötet und wünscht ihm schüchtern einen ‚Guten Tag'. Aber Peter gewahrt das Mädchen gar nicht. Er kommt erst wieder zu sich, als er in dem großen, hellen Sprechzimmer des Chefarztes steht.
„Der Herr Doktor steht Ihnen gleich zur Verfügung", sagt die Schwester, die ihn hereingeleitet hat.
Minuten werden für Peter zu Ewigkeiten. Er wagt nicht, sich im Zimmer umzusehen. In den Glasschränken glitzern die Instrumente – tückisch und gefährlich, wie es Peter in diesem Augenblick vorkommt. Und die Blätter mit den seltsamen Kurven und Zeichen auf dem riesigen Schreibtisch des Chefarztes erscheinen ihm wie Urteile, mit denen über Leben und Tod von Menschen entschieden wird.
Dann tritt Doktor Struve durch eine kleine Seitentür in den Raum. Er trägt einen weißen Kittel und macht einen erschöpften Eindruck. Sein leicht gebeugter Rücken scheint heute von einer unsichtbaren Last noch tiefer niedergedrückt. Tiefe Schatten liegen unter seinen Augen, die einstweilen durch alle Dinge der Welt hindurchsehen.
Seine Hände zittern ein wenig, als er nach einem goldenen Etui greift und sich eine Zigarette anzündet. Bei den ersten tiefen

Zügen aus der Zigarette beruhigt er sich rasch. Und jetzt erst scheint er den Gast wahrzunehmen.
„Ach, Herr van Booven!"
„Wie steht es um meine Frau, Herr Doktor Struve? Haben Sie schon operiert?" preßt Peter hervor.
Der Arzt nickt. „Ich komme eben aus dem Operationssaal."
„Und . . .?"
„Ich denke, wir haben der Kranken einige Erleichterungen verschaffen können." Doktor Struve ist wieder ganz beherrscht. Er hat sogar seine monotone, ein wenig lehrhafte Sprechweise wiederaufgenommen. „Aber wollen Sie nicht Platz nehmen?" Peter bemerkt, daß er ganz dicht vor dem Schreibtisch steht und den Rand der Tischplatte mit den Händen umkrampft hält. Er setzt sich nieder und greift nach dem Etui, das ihm der Arzt über die Tischplatte zugeschoben hat.
„Meine Frau hat also ihre Zustimmung dazu gegeben?"
„Ihre Gattin hat sich unseren Argumenten nicht verschließen können. Zwar haben wir ihr natürlich die volle Wahrheit verschweigen müssen. Aber . . ." Er hält plötzlich in seinem nüchternen Dozieren inne und sagt mit echter menschlicher Anteilnahme: „Sie haben eine tapfere Frau, Herr van Booven!"
Peter nickt wortlos, jedes dieser Worte trifft ihn wie ein Vorwurf.
„Wir haben nun allerdings mit einer kleinen Täuschung arbeiten müssen, Herr van Booven . . .", fährt der Arzt in sachlichem Ton fort. „Wir haben Ihrer Gattin zunächst einmal gesagt, daß sich das Kind nur retten ließe, wenn sie sich abermals einer Rückenmark-Operation unterzöge. Wir haben verschwiegen, daß das Kind nicht zu retten ist."
Er hält erschrocken inne. Peter hat einen Laut ausgestoßen, der wie das heisere Krächzen eines Vogels klingt. Fassungslos starrt er dem Arzt ins Gesicht: „Wieso? Ich begreife nicht! Das Kind . . .?" Es ist ein wirres, hilfloses Gestammel.
„Hat Doktor Linz Sie noch nicht über die neuen Komplikationen des Falles aufklären können?" fragt Doktor Struve verwundert.
Peter schüttelt stumm den Kopf. Er schämt sich, auch nur andeutungsweise von seinem Gespräch im Doktorhaus an der Dollendorfer Straße zu berichten.

Doktor Struve legt die Fingerspitzen seiner schmalen, durchgeistigten Hände gegeneinander. Es sieht aus, als müsse er sich für ein schwieriges Kolleg vor einem kritischen Auditorium sammeln.
„Nun also, während Ihrer Abwesenheit von Königswinter sind bei Ihrer Gattin Beschwerden aufgetreten, die einen sofortigen Eingriff gerechtfertigt hätten. Wir haben uns dazu aber nicht entschließen können ... oder besser gesagt, nicht entschließen dürfen. Die merkwürdigen Atembeschwerden, von denen Sie Doktor Linz berichteten, haben uns gewarnt. Sie zeigen, daß der Tumor im Rückenmark Nervenstränge erreicht hat, die die Atembewegung beeinflussen. Und es bestand durchaus die Gefahr, daß uns die Patientin bei einer Vollnarkose durch eine plötzliche Atemlähmung wegbleiben würde. Sie werden verstehen, daß wir dieses Risiko nicht auf uns nehmen durften."
Peter bemüht sich, den Sinn dieser Worte zu erfassen. Aber das gelingt ihm nicht sofort. Er begreift nur, daß der Todesengel schon ganz dicht neben dem schmächtigen Körper auf dem Operationstisch gestanden hat.
„Ja, aber ... diese Operation ... Sie sagten, eine Vollnarkose sei nicht möglich gewesen."
„Wir sind bei dieser Operation mit einer örtlichen Betäubung ausgekommen, Herr van Booven."
Tiefes Grauen packt Peter bei der Vorstellung des unermeßlichen Leidens, das seiner Frau vom Schicksal zugedacht ist. Er stöhnt dumpf auf und faltet die Hände.
„... und das Kind?" kommt es nach einer Weile in dumpfer Erschütterung aus seinem Munde.
„Wir müssen nun abwarten, welche Erleichterungen diese neue Operation Ihrer Gattin bringen wird. Ich hoffe, wir werden in acht oder zehn Tagen dann diesen zweiten Eingriff vornehmen können – wenn bis dahin die Komplikationen, die mit der Schwangerschaft Ihrer Gattin zusammenhängen, nicht wieder auftreten."
„Und wenn sie wieder auftreten?"
Doktor Struve setzt eine undurchdringliche Miene auf. „Wir dürfen uns nicht von den Wenn und Aber gefangennehmen lassen, Herr van Booven! Im übrigen wird es an Ihnen liegen, bei Ihrer Gattin die Bereitschaft für diesen zweiten Eingriff zu

schaffen – mit aller Vorsicht natürlich. Sie können sich denken, daß unter den jetzigen Umständen jede seelische Erschütterung bei unserer Patientin vermieden werden muß."
Also doch! Er würde nun doch nicht darum herumkommen, Sibylla für den schweren Entschluß zu gewinnen. In diesem Augenblick erscheint ihm das unmöglicher denn je zuvor. Er hat einfach nicht die Kraft dazu. Das schlechte Gewissen hat ihn völlig ausgehöhlt. Er erhebt sich leicht schwankend.
„Einen Augenblick noch, Herr van Booven!" erwidert der Arzt.
Er wühlt in den Papieren auf seinem Schreibtisch herum und zieht aus einem Berg von Akten eine Zeitung hervor. „Ich halte es für meine Pflicht, gleich noch etwas anderes klarzustellen. Sicherlich wird Ihnen diese Zeitungsmeldung noch vor Augen kommen."
Er reicht Peter das Blatt hinüber.
Es ist das Exemplar einer Kölner Zeitung vom gleichen Tage. Auf der ersten Seite in Fettdruck eine zweispaltige Meldung: ‚Sieg über den Krebs? Sensationelle Heilerfolge eines amerikanischen Arztes'.
Peter hat sich leicht vorgeneigt, seine Hände zerknittern die Ränder des Zeitungsblattes. Es dauert eine Weile, bis er Ordnung in den wirbelnden Tanz der Buchstaben bringen kann. Dann vermag er die Meldung endlich zu entziffern. In nüchternen Worten wird aus Washington mitgeteilt, daß es dem amerikanischen Professor Bullin nach jahrelangen Vorarbeiten gelungen sei, zu aufsehenerregenden Erfolgen im Kampf gegen den Krebs zu gelangen. Dieser Gelehrte von Weltruf habe eine Methode entwickeln können, die jetzt zum erstenmal zu einer entscheidenden Wende in der Behandlung von Tumoren geführt habe. In einem hoffnungslosen Falle – der Patient habe nach ärztlichem Ermessen nur noch höchstens einen Monat zu leben gehabt – sei schon durch eine kurze Behandlung nach der neuen Methode eine rasch fortschreitende Schrumpfung der lebenbedrohenden Geschwulst erreicht worden. Der todgeweihte Patient habe inzwischen die Klinik verlassen können und gehe schon wieder seiner Arbeit nach.
Da reißt es Peter vom Stuhl hoch. Keuchend geht sein Atem: „Mein Gott! Doktor Struve! Die Rettung! Die . . ."

Doktor Struve hebt abwehrend beide Hände.
„Sehen Sie, Herr van Booven, gerade diese Wirkung hab' ich von einer solchen Meldung erwartet! Ich verkenne nicht, daß sie dazu angetan ist, in Ihnen ungerechtfertigte Hoffnungen zu erwecken. In einer Situation wie der Ihren greift man nach jedem Strohhalm, der . . ."
Peter unterbricht ihn in maßloser Erregung: „Weshalb sagen Sie ‚Strohhalm', Doktor Struve? Hier steht es schwarz auf weiß, daß ein hoffnungsloser Fall schnell . . ."
Vorsichtig schiebt der Chefarzt seine Worte zwischen Peters haltloses Stammeln: „Wir müssen uns vor Illusionen hüten, Herr van Booven! Meldungen dieser Art sind in den letzten Jahren immer wieder durch die Weltpresse gegangen. Und immer wieder hat sich herausgestellt, daß ihr sachlicher Gehalt längst nicht dem entsprach, was . . ."
Peter läßt den Arzt nicht ausreden: „Aber Bullin ist nicht irgendwer."
Doktor Struve wiegt bedächtig das Haupt. „Das ist das einzige, was mich an dieser Meldung stutzig gemacht hat. Sonst hätte ich sie gleich in den Papierkorb geworfen."
Peter hat einige Sekunden gedankenverloren vor sich hingestarrt. Nun sagt er entschlossen: „Ich werde zu Bullin fliegen. Heute noch werde ich fliegen! Und wenn ich eine Maschine kaufen soll! Und ich komme nicht ohne das Mittel zurück! So wahr ich Peter van Booven heiße!"
Auf dem Antlitz des Arztes erscheint ein ganz fernes, hintergründiges Lächeln: „Ich begreife Ihren Eifer, Herr van Booven. Aber erstens handelt es sich nach dem Wortlaut der Meldung offenbar um eine Methode und nicht allein um ein einzelnes Mittel. Und zweitens habe ich von mir aus sofort alle Schritte unternommen, um den sachlichen Gehalt dieser Meldung nachzuprüfen. Hoffentlich gelingt es mir, auch diesmal wieder ebenso schnell wie neulich telefonische Verbindung mit Bullin zu bekommen. Dann können wir weitersehn. Sie aber bitte ich, sich im Augenblick noch keinen falschen Hoffnungen hinzugeben, sondern sich einstweilen meiner gesunden Skepsis anzuschließen. Eine Enttäuschung wäre dann erträglicher, eine Freude um so größer!"
Das ist fast ein bißchen väterlich gesprochen. Aber Peter geht

dieser Ton auf die Nerven. Er steht brüsk auf, stemmt beide Fäuste auf die Tischplatte und sagt leise, aber äußerst bestimmt: „Ich setze Ihnen und mir eine Frist bis morgen mittag zwölf Uhr, Herr Doktor Struve! Haben Sie bis dahin keine Verbindung mit Bullin, so fliege ich zu ihm!" Ganz plötzlich verliert er die Beherrschung. „Es geht um ein Menschenleben, Herr Doktor! Um das Leben meiner Frau!" schreit er auf.
Der Chefarzt erhebt sich ohne Hast von seinem Stuhl, kommt um den Schreibtisch herum und legt Peter begütigend die Hand auf die Schulter. „Glauben Sie nicht, ich wäre glücklich, wenn ich Ihnen das Leben Ihrer Gattin erhalten könnte?"
Peter steht unbeweglich da. Unversehens reibt er sich die Augen, als erwache er aus einem tiefen, bleiernen Schlaf, und murmelt: „Bitte, lassen Sie mich zu meiner Frau!"
„Ich halte es für besser, Sie warten noch ein paar Stunden damit. Die Operation hat Ihre Gattin doch stark mitgenommen. Es wäre gut, wenn sie erst ein bißchen zu sich kommen könnte. Und auch Sie müssen sich erst mal wieder fassen. Wenn Sie nichts Besseres zu tun haben, machen Sie sich's unterdessen bitte nebenan in meinem Privatzimmer bequem."

Am späten Nachmittag ist es soweit. Die junge, verliebte Schwester kommt. „Ihre Gattin erwartet Sie jetzt, Herr van Booven!"
Dann steht er in Sibyllas Zimmer. Merkwürdig berührt stellt er fest, daß es derselbe Raum ist, in dem sie nach der ersten Operation gelegen hat.
Sibylla macht einen erstaunlich frischen Eindruck. ‚Als ob sie gar nicht krank ist', muß Peter denken. Er steht ein paar Sekunden an der Tür und bringt keinen Ton heraus. Sibylla lächelt ihn vom Bett her an und sagt: „Wie schön, daß du gekommen bist, Pitter."
Bevor er sich's versieht, kniet er vor ihrem Bett. Er hat die Hände der Frau ergriffen und streichelt sie ohne Unterlaß.
Sie fährt ihm leicht über die blonden Haare. „Was mußt du für Angst ausgestanden haben."
Kein Wort des Vorwurfs. Keine mißtrauische Frage. Nur der Gedanke, wie ihn der Schrecken gepackt haben muß, als er sie, Sibylla, nicht daheim fand. Die wenigen Worte erschüttern

Peter unfaßbar tief. Scham brennt in ihm auf und verschließt ihm die Lippen.
Und als habe sie sich zu entschuldigen, sagt Sibylla leise: „Eigentlich bin ich ganz froh, daß alles so gekommen ist. So ist dir wenigstens all das Schreckliche erspart geblieben. Dieses Hin und Her zwischen Linz und mir. Aber es mußte wohl doch sein. Schließlich geht es ja um unser Kind."
Peter ist nahe daran, hinauszurennen. Er glaubt, im Bannkreis dieser Frau nicht mehr atmen zu können. Noch schwingt ihre ruhige, zärtliche Stimme im Raum, und doch gellen ihm tausend Stimmen der fürchterlichen Anklage in die Ohren.
Ein mattes Lächeln erscheint auf Sibyllas schmalem Gesicht. „Doktor Linz wollte unbedingt, daß wir dich erreichen sollten. Er hat in Düsseldorf und Krefeld bei Gott und der Welt angerufen. Aber ich hab' ihm gleich gesagt, daß du eine schwierige geschäftliche Verhandlung hättest und sicher mit irgend so einem langweiligen Stiesel in einer Bar hocken müßtest."
Jedes Wort ist wie ein schmerzhafter Peitschenschlag. Peter möchte sich an die Brust schlagen, möchte schreien: ‚Ich bin ein Lump, Billa, ein Lump ohnegleichen!' Aber es reicht nicht einmal mehr zu einem dumpfen Stöhnen.
Und nun kommt klar und ohne Hinterhältigkeit die Frage: „War's denn erfolgreich, Pitter?"
Peter rafft sich zusammen und sagt: „Ein Monsieur Durand war da ... aus Lyon ... er hatte von unsern neuen Stoffmustern gehört."
Den Bruchteil einer Sekunde kommt es ihm vor, als husche ein leiser Schatten über das Gesicht Sibyllas. Aber dann sagt sie in einer tiefen Genugtuung: „Wie sich das Ausland um uns reißt! Ich bin ja so stolz auf dich, Jung ..."
Gequält erwidert Peter: „Laß uns nicht immer von mir reden, Billa! Jeder andere würd's an meiner Stelle ebensogut schaffen. Wie fühlst du dich denn jetzt?"
„Wohler ... viel wohler! Da muß noch von der ersten Operation so'ne kleine Sache hängengeblieben sein. Man hat noch mal die alte Narbe im Nacken öffnen müssen ... Und wegen so einer Kleinigkeit wär's beinahe schiefgegangen mit unserm Kind. Das hat Doktor Linz mir gesagt. Aber inzwischen ist alles wieder in Ordnung gekommen."

Peter rafft alle Kraft zusammen. „Siehst du, Billa, wie recht ich hatte, als ich damals von deiner schwächlichen Konstitution sprach."
„Pah!" macht Sibylla, und jetzt klingt mädchenhafter Trotz aus ihrer Stimme. „Und deswegen sollte ich unser Kind weggeben? Komm, Pitter, freu dich mit mir, daß alles so gut abgegangen ist . . ." Sie zieht ihn mit schwachen Händen zu sich auf die Bettkante.
„Ich kann mich nicht freun, Billa."
Die Frau blickt ihn erschrocken an.
„Nein, nein, natürlich freu' ich mich auf unser Kind", ergänzt Peter rasch. „Aber sieh es doch ein, Billa, was gestern gewesen ist, kann sich morgen wiederholen . . . und dann . . ."
Er bricht hastig ab. Ja, was dann? Er kommt sich vor, als stünde er in einer Sackgasse.
„Für unser Kind will ich das gern auf mich nehmen, Pitter."
„Aber ich nicht!" Peters Stimme klingt jetzt sogar ein wenig böse.
Der helle Glanz ist jäh aus Sibyllas Augen verschwunden; er hat einer stumpfen Müdigkeit Platz gemacht.
„Du willst es verlieren . . . so ohne weiteres verlieren?"
„Mir geht es um ganz was anderes, Billa!"
„Um ganz was andres?" Kindliches Staunen liegt in den Zügen der Frau.
Und jetzt bricht es aus Peter heraus: „Herrgott, Billa, so begreif doch endlich! Um dich geht es! Um dich ganz allein!"
„Du siehst Gespenster, Pitter!"
„Nein, das tu ich nicht! Ich seh nur dich! Und wenn ich mir Doktor Linz und Doktor Struve anhör', dann spür' ich aus ihren Worten immer wieder die Besorgnis, ob du kräftig genug bist."
„Ich bin es, Pitter!" Das klingt wie ein flammendes, unabänderliches Bekenntnis.
„Ich will dich nicht verlieren, Billa! Ich kann dich nicht verlieren!"
Sibylla kann nicht ahnen, welche Sturmflut von Gedanken und Gefühlen bei diesen entschiedenen Worten durch Peter tobt. Sie hört nur die harte und für ihre erwachenden Muttergefühle einfach untragbare Forderung, daß sie ihr Kind hergeben soll. Aber

angesichts der seltsam harten Entschlossenheit ihres Mannes wird nun auch sie unsicher. Ein erster kleiner Argwohn spricht aus ihren Augen.

„Mitunter tut ihr alle so, als sei ich tatsächlich ein Todeskandidat. Da wird einem ja ganz unheimlich zumute."

Bevor Peter antworten kann, schiebt sich lautlos wie ein Schatten die Oberschwester ins Zimmer. Sie streift Peter mit einem mahnenden Blick und sagt milde: „Vergessen Sie nicht, daß Ihre Gattin eine Operation hinter sich hat, Herr van Booven!"

„Gewiß", erwidert Peter mechanisch und steht auf. Plötzlich überfällt ihn die Zwangsvorstellung, daß dies ein Abschied für immer sein könnte. Er beugt sich in jäh aufwallender Leidenschaftlichkeit über das Bett und preßt seinen Mund auf Sibyllas trockene Lippen.

Dann steht er draußen auf dem Flur. Als ihn die Oberschwester anspricht, fährt er zusammen: „Herr Doktor Struve bittet Sie, noch einmal kurz bei ihm vorzusprechen."

Der Chefarzt kommt Peter mit unverhohlener Freude entgegen: „Ich habe soeben Professor Bullin an der Strippe gehabt, Herr van Booven." Wer Doktor Struve kennt, weiß, was es bedeutet, wenn er einmal auf alle Förmlichkeit verzichtet. „Ja, tatsächlich, es scheint doch mehr an der Meldung zu sein, als ich zunächst annehmen durfte: Bullin hat mir den bedeutsamen Genesungsfall bestätigt."

Peter steht mit einem Satz ganz dicht vor dem Arzt und packt ihn am Arm: „Soll ich fliegen, Herr Doktor Struve? Soll ich meine Frau gleich mitnehmen?"

Wieder lächelt der Arzt nachsichtig: „Nicht nötig! Heute abend noch setzt Bullin ein ausführliches Exposé seiner Heilmethode nach hier in Marsch. Zusammen mit einer tüchtigen Portion seines neu entwickelten Injektionsmittels. In drei Tagen kann es hier sein. Schneller könnten auch Sie's nicht schaffen!"

„Mein Gott, Doktor . . .!" Das klingt, als spräche ein kleiner Junge gläubig sein Nachtgebet.

„Wir dürfen nicht zuviel erhoffen", sagt der Arzt nach einer Weile behutsam. „Aber in dieser Lage ist auch die kleinste Hoffnung schon unendlich viel."

Peter kann darauf nichts mehr erwidern. Ein trockenes Schluchzen erschüttert seinen Körper.

Einige Tage lang ist Waldemar Kersten in eitel Wonne und Seligkeit herumgeschwommen. Zwar hat er sich diesen Brautstand ein wenig anders vorgestellt. Und es gefällt ihm auch keineswegs, daß er sein Verlöbnis für sich behalten muß. Aber seitdem Frau Nirrnheim unter einem läppischen Vorwand im Laden erschienen ist und eine deutliche Anspielung auf Gerda gemacht hat, darf er gewiß sein, daß im Städtchen ohnehin die richtige Auffassung kolportiert wird.

Gerda hat sich unterdessen in der Werkstatt vergraben. Sie arbeitet ohne Unterlaß, aber sie vermeidet es peinlich, die Verbindung zu Kersten über die Arbeit hinaus auf persönliche Dinge auszudehnen. Noch nicht ein einziges Mal ist sie oben in seiner Wohnung gewesen, und schüchterne Andeutungen Kerstens, daß Bärbel sich wieder einmal nach der ‚lieben Tante Gerda' erkundigt habe, übergeht sie schweigend.

Aber dann muß Kersten eines Tages etwas hören, was ihn erneut in Unruhe stürzt. Wieder ist es die ‚lebende Zeitung' von Königswinter, Frau Nirrnheim, die ganz harmlos eine kleine Mine legt. „Übrigens hab' ich gestern Fräulein Peters gesehen, Herr Kersten ... unten auf der Rheinpromenade ... wieder mal mit dem jungen Pratsch ... wissen Sie, dem Ingenieur von den Lemmerz-Werken."

„Soso ...", stottert Kersten und zwinkert heftig hinter dem Kneifer.

Bisher hat Kersten nicht gewußt, was Eifersucht ist. Nun lernt er sie kennen. Er beargwöhnt jeden freien Schritt Gerdas. Verläßt sie alle Nachmittage pünktlich das Geschäft, um sich mit dem jungen Pratsch zu treffen? Ist sie seinetwegen nach wie vor so kühl zu ihm? Was verbindet sie mit dem jungen Ingenieur? Die Jugend? Eine harmlose Freundschaft? Oder mehr?

Tagelang quält er sich mit diesen Gedanken herum, ohne zu einem Entschluß zu kommen. Als dann aber eines Morgens das Lehrmädchen Trina ganz naiv eine Bemerkung fallenläßt über den jungen Herrn, von dem sich Gerda am Abend vorher vor ihrer Haustür verabschiedet hat, da beschließt Kersten zu handeln.

Eines Nachmittags schlendert er bei Arbeitsschluß wie von

ungefähr hinter dem Bahnhof am Tor der Lemmerz-Werke vorüber. Er muß ein paarmal hin und her gehen, bis er Herbert auf die Straße treten sieht.
Dann geht er ein Stück Weges vor dem jungen Mann her und läßt sich von ihm überholen. Als Herbert gedankenverloren vorbeischreiten will, zieht Kersten höflich den Hut. „Guten Tag, Herr Pratsch!"
Herbert sieht erstaunt auf. „Ah, Herr Kersten ... Guten Abend!" Natürlich kennen die beiden einander, wie in Königswinter fast jeder jeden kennt.
Herbert geht weiter. Aber Kersten bleibt neben ihm. Der junge Mann mustert ihn argwöhnisch von der Seite.
„Nun, so eilig, Herr Pratsch?" Es gelingt Kersten nicht, seiner Stimme einen harmlosen Klang zu geben. Sie zittert vor Aufregung.
„Ja!" entgegnet Herbert kurz und beschleunigt sein Tempo. Aber Kersten hält Schritt.
„Wohl was vor?" fragt Kersten heiser.
Herbert bleibt mit einem Ruck stehen.
„Womit kann ich dienen, Herr Kersten?" Herbert verbirgt seine Abneigung gegen den kleinen Mann keineswegs. Kersten hat den Zwicker von der Nase genommen, und er blickt nun dem jungen Mann mit ratlosen Augen ins Gesicht.
Dieser hilflose Ausdruck mildert ein bißchen Herberts schlechte Laune. „Ich merke doch, daß Sie was von mir wollen!"
„Ja, gewiß", murmelt Kersten hastig. „Aber lassen Sie uns bitte weitergehn. Die Leute ..."
Sie nehmen ihren Weg wieder auf.
„Es handelt sich nämlich um Fräulein Peters ..." – ‚Gott sei Dank, nun hab' ich's heraus', denkt Kersten erleichtert. ‚Jetzt wird sich alles andere von selber finden.'
Herbert runzelt die Stirn. Aber er antwortet nicht gleich.
Kersten räuspert sich. „Sind Sie mit ihr befreundet?"
„Ja, und ...?" Der junge Mann tut erstaunt.
Kersten ist mit seiner Weisheit schon wieder am Ende. Er überlegt krampfhaft und entschließt sich dann, aufs Ganze zu gehen. „Wenn ich so mit Ihnen darüber spreche, muß ich um strengste Diskretion bitten, Herr Pratsch. Gerda und ich sind nämlich verlobt, aber es soll noch niemand wissen."

„Und was hab' ich damit zu tun?"
„Ja nun ... Sie sind häufig mit – meiner Verlobten zusammen ... wie mir gesagt worden ist ..." Er schämt sich plötzlich und fügt schnell hinzu: „Verstehn Sie mich nur richtig, Herr Pratsch ... selbstverständlich kann ich nichts dagegen haben, wenn ... aber anderseits ... die Schicklichkeit ... und die Leute ..." Er stottert sich heillos fest.
Ganz flüchtig hat sich ein kleines Lächeln auf Herberts Gesicht gezeigt. Aber es erstirbt rasch wieder. Seine Stimme klingt nun einen Grad schärfer: „Solange die Verlobung noch nicht öffentlich ist, kann es Ihnen doch egal sein, ob ..."
Kersten ereifert sich: „Eben nicht, Herr Pratsch! ... Die Leute haben in dieser Sache schon so vieles zu verdauen ... und wenn nun das Gerede ..."
Herberts Miene hat sich eisig verschlossen: „Das klingt ja beinah wie eine Verdächtigung?"
„Nichts liegt mir ferner als das, Herr Pratsch ..." Kersten hat den Hut abgenommen und tupft sich den Schweiß von der Stirn.
„Na, dann ist ja alles gut." Herbert möchte das lästige Gespräch beenden.
Aber Kersten läßt nicht so rasch locker: „Oder schickt Herr van Booven Sie vielleicht vor?"
Herbert bleibt wieder stehn und pfeift durch die Zähne. „Glauben Sie, daß Fräulein Peters dann auch nur eine Minute länger mit mir zusammen wäre? Sie scheinen keine sehr hohe Auffassung von ihr zu haben. Ganz abgesehen von mir ..."
Kersten schweigt böse. Er fühlt sich dem jungen Menschen nicht gewachsen. Er wünscht nun, er hätte das Gespräch niemals begonnen.
„Glauben Sie, daß Ihr Argwohn die rechte Grundlage für eine Ehe ist, Herr Kersten?"
Der milde Spott in Herberts Stimme reizt Kersten bis aufs Blut. „Darüber bin ich Ihnen keine Rechenschaft schuldig!" antwortet er grob.
Auch Herbert gerät jetzt in Zorn. „Hab' ich Sie etwa mit dem ganzen Kram belästigt oder Sie mich? Sie vertauschen jetzt plötzlich die Rollen, Herr Kersten!"
Kersten ringt nach Worten. Schließlich stößt er hervor: „Ich

lass' nicht an meinen redlichen Absichten herumdeuteln. Von Ihnen nicht!"
„Ich deutle ja gar nicht! Aber wenn Sie mich schon mit alledem behelligen, dann müssen Sie sich auch meine Meinung anhören."
Herbert ist jetzt mächtig im Zug; er kennt sich selbst nicht wieder. „Und da kann ich Ihnen nur sagen: Lassen Sie die Finger von dem Mädel, Herr Kersten! Sie machen Gerda und sich nur unglücklich! Als reifer Mann müßten Sie sich das selber sagen."
Kersten fällt ihm heftig ins Wort: „Aber Fräulein Peters hat doch – selber . . ."
„Natürlich hat sie zugestimmt! Aber merken Sie denn gar nicht, daß das Mädchen sich in einer schrecklichen Zwangslage befindet? Daß sie im Augenblick gar keinen freien Entschluß fassen kann? Glauben Sie denn, daß aus so einer Notehe was Vernünftiges . . ."
Kersten schnappt nach Luft: „Also, das ist doch wirklich . . . ! Ich bemüh' mich, das arme Mädel wieder auf die Füße zu bringen, und da kommen Sie . . ."
Er schluckt heftig. Herberts Worte haben ihn tief getroffen. Er fühlt sich ungerecht behandelt und sieht seine guten und sauberen Absichten mißdeutet.
Herbert erkennt, daß er vielleicht ein bißchen zu weit gegangen ist, und lenkt ein: „Vielleicht überlegen Sie sich einmal in einer ruhigen Stunde, ob ich wirklich so unrecht habe. Ich glaub' schon, daß Sie das Mädel gern haben, aber . . ."
Kersten rafft sich zusammen. Er hat jetzt nur noch den einen Wunsch, sich einen erträglichen Abgang zu verschaffen. „Hätte ich gewußt, wie wenig Verständnis Sie für meine Lage aufbringen, dann hätte ich mir dieses Gespräch erspart, Herr Pratsch."
Herbert zuckt die Achseln. „Dann wollen wir uns beide jetzt wenigstens weitere Worte ersparen. Ich werde sowieso erwartet! Guten Abend!"
Verdutzt blickt Kersten dem jungen Manne nach, der mit langen Schritten davongeht. Dann setzt auch er sich wie ein Automat in Bewegung. ‚Verloren! Alles verloren!' geht es unaufhörlich durch sein Hirn.
Ein paar Minuten später hastet Herbert die Wilhelmstraße ent-

lang zum ‚Westfalenhof'. Dort pflegten sie einander bisher zu treffen, und der lustige Wirt hat es schon manchmal verstanden, Gerdas Laune durch ein paar muntere Worte aufzuhellen.
Gerda sitzt schon an dem gewohnten Platz. Ungezwungen streckt sie ihm die Hand entgegen.
„Ich dacht' schon, Sie hätten mich ganz vergessen, und wollt' gerade nach Hause gehn."
Herbert lächelt. „Aber Gerda, ich Sie vergessen?" Sein Gesicht wird ernst. „Ich hab' mich nicht ohne besonderen Grund verspätet." Er überlegt, ob er Gerda über das Treffen mit Kersten überhaupt unterrichten soll. Aber morgen wird sie es ohnehin durch den Chef erfahren. Da ist es schon besser, er bereitet sie vor.
„Ich hatte eine Unterredung mit Herrn Kersten."
„Ach!" Gerda ist sichtlich überrascht.
Mit kurzen Worten gibt Herbert die unerquickliche Unterhaltung mit dem Witwer wieder. „Er hatte mir richtig aufgelauert, Gerda. Erst war ich ziemlich wütend darüber. Aber jetzt bin ich doch ganz froh, daß ich ihm auf diese Weise mal meine Meinung sagen konnte."
Gerda wendet ihm plötzlich voll das Gesicht zu: „Und Sie sind wirklich der Meinung, mir mit Ihren Worten genützt zu haben, Herr Pratsch?"
Herbert zuckt zusammen. Nachdem sie einander tagelang schon vertraulich mit Vornamen angeredet haben, ist Gerda demonstrativ zur förmlichen Anrede zurückgekehrt. Er ahnt, was das zu bedeuten hat.
„Ja, natürlich ... sonst hätte ich doch ..." Er schweigt verwirrt.
Gerda blickt ihn unverwandt an. „Sie wissen doch, daß ich tatsächlich mit Herrn Kersten verlobt bin."
Mit einem Anflug von Trotz erwidert Herbert: „Um so mehr Anlaß hatte ich, dem Mann mal reinen Wein einzuschenken."
„Und nun?" will Gerda ganz ruhig wissen. Aber das Zittern in ihrer Stimme verrät, daß es eine trügerische Ruhe ist.
Herbert zuckt die Achseln: „Auf jeden Fall wird er sich's nach dieser Lektion gehörig überlegen."
„Sie tun, als ob Sie mein Vormund wären!" Gerdas Augen blitzen auf. „Sie haben mir einen schlechten Dienst erwiesen. Haben

Sie sich deswegen in mein Vertrauen geschlichen, um mir jetzt alles kaputtzumachen? Hab' ich Ihnen deswegen mein Herz ausgeschüttet, damit Sie das alles jetzt so, so – ausnutzen?"
Herbert hebt beschwörend die Hände, aber Gerdas Stimme steigert sich von Wort zu Wort: „Was wollen Sie denn eigentlich von mir? Alles wieder einreißen, was ich mir so mühselig aufgebaut habe? Ich war endlich halbwegs zur Ruhe gekommen, und nun ..."
„Aber Sie haben sich doch nur selber getäuscht, Gerda."
„Was geht Sie das an, Herr Pratsch! Ich habe schließlich mein eignes Leben zu leben. Was soll ich denn machen, wenn Kersten mich morgen auf die Straße setzt? Meinen Sie, ich könnte meinen Eltern wieder vor die Augen treten?" Der Gedanke an das Elternhaus bringt sie dem Weinen nahe.
Herbert erwidert ganz treuherzig: „Aber ich bin doch schließlich auch noch da, Gerda!"
„Natürlich sind Sie da ... mit Ihren weisen Ratschlägen. Sie wissen so genau, was ich nicht tun soll ... gerade wie alle andern ... aber was ..." Sie faßt plötzlich mit der Hand nach ihrem schweren Leib, krümmt sich ein wenig und stöhnt dumpf. Als sie sich wieder aufrichtet, stehen kleine Schweißtropfen auf ihrer Stirn.
Herbert ist erschrocken aufgesprungen. „Was ist denn, Gerda? Um Gottes willen. Sie dürfen sich nicht so aufregen!"
„Lassen Sie mich!" Mit einer heftigen Gebärde entzieht sie dem jungen Mann ihren Arm, erhebt sich mühsam und geht ohne Gruß leicht schwankend hinaus.
Herbert wirft einen Geldschein auf den Tisch und eilt hinter dem Mädchen her. Er holt sie rasch ein. „Aber Sie können doch nicht in diesem Zustand ...!"
„Ich möchte jetzt bloß allein sein, nichts weiter."
Herbert merkt, daß ihr von Schritt zu Schritt das Gehen schwerer fällt. Er will sie unterhaken, aber sie stößt seinen Arm fort. Gleich darauf muß sie sich an einem Gitter festhalten.
Ratlos steht er neben ihr. Neugierig mustern die Vorübergehenden das seltsame Paar. Ein paar Gassenjungen grinsen. Herbert wird immer unbehaglicher zumute. „Seien Sie doch nicht so eigensinnig! Ich will Ihnen doch helfen, Gerda!" Aber das Mädchen tut, als habe es diese Worte gar nicht gehört.

Einige Male bleibt sie schwankend stehen. Aber bevor Herbert hinzuspringen kann, schleppt sie sich weiter. Es wird für beide ein qualvoller Heimweg. Als Herbert unten vom Hausflur aus das dumpfe Zuschlagen der Mansardentür vernommen hat, bleibt er noch eine Weile lauschend stehen.
Dann klopft er Frau Meunier heraus: „Ich glaub', Gerda braucht Ihre Hilfe; es scheint ihr nicht gut zu gehn . . ."

41

Jeden Tag sitzt Peter van Booven am Krankenbett seiner Frau Sibylla. Sie sprechen in diesen Stunden über tausend Nebensächlichkeiten. Aber Peter stellt mit wachsendem Unbehagen fest, daß die Unbefangenheit, die ihre Gespräche früher auszeichnete, verlorengegangen ist. Die Atmosphäre zwischen ihnen ist mit einer geheimen Spannung geladen. Liegt das an ihm? An dem schlechten Gewissen, das er seit jener Nacht bei Madame Cordelier mit sich herumschleppt? Oder ist der lauernde Ausdruck, den er zuweilen auf dem Gesicht Sibyllas zu bemerken glaubt, wirklich da? Es kann geschehen, daß sich mitten in einem harmlosen Gespräch ihre Züge gequält und sogar furchtsam spannen. Aber wenn Peter dann angstvoll fragt: „Hast du Schmerzen, Billa?", zwingt sich sofort ein Lächeln auf ihr Gesicht, und sie antwortet mit einem heftigen Kopfschütteln. Trotzdem gewinnt er immer mehr den Eindruck, daß Sibylla sich vor ihm verschließt und daß eine unsichtbare Wand zwischen ihnen steht. Aber er verzichtet darauf, Sibylla mit Fragen zu bedrängen. Eines Tages wird sie von selber zu ihm kommen.
Als Peter am dritten Abend nach der Operation nach Königswinter zurückkehrt, sieht er schon von weitem einen hellgrünen Volkswagen vor der Villa Zander parken. Schang ist da! Peter freut sich auf das Wiedersehen mit dem Freunde. Er hat in den sorgenerfüllten letzten Tagen häufig an ihn und seine ruhige, selbstverständliche Hilfsbereitschaft denken müssen.
Schang hat sich's im Kaminzimmer bequem gemacht. Die Kognakflasche steht neben ihm auf dem Tisch. „Selbstbedie-

nung!" grinst er Peter entgegen, und er zwängt seinen Kugelbauch aus dem Sessel hoch.
Peter schließt den Freund ungestüm in die Arme: „Schang! Wie ich mich freue!"
Schang erwidert trocken: „Moment, mein Junge, das soll sich nämlich erst noch herausstellen!"
Peter stutzt: „Was soll das heißen?"
Statt einer Antwort fragt Schang zurück: „Deine Frau ist krank? Freund Charles tat ziemlich mundfaul. Aber das hab' ich wenigstens aus ihm herausgequetscht."
„Die übliche Frauengeschichte", meint Peter ausweichend.
„Hat den Vorteil, daß wir unter vier Augen miteinander reden können."
Peter wird nervös. „Nun tu nicht so geheimnisvoll! Was ist denn los?"
„Komm, im Sitzen spricht sich's besser!" Schang läßt sich wieder auf seinen Sessel nieder. Die Sprungfedern knacken verdächtig. Geruhsam setzt er eine dicke schwarze Brasil in Brand.
Peter fiebert vor Ungeduld. „Matz?" platzt er schließlich heraus, nachdem er festgestellt, daß Schang sich viel Zeit läßt und dem Rauch der Zigarre andächtig nachblickt.
Schang nickt. „Ich hatte heute vormittag Besuch ... von der Polizei!"
Peter wird blaß. „Hat das Biest also doch gequatscht!" Er ballt die Hände.
„Einstweilen kann der gar nicht quatschen ..." Schang genießt einen Augenblick voller Behagen die aufreizende Wirkung dieser rätselhaften Worte. Dann setzt er hinzu: „Er hat nämlich ein großes Loch im Kopf!"
„Ein Loch im Kopf?" Peter hat sich halb erhoben und starrt den Freund verständnislos an.
Schang muß unwillkürlich lachen: „Du machst ein Gesicht, als wär' dir eben der erste Marsmensch begegnet!"
„Nun mach's bloß nicht so spannend, Schang!"
„Also schön: Vor'n paar Nächten ist Matz gefunden worden ... irgendwo am Düsseldorfer Rheinhafen ... mit ziemlich lädiertem Schädel ... irgend jemand hat ihm eins über den Kopf gegeben."
Peters Gesicht hat sich zur Grimasse eines Lächelns verzerrt. „Endlich hat er mal einen Denkzettel gekriegt ..."

Schang wird um einige Grade ernster: „Nee, mein Jung, das ist nicht bloß 'n Denkzettel! Der Inspektor, der heut' bei mir war, machte so komische Andeutungen von wegen einer Eisenstange. Mordversuch! So was kann teuer werden!"
Er schweigt und bläst den Rauch in einer dicken Wolke von sich. Das letzte Wort steht unheilschwer im Raum.
Mit erzwungener Gleichgültigkeit meint Peter: „Wennschon! Was haben wir damit zu tun!"
„Natürlich! Ob's nun ein Mordversuch ist oder nicht, kann uns beide nicht kratzen; aber man schnüffelt jetzt erst mal 'rum... in den Briefen, die bei Matz gefunden wurden ... und unter seinen Bekannten ... dazu gehören wir beide nun mal ... Bei mir sind sie schon gewesen."
„Und was wollten sie von dir wissen?"
„Erst mal natürlich, wie ich zu dem Kerl gestanden hab'. Na, ich hab' da kein Blatt vor den Mund genommen. Außerdem hätten sie's ja auch ohne mich 'rausgekriegt. Und dann wollten sie wissen, wo ich in der Freitagnacht gewesen bin. Im Haus natürlich. Die Rambinski konnt es ihnen gut und gern bestätigen ..." Schang lächelt resigniert. „Es ist doch mitunter gut, wenn man unter strenger Kontrolle gehalten wird ... Ja, und zum Schluß waren sie ganz versessen darauf, zu erfahren, wie ein gewisser Herr Peter van Booven sich mit Matz stand."
„Und?" Peters Finger trommeln nervös auf den Lehnen des Sessels.
„Ich hab' ihnen selbstverständlich sagen müssen, daß dieses Schwein auch dich dauernd erpreßt hat; habe ihnen dann aber geraten, dich selber zu fragen."
„Immer zu!" sagt Peter, und es soll sehr überlegen klingen.
„Ja, Pitter, ich dachte mir, es wär' wohl das beste, wenn ich dir Bescheid gäbe, damit du von dem Besuch nicht überrumpelt wirst. Ein Telefonat hätt's zwar auch getan; aber man weiß ja nicht, ob die Burschen nicht noch nach altem Brauch in der Leitung hängen."
„Du tust ja grad so, als hätte ich ...", meint Peter verdrießlich.
„Quatsch! Aber ich weiß, daß es dir schrecklich wäre, wenn die Sache mit dem Matz deiner Frau zu Ohren käme. Und da wollt ich dir raten ..."
„Was denn? Nu sag's schon!"

„Du fährst mit mir nach Düsseldorf, sprichst ganz beiläufig bei der Polizei vor, schenkst ihr reinen Wein ein und weist nach, wo du in der Freitagnacht gewesen bist."
Aus Peters Antlitz ist alles Blut gewichen. „Freitag nacht?" murmelt er vor sich hin.
„Na, das wirst du wohl noch wissen! Wahrscheinlich hast du mit deiner Frau auf der Terrasse gesessen oder mit deinem Freund Pratsch im ‚Drachenloch'."
„Verdammt noch mal, Schang, Freitag nacht war ich gar nicht hier!"
„Sondern?"
„In Düsseldorf!"
Jetzt verliert sogar Schang einen Augenblick seine Ruhe. „Was? Du warst in Düsseldorf? Das ist aber doch ..." Er schweigt verwirrt.
Peter hört aus Schangs Worten einen kleinen persönlichen Vorwurf heraus. „Ich wollt' mich noch bei dir melden, Schang ... aber dann ..." Er stockt und reibt die Handflächen verlegen aneinander.
In Schangs Augen spiegelt sich ein leiser Verdacht: „Sag mal, hat der Lump dich wieder ...?"
„Nein, nein!" unterbricht Peter den Freund hastig. „Ich hab' ihn gar nicht zu sehn bekommen!"
„Na, ich dich ja auch nicht!"
„Gewiß, aber ich kann dir das schlecht erklären, Schang!"
Nach einer kurzen Pause meint Schang mit einem Anflug von Ironie: „Na, wenn du's mir schon nicht erklären kannst, dann bin ich gespannt, was du der Polizei erzählen willst."
Peter braust auf: „Herrgott, Schang! So begreif das doch! – Es ist eine Frau im Spiel!"
Schang blickt ihn erst verdutzt an; dann zieht ein faunisches Grinsen über sein rundes Gesicht: „Ah, so!"
„Nein, nein, nicht ‚ah, so'! Es war ... Ich versteh' mich heut' selber nicht mehr."
Schang sagt fast väterlich: „Moralisch verkatert, alter Schürzenjäger? Aber keine Sorgen: Kriminalbeamte sind auch bloß Männer! Und schließlich, wenn's so 'ne Eintagsfliege war, brauchst du sie doch nicht zu schonen. Sie wird dir bestätigen müssen, daß du ..."

„Sie ist schon wieder in Paris", preßt Peter verzweifelt hervor. „Außerdem ist sie eine – eine Dame, Schang!"
Schang zwinkert mit den Augen: „Darüber läßt sich nach jener Freitagnacht natürlich streiten, Pitter. Aber wenn du schon den Kavalier spielen willst: wie kriegen wir dich aus der Patsche?"
Die beiden Freunde grübeln schweigend nebeneinander her.
Plötzlich verklärt ein pfiffiges Lächeln Schangs Züge: „Und wenn wir nun einfach sagen würden, du hättest bei mir übernachtet?"
Nach kurzem Überlegen schüttelt Peter verneinend den Kopf: „Frau Rambinski würde uns einen Strich durch die Rechnung machen! Außerdem hättest du's gleich angeben müssen, als du heute mit der Polizei über mich gesprochen hast."
„Stimmt", erwidert Schang ernüchtert. „Und wenn wir Paula . . .? Die liebt dich noch immer . . . und für'n paar Mark . . ."
„Die ist mit einem neuen Galan auf Reisen . . . Außerdem sind wir im Krach auseinander."
Schang schenkt nachdenklich sein Glas voll und kippt es hinter sein Doppelkinn: „Teufel, Teufel!"
„Und wenn ich nun wirklich der Kriminalpolizei gegenüber . . . glaubst du, daß ich den Namen nennen müßte?"
„Ich fürchte, die Herren nehmen dir deine Geschichte sonst nicht ab! Aber sag mal, in dem Hotel . . ." Schang läuft rot an vor Eifer. „Ja, das ist 'ne Möglichkeit! Die werden dir bestätigen, daß du auf deinem Zimmer warst."
„Ich hatte da doch gar kein Zimmer!" wirft Peter kleinlaut ein. Außerdem entsinnt er sich, daß er dem Kellner im Frühstücksraum morgens gesagt hat, er sei eben von auswärts angekommen. Und der Portier, der das Notverdeck hochklappte? Nein, der Kriminalpolizei mochte die Sache mit dem Wagen als Tarnung erscheinen. Wohin er blickte – verbaute Straßen!
„Es ist also wohl das beste, mich morgen gleich bei der Düsseldorfer Polizei . . ."
Schang nickt zustimmend: „Auf jeden Fall besser, als wenn die Herren hier aufkreuzen und Königswinter für ein paar Wochen neuen Gesprächsstoff bekommt. Wenn du Glück hast . . . aber weshalb sollte es dich ausgerechnet diesmal verlassen?"

Doch schon zögert Peter wieder. „Aber da ist doch diese dumme Geschichte mit den Zigaretten, Schang."
„Hab' ich ihnen auch schon beigebracht! Sie woll'n der Sache mal nachgehn. Brauchst aber keine Angst mehr zu haben! Die haben schon was von Amnestie geknurrt!"
Nun fallen Peter doch Zentnerlasten vom Herzen. „Gott sei Dank, da hat die Geschichte vielleicht doch noch ihr Gutes für uns drei ... Franz wird auch ganz aus dem Häuschen sein."
Schang schweigt minutenlang. „Es wär' vielleicht gut, Pitter, wenn du den Namen von Franz bei der Polizei gar nicht erwähntest!" sagt er dann endlich in einem möglichst gleichgültigen Ton.
„Weshalb denn das nicht?" Peter begreift erst nach einer ganzen Weile: „Du meinst ...?"
Schang zuckt die Achseln. „Wenn ich daran denke, womit der Franz in den letzten Monaten wieder und wieder gedroht hat... Ich hatte immer das Gefühl, daß es zwischen den beiden mal ein böses Ende nehmen würde."
„Aber Franz ist doch ein harmloser kleiner Bürger, der keiner Fliege was zuleide tun kann!"
„Vergiß nicht, daß Matz ihn mit seinen Forderungen systematisch zur Verzweiflung getrieben hat! Du und ich – wir konnten das Geld immer irgendwie beschaffen. Aber Franz ... mit seiner mageren Vertreterprovision ... und der kranken Frau zu Hause! Auf jeden Fall wär's gut, wenn wir seinen Namen aus dem Spiel lassen könnten ... Und nun laß uns nicht mehr darüber reden! Laß uns den Abend verbringen, wie sich's für alte Freunde gehört!"
Aber Peter gewinnt an diesem Abend seine gute Laune nicht zurück.

42

Am Morgen nach der schweren Auseinandersetzung mit Herbert Pratsch schleppt sich Gerda zur gewohnten Stunde ins Geschäft. Frau Meunier hat sie nicht fortlassen wollen; aber Gerda hat sich angezogen, ohne auf die eifernden Mahnungen der alten Dame zu achten.

Die krampfartigen Schmerzen haben nachgelassen, und nur in großen Abständen geht ein leises Ziehen durch ihren schweren Leib. Dennoch fühlt sie sich wie zerschlagen, und am liebsten wäre sie im Bett geblieben. Aber sie hat Angst vor den träge dahinschleichenden Stunden, vor den trüben Gedanken, die wie aufgescheuchte Vögel nun wieder durch das Dachzimmer flattern, und vor der aufdringlichen Besorgnis der wohlmeinenden Frau Meunier. Überdies fürchtet Gerda, daß Kersten sich bei ihr einfinden könnte. Sie will dem Alleinsein mit ihm und seinen hartnäckigen Fragen unter allen Umständen aus dem Wege gehn. Im Geschäft unter den Augen von Kätti und Trina glaubt sie sich vor seinen Fragereien sicher.

Kersten sitzt mit müden Augen in seinem Kontor. Als er Gerda durch den Laden hereinkommen sieht, putzt er verlegen an seiner Brille herum. Sonst pflegt ihm Gerda allmorgendlich freundlich die Hand zu reichen. An diesem Morgen drückt sie sich mit einem leisen Gruß an der offenen Kontortür vorbei. Als sie dann die erste Arbeit unter den Händen hat, wird sie ein wenig ruhiger.

Kersten vermeidet es den ganzen Vormittag über, in Gerdas Nähe zu kommen. Er sitzt über Papiere gebeugt an seinem Schreibtisch. Aber wer ihn aus der Nähe beobachten könnte, würde rasch gewahr werden, daß er gar nicht arbeitet, sondern abwesend lächerliche Kringel auf alte Rechnungen und Prospekte malt.

Es geht schon auf den Mittag zu, als er sich endlich ermannt. Während Kätti auf einem Botengang ist und Trina im Laden zu tun hat, kommt er rasch zu Gerda in die Werkstatt.

„Kann ich Sie in der Mittagspause mal unter vier Augen sprechen, Gerda?"

Er blickt verlegen auf ihre Hände, die nun doppelt emsig an den Bändern eines Florentiner Huts herumhantieren.

Betretene Stille.

„Ich dachte mir, wir könnten uns ein halbes Stündchen nach oben in die Wohnung setzen", fährt Kersten dringender fort.

Gerda läßt die Arbeit sinken und starrt auf ihre schmalen Finger. Sie hat kein Recht, ihm dieses Gespräch zu verweigern. Aber sie fühlt einfach nicht die Kraft in sich, die zähe, bohrende, zweiflerische Stimme dieses Mannes auch nur fünf Minuten zu

ertragen. Sie kann sich schließlich denken, was er nach seiner gestrigen Unterhaltung mit Herbert Pratsch von ihr wissen will.
„Nun?" fragt Kersten schließlich in ihr Schweigen hinein.
Gerda rafft sich auf. „Also gut, ich komme nachher 'rauf", sagt sie, nur um ihn loszuwerden.
Als Kersten wieder draußen ist, blickt sie verstohlen nach der Uhr. Eine Dreiviertelstunde noch. Galgenfrist! Sie hat das Gefühl, langsam, aber unaufhaltsam einem finsteren Abgrund zuzutreiben.
Plötzlich glimmt eine kleine Hoffnung in ihr auf. Wenn Herberts Worte nun doch Eindruck auf ihn gemacht haben? Wenn er seine Werbung zurücknehmen will? Aber ist das denn überhaupt eine Hoffnung? Müßte es nicht vielmehr eine schwere Enttäuschung sein? Die Gedanken beginnen sich zu verwirren. Sie hat die Arbeit mechanisch aus den Händen gelegt und gräbt die Nägel in die Handballen. Es ist eine stumme Geste der Verzweiflung.
Mit einemmal ist auch der Krampf in ihrem Leib wieder da. Er kommt von ganz weit her, steigert sich in wenigen Sekunden zu einem scharfen, schneidenden Schmerz und wirft sie beinahe vom Stuhl. Sie preßt die Lippen fest aufeinander, kriecht ganz in sich zusammen und umklammert mit zuckenden Händen die Tischplatte.
In diesem Augenblick erscheint Trina in der Werkstatt. „Ist dir nicht gut, Gerda?" fragt sie erschrocken.
Gerda versucht, sich aufzurichten. Aber sofort schwemmt wieder eine Welle ungeheuren Schmerzes über sie hinweg. Nur mühsam hält sie sich auf ihrem Stuhl.
Trina jagt ins Kontor hinüber. „Herr Kersten, kommen Sie ... schnell ... Gerda ..."
Wie hinter einem hauchdünnen Schleier sieht Gerda den Mann durch die Tür hereinstürzen. „Was ist denn, Gerda? ... Mein Gott ... !"
Gerda stemmt sich am Tisch hoch und steht taumelnd da. „Nichts ... nichts ...", murmelt sie. Aber das dumpfe Stöhnen, das gleich darauf aus ihrem Munde bricht, straft ihre Worte Lügen.
Kersten will sie auf den Stuhl niederdrücken. „Rasch, Trina ... ein Glas Wasser!"

Gerda wehrt mit flatternden Händen ab. „Danke, nein ... ich möchte ... ich will ...“
Energisch schiebt Kersten jetzt seinen Arm unter den ihren und stützt die Torkelnde. „Kommen Sie, Gerda ... wir packen Sie oben aufs Sofa ... ruhen Sie sich erst mal ein bißchen aus ...“
Dann herrscht er Trina an: „Steh da nicht so dußlig 'rum! Hilf lieber, Fräulein Peters halten!“
‚Nur das nicht ... nicht nach oben!‘ denkt Gerda verzweifelt. „Ich möcht lieber ... bitte, lassen Sie mich nach Haus, Herr Kersten ...“ Eine neue Schmerzwelle reißt ihr das Wort vom Munde.
„Aber Sie können doch nicht ... ich will doch lieber ... weshalb denn bloß nicht ...?“ Kersten fuchtelt aufgeregt mit den Händen vor Gerda herum.
Als der Krampf ein bißchen abebbt, setzt sich Gerda mit einem Ruck in Bewegung und geht wortlos zur Tür. Kersten rennt hinter ihr her: „Denken Sie doch an Ihren Zustand, Gerda! Wenn unterwegs was passiert ... Warten Sie, ich werd' Ihnen wenigstens einen Wagen bestellen ...“
Fünf Minuten später hält der Wagen vor der Tür. Kersten nennt Gerdas Adresse. Dann hilft er dem Mädchen in das Gefährt und setzt sich selber neben sie. Gerda läßt alles apathisch mit sich geschehen. Als der Wagen anfährt, wimmert sie leise vor verhaltener Qual.
Kersten läutet Frau Meunier heraus. Gemeinsam führen sie die leise Stöhnende die schmale Stiege hinauf in ihr Zimmer. Sie betten sie auf die Couch. Kersten will sich einen Stuhl heranziehen. Aber Frau Meunier, die plötzlich die Geschäftigkeit selber ist, schiebt den Mann mit einer erstaunlichen Energie zur Tür hinaus. „Fahren Sie man sofort zu Dr. Linz, Herr Kersten! Und wenn der nicht da ist, zu Doktor Hüttmann!“
„Ja, aber ...“ Kersten will Einwände machen.
Frau Meunier schneidet ihm das Wort ab: „Aber schnell! Es ist doch höchste Zeit!“
Während Kersten wieder in den Wagen springt, läßt sich die alte Dame neben Gerda nieder. Sie ergreift ihre Hand und tätschelt sie zärtlich. „Als ob ich's nicht geahnt hätt', Kindchen! ... Ist ja auch wirklich zuviel gewesen für dich in den letzten

Tagen ... Nur nicht den Mut verlieren! Gleich kommt der Doktor und dann ..."
Knapp zehn Minuten später poltern Füße die Treppe herauf. Doktor Linz. Er ist, wie er ging und stand, mitgekommen. Hinter ihm will sich Kersten wieder ins Zimmer drängen. Aber Frau Meunier drückt ihm die Tür vor der Nase zu.
„Na, Gerda ... Sorgenkind!" lächelt der Arzt tröstlich auf das Mädchen hinunter. „Wo fehlt's denn nun wieder?"
Gerda will etwas antworten. Aber aus ihrem Munde kommt nur ein leises Stöhnen.
„Na, wolln mal sehn, wie wir dir helfen können." Kurze Untersuchung. Danach halblaute Beratung mit Frau Meunier, die sich im Hintergrund des Zimmers aufhält.
Der Arzt greift nach seinem Besteckkoffer. „Heißes Wasser! Möglichst viel! Und saubere Tücher!" sagt er leise zu Frau Meunier.
Als Frau Meunier die Treppe heruntergehastet kommt, prallt sie fast gegen Kersten, der sich immer noch im Hausflur herumdrückt.
„Was ist denn nun eigentlich? Ist sie krank?" fragt er ein bißchen gekränkt.
„Nix für Männer, Herr Kersten!" fertigt Frau Meunier ihn kurz ab.
„Kann ich 'rauf zu ihr?"
„Auf keinen Fall!"
„Darf ich denn wenigstens auf Doktor Linz warten?" Der unglückliche, flehende Ausdruck in seinen Augen stimmt Frau Meunier ein wenig milder. „Wenn Sie soviel Zeit übrighaben ...", knurrt sie. „Setzen Sie sich da in mein Wohnzimmer!"
Kersten ist die Zeit noch nie so lang vorgekommen wie in dieser Stunde, die er wartend in der kleinen Stube von Frau Meunier hockt. Er wagt sich nicht von seinem Platz. Angespannt lauscht er auf die Geräusche im Hause. Er hört Frau Meunier nebenan in der Küche hantieren, hört Wasser rauschen und Kessel klappern. Er hört, wie die alte Dame unermüdlich die Treppe hinauf- und heruntersteigt. Einmal rennt sie aus dem Haus. Er sieht sie über die Straße in das gegenüberliegende Lokal eilen. Wenig später ist sie wieder da. Und fünf Minuten danach hält

ein zweiter Wagen vor dem Haus. Ein etwa dreißigjähriger Mann springt heraus. Kersten kennt ihn: Doktor Hüttmann, der sich nach dem Kriege in Königswinter niedergelassen hat und manchmal den Doktor Linz vertritt. Was wollen die denn zu zweit? Steht es so schlimm? Er hört den jungen Arzt die Stiegen hinaufhasten.

Schließlich hält Kersten es nicht länger aus. Er schleicht an die Tür, öffnet sie vorsichtig und horcht mit angehaltenem Atem zur Mansarde hinauf. Er glaubt, kleine spitze Schreie zu hören. Aber da sich eben wieder die Tür der Dachkammer öffnet, zieht er sich hastig auf seinen Stuhl zurück.

Eine halbe Stunde mag wieder vergangen sein, als Kersten plötzlich etwas vernimmt, was ihm im ersten Augenblick das Blut in den Adern erstarren läßt. Ein ersticktes Quärren und Plärren, eine ganz dünne quäkende Stimme. Kersten kennt diese Laute. Er hat sie noch im Ohr von jener Stunde her, in der Lina das Bärbelchen zur Welt brachte.

Kein Zweifel: Gerdas Kind ist da! ‚Nun ist also doch alles umsonst gewesen!' ist Kerstens erster Gedanke. Alles umsonst! Sein Bemühen, dem Mädchen diesen schweren Augenblick so leicht wie irgend möglich zu machen. Sein Wunsch, dem Kind vom ersten Tage seines Lebens an seinen Namen zu geben, einen guten und ehrlichen Namen.

Und doch übermannt ihn im gleichen Augenblick die Rührung. Er fühlt sich merkwürdig ergriffen von dem Wunder der Menschwerdung, das sich eben unter den schrägen Wänden der kleinen Dachkammer vollzogen hat. Ja, es packt den nüchternen, unromantischen Kersten so, daß ihm Tränen in die Augen treten. Und er wischt sie verstohlen aus den Augenwinkeln, als schäme er sich vor sich selber.

Nun hört er die alte Frau Meunier wieder nebenan in die Küche kommen. Sie schlurft ein paarmal hin und her. Dann ist Stille. Plötzlich glaubt Kersten ein Schluchzen zu vernehmen.

Behutsam drückt er die Tür zur Küche auf. In dem kleinen Raum herrscht ein wildes Durcheinander von Töpfen, Schüsseln, Kannen. Dichter Wasserdampf hängt unter der Decke. An dem mit Wachstuch bedeckten Tisch sitzt Frau Meunier. Sie hat den Kopf in ihre Hände gestützt, und ihre Schultern zucken verräterisch.

„Frau Meunier!“ ruft Kersten vorsichtig. Aber erst beim dritten Anruf schrickt die alte Dame hoch. Mit Augen, die vor Tränen blind sind, blickt sie ihn an. Es dauert eine Weile, bis sie den Mann erkennt. „Ach, Herr Kersten, ich hatt' Sie doch wahrhaftig ganz vergessen.“
Kersten deutet schüchtern mit dem Kopf zur Decke: „Ist es da?“
Frau Meunier schluckt heftig. Mit einemmal jammert sie ungehemmt los: „Ach, du lieber Gott ... das arme Kind, was es alles durchmachen muß.“
Kersten wird von einer jähen Angst gepackt. „Was ist denn, Frau Meunier ...?“ Er wagt es nicht, seine Frage zu beenden und das schreckliche Wort auszusprechen.
„Zwei Monate zu früh ...“, schluchzt Frau Meunier.
„Aber ich hab' doch ein Baby schreien hören ...?“
„Der Doktor hat es mit Müh und Not ...“ Wieder erstickt eine Tränenflut ihre Stimme. Kersten dringt aufgeregt mit Fragen in sie, aber sie kann keinen Ton mehr herausbringen. Während Kersten noch nervös vor der Schluchzenden steht, hört er einen raschen Schritt die Treppe herunterkommen. Er reißt die Tür zur Diele auf und stürzt hinaus. Doktor Linz will eben eilig das Haus verlassen.
„Wie geht es ihr, Herr Doktor?“ fällt Kersten ihn an.
Die Züge des Arztes haben sich noch nicht wieder aus der Anspannung der letzten Stunde gelockert. Seine Augen scheinen aus einer weiten Ferne zurückzukehren. „Den Umständen entsprechend ...“, sagt er dann knapp, und er will seinen Weg fortsetzen.
Aber Kersten versperrt ihm den Weg. „Und das Kind?“
Doktor Linz macht ein abweisendes Gesicht. Sofort tritt ein bittender Ausdruck in Kerstens Augen: „Begreifen Sie doch, Herr Doktor, Fräulein Peters und ich sind so gut wie verlobt. Und da ...“
Doktor Linz sagt nach kurzem Überlegen: „Jedes Siebenmonatskind ist gefährdet, Herr Kersten ... Knappe vier Pfund ... Und in diesem Falle kommt noch hinzu, daß die Mutter nicht zu den Kräftigsten gehört ...“
„Wird das Kind am Leben bleiben?“
„Wir tun, was in unserer Macht steht!“ erwidert der Arzt.
„Kann ich sie nicht wenigstens kurz sehen?“

Doktor Linz schüttelt energisch den Kopf: „Doktor Hüttmann ist bei Fräulein Peters!"
„Steht es denn so schlimm?"
„Die Frühgeburt ist offenbar durch schwere seelische Schocks ausgelöst worden. Wir müssen jetzt dafür sorgen, daß alle Aufregungen von der Kranken ferngehalten werden . . . Aber jetzt muß ich dringend fort . . ." Er schiebt sich an Kersten vorbei. Eine Minute später schnurrt sein kleiner Wagen davon.
Kersten steht unschlüssig eine Weile auf der Diele herum. Als er von oben wieder das heiser plärrende Weinen vernimmt, fährt er zusammen. ‚Gottlob, das Kind lebt noch!' denkt er dann erleichtert.
Aber gleich ergreift eine schreckliche Vorstellung von ihm Besitz. Er mag sich noch so sehr dagegen wehren – dieser Gedanke beißt sich in ihm fest und lähmt mit seinem Gift jede andre Überlegung: ‚Und wenn das Kind nun stürbe . . .? Wäre dann nicht alles anders, besser?' Und die Antwort: ‚Für Gerda vielleicht! Aber auch für mich, Kersten? Würde das Mädchen dann überhaupt noch auf mich angewiesen sein? Wird es dann noch nötig haben, mich zu heiraten?'
Er erschrickt heftig. In welchen teuflischen Irrgarten hat er sich da verloren! Oben ringt ein kleines Menschenwesen mit dem Tode! Und er steht hier unten und überlegt, was nützlicher für ihn selber wäre: wenn es stürbe oder wenn es am Leben bliebe! Wieder ertönt die quäkende Stimme von oben. Da rennt Kersten in wilder Verzweiflung aus dem Haus. Es ist wie eine Flucht vor den eigenen sündhaften Gedanken.

Als der Arzt abgespannt ins Doktorhaus zurückkehrt, tut Traudchen sehr wichtig: „Der Herr Doktor Struve aus Bonn hat schon zweimal anjerufe. Sie sollen ihn jleich emal anrufe . . ."
Doktor Struves Stimme klingt ein bißchen aufgeregt: „Heut morgen ist das Bullinsche Heilmittel gekommen. Mit der planmäßigen Maschine von drüben. Einer meiner Assistenzärzte hat es gleich von Frankfurt geholt. Es gab dabei noch einen kleinen Ärger mit dem Zoll; denn das Mittel wird natürlich noch in keiner Liste geführt. Na, aber nun liegt es vor mir auf dem Tisch, und ich bin im Augenblick dabei, Bullins Anweisungen zu studieren. Zwölf eng beschriebene Seiten. Es wär mir lieb,

wenn wir beide uns ausführlich darüber unterhalten könnten, bevor ich mit der Sonderbehandlung loslege."
Doktor Linz fühlt sich hundeelend. Trotzdem sagt er: „Ich komme nachher zu Ihnen 'rüber ... Weiß Herr van Booven davon?"
„Der Diener sagte mir, er wär' heut in Krefeld. Nun, er erfährt's ja noch früh genug. Es wäre mir lieb, wenn auch Sie ihm gegenüber das Ganze bagatellisieren würden. Wir müssen ihn auf alle Fälle vor rosarotem Optimismus bewahren."
Als Doktor Linz angehängt hat, ergreift unversehens eine große Freude von ihm Besitz. Wenn es nun doch noch gelingen würde, Sibylla im letzten Augenblick vor dem schrecklichen Ende zu bewahren?
Gedankenvoll öffnet er ein Schubfach seines Schreibtisches und kramt eine alte Fotografie hervor: Zwei Männer in mittleren Jahren stehen auf dem Rasen vor der Villa Zander. Zwischen ihnen ein Mädelchen von sechs oder sieben Jahren mit langen braunen Zöpfen. Die beiden Männer halten das kleine Mädchen an den Händen. Der eine dieser Männer trägt unverkennbar die Züge von Doktor Linz.
‚Ich hoffe, du wirst dich da oben noch eine Weile allein behelfen müssen, alter Freund Zander!' murmelt der Arzt. ‚Aber ich schätze, du wirst nicht böse sein, wenn wir dir deine Tochter noch ein halbes Leben vorenthalten!' Und er lächelt versonnen vor sich hin.

43

In dem Häuschen von Werkmeister Peters in der kleinen Hamburger Siedlung Steenkamp herrscht seit Tagen hochgespannte Erwartung. Seitdem Gerda nach Königswinter abgereist ist, rechnen Hans Peters und Frau Alwine täglich mit einer hübschgedruckten Karte, auf der Waldemar Kersten und Frau Gerda Kersten, geborene Peters, ihre Vermählung anzeigen.
Aber ihre Geduld wird auf eine harte Probe gestellt. Einmal kommt ein ganz kurzer Brief von Gerda, in dem sie lediglich mitteilt, daß es ihr gut gehe und daß sie sich mit Kersten einig

sei. Wann die Hochzeit stattfinde, sei noch nicht bestimmt. – „Wat lett de Deern sick for'n Tied!" brummelt Vater Peters, als seine Frau ihm die wenigen Zeilen vorgelesen hat. Und auch Mutter Wine kann nicht ganz begreifen, weshalb Kersten und Gerda nicht kurzen Prozeß machen.

Nur Butenschön ist mit dem Gang der Dinge einverstanden. Und wenn er recht überlegt, glaubt er sogar den Grund für diese Verzögerung zu kennen. Offensichtlich sind die Abschiedsworte, die er mit Gerda auf dem Altonaer Hauptbahnhof wechselte, doch nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen.

Dabei ist er sich nicht einmal darüber klar, was er sich eigentlich von einer solchen Verschiebung erhoffen kann, nachdem er dem Mädchen offen gesagt hat, daß an eine Heirat zwischen ihm und ihr wegen des Kindes nicht zu denken sei.

Immer, wenn seine Gedanken an diesem Punkt angelangt sind, verwirren sie sich. Tausendfach hat er sich mit der Frage befaßt, ob seine Abneigung gegen die Rolle eines Stiefvaters wirklich unüberwindlich ist. Aber je mehr er darüber nachgrübelt, desto mehr wird es für ihn zur Gewißheit: Er kann Gerda nicht heiraten, wenn er das Kind in Kauf nehmen müßte. Zu tief haben sich in seinem Innern die Erlebnisse der eigenen Kindheit eingebrannt. Er glaubt von sich selber zu wissen, daß er gewiß kein unerträgliches oder undankbares ‚Stiefkind' gewesen ist, aber erst heute, als gereifter Mensch, vermag er rückschauend zu ahnen, wie sehr der Mann gelitten haben muß, der ein halbes Leben lang versuchte, ihm ein wahrer Vater und Freund zu sein, um schließlich doch an der fast schicksalbestimmenden Vorbedeutung des ‚Stiefvater'-Begriffes zu erlahmen.

Trotzdem verspürt er eine kleine, nie gekannte Sehnsucht in seinem Herzen, wenn er an Gerdas hübsches Gesicht mit den guten Augen denkt. In mancher schlaflosen Nacht malt er sich aus, wie sich wohl alles anders entwickelt hätte, wenn er Gerda ein Jahr früher begegnet wäre.

Eines Morgens – Butenschön hat wieder einmal Nachtdienst gehabt und ist eben eingeschlafen – weckt ihn Lärm aus den unteren Räumen des Hauses. Er hört die weinerliche Stimme von Frau Peters heraufdringen, immer wieder abgelöst von dem polternden Baß des Werkmeisters. Anscheinend ist wieder einmal ein heftiger Streit zwischen den beiden Alten im Gange.

Rasch wirft der junge Eisenbahner sich in sein Zeug. Dann steigt er lautlos die Treppe hinunter. Eben grollt Vater Peters wieder los:
„Ick heff di dat jo immer seggt, Wine! De teuft so lang, bit dat Balg dor is. Und nu hebbt wie denn Salot . . .!"
Herzbrechendes Schluchzen. Dann die Stimme der Frau: „Wer weiß, was da passiert ist, Hans! Am liebsten würd' ich sofort 'runterfahrn und mal . . ."
„So wiet kummt dat noch! Dat düre Fohrgeld utgeben – för nix und wedder nix!"
„Aber sie braucht mich vielleicht, Hans!"
„De Deern hätt uns nich bruukt, as se sick dat Göhr hett andreihn loten, un se bruukt uns jetz ook nich. Du bliffst mi hier! Sünst bin ick nich mehr dor, wenn du trüchkummst!"
Butenschön hört Frau Peters haltlos vor sich hin weinen. Nun sitzt auch ihm ein heilloser Schreck in den Gliedern.
Er klopft energisch an die Tür. „Wat is'n los?" ruft Peters böse.
Butenschön tritt rasch in die Küche. Peters steht mit verkniffenem Gesicht am Herd und schüttelt von Zeit zu Zeit die Fäuste. Frau Wine aber sitzt vor dem Küchenschrank, hat den Kopf auf beide Arme gelegt und wimmert still vor sich hin.
„Was ist mit Gerda, Herr Peters?" stößt Butenschön hervor.
„Dat geiht Se 'n Dreck an!" erwidert Peters grob.
Frau Peters hebt den Kopf und sieht den jungen Menschen mit tränenumflortem Blick an. Jetzt bemerkt Butenschön, daß sie ein zerknittertes Blatt in den zuckenden Händen hält.
Auf seinen fragenden Blick reicht die Frau ihm das Papier. Der Eisenbahner glättet es mit zitternden Fingern. Unter den Tränen von Frau Peters ist die Tinte hier und da auseinandergelaufen, und Butenschön hat Mühe, die Worte zu entziffern. Aber schließlich versteht er doch, was Frau Meunier, die Wirtsfrau Gerdas, in wenigen Sätzen mitteilt: Gerdas Kind ist da, die Mutter wohlauf, aber um das Baby muß man ernste Sorge haben; es sei in der Klinik im Brutofen. Gerda würde so bald wie möglich selber von sich hören lassen.
Butenschön weiß nicht, wie lange er mitten in der Küche gestanden hat, den Brief in den Händen, als Peters mit einemmal wieder losbricht: „Na, nu sehen Sie den ganzen Schietkram! Nu kriegt wi 'n Bankert int Huus!"

„Hans!“ mahnt die Frau jetzt ein wenig gefaßter. „Versündige dich nicht! Du weißt doch, daß Herr Kersten unser Kind heiraten wird.“
„Gleuwst du denn, dat de dat jetz noch deiht? Nee, paß op, de ward ehr wat hosten! Und denn sitt de Deern dor. Un wi mit ehr.“
Frau Peters fängt wieder an zu jammern: „Oh, mein armes, armes Kind, wenn ich bloß zu dir könnte!“
Durch Butenschön rasen Stürme widerstreitender Empfindungen. Irgendwie findet er den Gedanken, daß Kersten Gerda nun doch nicht mehr heiraten wird, tröstlich. Und wenn er daran denkt, daß das Kind vielleicht . . . Er beißt sich auf die Lippen. Sein Gefühl sträubt sich dagegen, diese Überlegung zu Ende zu führen. Aber er mag sich noch so sehr dagegen wehren – der Gedanke, daß vielleicht schon in diesem Augenblick das Hindernis zwischen Gerda und ihm nicht mehr auf der Welt ist, gewinnt eine teuflische Macht.
„Und wenn ich nun hinfahren würde . . .“ Das hat Butenschön ganz leise wie zu sich selber gesprochen. Aber Frau Peters hat es doch vernommen. Sie faßt unversehens nach den Händen des jungen Mannes und drückt sie überschwenglich. „Ach ja, Herr Butenschön . . .“ Aber dann hält sie inne und schüttelt traurig den Kopf: „Aber Sie können ja auch nicht einfach vom Dienst wegbleiben!“
„Aber vielleicht, daß sich mein Urlaub ein paar Wochen vorverlegen ließe. Ich könnte nachher ja mal mit dem Inspektor sprechen“, überlegt Butenschön laut.
Frau Peters trocknet hastig ihre Tränen mit einem Zipfel der Küchenschürze und wird ganz rot vor Eifer: „Das ist nett von Ihnen, Herr Butenschön! Ach, wenn Sie nicht wären! Wie haben Sie uns immer nett geholfen und nun wieder! Da will ich gleich die ganze Babywäsche zusammenpacken, die Gerda sich schon gemacht hat und die ich selber auch noch von früher hab' . . . und zu essen müssen Sie ihr auch was mitnehmen!“
Vater Peters schweigt. Butenschön steht eine Zeitlang still und weiß nicht recht, was er tun und sagen soll.
„Kann sien, dat de Himmel kleuger is as dien Deern und de Kirl!“ brummt der Alte schließlich vor sich hin.

Am Mittag desselben Tages, an dem Gerda Peters vorzeitig von ihrem Jungen entbunden wird, halten in einer kleinen Seitenstraße in der Nähe des Düsseldorfer Polizeipräsidiums zwei Wagen. Aus dem ersten springt Peter van Booven, aus dem zweiten zwängt sich ächzend Schang.

Schang zeigt auf die andere Straßenseite: „Ich setz mich da gegenüber ins Lokal, Pitter, und du holst mich nachher 'raus. Also auf in die Höhle des Löwen!"

Der Kriminalinspektor, der Peter van Booven empfängt, hat nichts von einem Löwen an sich. Eher könnte man ihn schon mit einer Giraffe vergleichen. Er hat einen übermäßig langen Hals, an dem beim Sprechen munter der Adamsapfel auf und nieder hüpft. Und auf diesem Hals sitzt ein schmaler, kleiner Kopf mit hellen Augen und einer starken Nase. Trotz zahlloser Fältchen an den Schläfen und um die Mundwinkel wirkt dieses Gesicht erstaunlich jugendlich. Einen Kriminalbeamten hat Peter sich ganz anders vorgestellt. Dieser Mann sieht eher wie ein Prediger von der Heilsarmee aus. Wahrscheinlich ein harmloser Vertreter des Chefs, denkt Peter, und er läßt sich langsam auf dem angebotenen Stuhl nieder.

Er hat eigentlich gleich mit der Tür ins Haus fallen, von seinem ‚Mißgeschick' in der Freitagnacht berichten und von Mann zu Mann um Verständnis und Diskretion bitten wollen. Aber für ein solches Verfahren scheint ihm nun sein Gegenüber nicht der richtige Partner zu sein. Dieser Mann sieht nicht danach aus, als ob er für einen Seitensprung Verständnis aufbringen könnte. So entschließt sich Peter spontan, zunächst einen anderen Weg zu wählen.

„Herr – van Booven?" fragt der Inspektor nach einem kurzen Blick auf Peters Karte. Die Fältchen um seine Augen werden zahlreicher und tiefer: „Habe ich diesen Namen nicht erst vor kurzem gehört?"

„Ja, wahrscheinlich in der Sache mit dem Mordanschlag auf Matz."

Der Kriminalist zieht die dünnen Augenbrauen über den hellen Augen empor. „Matz? Wer ist denn das nun wieder?"

„Natürlich, ich vergaß ... Matz ist nur sein Spitzname ... Maschke, Max Maschke."
„Ah so, Maschke ... den da unten vom Rheinhafen ... Aber, Herr van Booven ... wer spricht denn da gleich von einem Mordanschlag?"
„Im meine in der Zeitung davon gelesen zu haben, Herr Inspektor!"
Wieder kraust sein Gegenüber die Stirn. „So so? Da hat also die Presse wieder mal ein bißchen voreilig ... Ach ja, diese Presseleute! Die können's immer nicht abwarten! Und dann gleich von Mordanschlag zu reden! Na, ist ja auch egal!"
‚Na, wenn ihm das egal ist – um so besser.' Peter fühlt sich in diesem Augenblick schon wieder ganz als Herr der Lage. Seine Stimme wird bestimmter, ohne ihren verbindlichen Klang zu verlieren: „Es könnte sein, daß man mich mit diesem Vorfall in Verbindung bringt."
Der Inspektor zwinkert belustigt mit den Augen: „Aber Herr van Booven, weshalb sollte man?"
„Nun ja ..." Peter wird nun leicht nervös. „Matz ... das heißt, Herr Maschke und ich sind zwar niemals befreundet gewesen, aber ich kann nicht leugnen, daß er mir ein paarmal mit Geschäften gekommen ist."
Das Lächeln auf dem Gesicht des Kriminalisten ist immer noch nicht gewichen. „Herr van Booven, ein Mann wie Sie ..."
Diese fortgesetzten Anspielungen auf seine Ehrenhaftigkeit machen Peter immer unsicherer. Vor allem hindern sie ihn immer wieder daran, auf den Kern der Sache zu kommen.
„Gewiß, aber gerade, weil ich es verschiedentlich abgelehnt habe, mit ihm ins Geschäft zu kommen, könnte ich mir denken, daß er in dem Überfall so eine Art Racheakt sehen möchte ... oder ..." Er merkt zu spät, daß das im Grunde reichlich unlogisch ist und bricht mitten im Satz ab. Aber gleich tröstet er sich mit der Feststellung, daß sein Gegenüber für solche Widersprüche offensichtlich taub ist.
„Na, erstens hat Herr Maschke bisher überhaupt noch nichts erzählen können. Und dann: vielleicht war es auch nur eine reichlich grobe Prügelei! Und wenn dieser Mann wirklich ... Herr van Booven – da gibt es doch ein einfaches Gegenmittel. Wir nennen so was Alibi!"

„Natürlich, gewiß!" Peter ist leicht zusammengefahren. Aber sein Gegenüber hat es anscheinend nicht gemerkt. Er wirft wieder einen Blick auf Peters Visitenkarte: „Hier steht's ja schwarz auf weiß. Sie wohnen in Königswinter. Ein wunderhübsches Städtchen übrigens. Wahrscheinlich haben Sie zu der Zeit gerade bei Bellinghausen gesessen und ... ach, da war ich auch mal vor etwa dreißig Jahren ..." Er lächelt still vor sich hin. „Aber das gehört ja nicht hierher."

Peter sagt mit gespielter Ruhe: „Nein, nein, mein Direktor hatte mich für diesen Tag ins Werk gebeten – nach Krefeld. Ein paar dringende Konferenzen ..."

„Na also, da haben Sie wohl auch in Krefeld übernachtet."

Peter ist einen Augenblick versucht, diese Worte zu bestätigen. Aber wenn der Mann auf den Gedanken käme, ihn nach dem Hotel zu fragen ...

So verwirft er den Gedanken rasch und sagt so leichthin wie möglich: „Später sind wir dann mit einer Kundin nach Düsseldorf gefahren!"

„Und von dort nach Königswinter?"

„Na, ja!" Peter versucht zu lachen. Er ist überzeugt, diesem primitiven Gemüt allerhand zumuten zu können. „Nachdem wir in der Hotelbar ein paar Flaschen Sekt ... Sie verstehn!"

Der Kriminalinspektor nickt.

„Dann hab' ich mich verabschiedet, bin in meinen Wagen geklettert und Richtung Heimat ..."

„Ah – und da hat Sie die Verkehrspolizei wegen Trunkenheit am Steuer ..." Jetzt lacht der Kriminalist sogar hell auf. „Ein besseres Alibi gibt's ja wohl kaum noch!"

‚Alibi' – da ist es wieder, das verhängnisvolle Wort. Peter erschrickt leicht. Jetzt schnell eine Erklärung über die Heimfahrt, und die Sache steht.

„Nein – so schlimm war's ja nun wieder nicht. Aber ganz wohl war mir auch nicht im Bauch. In der Gegend von Wesseling habe ich die Karre dann an den Straßenrand herangefahren und zunächst mal ein kleines Schläfchen gehalten."

„Eigentlich ein bißchen leichtsinnig – so im dunklen Wald, aber anderseits der Alkohol ... Schade, schade!"

„Wieso schade?"

„Ja, weil Sie nun notfalls nicht einmal ein Alibi hätten! Aber

das wird ja auch hoffentlich nicht nötig sein, wenn dieser Herr Matz oder so ähnlich ... Woher kennen Sie ihn eigentlich?"
Der Inspektor legt nun auf einmal eine fast kindliche Neugier an den Tag und gibt nicht eher Ruhe, bis Peter ihm den ganzen Fall Matz klargelegt hat. Dabei hat Peter aber niemals das Gefühl, vernommen zu werden.
Ganz beiläufig fragt der Beamte: „Kennen Sie einen Herrn Gastrup, Franz Gastrup?"
Peter nickt ebenso beiläufig: „Ganz entfernt ...!"
Fast scheint es, als plage diesen Beamten nur Neugier und Langeweile. Und als Peter einmal entschuldigend meint: „Es war eben eine wilde Zeit, Herr Inspektor!", da erwidert der Beamte fast versonnen: „Wer weiß das besser als die Polizei, Herr van Booven!"
Als Peter kurz darauf das kleine Lokal betritt, sieht Schang ihm erwartungsvoll entgegen.
„Alles in Ordnung, Schang!" lacht Peter und ruft nach einem großen Kognak. „Ich denke, ich geh' in die Höhle des Löwen und gerate in die Heilsarmee!"
„Er hat dir die Sache mit der – der Dame also abgenommen?" fragt Schang gespannt.
„Davon braucht' ich ihm gar nichts zu erzählen. Ich hab' die ganze Sache als Märchenstunde aufgezogen.
„Und ...?" Schang ist maßlos überrascht.
„Na, das war ja vielleicht ein Weihnachtsmann! Vielleicht auch nur die Vertretung!" Und er berichtet kurz.
Schangs Miene wird dabei immer bestürzter: „Eine schöne Märchenstunde!"
„Wieso?" fragt Peter ganz dumm.
„Das war Inspektor Scheunemann. Und wenn du's noch nicht wissen solltest: der Mann ist einer der fähigsten Kriminalisten des ganzen Rheinlandes!"
Peter ist blaß geworden. Teufel, da hat er sich schön was eingebrockt! Er sieht schon in Gedanken, wie der ganze Polizeiapparat unter dem Stichwort ‚Peter van Booven' zu spielen beginnt. „Jaja – die Heilsarmee!" versucht Schang zu spötteln. Aber das klingt nicht sehr echt.
Sie grübeln eine Weile nebeneinander her. Schließlich nimmt Peter ein bißchen stockend das Wort: „Dieser Fritze von der

Polizei hat mal kurz nach Franz gefragt ... und auch du hast gestern so 'ne kurze Andeutung gemacht, Schang. Ist das mehr als bloß 'ne Vermutung?"
„Natürlich können's ebensogut hundert andere gewesen sein ... denn Matz hat ja immer hundert schiefe Sachen am Bein gehabt", weicht Schang aus.
Peter ringt sich rasch zu einem Entschluß durch. Er erhebt sich brüsk: „Komm, Schang ... wir fahrn mal zu Franz ... Wenn er's wirklich getan hat, ist er auch der einzige, der die Geschichte wieder hinbiegen kann."
Schang zögert: „Ich weiß nicht, worauf du hinauswillst ..."
Aber Peter zerrt den Freund ungeduldig am Rockärmel vom Stuhl hoch. „Komm nur, komm, du wirst schon sehn!"
„Aber keine schrägen Sachen, Pitter!" stellt Schang zur Bedingung.
„I wo ...", macht Peter, und jetzt lächelt er sogar wieder. „Ich will bloß der Gerechtigkeit zu ihrem wohlverdienten Sieg verhelfen."
Eine Viertelstunde später stehen die beiden Freunde vor einem frisch gestrichenen Mietshaus im Osten Düsseldorfs. Ein halbdunkles, sehr sauberes Treppenhaus, Wohnungstüren in freundlichen Farben, im dritten Stock ein Namensschild: Franz Gastrup.
Während Peter auf den Klingelknopf drückt, mahnt Schang noch einmal: „Also bitte, keine Dummheiten, Pitter!"
Zunächst rührt sich nichts hinter der Tür. Peter läutet abermals und schließlich ein drittes Mal. Schlurfende Schritte, eine Kette klirrt, dann öffnet sich die Tür vorsichtig um einen Spalt. Das Gesicht einer Frau in mittleren Jahren erscheint. Ein früh gealtertes Antlitz mit dunklen Rändern unter den Augen.
„Guten Tag! Ist Herr Gastrup nicht zu Hause?" fragt Peter freundlich.
Die Frau mustert die beiden Besucher mißtrauisch. Dann bleibt ihr Blick an der massiven Gestalt Schangs hängen. Sie scheint in ihrer Erinnerung herumzukramen: „Sind Sie nicht ...?"
„Aber klar, Frau Gastrup! Mein werter Name ist Herr Brendemöhl, unter Freunden auch ‚Schang' genannt!" versucht die Menschenkugel zu scherzen.
Aber die Tür öffnet sich um keinen Zentimeter weiter. Dafür

haben sich die Züge der Frau unversehens verhärtet, und ihre Stimme klingt sehr abweisend: „Was wolln Sie denn von meinem Mann? Können Sie ihn nicht endlich mal in Ruhe lassen?“
Schang ist ein bißchen verdutzt über diesen Empfang: „Aber wir sind doch Freunde von Franz . . ., von Ihrem Mann.“
Die Frau läßt ein kleines, bissiges Lachen hören: „Freunde? Natürlich! Haben Sie nicht den Kleinen mit dem halben Ohr gleich mitgebracht? Der gehört doch auch dazu!“
Nun mischt sich Peter begütigend ein: „Deswegen sind wir gerade hier, Frau Gastrup . . . Wir wollen den Fall ein für allemal in Ordnung bringen!“
Die sichere Art Peters, seine gepflegte Erscheinung und sein gewinnendes Lächeln verfehlen ihre Wirkung nicht. Nach einem letzten, kleinen Zögern macht die Frau die Tür ganz auf. Jetzt erkennen die Freunde, daß Frau Gastrup an einem Stock geht.
„Sie können 'reinkommen“, sagt sie um eine Spur freundlicher. „Aber ich weiß nicht, ob es viel Zweck hat. Mein Mann kommt immer ganz unregelmäßig aus dem Büro . . . Und vor vier Uhr ist er sowieso nicht zu Hause zu erwarten.“
Peter blickt auf die Armbanduhr: eine kleine Stunde noch. „Würde es Sie stören, wenn wir trotzdem warteten?“ Und als er sieht, daß Frau Gastrup noch immer zögert, fügt er rasch hinzu: „Es ist wirklich sehr wichtig für ihn und für uns alle.“
Da gibt die Frau nach. Sie humpelt den beiden Männern voran in die kleine Wohnstube. Dort sieht alles ein bißchen nach verschämter Armut aus: die sorgsam geflickten Gardinen, die blankpolierten, hier und da abgestoßenen Möbel, die Stühle mit dem zerschlissenen Rohrgeflecht. Schang sucht sich einen möglichst stabilen Stuhl aus. Frau Gastrup sinkt aufseufzend in einen tiefen, altertümlichen Sessel am Fenster.
Peter lehnt an dem kleinen, braunen Kachelofen und zündet sich eine Zigarette an. Die Atmosphäre dieser Wohnung bedrückt ihn. Alles riecht nach Not, Sorge und Kummer.
Als hätte sie Peters Gedanken erraten, sagt Frau Gastrup in diesem Augenblick: „Ich kann Ihnen nicht einmal was anbieten, meine Herren.“
Schang darauf sehr herzlich: „Aber Sie brauchen sich doch nicht zu entschuldigen! Wo wir Sie doch so unangemeldet überfallen haben.“

Eine Weile herrscht betretenes Schweigen im Raum. Dann sagt die Frau sehr leise: „Ist es denn sehr schlimm?"
Die beiden Freunde haben in diesem Augenblick den gleichen Gedanken: Wie weit ist diese Frau in alles eingeweiht?
Peter erwidert tröstlich:
„Wir wollen doch nur dafür sorgen, daß Ihr Gatte mal wieder lachen kann, Frau Gastrup!" Er denkt in diesem Augenblick tatsächlich mehr an Franz als an sich selber, so stark hat ihn das Mitgefühl mit dieser Frau gequält.
„Ja, das wär' schön . . .", fährt die Frau mit einer monotonen Stimme fort. „Ich weiß ja selber nicht, was in ihn gefahren ist . . . er verdient doch nicht schlecht . . . aber nie ist ein Pfennig im Haus . . ." Sie beginnt leise vor sich hin zu weinen. „Wenn ich gesund wär', ja, da könnt' ich selber zuverdienen . . . aber so mit meiner Krankheit . . . und nun hat er auch noch das Trinken angefangen . . . ach, mitunter mag ich gar nicht mehr."
Die weinerliche Stimme der Frau, die nun die ganze Misere ihrer Ehe zum besten gibt, geht beiden allmählich auf die Nerven, und sie fragen sich, ob Franz nicht bald kommt, um sie zu erlösen. Endlos langsam schleichen die Minuten dahin.
Die Uhr geht auf halb fünf, als die Wohnungstür heftig ins Schloß fällt. Bevor Frau Gastrup sich aus ihrem Lehnstuhl hochquälen kann, tritt Franz ins Zimmer. Betroffen bleibt er an der Tür stehen und blickt von einem zum andern. Sofort erfüllt Schnapsatem den kleinen Raum.
„Ah, da ist ja die ganze Kumpanei beisammen . . .", lächelt er unsicher und böse.
„Bis auf den Häuptling . . .", lacht Peter unbefangen und beobachtet dabei aufmerksam die Wirkung seiner Worte.
Franz ist zusammengezuckt. Nun sagt er grob: „Was wollt ihr eigentlich von mir?"
Schang blickt zu Frau Gastrup hinüber. „Können wir dich einen Augenblick allein sprechen, Franz?"
„Geh bitte in die Küche, Luise!" sagt Franz freundlich zu seiner Frau. Ohne Widerrede humpelt sie hinaus.
‚Der Franz ist in den anderthalb Jahren ja richtig ein alter Mann geworden', stellt Peter fest. Gastrup sieht ungepflegt aus – von den wirren, ungeschnittenen Haaren bis zu den Schuhen mit den schiefgetretenen Absätzen. Kaum etwas erinnert an den

Franz Gastrup von damals, der immer so viel Wert auf sein Äußeres legte.
„Dich scheint es ja schön beim Wickel gehabt zu haben", sagt Peter.
„Was soll das heißen?" fragt Franz leise drohend.
Peter überwindet seinen Widerwillen gegen den Schnapsatem und tritt dicht an Franz heran: „Wir haben uns doch nichts vorzumachen, Franz!" spricht er sehr eindringlich. „Wir sind doch in derselben Lage wie du ..." Er macht eine kleine Pause und setzt dann rasch hinzu: „... oder besser, wir waren es!"
In Gastrups Augen steht ein unstetes Flackern. Dann begehrt er auf: „Wir? Ihr könnt ja gar nicht mitreden! Ihr hockt da auf eurem Geldsack, und wenn er kommt, greift ihr in die Westentasche, und dann seid ihr ihn wieder für vier Wochen los ... Wißt ihr denn, was es heißt, wenn man gerade noch vier Mark in der Tasche hat und davon Medizin für die kranke Frau kaufen will ... und er steht mit einemmal vor der Bürotür und will drei Mark davon haben ... oder er droht Krach zu schlagen, daß das ganze Haus zusammenläuft? Wißt ihr, wie einem zumute ist, wenn man dann mit leeren Händen nach Haus kommen muß, und die Frau sitzt da und guckt einen mit großen Augen an und wundert sich, und man darf ihr kein Sterbenswörtchen sagen?"
Er hat sich in eine heisere, irre Verzweiflung hineingeredet. Seine Augen sind blutunterlaufen. Peter tritt erschrocken einen Schritt zurück.
Aber der rasende Anfall vergeht so rasch, wie er gekommen ist. Nun steht Franz da mit hängenden Schultern und gesenktem Kopf.
Schang sagt vorsichtig und mit viel Wärme: „Aber du hättest doch mit deinen Sorgen immer zu mir kommen können, Franz! Ich hab's dir doch mehr als einmal angeboten!"
Franz hebt den Kopf und sagt ganz hart: „Nein, das konnte ich nicht! Ich hab' damals mit euch geschoben! Ihr wißt, weshalb ich's tun mußte ... nicht, weil ich ein flottes Leben führen wollt, sondern einfach, weil ich 'ne kranke Frau zu Haus hatte ... Aber danach hab' ich doch versucht, wieder beide Beine auf die Erde zu kriegen ... und als ich eben glaubte, es wär' geschafft, da ..."

„... da kam dieses Schwein!" ergänzt Peter.
Dann legt er seinen Arm freundschaftlich um die Schulter von Franz: „Laß gut sein, Franz ...! Wir verstehen dich besser als jeder andere ... und wir begreifen auch, was du getan hast."
Franz hat plötzlich wieder einen gehetzten Zug in den Augen. Aber er hat keine Kraft mehr, zu widersprechen. Seine Stimme ist ganz tonlos. „Wie habt ihr's denn erfahren?"
Peter drückt Franz auf einen der wackeligen Stühle nieder: „Die Zeitungen ... und da haben wir uns gleich gedacht ..."
„Ich konnte nicht anders ... Ich wagte ja nicht mehr nach Hause zu gehn ... er stand unten im Hausflur ... klingelte manchmal sogar an der Tür ... da hab' ich mich in irgendwelchen Kneipen verkrochen und gewartet, bis ich glaubte, die Zeit wär' ihm vor der Haustür zu lang geworden ... aber dann hat er doch spitzgekriegt, wo ich steckte. Und mit einemmal saß er bei mir am Tisch ... ich hab' rasch bezahlt und bin gegangen ... und dann hat er mir wieder gedroht ... zehn Mark sollt ich ihm geben, oder er wollte sofort ... er hatte so 'nen Knotenstock bei sich; den hat er in der letzten Zeit immer gehabt ... wohl, weil da schon zu viele waren, die mit ihm abzurechnen hatten ... und dann ... ich weiß gar nicht mehr, wie das eigentlich gekommen ist ... mit einemmal hatt' ich den Stock in meiner Hand ... und hab' zugeschlagen! Er ist einfach umgefallen ... und ich bin weggegangen. Den Stock hab' ich in den Rhein geschmissen ... und dann bin ich zum erstenmal wieder ruhig nach Hause gelaufen."
Plötzlich packt er Peter am Arm: „Glaubst du, daß sie dahinterkommen ...?" In seinen Augen flackert die Angst.
Peter sagt sehr vorsichtig: „Schang und ich sind deswegen schon vernommen worden."
Franz stöhnt auf: „O Gott, meine arme Luise!"
Peter läßt Minuten verstreichen, ehe er weiterspricht: „Du mußt mir glauben, Franz ... Schang und ich sind hergekommen, um dir zu helfen ... Sieh mal, dem Dicken oder mir hätt' genau dasselbe passieren können! Wir waren doch im Grunde alle soweit ... Daß du nun das Pech gehabt hast, als erster die Nerven zu verlieren ... na ja ..."
Franz hält den Kopf noch immer gesenkt. „Aber was soll denn nun werden?" flüstert er.

Jetzt fühlt Peter den Augenblick für gekommen: „Du mußt die Sache von dir aus ins reine bringen, Franz! Über kurz oder lang werden sie doch herauskriegen, daß du's gewesen bist ... Ja, ich kann dir ruhig sagen, daß heute bei der Polizei schon dein Name gefallen ist."
Franz krampft die Hände verzweifelt ineinander.
„Aber das ist alles halb so schlimm ... Geh zur Polizei, erzähl alles genauso, wie's war und ...!"
„Aber sie werden mich doch ..."
„Es ist gar nicht gesagt, daß sie dich dabehalten ... Wenn du freiwillig kommst, sehen sie doch, daß du nicht dran denkst, wegzulaufen ... und dann besorgen Schang und ich dir den besten Anwalt im ganzen Rheinland."
„... aber im Geschäft werfen sie mich 'raus ... Was soll denn bloß aus Luise werden ...!"
„Das laß nur getrost Schangs und meine Sorge sein, Franz ...! Wenn sie dich wirklich ein paar Tage dabehalten sollten – deine Frau wird nichts auszustehen brauchen ... und wegen einer neuen Stellung laß dir bloß keine grauen Haare wachsen ... schließlich haben Schang und ich ja beide ein Geschäft."
All das ist mit einer so selbstverständlichen Wärme vorgebracht, daß es seine Wirkung auf Franz nicht verfehlt. Er starrt eine Weile wie geistesabwesend vor sich hin und reißt sich dann zusammen: „Also gut, ich gehe gleich morgen früh zur Polizei und sag', wie's gewesen ist."
Peter sagt: „Wär's nicht besser, du würdest gleich jetzt ..."
Aber da wehrt Franz energisch ab: „Nein, Pitter! Ich will Luise schonend darauf vorbereiten ... Schließlich muß sie doch damit rechnen, ein paar Tage auf sich selber gestellt zu sein."
Bevor sie Franz verlassen, schiebt Schang verstohlen zwei Hundertmarkscheine unter den Strickstrumpf auf der Fensterbank.
„Ich guck morgen mittag wieder vorbei", verspricht er.
Als sie unten auf der Straße stehn, sagt Schang anerkennend: „Das hast du großartig gemacht, Pitter ..."
„Ich glaube, es ist für uns alle besser so!" meint Peter.
„Nach all den Aufregungen wär' eigentlich ein bunter Abend fällig."
„Ich hab' keine Ruhe, Schang. Aber das nächste Mal ..."

Kurz nach Mitternacht hält Peter vor der Villa Zander. Als er die Treppe hinaufsteigt, kommt ihm Charles entgegen. Ehe der Diener noch die ersten Worte gesprochen hat, weiß Peter, daß wieder einmal etwas Besonderes los sein muß.
Charles macht keine langen Umwege. „Es war ein Herr von der Polizei hier ...", sagt er mit einem dreisten Lächeln. Seine Miene läßt keinen Zweifel darüber, wie er über einen solchen peinlichen Besuch in der Villa Zander denkt.
Aber Peter hat jetzt kein Empfinden für so etwas. „Was wollt' die Polizei von mir?"
„Von Ihnen eigentlich nichts!" erwidert Charles mit vielsagender Betonung. „Der Beamte hat sich nach der gnädigen Frau erkundigt."
„Sie haben ihn hoffentlich nicht in die Klinik geschickt?!"
Charles zuckt die Achseln: „Was blieb mir andres übrig!"
„Wann war denn das?"
„Das ist zwischen vier und fünf gewesen!"
‚Scheunemanns Abgesandter', denkt Peter. ‚Wie recht hat Schang gehabt! Der Kriminalist hat mir kein Wort abgenommen.'
„Ist gut, Charles!"
Aber der Diener ist noch nicht am Ende. „Außerdem hat der Beamte dann Frau Kubiak und mich ins Gebet genommen."
„Und was wollte er wissen ...?" Peter tut so, als wolle er weitergehen und als interessiere ihn das alles nur noch ganz am Rande. Dabei fiebert er vor Erregung.
„Er stellte ein paar merkwürdige Fragen ... wo Sie in der vorigen Woche gewesen wären und so weiter ... Ich hab' natürlich wahrheitsgemäß Auskunft geben müssen."
Peter unterbricht ihn brüsk: „Was heißt müssen? Hier geht nichts vor, was nicht jeder wissen darf. Und dann?"
„Weiter nichts!" sagt Charles und zieht sich in ein gekränktes Schweigen zurück.
„Sie können schlafen gehn, Charles!" bestimmt Peter.
Seine Müdigkeit ist plötzlich wie weggeblasen. Er geht die Treppe wieder hinunter und beginnt ruhelos im Kaminzimmer auf und ab zu wandern. Wenn er nur wüßte, ob die Polizei schon bei Sibylla in der Klinik gewesen ist! Die Folgen wären nicht auszudenken. Er muß damit rechnen, daß sein ganzes Märchengebäude, das er heute vor Scheunemann errichtet hat,

wie ein Kartenhaus zusammenfällt. Hat er Sibylla nicht erzählt, daß er in Düsseldorf übernachtet hätte? Sicher hat sie das ganz harmlos der Polizei berichtet.
Er greift mit fliegenden Händen zum Telefon. Die Klinik meldet sich. Er verlangt die Nachtschwester.
„Ich komme eben aus Krefeld zurück, Schwester, und wollt doch gern noch wissen, wie's meiner Frau geht."
„Gut, Herr van Booven!" antwortet die Schwester.
„Übrigens – hatte meine Frau heut Besuch?"
„Als ich meinen Dienst antrat, war gerade ein Herr bei ihr."
„So . . .", macht Peter gedehnt. Seine Gedanken beginnen einen wilden Tanz.
„Hallo, sind Sie noch am Apparat . . .?" ruft die Schwester nach einer Weile in sein Schweigen hinein.
Peter rafft sich auf. „Ist meine Frau noch wach?"
„Als ich vor einer Stunde in ihr Zimmer sah, schlief sie tief und fest, Herr van Booven."
„Gute Nacht, Schwester", sagt Peter kurz und legt auf.
Sibylla schläft tief und fest! Die Mitteilung beruhigt ihn ein wenig. Die Vernehmung scheint sie nicht sonderlich mitgenommen zu haben. Trotzdem – jeder Tag kann nun die Wahrheit über die Düsseldorfer Nacht ans Licht bringen.

Der Abend im Krankenhaus, um den Peters Befürchtungen kreisen, hat für Sibylla begonnen wie immer: der kleine Abendbrottisch war von den flinken Händen der Schwester abgeräumt worden. Dann saß die kranke, junge Frau noch ein Weilchen am Fenster und blickte in die Dämmerung hinaus.
Der Tag war leer und eintönig dahingeflossen. Am Morgen hatte Peter ihr durch die Schwester bestellen lassen, daß er dringend nach Krefeld hinüber müsse und noch nicht wisse, wann er zurückkäme. Sie hat also nicht damit rechnen können, daß er es an diesem Tage noch schaffen würde. Trotzdem hat sie seit der nachmittäglichen Kaffeestunde heimlich die Hoffnung in sich genährt, daß die Tür aufgehen und Peter eintreten möchte. Doch jetzt hat sie das Warten aufgegeben und lebt ganz in der Vorfreude auf den morgigen Tag.
Kurz nach sieben Uhr pocht es an der Tür. ‚Hat er es also doch noch geschafft . . .!' Sibylla erhebt sich erwartungsvoll.

Aber es ist nur die Schwester: „Ein Besucher, Frau van Booven." Sibylla kann ihre Enttäuschung kaum verbergen, als die Schwester sagt: „Der Herr ist erst beim Chefarzt gewesen. Becker heißt er oder so ähnlich."

„Becker?" Sibylla kennt keinen Mann diesen Namens. Aber wenn er von Doktor Struve kommt.

Herr Becker ist ein kleiner, korpulenter Mann mit einem lustigen Gesicht. Er erinnert Sibylla in vielem an Schang. Bis auf die Augen. In denen sitzt etwas, was die junge Frau beunruhigt.

Becker knickt kurz in den Knien ein; es ist offenbar die Andeutung einer Verbeugung. „Becker ... Polizeimeister Becker von der Kriminalpolizei in Düsseldorf."

Sibylla wird blaß und muß sich auf die Lehne ihres Sessels stützen. „Ist etwas mit meinem Mann?" stammelt sie.

„Nein, nein, gnädige Frau ..." Der Polizeimeister entblößt lächelnd zwei Reihen Zähne, die vom vielen Pfeiferauchen braun sind.

„Eine kleine Formalität ... nichts weiter! Es tut mir unendlich leid, daß ich Sie hier belästigen muß."

Sibylla weist mit einer matten, einladenden Geste auf einen Stuhl. Ohne Hast läßt sich Becker nieder. In seinen ruhigen, fast gemütlichen Bewegungen liegt für Sibylla etwas Tröstliches. Trotzdem kann sie ihre Aufregung nur mühsam bändigen. Es ist das erstemal, daß sie mit der Kriminalpolizei zu tun hat.

Becker holt einen Schnellhefter aus seiner abgegriffenen Tasche und fängt an, in den Papieren herumzublättern.

„Ah, hier ..." spricht er dann halblaut zu sich selber und hebt den runden Kopf. „Ihr Gatte ist oft auf Reisen, gnädige Frau?"

Sibylla wirft dem Beamten einen verständnislosen Blick zu. „Eigentlich nicht. Er fährt zwar ab und zu nach Krefeld in unsere Fabrik ... aber sonst ..."

„Wann war er denn das letztemal drüben?"

„Heute ist er beispielsweise auch wieder im Werk."

„So so, heute ist er im Werk!" meint Becker bedeutungsvoll und blickt sehr genau in die Papiere. „Und wann vorher?"

Sibylla muß einen Augenblick nachdenken. „Das war am letzten Freitag."

„So so ... am Freitag", wiederholt Polizeimeister Becker trokken. Dann folgt ein kurzer Blick in den Schnellhefter.

„Ihr Gatte benutzt natürlich ein Auto, nicht wahr?"
„Ja, er fährt meistens einen kleinen Sportwagen."
„Und wann ist er zu jener bewußten Freitag-Reise gestartet?"
Becker sieht die Frau freundlich fragend an.
Sibylla braucht sich nicht lange zu besinnen: „Das muß so gegen sieben Uhr morgens gewesen sein."
„Am Donnerstag?"
„Am Freitag!"
„Sie haben ein ausgezeichnetes Gedächtnis, gnädige Frau!" sagt der Polizeimeister anerkennend. Aber nun liegt irgend etwas in seiner Stimme, das Sibylla warnt.
„Ich weiß es so genau, weil ich an diesem Freitag ins Krankenhaus gekommen bin", erwidert sie abweisend.
Der Beamte blättert wieder in den Papieren. Dann schüttelt er gedankenverloren den Kopf. „Und am Abend vorher ... am Donnerstagabend ... da war Ihr Gatte zu Hause?"
‚Was sind das für dumme Fragen!' denkt Sibylla. Sie tut ein wenig ungehalten: „Natürlich ... wir haben bis lange nach Mitternacht zusammengesessen und verschiedene Dinge durchgesprochen, die mein Mann im Werk erledigen wollte."
„Ist Ihr Gatte dann gleich auf sein Zimmer gegangen?"
Sibylla nickt.
„Es wäre gut, gnädige Frau, wenn Sie sich der genauen Uhrzeit entsinnen könnten", mahnt Becker milde.
Sibylla setzt ein kleines, ironisches Lächeln auf: „Selbst auf die Gefahr hin, daß Sie wieder mein gutes Gedächtnis bewundern, Herr Becker ... das ist kurz nach ein Uhr nachts gewesen ..."
Und als sie bemerkt, wie er leicht erstaunt die Stirn runzelt, fügt sie hinzu: „Ich weiß es deshalb so genau, weil mein Mann sagte: ‚Nur noch vier Stunden Schlaf – ein bißchen wenig vor so einem anstrengenden Tag'."
Becker hat wieder ein paar Worte notiert.
„Und zurückgekommen ist Ihr Gatte am ..." Becker tut so, als suche er in seinen Notizen umher.
„... am Sonnabendnachmittag. Er hat in Düsseldorf übernachtet."
„Wissen Sie zufällig, in welchem Hotel?"
„Mein Mann steigt meistens im Breidenbacher Hof ab." Der Beamte macht wieder eine kleine Notiz.

Es hat seinen guten Grund, daß der Polizeimeister Becker dann für eine kurze Zeit in angestrengtes Nachdenken versinkt. Er muß noch einmal die kurzen Aufzeichnungen überfliegen, die ihm Kriminalinspektor Scheunemann auf diesen Weg mitgegeben hat. Nach diesen Aufzeichnungen hat Herr van Booven bei seiner Vernehmung klipp und klar angegeben, er sei am Donnerstag bis Mitternacht in Düsseldorf gewesen, habe die Nacht auf der Landstraße nach Bonn zugebracht und sei am Freitag nach Königswinter zurückgekehrt. Nach den Aussagen seiner Frau aber ist er in jener Nacht zu Hause gewesen und erst am frühen Morgen nach Krefeld gestartet. Becker weiß sich keinen Vers darauf zu machen. ‚Na, soll Scheunemann zusehn, wie er diesen Knoten auseinanderkriegt', resigniert er schließlich. Dann erhebt er sich: „Ich brauche Sie nun auch nicht länger zu belästigen, gnädige Frau. Ich danke Ihnen, daß . . ." Plötzlich kommt ihm eine Idee: „Kennen Sie eigentlich einen Herrn Maschke . . .? Max Maschke?" Dabei blickt er ihr prüfend ins Gesicht.

Sibylla schüttelt den Kopf: „Nie gehört!"

„Oder vielleicht Matz?"

Sie verneint abermals.

„Na also, dann . . ."

Aber Sibylla will ihn nicht so ohne weiteres fortlassen: „Und was hat das Ganze zu bedeuten, Herr Becker?"

Während der Polizeimeister den Schnellhefter wieder in der Tasche verstaut, meint er gemütlich: „In der Nacht vom Donnerstag zum Freitag ist ein Herr Maschke in Düsseldorf überfallen worden . . ."

„Und was hat mein Mann damit zu schaffen?" Sibylla kann nicht vermeiden, daß ihre Stimme nun sehr scharf klingt.

Aber Becker läßt sich nicht aus der Ruhe bringen. „Ihr Gatte gehörte zum Bekanntenkreis dieses Herrn."

„Und so was genügt, um ihn als gemeinen Räuber zu verdächtigen?"

„Wir tun unsere Pflicht, gnädige Frau!" erwidert Becker ungerührt. Er streckt der jungen Frau die fleischige Hand hin. Aber Sibylla übersieht sie.

„Für Sie gibt's wohl überhaupt keine anständigen Menschen auf der Welt, wie?" fragt sie böse.

„Leider nur wenige!“ meint Becker gemütlich und räumt das Feld.
Als er draußen ist, entschließt sich Sibylla zu einem Lächeln. Wenn Pitter das wüßte – na, besser, sie sagt ihm zunächst einmal gar nichts davon. Vielleicht würde er darüber doch einmal seinen Humor verlieren.

Die junge Schwester macht große Augen, als Peter am nächsten Morgen zu einer ungewöhnlich frühen Stunde in der Klinik erscheint.
„Ihre Gattin ist noch gar nicht auf, Herr van Booven.“
„Ich lauf' dann noch ein halbes Stündchen durch den Park, Schwester.“
Die milchigen Schwaden des Morgennebels ziehen ihre herbstlichen Schleier um Bäume und Büsche. Langsam schlendert Peter über die verzweigten Wege des weiten Gartens. Es raschelt verräterisch unter seinen Schritten. ‚Grauer, öder Herbst!‘ denkt Peter.
Zum hundertsten Male in den letzten Stunden durchgrübelt er seine Lage. Sie ist mit wenigen Worten zu umreißen und doch verzwickt genug:
Vor der Polizei in Düsseldorf hat er angegeben, er sei in der Nacht vom Freitag zum Sonnabend – als er tatsächlich mit Madame Cordelier zusammen war – auf der Landstraße zwischen Düsseldorf und Königswinter unterwegs gewesen. Sibylla dagegen hat er erzählt, er hätte in Düsseldorf übernachtet.
Durch die Vernehmung Sibyllas muß dieser Widerspruch natürlich offenbar werden. Die Polizei wird sich Gedanken darüber machen. Unwesentlich! Das Geständnis von Franz wird den Fall bei Scheunemann rasch erledigen.
Viel schlimmer, daß auch Sibylla darüber nachdenken wird. Und dann . . . ? Er muß damit rechnen, daß sie die Wahrheit ahnt oder sogar erfährt. Wie wird sie die bittere Erkenntnis aufnehmen, daß er sie betrogen hat? Was wird dieser Schlag für sie bedeuten – in einem Augenblick, in dem es mehr denn je darauf ankommt, den Heilungsprozeß nicht durch schwere innere Schocks zu stören? Wäre es nicht wirklich besser, er selber würde ihr von seinem Zusammensein mit Madame Cordelier erzählen, bevor die Sache von dritter Seite an sie herangetragen

wird? Er braucht ja nicht die volle Wahrheit preiszugeben. Vielleicht genügt schließlich das Eingeständnis, daß er mit ihr einen netten Abend in der Bar verbracht hat, um sie als Kundin bei guter Laune zu erhalten. – Ja, das ist ein Ausweg!
Als er endlich Sibyllas Zimmer betritt, blickt sie ihm strahlend entgegen. „Wie lieb von dir, Pitter, mich so früh zu überraschen!" Sie sitzt aufrecht im Bett und hat einen lindfarbenen Schal um ihre schmalen Schultern gelegt.
Peter streift die Stirn seiner Frau mit flüchtigen Lippen. „Nun, ich hab' doch allerhand nachzuholen!"
„Was gab's denn so Wichtiges in Krefeld?" Sibyllas Stimme klingt ganz harmlos, und doch glaubt Peter in ihr eine lauernde Bereitschaft zu spüren.
„Es handelt sich um die Muster für den kommenden Sommer . . ." Sibylla sieht ihn fragend an. Er wendet rasch den Blick zum Fenster und fährt hastig fort: „Aber was willst du dich mit solchen Lappalien belasten, Billa! Erzähl mir lieber, wie du den gestrigen Tag verbracht hast!"
„Ein bißchen einsam war's doch . . . so ganz allein . . . Nur Doktor Linz guckte abends noch kurz herein . . ." Nun wird Sibylla doch auf den Besuch der Polizei zu sprechen kommen. Peter wartet fieberhaft darauf. Doch Sibylla schweigt. Weshalb bleibt sie stumm? Dieses Schweigen bedrückt ihn. Er starrt durch die Scheiben in den herbstlichen Morgen und findet nicht den Mut zu einem neuen Wort.
„Nun, Pitter? Nicht ordentlich ausgeschlafen?"
Peter fährt sich nervös mit der Hand über die Augen: „Es war wohl ein bißchen viel gestern. Früh nach Düssel . . . nach Krefeld, dann schwierige Verhandlungen, und spätabends zurück. Ich fühle mich noch heute wie gerädert . . ."
„Weshalb hast du denn nicht in Düsseldorf übernachtet?" Das klingt ganz harmlos. Aber Peter glaubt auch aus dieser Frage einen dunklen Hintersinn herauszuhören. Wie eine würgende Schlinge legen sich die wenigen Worte um seinen Hals.
„Natürlich hätte ich, aber dann dachte ich . . . Ich wollte nämlich . . ."
Sibylla folgt diesem Gestammel mit leisem Befremden. „Aber du tust ja gerade, als müßtest du dich vor mir entschuldigen, daß es dich so schnell nach Königswinter zurückgezogen hat."

Mit einemmal lassen Peter die Nerven im Stich. „Weshalb verheimlichst du mir eigentlich, daß gestern die Polizei bei dir gewesen ist?“ fragt er heftig.
Die Frau hat ganz erschrockene Augen bekommen. Dann zieht sie den Schal fester um ihre Schultern. Es ist eine Geste der Hilflosigkeit. „Woher weißt du denn überhaupt davon?“
„Charles hat es mir gesagt . . .“
Ein zaghaftes Lächeln schleicht über Sibyllas Antlitz: „Aber das ist doch so nebensächlich, Pitter!“
Peter kann ihre Worte gar nicht mehr so nehmen, wie sie gesprochen sind. ‚Sie weiß schon mehr, als sie im Augenblick zugibt‘, sagt er zu sich. Das schlechte Gewissen macht ihn vollends unsicher.
„Du hast gut lächeln, Billa! Aber ich habe ein paar schlaflose Nächte deswegen gehabt . . .“
Sibylla sitzt nun kerzengerade im Bett: „Wieso, Pitter? Das begreife ich nicht. Die Polizei kann dir doch nichts anhaben.“
Peter unterbricht sie brüsk: „Was die Polizei denkt, ist mir dabei ziemlich egal, Billa . . . bei ihr ist die Geschichte wohl schon ins reine gebracht. Aber ich möchte nicht, daß du einen falschen Eindruck von mir bekommst.“
„Ja, aber . . .“ Sibylla fährt sich mit flatternden Händen über die Stirn, als könne sie auf diese Weise unbegreifliche Erscheinungen verbannen.
Peter nimmt einen neuen Anlauf: „Wenn ich der Polizei gesagt habe, daß ich in jener Nacht unterwegs nach Königswinter war, dann ist das gelogen, Billa. Denen mußte ich doch beizubringen versuchen, daß ich in der fraglichen Nacht gar nicht in der Nähe des Tatortes war . . . Dich aber hab’ ich nicht belogen! Ich habe damals tatsächlich in Düsseldorf übernachtet.“
Peter hält erschrocken inne. Die Frau stiert ihn mit so entsetzten Augen an, daß er einen Augenblick lang glaubt, sie sei von Sinnen!
Er versucht sie zu beruhigen: „Du darfst dich darüber nicht so aufregen, Billakind! Es ist ja nichts passiert. Ich hab’ dich doch nur schonen wollen.“
Mit einer verzweiflungsvollen Gebärde greift Sibylla nach Peters Händen: „Aber ich hab’ dem Polizisten doch gesagt, daß du bei mir gewesen bist.“

Peter blickt betroffen in das Gesicht seiner Frau, das nun offen und ratlos vor ihm liegt. Dann glaubt er sie zu verstehen. Rührung übermannt ihn. Mit einer heftigen Bewegung zieht er den schmächtigen Körper an sich: „Das hast du getan, Billa? Für mich?"

Er mag diesen Gedanken gar nicht zu Ende denken. Er hat diese Frau bei der ersten besten Gelegenheit verraten, sie aber stellt sich selbstlos vor ihn und wagt das Äußerste. Was eine solche Lüge für die korrekte Sibylla bedeuten muß, glaubt er zu ahnen.

Er streicht ihr leise über die Haare: „Es ist lieb von dir, Billakind, daß du dich so für mich eingesetzt hast ... aber hast du auch bedacht, daß das Opfer umsonst ist?" Sie schaut ihn immer noch fassungslos an. „Hast du daran gedacht, daß Charles und Frau Kubiak dich längst mit ihren Aussagen widerlegt haben ...?"

Sibyllas Stimme klingt wie eine geborstene Glocke. „Aber Charles und Frau Kubiak können doch auch nichts anderes als die Wahrheit sagen!"

Peter hat den Eindruck, seine Frau liege in schweren Fieberdelirien. Ganz vorsichtig drückt er sie in die Kissen zurück.

Mit leiser, klagender Stimme fährt Sibylla fort: „Bin ich denn irrsinnig, Pitter? Wie kannst du denn gleichzeitig bei mir in Königswinter und im Hotel in Düsseldorf gewesen sein! Weißt du's denn nicht mehr: wir haben doch bis um ein Uhr am Kamin zusammengesessen! Und erst am Freitagmorgen bist du nach Düsseldorf gestartet ..."

Peter sitzt da wie vom Donner gerührt. „Von welcher Nacht sprichst du denn eigentlich, Billa?" fragt er dann in einem ersten dumpfen Ahnen.

„Natürlich von der Nacht vom Donnerstag zum Freitag."

„Aber die Sache mit der ... mit Matz ist doch in der Freitagnacht ... also in der Nacht zum Samstag passiert ..."

„Unmöglich ... der Polizist hat auch bloß von der Nacht vom Donnerstag zum Freitag gesprochen ..."

„Du mußt dich verhört haben!"

Sibylla hat sich wieder in den Kissen aufgerichtet und schüttelt energisch den Kopf. „Nein, das ist ganz ausgeschlossen!"

Peter wagt nicht, sich zu rühren. „Das ist doch unmöglich!" stammelt er völlig ratlos.
„Wenn du noch zweifelst, frag doch Charles und Frau Kubiak! Die haben sich doch auch mit dem Polizisten unterhalten müssen . . ." Peter reißt sich von der Bettkante hoch und stürzt hinaus.
Gleich darauf hängt er am Telefon in einer kleinen Nische des langen Flurs.
„Was wollte der Polizist gestern eigentlich von Ihnen wissen, Charles?"
„Wann Sie Freitag morgen aus Krefeld zurückgekommen wären!"
„Und . . .?"
„Ich habe ihm gesagt, daß Sie Freitag morgen überhaupt erst nach Krefeld hinübergefahren sind."
„Danke, Charles . . .!"
Aber Peter zweifelt immer noch. Eine Minute später läuft ein Blitzgespräch mit Düsseldorf. Fünf Minuten später hat er Schang am Apparat: „Sag mal, Schang, du hast da neulich von der bewußten Nacht geredet. Welche Nacht war das?"
„Na, das weißt du doch, die Freitagnacht doch . . ."
„Was nennst du eigentlich Freitagnacht, Schang? Drück dich mal genauer aus!"
„Selbstverständlich die Nacht vom Donnerstag zum Freitag!" sagt Schang ganz naiv.
„Selbstverständlich nennst du das auch noch? Sag mal, du hast wohl 'n kleinen Tick!"
„Ach so", meint Schang darauf treuherzig. „Jetzt versteh' ich! Ja, Pitter, da mußt du schon entschuldigen! Meine Eltern haben mir schon immer vergeblich beizubringen versucht, daß die Nacht um Mitternacht aufhört und nicht anfängt. Ich hab' das nie einsehen wollen. Bei mir ist bis vierundzwanzig Uhr Abend und ab . . ."
„Mensch, du bist ein Riesenroß!" sagt Peter im Brustton der Überzeugung und hängt ein.
Er kommt sich wie der Reiter über dem Bodensee vor. Er hat schon das Knistern und Brechen des Eises unter seinen Füßen gehört. Nun hat er wieder einmal – um Haaresbreite – sicheren Boden unter die Füße bekommen. Als er wieder in Sibyllas

Zimmer tritt, fällt er ihr gleich wie ein kleiner Junge um den Hals. „Alles klar, Billakind! Du hast recht gehabt! Ein lächerlicher Irrtum von Schang, diesem Dussel!“
Mit einem kleinen Lächeln meint nun Sibylla: „Na, es wird offensichtlich höchste Zeit, daß ich wieder nach Hause komme! Dir scheint das Alleinsein gar nicht gutzutun.“
„Du mußt erst mal wieder ganz gesund werden, Billa!“ weicht Peter aus.

45

Eine Woche ist verstrichen, seitdem Gerda ihr Kind zur Welt gebracht hat. Frau Meunier hat den Jungen standesamtlich eintragen lassen. ‚Klaus‘ heißt er. ‚Klaus Peters‘.
Aber niemand weiß, ob nicht morgen oder übermorgen Frau Meunier abermals zum Standesamt muß – mit einem Totenschein. Das winzige Lebenslicht des Kindes flackert mühselig auf und ab, und seit der Stunde seiner Geburt führen Ärzte und Schwestern einen verzweifelten Kampf, um dieses Lichtchen vor dem Verlöschen zu bewahren. Doktor Linz hat das Kind so bald wie möglich in die Klinik schaffen lassen, wo es sofort in einen Brutofen gekommen ist.
Als Doktor Linz Gerda gefragt hat, ob sie nicht auch in die Klinik übersiedeln wolle, hat das Mädchen abgelehnt. Erstens sei sie nicht krank, zweitens könne sie Krankenhausluft nicht vertragen, und drittens wisse sie, daß sie nichts, aber auch nichts für das Kind tun könne. Sie sei nicht einmal in der Lage, das zu geben, was jede gesunde Mutter ihrem Kinde geben könne.
Natürlich hat Kersten schon am Tage nach der Geburt an der Tür geklingelt. Aber Frau Meunier hat ihn nicht heraufgelassen. „Ich kenn' das, Herr Kersten. Sie regen mir das Kind zu sehr auf!“ Kersten ist beleidigt abgezogen, aber tags darauf doch wiedergekommen. Frau Meunier hat ihn wieder abgewiesen. Nach dem drittenmal hat Kersten es dann grollend aufgegeben.
Gerda ist der alten Wirtin dankbar für diesen rigorosen Schutz. Sie könnte Kerstens Anblick jetzt nicht ertragen.
Ebensowenig mag sie in diesen Tagen Herbert Pratsch sehen.

Als er von dem Geschehenen hörte, ist er schuldbewußt mit einem großen Blumenstrauß und einer riesigen Konfektschachtel angekommen. Aber das einzige, was er bei Frau Meunier erreichen konnte, war, daß sie Blumen und Schachtel entgegennahm. Tagtäglich erscheint er nun bei der alten Wirtin und erkundigt sich geduldig nach Gerdas Befinden. Mit stiller Genugtuung vernimmt er, daß es ihr langsam besser geht.
Am dritten Tage nach der Geburt ist Erich Butenschön erschienen. Den hat Frau Meunier nicht wegschicken können, weil er von den Eltern kam. Außerdem fand sie ihn wirklich sympathisch, ein bißchen gehemmt und unfertig noch, aber er schien doch zuverlässig und gutherzig – zwei Eigenschaften, die Frau Meunier über alles schätzt.
Sie hat also Butenschön die schmale Stiege hinaufgelotst. Und das jähe Aufleuchten in Gerdas Augen hat ihr recht gegeben. Wobei sie diese Freude weniger der Person des jungen Mannes zuschrieb als vielmehr der Tatsache, daß er aus Hamburg kam. Und Gerda selber könnte nicht einmal sagen, weshalb sie sich bei seinem Anblick so gefreut hat.
Butenschön hat ihr die besten Grüße von zu Hause überbracht. Natürlich hat er nichts von der Schockwirkung berichtet, die das Ereignis im Hause des Werkmeisters Peters gehabt hat. Im Gegenteil – er hat Gerda wissen lassen, daß die Eltern sich freuen würden, sie bald wieder in dem kleinen Siedlungshaus in Steenkamp zu sehen.
Während er in leichter Befangenheit drauflosredete, betrachtete Gerda ihn aufmerksam. Sie fand, daß er ein offenes, ehrliches Gesicht hätte und daß ihm der blaue Sonntagsanzug besonders gut stünde. Von dem Kinde wurde kaum gesprochen. Die wenigen Male, da von ihm die Rede war, befiel Butenschön ein leises Schlucken.
Als Frau Meunier eine knappe Stunde später nach dem Rechten sah, fand sie Gerda mit hochroten Wangen im Bett sitzen. Dieser Besuch nahm das Mädchen doch wohl ziemlich mit, glaubte die alte Dame feststellen zu müssen. So komplimentierte sie den jungen Mann höflich, aber bestimmt die Treppe hinunter. Gerda hätte am liebsten Einspruch erhoben. Butenschön hatte mit so viel Wärme von daheim erzählt, daß ihr zum erstenmal seit langer Zeit wieder das Herz aufgegangen war.

Er kam nicht wieder. Frau Meunier sorgte dafür, daß auch diese Aufregung von ihr ferngehalten wurde.
Am achten Tage nach der Entbindung steht Gerda wieder in der Werkstatt. Doktor Linz hat zwar sein Veto eingelegt. Umsonst! Gerda ist nicht in ihren vier Wänden zu halten. Sie fühlt sich noch recht schwach. Und manchmal muß sie am ersten Tage ihre zitternden Hände untätig in den Schoß sinken lassen. Wenn Kersten dann mit scheu fragenden Blicken naht, rafft sie sich wieder auf. Sie hofft, daß er sie einstweilen mit Fragen verschonen wird. Aber wenn sie ihn mit einem scheuen Blick streift, dann weiß sie, daß das eine trügerische Hoffnung ist. So fährt sie jedesmal zusammen, wenn sich der Chef in ihrer Nähe räuspert. Er nimmt dieses Erschrecken wohl war, und es kränkt ihn – aber er schweigt. So herrscht eine Art Burgfrieden zwischen den beiden Menschen. Doch wie lange – und Gerda wird endgültig Antwort geben müssen!
In der Mittagspause macht Gerda sich zögernd auf den Weg in die Klinik. Der Gedanke, Mutter zu sein, hat in ihrem Herzen noch kaum Wurzel geschlagen. Sie sieht bis jetzt in ihrer Mutterschaft nichts anderes als eine Kette von äußeren Pflichten, denen sie sich bereitwillig unterzieht.
Gerda hat ihr Kind seit acht Tagen nicht gesehen. Als sie nun den ersten Blick in den kleinen Korb wirft, erschrickt sie. Wie winzig es ist! Wie hilflos es daliegt, die kleinen Hände vor dem Mund geballt! Einen Augenblick lang spürt sie das unbezähmbare Verlangen, das schmale Körperchen hochzunehmen und es an die Brust zu pressen, etwas von ihrer Wärme in diesen zarten Leib hinüberströmen zu lassen. Aber sie hat Angst, die zierlichen Glieder zu zerbrechen.
Gerda wirft einen fragenden Blick auf die Schwester an ihrer Seite. Die Frau begegnet ihr mit ruhigen, freundlichen Augen. Eine Antwort auf Gerdas stumme Frage ist es nicht. Und das Mädchen hat nicht den Mut, diese Frage in Worte zu fassen.
Als Gerda ins Geschäft zurückkommt, blickt Kersten ihr fragend entgegen. „Nun, Fräulein Gerda, wie geht's dem Kind?"
Gerda zuckt wortlos die Achseln. Aber unversehens steht wieder das Bild des hilflosen Wesens vor ihren Augen. Tränen verschleiern ihren Blick.

Kersten legt mit einer schüchternen Gebärde den Arm um ihre Schultern. Und Gerda ist so in ihre leidvollen Gedanken eingesponnen, daß sie diese Geste gar nicht wahrnimmt.
„Nicht weinen, Fräulein Gerda!" tröstet Kersten mit seiner milden Stimme. „Wer weiß, ob es nicht für Sie und das Kind am besten ist, wenn . . ."
Gerda entzieht sich seinem Arm mit einer heftigen Bewegung und starrt ihm ins Gesicht. Was er eben andeutete, glaubt sie jetzt in seinen Augen als eine stumme, aber sehr deutliche Hoffnung zu lesen.
„Nun, nun", begütigt der Mann, „was auch immer mit dem Kind geschieht, Fräulein Gerda – zwischen uns beiden bleibt natürlich alles beim alten. Selbstverständlich betrachten wir uns weiterhin als verlobt.
Gerda wendet ihm brüsk den Rücken zu und macht sich an ihre Arbeit.
Sie hat auf dem Nachhauseweg noch einmal in die Klinik gehen wollen. Aber nun hat sie keine Kraft mehr dazu. Die stumme Hoffnung in Kerstens Augen hat sie wie eine Stichflamme versengt. Sie schleppt sich in ihre Dachkammer hinauf und sinkt erschöpft aufs Bett. Dort liegt sie apathisch und stiert gegen die Decke. Sie zwingt sich, an tausend andere Dinge zu denken, an manche schöne Stunde in den letzten Jahren. Aber immer kehren die Gedanken zu ihrem Kind zurück. Und immer quälender wird die Vorstellung: Vielleicht löscht der Tod gerade in diesem Augenblick ganz leise das kleine Lebenslicht aus.
So mag sie eine halbe Stunde gelegen haben, als Frau Meunier ohne anzuklopfen ins Zimmer tritt. Beim Anblick Gerdas erschrickt sie:
„Mein Gott, Kind, ich hab' dich ja gar nicht kommen hören! Sonst hätte ich natürlich . . ." Frau Meunier ringt eine Weile mit sich selber. Dann fährt sie zögernd fort: „Ja, ich sollt' es dir eigentlich gar nicht sagen, Gerdakind . . . es regt dich bloß wieder schrecklich auf . . . und helfen kann ja keiner von uns . . ."
Im Nu sitzt Gerda steif auf der Bettkante. Aufstehen kann sie nicht, ihre Beine würden sie nicht tragen.
„Was ist denn?" keucht sie.
„Ja, eben war . . ." druckst Frau Meunier herum, „. . . also, eine Schwester aus der Klinik war da . . . und die . . ."

Gerda hat den Oberkörper weit vorgeneigt. Ihr Mund steht offen. Ihr Atem stockt. Das also ist die Todesbotschaft?
Frau Meunier hält den Kopf gesenkt. Es steht nicht gut! Und wenn du dein Kind . . .“
Sie läßt sich neben dem Mädchen auf der Bettkante nieder und ergreift Gerdas Hände. „Du darfst deswegen nicht traurig sein, Gerdakind . . . Sieh mal, der liebe Gott ist doch klüger als wir alle . . . und wer weiß, ob es nicht für das kleine Wurm besser ist, wenn er es wieder zu sich nimmt, bevor . . .“
Da ist er wieder, der schreckliche Gedanke! Zum zweiten Male an diesem Tage wird er ganz offen an sie herangetragen: ‚Wer weiß, wozu es gut ist, wenn das Kind stirbt! Wäre es nicht besser, wenn das Kind stürbe?‘
Gerda schließt die Augen. Sofort beginnt fieberhaft ein Reigen von Gesichtern an ihr vorüberzuziehen. Ihr Vater und Butenschön, Herbert Pratsch und Peter van Booven, Frau Meunier und Kersten und viele andere. Sie alle brauchen nicht auszusprechen, was ihre Herzen bewegt; es steht ohnehin deutlich genug auf ihren Zügen geschrieben: ‚Es wäre besser, es wäre besser . . . !‘
Wenn das nur als ein tröstlicher Zuspruch gedacht wäre – Gerda hätte sich damit abfinden dürfen. Aber diese Menschen sagen es nicht nur so hin. Sie glauben und hoffen es.
Dabei ist doch keiner von ihnen schlecht. Sie glauben an Gott und würden keiner Fliege etwas zuleide tun. Doch sie finden es offenbar ganz in Ordnung, diesem winzigen Menschenkind den Tod zu wünschen, sich dabei auf den lieben Gott zu berufen und von seiner Güte und Klugheit nachgerade zu erwarten, daß er das Kind wieder ‚zu sich nimmt‘.
Aber sie selber – hat nicht auch sie einmal Wochen hindurch diesem Kinde den Tod gewünscht? Ist das, was jetzt geschieht, vielleicht die Strafe dafür?
Gerda ringt stumm die Hände. Hat sie für diese Sünde nicht schon längst genug gebüßt? ‚Nun ist es da, und es ist mein Kind! Und ich will, daß es auf dieser Welt bleibt! Sie alle haben kein Recht, das Furchtbare zu wünschen.‘
Mit übermenschlicher Anstrengung reißt sie sich vom Bett hoch: „Nein!“ schreit sie, und es klingt wie der Schrei eines Tieres. „Nein! Es soll nicht sterben! Es darf nicht sterben!“

Mit taumelnden Schritten geht sie zur Tür. Frau Meunier hat sich zitternd erhoben und stellt sich dem Mädchen in den Weg. „Was willst du, Gerda . . .? Um Himmels willen! Es ist doch noch nicht . . . und vielleicht . . .“
Mit einer heftigen Bewegung, die keinen Widerstand duldet, schiebt Gerda die alte Dame beiseite und rennt die Treppe hinunter.

Frau Meunier ist am nächsten Morgen reichlich nervös. Sie hat bis spät nach Mitternacht wach gelegen und auf Gerda gewartet. Den Rest der Nacht hat sie dann in einem unruhigen Halbschlaf verbracht. Jedes Geräusch auf der nächtlichen Straße hat sie aufschrecken lassen. Aber das Mädchen ist nicht heimgekommen.
Heute sitzt Frau Meunier früher als sonst am Kaffeetisch. Sie überlegt noch, ob sie nicht eigentlich Doktor Linz von Gerdas beunruhigendem Ausbleiben unterrichten müßte, als die Türglocke heftig losbelfert. Es ist ein langgezogenes, nicht abreißendes Scheppern. Jemand muß mit wütender Ungeduld an dem Glockenstrang zerren. ‚Jetzt bringen sie das Mädchen‘, schießt es der alten Dame durch den Kopf. Mit zitternden Knien geht sie zur Tür.
Draußen steht ein seltsames Wesen. Wäre nicht der altmodische Kapotthut aus Stroh und der bis zu den Knöcheln baumelnde weite Rock mit Rüschen – man könnte glauben, es sei ein Mann. Ein paar wirre weiße Strähnen hängen unter dem Kapotthut hervor, die grauen Augen blicken hart und durchdringend, und nach jedem Satz, den sie nun spricht, legen ihre Lippen sich wieder zu einem schmalen Strich aufeinander. In der Rechten trägt sie eine unförmige altertümliche Reisetasche.
„Ick seuk Gerda Peters“, grollt das Wesen. „Is de Deern to Huus?“
Frau Meunier hat nur ‚Gerda Peters‘ verstanden. Sonst nichts. „Wie bitte?“ stottert sie heraus.
„Ick will weeten, ob Gerda to Huus is?“ Dabei durchbohrt sie die zierliche Frau mit ihrem harten Blick.
Frau Meunier hat diese Sprache niemals vorher gehört. Aber sie sagt sich, daß dies wohl so was Ähnliches wie Plattdeutsch sein muß. Plattdeutsch aber wird in Gerdas Heimat gesprochen.

Also kommt diese Frau offenbar aus Gerdas Heimat. Und wer könnte es dann wohl anders sein als Gerdas Mutter?
Diese Überlegungen dauern dem seltsamen Gast ein bißchen lange. „Na, sall ick noch lang teuben?" grollt es wieder unheilschwanger.
Frau Meunier faßt sich. „Fräulein Peters ist nicht zu Haus!" haspelt sie hervor.
Der Kapotthut gerät in bedrohliches Schwanken. „Wat sall dat heeten? Is se all ünnerwegens op Arbeit?"
Frau Meunier überlegt einen Augenblick, ob sie dieser Frau nicht Gerdas nächtliches Ausbleiben verheimlichen könnte. Aber der Mutter des Mädchens muß sie wohl reinen Wein einschenken. „Fräulein Gerda ist heute nacht gar nicht nach Hause gekommen!"
Die Besucherin setzt ihre Reisetasche mit einem Ruck ab, stemmt ihre knochigen Hände in die schmalen Hüften und donnert los. „Wat hebben Se seggt? Se is nich noh Huus komen? Sall dat heeten, dat de Deern sick rumdrifft . . .? Un öberhaupt . . . de Deern geheurt doch noch to Bett."
Frau Meunier wird diese Szene an der offenen Haustür von Sekunde zu Sekunde peinlicher. „Wollen Sie nicht näher treten!" bittet sie deshalb so höflich wie möglich. „Wir können uns drinnen über alles unterhalten."
Während sie dem Gast voran in die kleine Wohnstube geht, meint sie fragend: „Sie sind sicher Gerdas Mutter, nicht wahr?"
„Nee!" sagt das Wesen kurz. „Ick bün Tante Schorsch . . . Tante Schorsch ut Bützwede, wenn Se mol wat vun mi heurt hefft."
„Ich kann Sie so schlecht verstehn", sagt die alte Dame mit einem schüchternen Lächeln. „Könnten Sie nicht hochdeutsch mit mir reden? Wir würden uns dann schneller miteinander verständigen."
„Mienswegen!" brummelt Tante Schorsch vor sich hin. „Also . . . nu sagen Sie man schon, wo das Mädchen is . . ."
Frau Meunier kennt Tante Schorsch aus Gerdas Erzählungen. Sie weiß um die närrische Liebe der Tante zu ihrer Nichte, und ein leises Gefühl der Eifersucht regt sich in ihrem Herzen. Anderseits ist sie froh, gerade in dieser ratlosen Stunde so etwas wie eine Bundesgenossin gefunden zu haben.

Frau Meunier zeigt auf den noch nicht abgeräumten Kaffeetisch. „Wollen Sie nicht zulangen?"
Tante Schorsch überlegt nicht lange. „Dank ook! Kohldamp heff ick . . ." Während sie ungeniert zugreift, läßt sie sich von Frau Meunier berichten, was in den letzten zehn Tagen passiert ist.
„As wenn ick mi . . . ich mein, als wenn ich mir das nich gedacht hätt'! 'ne Schande, daß die Deern das alles allein durchbeißen mußt . . ."
„Ich war ja schließlich auch noch da", meint Frau Meunier leicht gekränkt.
„Na ja, wenigstens was", gibt Tante Schorsch zu. „Aber is man gut, daß ich mir die Zeit genommen hab', mal nach'm Rechten zu kucken. Wo kann sie denn nu wohl stecken?"
Sie gehen gemeinsam rasch alle Möglichkeiten durch. Es bleiben nur zwei wahrscheinlich: Krankenhaus oder Modesalon Kersten.
Aber es liegt nach dem gestrigen Gespräch um das Kind eigentlich näher, daß Gerda ins Krankenhaus gerannt ist.
„Ick warr dor mol nokieken", entscheidet sich Tante Schorsch. „Auf dem Weg dahin kommen Sie am Geschäft von Herrn Kersten vorbei. Vielleicht ist das Kind gleich zur Arbeit gegangen."
„Ich kann ja mal fragen", meint Tante Schorsch entschlossen. Gleich darauf schreitet sie mit weitausholenden, männlich klappenden Schritten davon.
Kätti steht hinter dem Ladentisch und starrt der merkwürdigen Erscheinung betroffen entgegen: „Womit kann ich Ihnen dienen, gnädige Frau?"
„Dummtüg . . . gnädige Frau!" äfft Tante Schorsch sie nach. „Is Fräulein Peters all da?"
Kätti will verneinend den Kopf schütteln. Aber sie überlegt noch rechtzeitig, daß der Chef in allem, was Gerda Peters angeht, besonders empfindlich ist. So sagt sie „Moment mal!" und verschwindet im Büro.
Eine halbe Minute später kommt Kersten aus seinem Glaskasten hervorgeschossen. Auch er mustert die Frau verdutzt. „Guten Tag, meine Dame! Ich hörte, Sie möchten von Fräulein Peters bedient werden, aber . . ."

„Dummtüg!“ unterbricht Tante Schorsch ihn energisch. „Ich bin man bloß Tante Schorsch.“
Waldemar Kersten klappert hilflos mit den Augendeckeln. ‚Tante Schorsch?‘ – damit weiß er nichts anzufangen. „Ja, und . . .?“ sagt er ratlos.
„Ich möchte gern wissen, wo Gerda ist!“
„Meine Mitarbeiterin hat vorhin aus dem Krankenhaus angerufen. Sie kommt ein bißchen später. Ihrem Kind geht's immer noch nicht so gut.“
Tante Schorsch mustert den Mann scharf. „Ah, denn sind Sie wohl der Chef?“
Kersten nickt ein wenig geschmeichelt.
Aber er fährt heftig zusammen, als Tante Schorsch nun lospoltert: „Na, das is ja gut . . . mit Ihnen hab' ich sowieso schon lange mal 'n ernstes Wörtchen reden wollen. Das paßt sich ja . . . also nu sagen Sie mir bloß mal, was . . .“
Kätti äugt neugierig aus einer dunklen Ecke heraus. Kersten rafft allen Mut zusammen: „Wollen wir nicht bitte in mein Kontor gehen!“
Tante Schorsch folgt wortlos, aber noch ehe Kersten die Kontortür hinter ihr schließen kann, legt sie schon wieder los: „Wolln Sie mir nich mal sagen, was Sie mit meiner Deern vorhaben?“
Der forsche Ton bringt nun auch Waldemar Kerstens Blut in Wallung. „Ich wüßte nicht, weshalb ich Ihnen darüber Rechenschaft schuldig wäre!“
Tante Schorsch straft ihn mit einem vernichtenden Blick: „Nun, wenn ich Ihnen sag', daß ich sozusagen für ihre Eltern hier steh', dann werden Sie sich ja wohl bequemen müssen!“
Kersten erschrickt. Das ändert die Sachlage. Er entschließt sich deshalb rasch zu einem schlichten: „Ich habe nach wie vor die Absicht, das Mädchen zu heiraten.“
„Und weshalb, wenn ich fragen darf?“
Kersten erstarrt. Eine solche Frage hat er nicht erwartet. Aber die Augen dieser Frau sagen ihm mit erschreckender Härte, daß er recht verstanden hat.
„Ja, nun . . .“, stammelt er schließlich los. „Ich hab' . . . und schließlich . . . ja, weshalb heiratet man schon!“
„Ja! – Son alten Esel son junges Ding! – Nee – Sie sollten sich fix was schämen, Herr!“

Kersten steht völlig verdattert auf: „Aber erlauben Sie mal!" – „Gar nichts erlaube ich! Un daß Sie die Deern heiraten, schon gar nicht! Und wenn ich noch auf 'm Standesamt mit 'n Regenschirm dazwischenfahrn muß, Herr, ich tu's ... ich tu's bestimmt ... da kennen Sie Tante Schorsch schlecht, wenn Sie denken ..."

Nun hat Kersten seine Würde wiedergefunden: „Sie scheinen die Sachlage völlig zu verkennen!" sagt er nun schärfer. „Statt mir dankbar zu sein, daß ich mich des armen Mädchens annehm, daß ich ..."

Tante Schorsch gibt ein hartes, trockenes Lachen von sich: „Haha, da haben wir's ... dankbar sein soll ich Ihnen noch ... und die arme Deern wohl auch ... weil der Herr so gnädig sind, sie zu heiraten ... Sehen Sie, Herr, das ist es ja gerade, was ich verhindern will ... daß die Deern Ihnen ein ganzes Leben lang dankbar sein muß, statt Sie zu lieben ... denn das bilden Sie sich doch wohl wahrhaftig nich ein, daß sie Sie liebt ... die nimmt Sie aus purer Not ... und nach 'm Jahr is denn der große Jammer da ... und sie soll sich auch noch dafür bedanken, daß Sie sie unglücklich gemacht haben ..."

So viel Ungerechtigkeit gegenüber seinem guten Willen kann selbst ein Kersten nicht ertragen. Mit einer brüsken Handbewegung schneidet er den Redeschwall der Frau ab. Seine sonst so milde Stimme wird jetzt ganz laut vor Zorn: „Ich das Mädchen unglücklich machen? Ausgerechnet ich? Da haben Sie sich wohl in der Adresse geirrt, wie? Gehn Sie man 'rüber zu Herrn van Booven und spektakeln Sie bei dem 'rum! Der hat Fräulein Gerda ins Unglück ..."

Tante Schorsch unterbricht ihn kalt: „Der eine so, der andere so! Ihr Kerle seid euch alle gleich! Bloß: jeder probiert 'nen andren Weg. Ich bin Hebamme, Herr ... un nur inner ersten Stunde, wenn ich euch geholt hab', dann seid ihr noch eben und eben zu ertragen, aber nachher ..." Ihr knochiges Gesicht verzieht sich verachtungsvoll.

Kersten macht einen letzten Versuch: „Aber vergessen Sie doch die Vorteile nicht, die für Ihre Nichte ..."

Tante Schorsch fällt ihm schon wieder ins Wort: „Dummtüg ...! Nehmen Sie doch bloß Vernunft an, Mann! Sie machen sich doch lächerlich ...! So 'n alter Nußknacker und denn ..."

Kersten begehrt auf: Ich bin erst fünfundvierzig Jahre alt und da . . .“
„Aber die Deern is man erst zwanzig, un das is doch kein Verhältnis nich . . .“
Tante Schorsch schweigt erschöpft. Es kommt nur selten vor, daß ihr jemand zu widersprechen wagt. Man weiß in Bützwede, daß sie einen dicken Kopf hat, mit dem sie die härtesten Mauern des Widerstandes zu Fall bringen kann. Aber die Zähigkeit Kerstens ist wie eine Gummiwand, von der auch der härteste Schädel zurückprallt. Sie kann sich gut vorstellen, wie diese Zähigkeit Gerda mit der Zeit mürbe gemacht hat. Daß sie in ihrer Abneigung gegen die ‚Kerle‘ das Kind mit dem Bade ausschüttet, merkt Tante Schorsch nicht.
Sie fühlt, daß sie so nicht weiterkommt. So entschließt sie sich zu einem Gewaltstreich: „Ich nehm gleich die Papiere mit!“ sagt sie entschlossen.
Kersten antwortet bestimmt: „Dazu haben Sie kein Recht! Das hat nur Fräulein Gerda zu entscheiden!“
„Überlassen Sie das ruhig mir! Die Deern tut mir keinen Schritt mehr in dies Haus!“
Nun versucht Kersten es mit geschäftlichen Gründen: „Als Chef kann ich mich leider nicht damit einverstanden erklären, daß ausgerechnet in der Hauptsaison . . .“
Die Stimme von Tante Schorsch wird drohend: „Krieg ich nu die Papiere oder nich?“
Kersten merkt, daß er vor so viel Entschlossenheit machtlos ist. So spekuliert er auf Zeitgewinn: „Also gut, ich leg Ihnen die Papiere bis heute nachmittag heraus . . .“
Tante Schorsch überlegt kurz. Dann sagt sie: „Also gut . . . um drei Uhr komm ich vorbei und hol mir die Sachen und was sonst noch von der Deern da ist . . . aber wehe, wenn denn noch Sperenzchen gemacht werden!“
Damit rauscht sie hinaus, daß der Rüschenrock sich mächtig über ihren Hüften bauscht und der Kapotthut wieder mal ganz gefährlich schwankt.
Kersten steigt müde in seine Wohnung hinauf. Sein Zorn hat sich rasch in Wehmut verwandelt.

Tante Schorsch findet unschwer den Weg zum Krankenhaus. Sie hat nur die eine Angst: daß Gerda auf einem andern Weg an ihr vorbeilaufen und wieder ins Geschäft gehen könnte.
So atmet sie auf, als ihr im Krankenhaus bedeutet wird, daß Fräulein Peters noch da sei.
Die Schwestern zeigen keinerlei lächelndes Erstaunen über den merkwürdigen Gast. Tante Schorsch findet rasch Gefallen an der stillen, gütigen Art der Schwestern, an ihrem fast lautlosen Gleiten über die Flure und an der gedämpften Redeweise.
Ihr altes Herz klopft heftig, als man sie zu dem kleinen Aufenthaltsraum der Nachtschwester führt, in dem Gerda die Nacht zugebracht hat. Vor der Tür verharrt sie einen kurzen Augenblick, um die aufsteigende Rührung niederzukämpfen. Aber als sie dann Gerda gegenübersteht, übermannt es sie doch.
„Tante Schorsch!" Gerda ist mit einem Schrei von dem schmalen Sofa hochgefahren, auf dem sie die Nacht zwischen Schlafen und Wachen zugebracht hat. Schon liegt sie der Tante an der Brust und lacht und weint in einem.
Tante Schorsch streichelt ihr ohne Unterlaß über die wirren braunen Haare und kann ein paar Minuten lang keinen Ton hervorbringen. Schließlich sagt sie mit einer verdächtig rauhen Stimme: „Na, mi dücht, ick kumm grod to rechte Tied, wat?"
Gerda nickt und drängt sich näher an den knochigen Körper heran. „Es ist gut, daß du da bist, Tante Schorsch!" kommt es leise von ihren Lippen.
„Na ,un wat is nu mit dat lüttje Balg?" will Tante Schorsch wissen.
Sofort steht ein stilles Leuchten in Gerdas Augen: „Ich glaube, es ist durch! Gestern abend sah's ganz schlimm aus. Aber vorhin haben die Schwestern gesagt . . ." Tränen ersticken ihre Worte.
„Na, wat is dat nu?"
Gerda blickt die Tante verständnislos an.
„Deern oder – Jung?" Ein sanftes Lauern liegt in der Stimme der alten Frau.
Gerda kann nun ein kleines Lächeln nicht unterdrücken: „Bitte nicht böse sein, Tante Schorsch! Es ist ein Junge geworden!" Und ganz hastig setzt sie hinzu: „Klaus heißt er. Er ist wirklich schrecklich süß!"
„Soso, Klaus heet de Kirl! Hübschen Nomen heßt du em utsöcht! Kan ick em nich mol to sehn kriegen?"

Gerda weiß, was diese wenigen Worte von Tante Schorsch zu bedeuten haben. Die Frau hat wenigstens für diesen Fall einmal kurz Frieden mit den ‚Kerls' geschlossen.
Tante Schorsch darf den kleinen Klaus begutachten. Sie stehen vor dem seltsamen Glaskasten, der das Leben des Kindes erhalten hat. Und das Interesse der Frau wendet sich rasch von dem ihr wohlvertrauten Bild des winzigen Lebewesens der Apparatur selber zu. Als sie sich als Hebamme zu erkennen gibt, ist die Oberschwester – eine ältere Frau mit ruhigen, klugen Augen – sofort bereit, ihr die einzelnen Teile dieses wundersamen Apparates zu erklären. Da kann sogar Tante Schorsch nicht umhin, ein paarmal in stummer Bewunderung zu nicken.
Schließlich meint Gerda zaghaft: „Ich glaub', ich muß nun eilig ins Geschäft, Tante Schorsch! Herr Kersten wartet sicher schon auf mich!"
„Nee, der nich mehr!" erwidert Tante Schorsch bestimmt.
Gerda macht große Augen. „Wieso . . . ich bin doch bei ihm . . ."
„Du büst nich mehr . . . Hüt nomiddag krieg wi diene Papiere . . ."
Die Frau berichtet kurz von ihrem Gespräch mit dem Chef.
Gerda ist bestürzt. „O Gott, Tante Schorsch, was hast du da angerichtet! Jetzt hab' ich nicht mal mehr 'ne Stellung!"
„Door mook di man keene Sorgen öber. Wi packt so bald as möglich dien ganzen Klumpatsch hier tosomen . . . un denn heidi aff no Bützwede . . ." Als sie merkt, daß Gerda aufmucken will, befiehlt sie kurz: „Du kummst mit . . . basta!" Gerda lächelt resigniert.
Während sie durch die Straßen zu Gerdas Unterkunft gehen, fragt Gerda: „Sag mal, Tante Schorsch, bist du eigentlich aus freien Stücken hierhergekommen?"
„Dien Modder hett mi schreeben, Deern!" Tante Schorsch zögert einen kleinen Augenblick: „Un denn hett se mi ook schreeben, dat se all 'n annern schickt harr . . . Butenseut oder so . . . Is dat de Schnösel, de di dormols afholt hett?" Dabei beobachtet sie Gerda scharf.
Das Mädchen nickt wortlos. Es ist ganz rot geworden.
Die Tante packt Gerda am Arm: „Mensch, Deern, mook bloots nich wedder Dummheiten. Is he villich noch hier?"
„Er war einmal bei mir und ist dann nicht wiedergekommen.

Aber die Schwestern im Krankenhaus haben mir erzählt, daß er jeden Tag bei ihnen gewesen ist und wissen wollte, wie's dem Kind geht . . .!"
„Soso!" Ein bißchen Eifersucht regt sich in Tante Schorsch. „Un wat is mit di un emm?"
„Nichts, Tante Schorsch!" tut Gerda ganz harmlos.
„Mi mookst du doch nix vör, Deern? Kumm, nu vertell mi mol, wat eegentlich los is?"
Sie zieht Gerda hinter sich her in eine stille Ecke im Café Lehmacher, bestellt zwei Tassen Kaffee und nimmt das Mädchen dann energisch ins Gebet.
Nach zehn Minuten ist sie über alles im Bilde: über Butenschöns Werbung mit Vorbehalten und über Gerdas aufkeimende Zuneigung zu dem jungen Menschen.
„Un so 'n Schlappschwanz heßt du giern, Deern?" Tante Schorsch ist einfach fassungslos.
„Er ist doch wenigstens ehrlich, Tante Schorsch. Und er macht so'nen sauberen, anständigen Eindruck. Das ist doch wichtiger als vieles andere . . ."
„Na, ick warr mi den Kierl mol ganz genau ankieken. Wo krieg ick em denn bi de Büx?"
Gerda zuckt die Achseln: „Ich weiß nur, daß er immer so gegen Mittag in die Klinik kommt."
„Na, teuf man . . .!" droht Tante Schorsch leise vor sich hin.
„Mach's bitte nicht so schlimm!" bittet Gerda.
Aber das Gesicht von Tante Schorsch verrät nichts von dem, was sie vorhat.

Gegen Mittag kommt Erich Butenschön gemächlich zum Krankenhaus geschlendert. Ein paar Schritte vor dem Eingang stutzt er und fährt sich kurz mit der Hand über die Augen.
Tante Schorsch erhebt sich ohne Hast von der Steinmauer, auf der sie sich gesonnt hat.
„Pünktlich, wie sich's für 'nen Eisenbahner gehört", meint sie gönnerhaft anerkennend. Dann ein wenig strenger: „Nu stehn Sie da man nich wie 'n Ölgötze, Herr Butenschön! Ick bün warraftig Tante Schorsch!"
„Wie kommen Sie denn hierher?" fährt's dem jungen Eisenbahner heraus.

„Frog ick di so dusselig, wat du hier to seuken heßt, mien Jung?“ gibt Tante Schorsch gemütlich zurück.
Butenschön ermannt sich: „Ich kümmer mich ein bißchen um das Kind! Gerdas Mutter hat mich nämlich drum gebeten.“
„Sie sind aber mal 'n zuverlässiger junger Mann“, spottet Tante Schorsch.
Diesem Ton steht Butenschön wehrlos gegenüber. „Auf Wiedersehn!“ sagt er kurz und wendet sich zum Portal.
Aber Tante Schorsch hält ihn mit derben Fingern fest: „Loot man, mien Jung! Hüt bruukst du nich to frogen! Dat kann ick di veel beeter vertelln!“ Und schon zerrt sie den schwach Widerstrebenden die Straße hinunter. Butenschön hat alle Mühe, mit den langen Beinen von Tante Schorsch Schritt zu halten.
„Wenn du aus der Puste kommst, sag man ruhig Bescheid, mien Jung! Dann setzen wir uns nämlich in 'n Lokal, und ick spendier 'nen Grog.“
„Danke! Ich trinke nicht!“ winkt Butenschön ab.
„Igittigitt! Und so was will nun 'n Mann sein!“ spöttelte die Frau.
Butenschön ist stehengeblieben. „Was wollen Sie eigentlich von mir?“ fragt er böse.
„Nu man immer suttje, mien Junge!“ beruhigt Tante Schorsch. Aber dann wie aus der Pistole geschossen: „Wat is denn nu mit juch beiden, hä?“
Butenschön ist leicht erblaßt: „Was soll denn sein?“ stottert er.
„Nu tu man nich so! Du willst sie doch heiraten, nich?“ Tante Schorsch kneift die Augen zu einem schmalen Spalt zusammen.
„Wer . . . ich . . . wir . . .“ Butenschön hat völlig die Fassung verloren.
„Nu red man frisch von der Leber weg! Bei Tante Schorsch ist alles gut aufgehoben!“
Butenschön überwindet mannhaft seine Verlegenheit. „Wenn Gerda mit Ihnen darüber gesprochen hat, dann muß sie Ihnen doch auch gesagt haben, daß ich sie nicht heiraten kann – wegen dem Kind!“
„Hett se, mien Jung! Un denn hab' ich ihr gesagt, sie sollt' deswegen man nich traurig sein; denn wenn die Liebe nich tiefer wär, denn wär's ja besser . . .“
Butenschön unterbricht die Frau eifrig: „Ich liebe Gerda sehr! Das können Sie mir wirklich abnehmen.“

„Dummtüg! Nix as Kinnerkrom!“ gibt Tante Schorsch mit Nachdruck kund.
Diese Bagatellisierung seiner Gefühle tut Butenschön weh. „Ja, ich hab' Gerda wirklich gerne. Und in den letzten Wochen ist mir immer klarer geworden, daß sie die richtige Frau für mich wär'. Aber mit dem Kind von einem andern – ich kann nun mal nicht . . .! Und nachher sitzen wir alle drei da und sind todunglücklich!“
„Da mach dir man keine Gedanken mehr über, mien Jung!“ meint Tante Schorsch ruhig. „Das mit dem Kind is erledigt.“
Butenschön ist wieder stehngeblieben und sieht sie bestürzt an. „Ist – es – gestorben?“ kommt es stockend von seinen Lippen.
Tante Schorsch bekommt wieder ihre lauernden Augen: „Hä? Meinst wohl, dat spittelige Balg hätt' dir und der ganzen Bagasch den Gefallen getan? Ober dor ward nix ut, mien Jung! Ick heff mi den Lütten noch mol ankeeken! De spattelt un kreiht! De bitt sick dörch . . .!“
„Aber das hab' ich doch nicht einen Augenblick . . .“
„Hm!“ brummelt Tante Schorsch mit zusammengekniffenen Lippen. „Du büst 'n Kerl wie alle andern!“
„Wenn Sie so viel an den Männern auszusetzen haben – weshalb wollen Sie denn, daß Gerda überhaupt heiratet?“ begehrt Butenschön auf.
„Dat will ick di seggen, mien Jung! Ick kenn die Gerda. Die is nich zum Alleinsein da. Sonst hätte sie jetzt schon ein für allemal genug, wo sie mit 'm großen Bums auf die Nase gefallen is. Die glaubt wohl ihr Lebtag dran, daß nur 'n Mann sie glücklich machen kann. Und das hab' ich genau gemerkt: ohne Mann wird die Deern ihr Lebtag unglücklich sein. Un dor heff ick mi eben seggt: denn sall se dat ruhig noch mol mit 'n Kerl verseuken. Villich geiht dat jo doch good!“ Tante Schorsch hält einen Augenblick inne und schneuzt sich kräftig. Dann gewinnt ihre Stimme sofort den alten energischen Klang zurück: „Deswegen will ich den lüttjen Klaus ganz zu mir nehm . . . Ich muß ja schließlich wissen, wie man so was groß macht!“
Butenschön ist mitten im Schritt erstarrt. „Mann, Tante Schorsch!“ Er holt die Worte ganz tief aus seinem Herzen hervor.
Aber Tante Schorsch überhört diesen Ton. „Ich hab' gemerkt,

daß du 'n ganz vernünftigen Menschen bist, der nich bloß hinter 'ner Schürze herläuft, weil das 'ne Schürze is. Du denkst nach. Un welcher Kerl tut das schon, wenn er 'ne Schürze sieht! Un deswegen glaub' ich auch, daß das mit euch beiden gutgehn kann."
Unversehens nehmen ihre Worte einen drohenden Klang an. „Un wenn dat scheefgeiht, mien Jung, denn kummt Tante Schorsch op ehrn Fritzi angerattert und denn gifft dat Kattun!" Sie fuchtelt mit ihren knochigen Händen umher. „Tante Schorsch schrifft 'ne goode Handschrift. Dor kann's op speen!"
Butenschön greift ungestüm nach diesen alten, verarbeiteten Händen und drückt sie heftig.
Tante Schorsch entzieht ihm brüsk ihre Finger. „Un Klock söß hüt obend steihst du bi Gerda vör de Döör! Un denn mokt wi allens kloor!"
Butenschön kann nur stumm nicken.
Die Nachmittagsstunden schleichen für den jungen Eisenbahner unendlich langsam dahin. Eine halbe Stunde vor der verabredeten Zeit streicht er mit einem großen Asternstrauß um Gerdas Behausung herum.
Punkt sechs Uhr klingelt er an der Tür von Frau Meunier. Tante Schorsch kommt die Treppe heruntergestolpert. Aber ihr Gesicht verrät nichts Gutes.
„Go man wedder no Huus, mien Jung!" sagt sie bedrückt. „De Deern will nich! Se will dat Kind nich to mi loten! Se hett dusenderlei uttosetten! Ick bün to olt för so wat, seggt se! Un dat Göhr sall nich so 'n lütten Dorfstrolch warn, seggt se! Un se kunn mi dat nich tomooten, seggt se! Nee, so wat!" Sie wackelt ehrlich verzweifelt mit dem hageren Kopf.
„Soll ich vielleicht mal mit ihr reden, Tante Schorsch?"
„Hett keen Zweck, mien Jung! De heurt jetzt nich op di un nich op mi!" Sie nimmt ihm die Astern aus der Hand. „De Bloomen loot man hier! De Deern sall wenigstens mol sehn, wat se hüt utlooten hett! Wenn se ehrn Sinn noch ännert, segg ick di Bescheed."

Sibylla weilt immer noch in der Klinik von Doktor Struve. Sie selber hat den Entschluß, nach Hause zurückzukehren, von einem Tag auf den anderen verschoben. Die Kurve ihres Befindens ist auf und abgestiegen. Es konnte geschehen, daß sie sich in der einen Stunde munter wie ein Fisch im Wasser fühlte, um ein paar Minuten später völlig zusammenzuklappen.
Peter van Booven wird in diesen Tagen zu einem Schatten seiner selbst. Nur selten erscheint noch einmal das blitzende Feuer in seinen hellen Augen. Und wenn sich sein Mund zu einem hellen Lächeln öffnet, dann ist es eine gequälte Fröhlichkeit. So hockt er abends allein in dem großen Haus an der Rheinallee, starrt trübselig durch das herbstliche Blätterwerk des Parkes auf den Strom und sinnt den Gesprächen nach, die er tagsüber mit Sibylla geführt hat. Dabei geht es ihm mitunter nicht anders als Sibylla in ihrer Krankheit. Mitten in der größten Trostlosigkeit kann ihn unversehens ein rasender Optimismus packen, der dann in stundenlangen, selbstquälerischen Gedanken allmählich wieder versickert und nichts hinterläßt als eine große Verzweiflung und Leere.
Eine kleine Freude wird ihm in diesen Tagen zuteil. Doktor Linz lädt ihn in einem kurzen Brief an den Tisch der ‚Pfennigfuchser' ein. Peter weiß, was das zu bedeuten hat. Doktor Linz und die Männer der Skatrunde im ‚Drachenloch' haben ihn für würdig befunden, in ihrem Kreis die Nachfolgeschaft des alten Zander anzutreten. Aber sofort melden sich Zweifel in ihm: Haben sie das wirklich? Ist es nicht vielleicht nur eine Geste, mit der Doktor Linz Sibylla den Abschied vom Leben leichter machen will? Nach langen Überlegungen schreibt Peter an Doktor Linz zurück, daß er mit Rücksicht auf die Krankheit seiner Frau einstweilen von der freundlichen Einladung keinen Gebrauch machen möchte.
Als er am Samstagnachmittag wieder in die Klinik kommt, wird er zum Chefarzt gebeten.
Doktor Struve tritt ihm mit ernster Miene entgegen. „Es wäre gut, Herr van Booven, wenn Sie Ihre Gattin noch heute mit nach Hause nehmen würden!"
Peter steht wie angewurzelt. Er begreift nicht.

Kein Muskel rührt sich im Gesicht des Chefarztes: „Ich spreche als Mensch zu Ihnen, Herr van Booven – nicht als Arzt!"
Da ahnt Peter die düstere Wahrheit, die sich hinter diesen Worten verbirgt: Der Bullinsche Versuch ist gescheitert!
„Das ist – doch – unmöglich!" Seine Stimme ist ganz stumpf.
„Die Symptome haben sich in einem Maße verschärft, das keine Zweifel mehr zuläßt! Selbstverständlich werden wir die Behandlung nach Bullins Methode fortsetzen. Aber es scheint mir doch besser, wenn Ihre Gattin in der nächsten Zeit den häuslichen Frieden genießen kann."
„Was heißt ‚in der nächsten Zeit', Herr Doktor Struve?"
Der Chefarzt hat die Frage wohl verstanden. „Das liegt in der Hand des Herrgotts" – und als er Peters betroffenes Gesicht sieht, fügt er hinzu: „... an den sogar wir Ärzte glauben!"
Peter hat nicht mehr die Kraft, gegen das Schicksal aufzubegehren. Schweigend wendet er sich zur Tür.
Als er wenig später Sibylla sagt, daß er gekommen sei, um sie nach Hause zu holen, strahlt sie und sagt triumphierend: „Siehst du, Pitter, jetzt komm' ich doch noch rechtzeitig zum Winzerfest! Außerdem fühl' ich mich heute wohler denn je."
Es ist einer der Tage, von denen man nicht sagen kann, ob sie noch zum Sommer oder schon zum Herbst gehören. Das Laub an den Hängen beginnt schon aufzuflammen. Noch sind die Weingärten verschlossen, aber in den Dörfern längs des Stromes werden schon alle Vorbereitungen zur Weinlese getroffen.
Die milde Sonne hat zahllose Ausflügler aus den Städten im Norden und Süden herausgelockt. Über dem Strom stehen noch einmal die bunten Wimpel der Rheindampfer. Menschenströme ergießen sich über die Fährstege.
Sibylla nimmt die rasch wechselnden Bilder dieser Fahrt mit glänzenden Augen auf. Einmal sagt sie ganz verträumt: „Jedesmal, wenn wir hier entlangfahren, kommt es mir so vor, als käm' ich von einer langen, langen Reise zurück."
Gleich darauf stößt sie einen kleinen Freudenschrei aus: „Guck mal, Pitter, was die Leute da auf dem Kopf haben!"
Sie weist auf eine Gruppe von jungen Menschen, die laut singend vorüberziehn. Sie alle tragen schlichte Kappen, deren dreieckige Teile buntfarbig zusammengefügt sind.
„Die neueste Mode, Billa!" erklärt Peter und ist froh darüber,

für kurze Zeit aus dem dumpfen Grübeln erlöst zu werden, das Sibyllas Worte vorhin in ihm ausgelöst haben.
Je näher sie dem Dächermeer zu Füßen des Drachenfels kommen, desto fröhlicher wird Sibylla. Es ist, als hätte sie ein Rausch der Lebensfreude erfaßt. Sie lacht, sie winkt nach allen Seiten und tauscht fröhliche Rufe mit völlig Unbekannten.
Als sie am Modesalon Kersten vorüberfahren, sieht Peter die bunten Kappen im Schaufenster liegen. Mit einem Blick vergewissert er sich, daß Kätti im Laden ist. Er hupt, winkt sie heraus und läßt sich von ihr die bunteste Kappe an den Wagen bringen.
Sibylla zeigt eine geradezu kindliche Freude an der drolligen Kopfbedeckung. „Die kommt während des ganzen Winzerfestes nicht von meinem Kopf! Mein Gott, wird das schön werden mit dir, Pitter!"
Daheim fällt sie dem alten Diener Charles um den Hals, wirbelt die massive Frau Kubiak auf der Diele herum, bis die völlig außer Atem nur noch: „Aber gnädige Frau . . ." stammeln kann, und Peter besorgt mahnt: „Vorsicht, Billakind!"
Da legt sie ihre Arme ungestüm um seinen Hals und zieht ihn ins Kaminzimmer hinein an das große Fenster, das den Blick auf den Rhein freigibt.
Sie breitet die Arme aus, als wolle sie diese ganze weite Landschaft damit umfassen, die alten mächtigen Bäume des Parks, den schimmernden Strom, die leuchtenden Hänge und den Himmel darüber mit seinen weißen Wölkchen. „O Pitter, wenn du wüßtest, wie glücklich ich bin!" Es ist ein großes Aufjauchzen.
Doch urplötzlich bricht es ab. Tiefe Blässe überzieht das Gesicht der Frau, sie greift sich an den Leib, stöhnt auf, wankt, und ehe Peter zupacken kann, bricht sie auf dem Teppich nieder. Die kleine bunte Kappe wirbelt in eine Ecke.
Sekundenlang starrt Peter auf die Liegende hinunter. Er kann sich nicht vom Fleck rühren. Grabesstille herrscht im Raum, im Haus, ja draußen in der großen Landschaft.
„Vorbei!" Sein Hirn gibt diesen Gedanken wie das monotone Ticken eines Uhrwerks immer wieder.

Auch diese Nacht ist vorübergegangen. Die Füße schmerzen Peter, so weit ist er gegangen, durch die Räume, über die Treppen, durch die Flure. Die Hände tun ihm weh, so sehr hat er die Finger ineinandergekrampft und die Nägel in das bräunliche Fleisch seiner Daumballen gebohrt. Schlimmer als alles andere aber ist die Qual, die unter der Schädeldecke und in seiner Brust brennt.

Niemals in seinem Leben hat er sich so einsam gefühlt wie in dieser Nacht. Dabei ist das ganze Haus von einer fiebrigen Geschäftigkeit erfüllt. Metallisches Klappern von Instrumenten hinter der Tür zu Sibyllas Zimmer, der polternde Schritt von Frau Kubiaks groben Füßen auf der Treppe, Telefongespräche, hastige Worte zwischen dem Diener Charles und der ältlichen Schwester, die Doktor Linz herbeigerufen hat – Peter hat mehr als einmal die Handflächen gegen die Ohren gepreßt, um die aufreizenden Geräusche dieser Stunden abzuwehren.

Der Tag kommt, grau und nebelhaft zunächst, dann ganz plötzlich mit einer großen schmerzenden Sonnenhelle, die in die übernächtigen Augen beißt, und mit einer Heiterkeit, die so fade und leer ist wie das Lächeln auf dem Gesicht einer törichten Frau.

Peter hat vor diesem Sonnentag die Vorhänge heruntergelassen und ist in einem Winkel am Kamin zusammengekrochen. So findet ihn Doktor Linz, als der Arzt gegen neun Uhr, am Ende seiner Kraft, herunterkommt.

Der schwere Schritt des Doktors jagt Peter aus seiner Ecke empor. ‚Nun?' fragen Peters Augen.

Doktor Linz geht an die Hausbar und schenkt sich einen Steinhäger ein – ein doppeltes Glas. Er leert es in einem Zuge und sagt entschuldigend: „Es ist sonst nicht meine Art, Herr van Booven . . ."

„Was ist denn nun?" Die Stimme klingt heiser vor Ungeduld.

Der Arzt erwidert erschöpft: „Ich hab' getan, was zu tun war, Herr van Booven. Das andere ist nun Ihre Sache!"

„Sie lebt?"

Doktor Linz nickt schweigend.

„Und das Kind?"

Eine lange Weile bleibt es totenstill im Zimmer. Dann sagt

Doktor Linz betont sachlich: „Das meinte ich, als ich davon sprach, daß das andere Ihre Aufgabe wäre."
Peter birgt seinen Kopf in den zuckenden Händen: „Ich kann es ihr nicht sagen, Doktor . . . ich habe Angst."
Doktor Linz blickt auf den gebeugten Nacken nieder. Einen Augenblick lang ist er versucht, ganz vulgär zu sagen, daß jeder selber auslöffeln müßte, was er sich eingebrockt habe. Aber dazu fühlt Doktor Linz zu tief die tragische Verirrung im Schicksal dieses Menschen mit. So sagt er nur: „Solche Wahrheiten sind aus dem Munde des eigenen Mannes immer noch eher zu ertragen als aus dem Munde eines Arztes . . ." Damit ist dieses Gespräch beendet. Peter braucht nichts mehr zu fragen. Und der Arzt hat nur noch den einen Wunsch, auszuruhen von dieser Nacht.
In der Tür wendet er sich noch einmal um: „Wissen Sie eigentlich, daß Gerda Peters von einem Jungen entbunden wurde?"
Peter hebt den Kopf mit den zerwühlten Haaren: „Weshalb müssen Sie mir das gerade in dieser Stunde sagen?"
Der Arzt macht ein paar Schritte ins Zimmer zurück und runzelt nachdenklich die Stirn. „Weil es mir . . .", sagt er und stockt, um plötzlich hastig neu anzusetzen: „. . . weil ich mich schon eine ganze Weile verzweifelt gegen den Gedanken wehren muß, daß hier ein Kind gewünscht wird und niemals zur Welt kommen wird und daß dort . . ." Er verstummt vollends und wendet sich hastig zur Tür: „Die Schwester wird Ihnen Bescheid geben, wenn Sie zu Ihrer Gattin hinauf können. Guten Morgen, Herr van Booven!"
Es dauert Stunden, bis die Schwester an die Tür klopft: „Ihre Gattin fragt nach Ihnen, Herr van Booven!" Als berühre sie dies alles gar nicht, geht sie vor ihm ruhig die Treppe hinauf.
Sibylla lächelt mühselig. „Bitte, bitte, Pitter, nicht böse sein . . .!" bettelt sie mit einer merkwürdig geborstenen Stimme. „Deine Sibylla ist eben auch nur ein schwaches Weib."
Peter läßt sich ganz steif auf der Bettkante nieder. Er weiß einfach nicht, was er in diesem Augenblick sagen soll.
Schon fährt Sibylla fort: „Aber ich will auch ganz tapfer sein, Pitter . . . für unser Kind will ich das alles gern . . ."
Sie bricht mitten im Satz ab. Peter hat einen Laut ausgestoßen, der so unnatürlich ist wie der Notschrei eines gehetzten Tieres.

Sibylla fährt aus den Kissen auf und umklammert seine Schultern: „Was ist denn, Peter? Was hast du denn?"
Peter ist nicht mehr Herr seines Willens. Er muß dem allem ein Ende machen, er erträgt es einfach nicht länger. „Unser Kind, Billa . . .", sagt er, und er würde darauf schwören können, daß dies gar nicht sein Mund spricht. „Unser Kind wird niemals zur Welt kommen!" Und als die Frau ihn in stummer, namenloser Angst anblickt, setzt er hinzu: „Heute nacht hat es sich entschieden!"
Ganz langsam läßt sich Sibylla auf ihr Kissen zurückgleiten. Ihre Augen huschen umher, als seien es zwei gefangene Mäuse, die vergeblich einen Ausweg aus ihrer Falle suchen. Ihre Hände flattern auf der Bettdecke hin und her, als suchten sie etwas, um sich daran halten zu können. Nach langen, langen Minuten tropfen tonlos ihre Worte in die Stille: „O Gott, Pitter, es war doch . . . unser Kind . . ."
Kein wildes Aufbegehren, keine Tränen, kein Klagelaut. Nur ein unheimliches Brennen in den Augen, die in eine andere Welt zu blicken scheinen.

Die Tage, die dieser Nacht folgen, spannen Peters Nerven zum Zerreißen.
Sibylla verläßt das Bett kaum noch. Einmal hat sie den Versuch gemacht, ist ein paar Schritte am Arm ihres Mannes durchs Zimmer gewankt und dann plötzlich eingeknickt. Peter hat sie ins Bett zurücktragen müssen.
Die Kranke hat sich ihre Lagerstatt dicht ans Fenster rücken lassen. Wenn sie sich in den Kissen aufstützt, kann sie den großen Strom durch das Wipfelwerk der Parkbäume blitzen sehen.
Mit schleppendem Schritt steigt Peter einigemal am Tag die Treppe hinauf. Vor Sibyllas Tür verharrt er Minuten und sammelt sich. Tritt er dann über die Schwelle, so zeigt er sein strahlendes Jungenlächeln. Wer genauer hinsehen könnte, würde allerdings rasch entdecken, daß dieses Lächeln wie festgefroren ist. Aber Sibylla läßt sich täuschen. Bisweilen versagen die Augen ihr neuerdings den Dienst; feine Schleier scheinen sich davorzulegen und das Bild der Umwelt zu trüben. Sie sieht dann die Pflegerin, eine wortkarge ältere Person, als undeutliches Schemen

im Zimmer hantieren und erkennt ihren Mann nur an den wohlvertrauten Bewegungen. Kurze Zeit später wird es wieder hell um sie, und sie genießt das wiedererstandene klare Bild wie ein Geschenk Gottes.

„Wenn du weg bist, ist alles immer besonders schlimm", klagt Sibylla einmal. Seitdem mag er kaum mehr von ihr fortgehen. Und erst am Abend, wenn sich wohltätiger Schlummer auf ihre bläulichen Lider gesenkt hat, schleicht er sich aus dem Zimmer. Aber sind die Stunden am Krankenlager schon qualvoll genug für ihn – wenn er allein mit sich und seinen Gedanken ist, so erhebt sich ein ganzer Chor gespenstischer Stimmen, zischende und tuschelnde, spottende und triumphierende, höhnende und mahnende. Dann beginnt seine Flucht durch das Haus. Er steigt auf den Boden und schließt die Dachluken vor dem Wind, der manchmal vom Nordwesten her durch das Rheintal pfeift. Er legt unten in der Heizung nach, als könne er damit das Frösteln verbannen, das ihm einen Schauer nach dem andern über den Rücken jagt. Er kontrolliert die Türen und Fenster, als fürchte er den überraschenden Besuch eines ungebetenen Gastes.

Auch sein Lachen wird allmählich immer seltener, obwohl sich Peter oft mit blutendem Herzen dazu zwingt, übermütig zu erscheinen. Dafür kann es dann sein, daß Sibylla mitten in einem fröhlichen Satz abbricht, ihren Mann aus seltsam verschleierten Augen anstarrt und unvermittelt auf ganz etwas anderes zu sprechen kommt.

„Wenn Hersbach erscheinen sollte, Pitter . . . ich muß ihn mal unter vier Augen sprechen . . . Ich hab' keine Geheimnisse vor dir . . . aber ich muß daran denken, mein Testament . . ."

„Du sollst nicht solchen Unfug reden, Billakind . . . dein Testament hat noch vierzig Jahre Zeit . . ."

„Vierzig Jahre, Pitter . . . stell dir vor . . . dann wären wir beide an die siebzig . . . Philemon und Baucis . . . Ob wir beide einander dann auch noch genauso lieben würden wie heute . . .?" Doch sie springt sofort auf das angeschnittene Thema zurück: „Im Grunde hast du recht . . . wozu ist ein Testament nötig . . . dir gehört sowieso alles, wenn ich dich nun verlassen muß."

Er packt ihre schmale Hand. „Nicht Billa, nicht! Sprich nicht so! Ich bitte dich!"

„Aber Peterle – das weißt du doch genau wie ich! Und ich

möch . . . möch . . . mö . . .“ Ihre Stimme wird ganz undeutlich, und die Hände streichen verzweifelt über die Bettdecke. Es hat den Anschein, als ringe sie vergeblich nach Worten. Aber meistens ist sie erst ein paar Minuten später wieder in der Lage zu sprechen. „Ich weiß gar nicht, was das ist, Pitter . . . Ich hab' mitunter so ein pelziges Gefühl auf der Zunge . . . grad so eine Taubheit wie in den Händen und Füßen . . . Ich muß doch mal Doktor Linz fragen.“

Von Tag zu Tag wird sie sprunghafter in ihren Stimmungen. In der einen Minute spricht sie von dem großen schwarzen Hund, der ihr wieder erschienen sei, und leitet aus diesem Bilde düstere Todesahnungen her. Gleich darauf schmiedet sie schon wieder Pläne für das Winzerfest. Dann muß Peter die bunte Kappe, die er bei Kersten erstanden hat, aus dem Kleiderschrank holen. Sie stülpt das Ding über ihre wirren Haare, macht dazu ein Koboldsgesicht und läßt sich einen Spiegel reichen, um sich darin ausgiebig zu betrachten.

An einem verhangenen Oktobernachmittag kommt sie ohne Anlaß auf das Kind und ihre zerstörten Hoffnungen zu sprechen. „Ich weiß, Pitter, wir werden nie ein Kind zusammen haben . . .“, äußert sie dumpf.

„Abwarten, Billakind! Wenn du erst wieder kräftiger bist . . .“ Er setzt ein zuversichtliches Gesicht auf und zwingt sich sogar zu einem Lächeln.

Aber die Frau schüttelt still den Kopf: „Wir wollen uns nichts vormachen, Pitter! Aber wir dürfen deswegen nicht traurig sein. Wenn es schon kein eigenes sein kann, so können wir wenigstens so'n kleines Wurm zu uns nehmen . . . Nur: ganz ohne Kind sein – nein, das könnt' ich einfach nicht . . .“ Ihr Antlitz nimmt einen unbestimmbaren Ausdruck an: „Sag mal, Pitter, wann ist es denn eigentlich soweit – – mit Fräulein Peters? Ich muß jetzt so oft dran denken!“

„Ich weiß es nicht, Billa“, antwortet Peter abweisend. „Es interessiert mich auch nicht!“ Er findet jetzt nicht die Kraft, ihr zu sagen, daß Gerda inzwischen von einem Jungen entbunden worden ist. Allzu lebendig sind noch Sibyllas Hoffnungen auf das eigene Kind. Wenn sie auch so tut, als wäre sie längst darüber hinweg.

„Du darfst nicht so hart reden, Pitter! Ich würde es dir doch gar

nicht übelnehmen können, wenn du dich dafür interessiertest. Schließlich ist es doch auch dein Kind . . .“

Jetzt liegt plötzlich ein träumerischer Glanz in ihren Augen, und unversehens beginnt sie an dem Faden der Erinnerung zu spinnen. „Wenn ich mir vorstelle, daß wir deswegen beinahe auseinandergekommen wären . . . Ja, ich war damals schon entschlossen, mit dir zu brechen, Pitter. Aber dann kamst du mir so entwaffnend offen und ehrlich entgegen und sagtest ganz einfach: ‚Ja, so ist es gewesen, Billa!‘ Erst damals – in der Stunde, die uns die Trennung für immer hätte bringen können – erst damals wuchs mein Vertrauen zu dir ins Endlose.“ Das ist wunderbar schlicht gesprochen.

Der Mann rührt sich nicht. Sibyllas Worte haben die letzten Tiefen seines Wesens aufgestört. Den härtesten Vorwurf könnte er in dieser Stunde leichter ertragen als die nachsichtige Güte, mit der sie seinen Leichtsinn in Schutz nimmt. Wenn er ihr nun von der Nacht mit Madame Cordelier erzählen würde – sie wüßte auch dafür ein verzeihendes Wort. Aber dieser Gedanke erleichtert ihn nicht; er steigert nur sein Schuldgefühl.

Nun sagt Sibylla mit einer merkwürdig klaren Stimme: „Na ja – du bist schon ein Windhund! So richtig das, was man sich überall auf der Welt unter einem leichtsinnigen Rheinländer vorstellt. Aber laß man gut sein: Ihr versteht auch ernst zu sein und treu zu sein und zu arbeiten – wenn's drauf ankommt. Bleib, wie du bist, und ich weiß alles in guten Händen, das Werk und das Haus und die Erinnerung an unsere gemeinsame Zeit.“

Der Mann macht noch immer keine Bewegung. Er horcht mit lähmendem Entsetzen auf die beiden Stimmen, die sich unter den Worten der Frau in seiner Seele erhoben haben.

‚Nun sag es ihr!‘ befiehlt die Stimme seines Gewissens. ‚Sprich von deinem falschen Spiel, bevor es zu spät ist!‘

Die andere aber, die Stimme des Herzens, begehrt auf: ‚Wie dürftest du! Willst du ihr auch noch diese ungeheuerliche Last mit auf die große Reise geben?‘

‚Schwerer als die bitterste Wahrheit wiegen Lug und Trug vor dieser Frau! Gesteh ihr deine Schuld!‘

‚Nein! Laß sie einschlafen in dem beseligenden Gefühl, daß nichts als die Liebe euch vom ersten Tag an verbunden hat!‘

‚Soll eure Gemeinschaft enden, wie sie einst begann? Willst du dies Falschspiel bis zu ihrem Tode spielen?'
Den Mann überrieselt ein Schaudern. Irgendwo ist jetzt ein Kurzschluß in seinem Hirn. Irgendwo in seinem Innern ist jetzt eine Macht, stärker als er selbst. Und irgendwo ist ein Befehl.
„Billa, Billa, schweig doch, schweig!"
‚Ist das überhaupt meine Stimme, die da blechern und unwirklich im Raume schwebt?' fragt sich Peter. Er hat sich erhoben und steht leicht vorgeneigt und mit hängenden Armen neben dem Bett. Sein Blick klammert sich an die Vorhänge, die sich schwer im Wind hinter den offenen Fenstern bauschen. Draußen auf dem Balkon raschelt welkes Laub. ‚Als scharrten Füße ungeduldig um Einlaß', denkt der Mann.
Plötzlich stöhnt er qualvoll auf: „Ach, ich bin ja so ein Lump! So ein Schwein! Der letzte Dreck, den dir das Schicksal in den Weg werfen konnte!" Er schreit es heraus, wie ein Gejagter und Verzweifelter.
Dann wendet er das Gesicht zur Seite. Die lodernde Flamme der Selbstzerstörung züngelt hoch.
Sibylla hat sich mit einem Schreckenslaut im Bett aufgerichtet und stiert ihn mit großen, brennenden Augen an: „Aber Peterle, mein Peterle!"
„Dein Peterle!" – Ist das wirklich noch Peter van Booven, der da kalt und scheppernd lacht? „Der Schuft, dem es nur um dein Geld gegangen ist – dein Peterle?"
Die Worte sind verrauscht, wie sie herausgeschleudert wurden. Es ist, als wären sie in maßloser Scham vor sich selber geflüchtet. Totenstille herrscht im Raum. Selbst der Wind draußen hat von seinem raschelnden Blätterspiel abgelassen.
Peter steht in verkrampfter Haltung da und scheint voll fiebernder Gier in die Stille zu lauschen.
Sibyllas Züge sind in einer großen Ratlosigkeit erstarrt. Aber nun kommt von ganz weit her ein Lächeln heraufgezogen. Es wird heller und heller und steht schließlich strahlend und gläubig auf ihrem Antlitz. Dann sagt sie leise: „Aber Peterle – das glaubst du doch selber nicht, was du da sagst!"
Lähmendes Schweigen.
„Du bist ein guter Kerl, Pitter, aber kein guter Schauspieler!"
Da bricht der Mann wie ein gefällter Baum am Bett nieder. Er

tastet nach ihren Händen und überschwemmt sie mit Küssen und Tränen. „Mein Gott, Billa! Was hab' ich getan!"
„Laß nur, Pitter! Ich weiß, weshalb du es getan hast. Du wolltest mir den Abschied leichter machen. Du denkst, es scheidet sich leichter von einer Welt, auf der man nichts Liebes zurücklassen muß." Sie streicht ihm sacht über die Haare. „Komm, setz dich wieder zu mir und sieh mich an!"
Es ist, als wären diese Worte gar nicht in Peters Bewußtsein vorgedrungen. „Du darfst mich nicht allein lassen, Billa! Was soll ich hier noch ohne dich?"
Mit sanfter Gewalt hebt die Frau sein Gesicht zu sich empor. „Und du willst mir weismachen, du hättest mich nur meines Geldes wegen geheiratet?"
„Wenn ich dich verliere, habe ich alles verloren, Billakind!" Seine Stimme nimmt einen flehenden Klang an. „Du bist doch alles, alles für mich gewesen! Mutter und Vater, meine Liebste und mein bester Kamerad. Ich hab' ja vorher nie gewußt, was das eigentlich heißt: zu lieben. Das weiß ich erst durch dich! Nein, ich kann nicht glauben, daß das eines Tages aus sein soll, denn . . ." Er bricht jäh ab und beißt sich auf die Lippen.
Sibylla hat sich sanft aus seinen Armen gelöst und ist in die Kissen zurückgeglitten. Sie liegt mit weit offenen Augen da und scheint in eine unendliche Ferne zu träumen. „Es tut so gut, zu wissen, wieviel man dem liebsten Menschen bedeutet, Pitter", kommt es leise von ihren Lippen.
Dann versinkt der Raum in tiefes Schweigen. Nur der Oktoberwind summt und raschelt ein wehmütiges Lied vor den Fenstern.

Als Doktor Linz zur Abendvisite kommt, findet er Peter van Booven in einer düsteren Verfassung.
Der Arzt hat in den letzten Wochen unmerklich ein neues Verhältnis zu Peter van Booven gefunden. Er hat sich überzeugen müssen, wie schwer der Mann leidet; und es bedurfte nicht seines scharfen Blickes als Arzt, um zu erkennen, daß der Peter van Booven von heute ein andrer ist als der leichtsinnige Draufgänger, der vor einem halben Jahr bedenkenlos unerfüllbare Forderungen an ihn stellte. Wenn er vorurteilslos überlegt, so findet er auch keinen Grund mehr, mit dem Manne zu hadern.

Sibylla wäre nicht zu retten gewesen. Sie war so oder so zu einem langsamen, qualvollen Sterben verurteilt. Wäre Peter nicht gekommen – die Frau würde jetzt einsam und verlassen oben in ihrem Zimmer liegen, nur umgeben von der aufdringlichen Geschäftigkeit der Hausgeister. So aber ist sie nicht allein. Die liebende Fürsorge des Mannes hüllt sie wärmend ein.

Als Doktor Linz dem jungen Menschen an diesem Abend begegnet, steht er betroffen vor der tiefen Verstörtheit auf den schönen männlichen Zügen. Er mag sich als Mann noch so sehr dagegen sträuben – ein schmerzhaftes Mitgefühl mit diesem Schatten des alten Peter van Booven ergreift von ihm Besitz.

So legt er, nachdem er seine Pflicht am Krankenbett getan hat, kameradschaftlich den Arm um Peters Schulter: „Wenn es Ihnen recht ist, trinken wir noch eine Flasche Wein zusammen, Herr van Booven."

Peter ist dankbar für die menschliche Wärme, die in dieser Geste liegt. Er hat eine geradezu panische Angst gehabt, den Abend wieder in der trostlosen Leere des Kaminzimmers zubringen zu müssen.

„Eine kleine Luftveränderung wird Ihnen guttun!" meint der Arzt.

„Wir könnten doch ... ich möchte nicht fort von hier ... es könnte sein, daß ..."

„Ihre Gattin schläft friedlich. Außerdem weiß die Pflegerin, wo Sie notfalls zu erreichen sind."

Peter gibt widerstrebend nach.

Zehn Minuten später steht er in dem altväterlichen Wohnzimmer des Arzthauses. Doktor Linz ist in den Keller gestiegen, um eine Flasche Wein heraufzuholen.

Unruhig geht Peter im Raum umher. Merkwürdig: sobald er in der letzten Zeit allein in einem Zimmer ist, hält es ihn nicht auf einem Stuhl; irgend etwas zwingt ihn, ruhelos umherzuwandern. Sein Blick gleitet abwesend über die Bücherreihen in dem schweren geschnitzten Schrank und fällt gleich darauf durch die halbgeöffnete Tür in den Ordinationsraum nebenan. Im Türspalt wird ein weißer Schrank mit Flaschen und Tiegeln sichtbar. Er zieht Peters Blick mit magischer Gewalt an.

Unvermittelt springt ein Entschluß in dem Manne auf. Er sieht

sich scheu um und steht mit wenigen Schritten vor dem Medizinschrank. Hinter der blinkenden Glasscheibe ein paar Fläschchen mit dem Totenkopf über gekreuzten Gebeinen. ‚Gift' warnt es in roter Schrift. Der Schlüssel steckt im Schloß. Peter öffnet lautlos die Glastür. Schon hält er eines der Fläschchen mit dem Todeszeichen in der Hand.
Da klappt nebenan die Tür. Mit einer hastigen Bewegung stellt Peter das Fläschchen wieder in den Schrank, drückt die Glastür heran und springt ein paar Schritte zurück.
Doktor Linz erscheint auf der Schwelle. „Ich dachte schon, Sie hätten wieder Reißaus genommen!" meint er gemütlich. Aber Peter will es scheinen, als streife der Arzt den gläsernen Medizinschrank mit einem argwöhnischen Blick. „Kommen Sie ruhig wieder 'rüber!" sagt Doktor Linz. „Ich hab' Sie nicht der Krankenhausluft zu Hause entführt, damit Sie sich hier Giftfläschchen und Instrumente angucken!"
Schweigend folgt Peter dem Arzt ins Wohnzimmer.
Die Flasche ist entkorkt, die Römer sind gefüllt. Doktor Linz hebt sein Glas: „Auf daß wir gute Nachbarn werden, Herr van Booven!" Er schlürft behaglich. Peter tut ihm stumm Bescheid.
Sie schweigen eine Zeitlang miteinander. Auf der Dollendorfer Straße rumpelt ein Lastzug vorüber. Die Fenster klirren leise.
Als das Brummen in der Ferne erstorben ist, sagt Peter leise: „Ich hab' es ihr gesagt, Doktor!"
Doktor Linz richtet sich erschrocken auf: „Wie? Sie haben ihr gesagt, daß es zu Ende ..."
„Ich hab' ihr gesagt, weshalb ich sie damals geheiratet habe..."
„Und von dem, was kommen wird?"
„Kein Wort!"
Der Arzt atmet erleichtert auf. „Und wie hat Ihre Gattin dies Geständnis aufgenommen?"
„Sie hat es nicht geglaubt und mich einfach ausgelacht!"
„Eine einzigartige Frau!" Das hat Doktor Linz halblaut zu sich selber gesprochen.
Aber Peter hat es doch vernommen. Er springt in einer heftigen Bewegung vom Sessel auf: „Als ob ich das nicht schon wüßte, Doktor! Wie viele Augenblicke dieser Art habe ich im letzten halben Jahr erlebt! Wieviel Vertrauen habe ich geerntet, wo ich Mißtrauen gesät hatte! So was verbindet tiefer als ein großer

Gefühlsrausch. Ich muß es ihnen sagen, Doktor! Sie haben vielleicht als einziger ein Recht darauf, es zu hören: Ich kann ohne diese Frau nicht leben!" Er steht hochaufgerichtet da und preßt die Hände gegen die Brust. „Und ich will auch ohne sie nicht leben!"

Doktor Linz hat sich langsam erhoben. Er packt den jungen Menschen an beiden Armen. „Sie dürfen sich nicht von Ihrem Schmerz umwerfen lassen, Herr van Booven! Sie dürfen sich nicht vergraben! In solchen Stunden weniger denn je. Ein Mann wie Sie gehört mitten ins Leben . . ."

„Leben? Leben? Was hat das alles noch für einen Sinn? Arbeit, bloß um zu arbeiten? Menschen, mit denen einen nichts verbindet? Wege und Stunden, die so schrecklich einsam sind?"

Der Arzt blickt ihm ernst ins Gesicht: „Wissen Sie, wem solche Worte bitter weh tun würden, Herr van Booven?"

Peter senkt den Kopf. Er weiß nur zu gut, wie recht Doktor Linz mit dieser Frage hat, die eigentlich schon eine Antwort ist.

„Denken Sie an unsere kleine Patientin da drüben! Denken Sie immer daran, wie sie Sie sehen möchte: strahlend, lebenslustig, unverwüstlich. So und nicht anders haben Sie ihr Herz gewonnen! Halten Sie sich auch vor Augen, wie geduldig sie nun mit ihrem dunklen Geschick fertig zu werden trachtet, wie sie ihm mit ihrem tapferen Herzen immer wieder die guten Augenblicke abzuringen versucht! Wollen Sie sich davon beschämen lassen, Herr van Booven?"

Peter starrt auf seine Schuhe. „Das ist es doch gerade, Doktor! Wie erbärmlich komm' ich mir vor, wenn ich daran denke!"

„Sie dürfen das Schuldgefühl in sich nicht künstlich übersteigern!" Doktor Linz spricht nun mit der ruhigen Sachlichkeit des Arztes. „Sie sind in Ihrem jungen Leichtsinn einmal übers Ziel hinausgeschossen, Herr van Booven! Begehn Sie den gleichen Fehler nun nicht nach der anderen, der guten Seite hin! Denken Sie daran, daß Ihr Leben heute auf einem festen Fundament ruht! Sie haben Pflichten vor dem großen Werk, das Ihnen durch diese Frau voll Vertrauen in die Hände gelegt worden ist! Sie haben Pflichten vor der Frau da drüben, auch wenn Sie einmal nicht mehr an Ihrer Seite sein sollte." Er zögert ganz kurz und fügt dann mit erhobener Stimme hinzu: „Und Sie haben Pflichten vor Ihrem Kind!"

Peter ist betroffen einen Schritt zurückgetreten: „Vor – meinem Kind? Aber mein - unser Kind ist doch tot!" – „Und das andre ..."
Peter versucht mit einer heftigen Handbewegung, diesen Gedanken fortzufegen: „Was hab' ich noch damit zu schaffen!"
Mit unerschütterlicher Ruhe setzt der Arzt seine Worte: „Mehr als Sie glauben! Ist es nicht auch Ihr Kind, Herr van Booven?"
Peter wendet sich plötzlich ab und beginnt mit großen Schritten auf und ab zu wandern. Dann tritt er ans Fenster und bohrt seine Blicke in das nächtliche Dunkel, als suche er dort eine Antwort auf die Fragen, die ihn bewegen.
Doktor Linz setzt unterdessen in aller Gemütsruhe eine Zigarre in Brand. Dann, zwischen zwei tiefen Zügen: „Wissen Sie übrigens, daß er Klaus heißt?" Er betrachtet still den glimmenden Brand an seiner Zigarre und läßt seine Worte im tiefen Schweigen des Raumes nachwirken.
Eine unendlich lange Zeit vergeht. Dann fragt Peter, ohne sich umzuwenden: „Wie geht es dem Kind, Doktor Linz. Irgend jemand hat mir erzählt, daß man ernste Sorge hätte."
„Ja, zuerst hatten wir wenig Hoffnung, es durchzukriegen." Mit einem ganz feinen Lächeln setzt er hinzu: „Wir hatten eben vergessen, daß es ein Stück Peter van Booven ist!"
Doktor Linz kann nur den Rücken des Mannes erkennen. Aber er bemerkt doch, wie ein heftiges Zittern die kräftige Gestalt überfällt. Peter hat sich weit vorgeneigt und seinen Kopf gegen die Scheibe gelegt, als könne sie mit ihrer kühlen Glätte den Brand in seinem Innern dämpfen.
Doktor Linz wartet geduldig auf Peters Worte. Er könnte mit tödlicher Sicherheit voraussagen, wie sie lauten werden. Und als sie endlich, endlich in die Stille des Raumes fallen, begleitet sie der Arzt mit einem kleinen triumphierenden Nicken. „Sagen Sie, Doktor Linz", sagt Peters rauhe Stimme, „kann ich ihn nicht mal sehn, den Jungen?"
„Selbstverständlich, Herr van Booven! Wie wär's, wenn Sie morgen vormittag mit mir ins Krankenhaus kämen? Ich muß den Kleinen ohnehin mal wieder begutachten."

Als Peter an der Seite des Doktor Linz über den weißen Flur des Krankenhauses schreitet, klopft ihm das Herz im Halse. Er hat alle Mühe, seine Aufregung zu verbergen.

Dann stehen sie vor dem kleinen weißen Bettchen. Peter muß sich heftig räuspern; es sitzt ihm etwas in der Kehle, was nicht dahin gehört.
„Sie sind doch nicht etwa erkältet, Herr van Booven?" Die Schwester mustert ihn mißtrauisch.
„Lassen Sie nur, Schwester!" sagt Doktor Linz leise. „Solche Erkältungen haben die Männer oft, wenn sie zum erstenmal ihr Kind sehn."
Peter hat dieses kurze Gespräch gar nicht mitbekommen. Er steht über das schmale Kinderbett gebeugt und blickt unverwandt auf das kleine Bündel zwischen den weißen Gitterstäben. Das Wesen ist immer noch unendlich winzig. Aber das kleine Gesicht hat sich schon geglättet. Es wird jetzt ganz von zwei großen hellblauen Augen beherrscht, die noch ein wenig hilflos hin und her tanzen.
‚Dies ist also mein Sohn!' Es ist kein Gedanke mehr, es ist ein großes Gefühl, das den Mann von innen erwärmt. Doktor Linz beobachtet, wie die trüben Schleier, die seit Tagen über Peters Augen liegen, zu weichen beginnen, wie sich dahinter ganz sacht das strahlende, helle Blau entzündet und wie sich von fern her ein Lächeln über das zerquälte Antlitz stiehlt.
Als Peter endlich den Kopf hebt, wischt er mit einer kurzen Geste dies Lächeln wieder von seinem Gesicht. Doktor Linz steht auf der anderen Seite des Kinderbettes und blinzelt ihn spitzbübisch an.
„Mokieren Sie sich etwa über mich?" fragt Peter. Er weiß nicht recht, ob er sich ärgern oder schämen soll.
Der Arzt zeigt auf das kleine Schild am Kopfende des Bettes. ‚Klaus Peters!' steht in sauberen Buchstaben draufgemalt. „Mir fiel eben eine kleine Merkwürdigkeit auf, Herr van Booven", entgegnet der Arzt, und jetzt legt sich sein Gesicht in tausend fröhliche Falten. „Drehen Sie doch mal die beiden Namen um!"
‚Klaus Peters' – ‚Peters Klaus!' – Der Mann zuckt zusammen. Dann entschließt er sich rasch, mitzulächeln. Aber es sieht ein bißchen gezwungen aus.
„Was sich das Schicksal mitunter für sinnige Streiche erlaubt!" meditiert Doktor Linz heiter. „Ich muß noch ein paar Worte mit der Schwester sprechen, Herr van Booven! Unterhalten Sie

inzwischen Ihren Sprößling!" Er läßt Peter einfach neben dem Bettchen stehn und zieht die Schwester ans Fenster.
Peter fühlt sich reichlich hilflos. Er schaut unverwandt auf das kleine Wurm nieder, das ziellos mit den winzigen Händen umherrudert.
Peter beobachtet dieses drollige Spiel eine Weile. Plötzlich wirft er einen hastigen Blick zu Doktor Linz und der strengen Schwester hinüber. Die unterhalten sich leise am Fenster miteinander. Da streckt er vorsichtig seine große gebräunte Hand ins Bett, hin zu den zartgliedrigen Fingern, die sich in einer ersten Verspieltheit ballen und wieder öffnen.
Nun haben diese winzigen Glieder etwas gefunden; es ist der Ringfinger Peters mit dem blitzenden Goldreif. Sie schließen sich plötzlich darüber. Peter empfindet die milde Wärme dieser kleinen Hand. Sie strömt mit einer seltsamen Kraft in ihn hinein. Und unvermittelt bricht ein kurzer Laut aus dem Munde des Kindes. Es klingt wie ein heiseres Krähen, aber in Peters Ohren klingt es wie ein kleiner Freudenjauchzer.
Peter richtet sich eilig auf, als hätte man ihn auf verbotenen Wegen ertappt. Dann blickt er sich leicht verschämt um.
„Nun, Herr van Booven? Gefällt Ihnen der kleine Kerl? Oder hab' ich Ihnen zuviel versprochen?" Er macht eine Kopfbewegung durchs Fenster. Im hellen Blau des Herbsthimmels stehen unbeweglich ein paar bunte Vierecke. „Hoffentlich wissen Sie noch, wie man Drachen steigen läßt! Na, vier Jahre haben Sie ja wenigstens noch Zeit, es wieder zu lernen!"
Peter faßt sich unversehens nach dem Hals, als sei ihm der Kragen zu eng. „Ja, ja . . .", stammelt er verwirrt. Dann macht er brüsk auf dem Absatz kehrt und geht mit großen Schritten hinaus.

47

Winzerfest in Königswinter!
Aus nebelgrauer Frühe steigen sonnendurchflutete Oktobertage herauf, als klammere sich der Sommer mit seiner letzten Kraft an dieses zauberhafte Fleckchen Erde. Das Weinjahr strebt seinem Höhepunkt zu und entfesselt einen Rausch der Freude.

Wenn der erste Ausflugsdampfer am Morgen aus der fernen, leichten Diesigkeit auftaucht, reibt sich die kleine Stadt rasch den letzten Schlaf aus den Augen. Und bald ertrinkt das Städtchen in den Massen der Ausflügler, in ihrem Singen und Lachen. Ausgelassen ziehen sie über die breite Rheinpromenade und durch die engen Gassen. Die Türen und Fenster der Schenken stehen weit geöffnet; schon zur Mittagszeit schallen trunkener Lärm und helles Frauenlachen heraus. Der große Brunnen auf dem Marktplatz spendet statt des kühlen Wassers roten und weißen Wein, und muntere Winzermädchen sind ohne Unterlaß bemüht, den Durst der Kehlen zu löschen.
Vor den Ausflüglern aber sind die Kirmesleute gekommen. Drunten auf der Rheinallee hat sich ein Jahrmarkt aufgetan, mit Karussells und Luftschaukeln, mit Glücksrädern und Zuckerbuden. Drehorgeln schmettern ihre wehmütigen oder frechen Melodien in die Straßen und über den Strom. In den Weinzelten wird gelacht, gesungen, geschunkelt. Tausende von Glühbirnen entzünden am Abend den goldenen und silbernen Flitter, und der Widerschein der bunten Lampen weckt sprühende Lichterspiele auf dem Wasser. Dann wölbt sich eine mächtige Kuppel aus Licht und Lärm über dem Ufer.
Winzerfest in Königswinter – das bedeutet entfesselte Lebensfreude, bedeutet Rausch und Vergessen, Leichtsinn und Fröhlichkeit . . .

„Geh doch ruhig ein bißchen unter die Leute!"
Sibyllas Stimme kommt matt aus dem Dunkel. Peter steht am Fenster des Krankenzimmers und blickt unverwandt in den Abend hinaus. Die Sonne ist eben hinter der Hügelkette am jenseitigen Ufer versunken. Ein paar verlorene Wölkchen hoch am Himmel flammen noch einmal kurz in ihrem Widerschein auf, um dann rasch von der grauen Dämmerung aufgesogen zu werden.
Hinter dem Park flackert rötlicher Lichtschein auf. Die Kirmes! Bisweilen, wenn der leichte Abendwind das Blätterwerk bewegt, zittern grüne, blaue, rote Lichter fern zwischen den Bäumen. Aber die schweren Doppelfenster halten jedes Geräusch von drüben fern.
Peters Hände zerknüllen das Kärtchen, auf dem Herr und

Frau Nirrnheim sich die Ehre geben, Herrn und Frau van Booven zu einem kleinen Winzerfest in ihrem Hause einzuladen. ‚Als ob sie nicht wüßten, wie es um Sibylla steht!' denkt Peter verbittert.
„Ich schlaf ja doch bald ein, Pitter. Und weshalb willst du wieder den ganzen Abend allein unten sitzen?"
„Ach, der Klamauk!"
„Geh ruhig, Pitter; ich habe doch auch mein kleines Winzerfest!" Ihre Hand tastet nach dem Knopf der Nachttischlampe. In ihrem milden Schein liegt die kleine bunte Kappe. „Sieh mal!" Mit einer raschen übermütigen Geste stülpt sie sich das freche Ding über die Haare.
Peter lächelt gezwungen. Der Anblick des leidenden Gesichtes unter dem buntfarbigen Zeichen der Lebensfreude rührt den quälenden Widersinn dieser Stunde in ihm auf.
Plötzlich hebt die Kranke lauschend den Kopf: „Karussells! Weißt du, Pitter, als Kind hab' ich immer so gern Karussell fahren wollen. Aber ich hab' mich nie so recht getraut. All die andern Mädchen hatten meist ihre kleinen Kavaliere. Wie stolz die waren, daß sie neben ihnen sitzen durften! Aber bei mir . . .! Ich hatte genügend Geld in der Tasche, um den ganzen Tag 'rundum fahren zu können. Ach, ich hätte alles für eine einzige Fahrt hingegeben . . . wenn bloß einer von den Jungen auch mal so stolz neben mir gesessen hätte . . ." Sie sagt es ohne Wehleidigkeit, fast ein wenig erheitert von der Erinnerung an solche kindlichen Wünsche.
Eine Zeitlang sind die Klänge draußen wieder verweht, dann pochen sie vernehmlicher als vorher an die Scheiben.
„Mach doch die Fenster auf, Pitter!" bittet die Kranke. Peter öffnet die Flügel. Gleich löst sich die wilde Sinfonie des Lärms auf, und deutlich klingen nun die einzelnen Geräusche herüber: das Plärren der Orgeln, die heiseren Stimmen der Ausrufer, schrilles Klingeln, Mädchenkreischen, Johlen und Singen. Sibylla liegt mit geschlossenen Augen in den Kissen und lächelt still vor sich hin. Das bunte Käppchen sitzt ein wenig schief auf ihren Haaren.
Peter muß sich beherrschen, um nicht die Fensterflügel zuzuschlagen und dem fröhlichen Rausch der Töne ein rasches Ende zu machen. Er empfindet schmerzhaft den grausamen Zwiespalt

dieser Stunde: draußen die gesunde Welt, die sich vor Lebenslust überschlägt; hier drinnen aber die kranke Frau, deren Leben sich still dem Ende zuneigt.
Zwar hat Doktor Linz noch vor zwei Tagen beruhigend gemeint, es bestünde keine unmittelbare Gefahr. Aber Peter erkennt von Tag zu Tag deutlicher die Zeichen des Verfalls in Sibyllas Antlitz. Und er weiß aus früheren Gesprächen, daß bei dieser Krankheit das Ende wie ein Blitz aus heiterem Himmel kommen wird. Die Furcht vor diesem dunkelsten Augenblick liegt lähmend über jeder Stunde seines Daseins.
Nun sitzt Peter auf dem Fensterbrett und starrt in den abendlichen Park hinaus. Hinter dem Haus muß sich der Mond emporgeschoben haben. Sein milder Schein ruht auf den Rasenflächen. Über dem Rheinufer steht wie ein Leuchtschirm der flackernde Schein der Kirmes. Aus dem hauchfeinen Schleier vor dem Nachthimmel treten schüchtern ein paar Sterne heraus, verlorene Funken in der Weite des Weltenraumes. Das dumpfe Brausen und Brodeln drunten am Strom klingt bald näher, bald ferner. Einmal gellen merkwürdig nahe die schmetternden Stöße einer Trompete herüber.
„Soll ich das Fenster lieber wieder zumachen, Billa?"
„Bitte nicht!" sagt die Frau hastig. „Ich hör' das so gern, Pitter! Es ist doch ein Stück Leben ... und mir ist beinahe, als wär' ich mittendrin."
Nach einigen Minuten kommt Sibyllas Stimme wieder. Aber es ist ein undeutliches Lallen. Und Peter muß ans Bett treten, um die Worte zu verstehen.
„Ich weiß gar nicht, was mit mir ist, Pitter ...", sagt die Kranke merkwürdig unartikuliert. „Ich fühl' heute so eine Unruhe in mir ... gerade wie früher als Kind, wenn ich mit Vater eine Reise machen sollte. Dann konnte ich vor Aufregung immer nicht einschlafen."
„Du kannst ruhig einschlafen, Billakind! Ich bin bei dir! Und ich bleib' bei dir!"
Er läßt sich auf die Bettkante nieder und nimmt ihre linke Hand.
„Ja, das ist ...", seufzt Sibylla matt. Dann liegt sie ganz still.
Schon glaubt Peter, sie sei eingeschlafen, als plötzlich ihre Finger zu zucken beginnen. Die Kranke wirft den Kopf unruhig hin

und her. Stoßweißes Keuchen kommt aus ihrem Munde: „Mein Gott, Pitter! Siehst du denn nicht . . . der schwarze Hund . . . er will . . . er kommt . . . hilf mir doch, Pitter! Hilf mir doch . . .!“ Ihre Stimme sinkt zu einem hilflosen Wimmern herab.
Peter reißt erschrocken den schmächtigen Körper aus den Kissen hoch und preßt ihn ungestüm an sich. Die Kappe rutscht dabei von ihren Haaren, haltlos pendelt der Kopf hin und her. „Aber ich bin doch bei dir, Billakind . . .! Der schwarze Hund ist ja fort! Ich hab' ihn fortgejagt . . . ganz weit weg . . .“ Er tröstet sie, wie man ein kleines Kind trösten würde.
„Ja . . . ja . . .“, seufzt die Frau endlich erleichtert. „Er ist wieder weg . . . du hast ihn wieder weggejagt . . . Ich danke dir, Pitter . . . Dank . . . Dank . . .“
Peter läßt die schmale Gestalt zurückgleiten. Dann nimmt er wieder ihre Hand. Sibyllas Atemzüge werden ruhiger. Vorsichtig löscht Peter das Licht.
Der Festlärm draußen ist etwas lauter geworden. Wie ferne Brandungswellen schwillt er an und ab. Manchmal lösen sich für ein paar Sekunden undeutlich die Fetzen einer Melodie daraus, um sofort wieder in dem dumpfen Brodeln unterzugehen. Peter möchte das Fenster schließen. Aber er wagt nicht, seine Hand von Sibyllas Fingern zu lösen. Er fürchtet, die Schlafende zu wecken.
So sitzt er bewegungslos Viertelstunde auf Viertelstunde. Sibyllas Atemzüge gehen ruhig mit der Gleichförmigkeit eines langsamen Uhrwerks. Wenn auf dem Rhein ein Dampfer vorüberzieht, tanzt der Widerschein seiner Lichter zuckend über die helle Tapete.
Wie lange er so gesessen hat, wüßte Peter nicht zu sagen. Aus einem der Zelte drunten kommen zerrissen die wiegenden Klänge eines Schunkelwalzers herübergeweht. Hunderte von Stimmen singen mit. Dann erhebt sich ein Windstoß und überdeckt den Gesang mit seinem wohltuenden Rauschen.
Wind und Lärm schweigen für ein paar Augenblicke. Aber dafür ist nun plötzlich etwas Ahnungsvolles, Quälendes im Raum. Peter kann es nicht gleich erfassen. Aber dann durchfährt ihn wie ein elektrischer Schlag die furchtbare Erkenntnis: Sibyllas Atem ist verstummt.
Peter will sich selber beruhigen: ‚Das hat nichts zu bedeuten!

Das ist öfter so gewesen. Und immer ist ihr Atem nach zehn, zwölf Sekunden zurückgekehrt.' Aber schon beginnt panische Angst vor dem Unbegreiflichen ihn zu überkriechen. Er faßt Sibyllas Hand fester, beugt sich zu ihrem Munde, lauscht fieberhaft, zählt mechanisch. Acht Sekunden mögen verstrichen sein, neun, zehn ... Jetzt muß der Atem zurückkehren. Da – nein, es ist wieder der Nachtwind, der die Blätter vor dem Fenster aufrauschen läßt. Aber nun – nein, diesmal ist es nur der Vorhang, der sich raschelnd unter einem Luftzug bewegt. Jetzt endlich – aber diesmal narrte ihn das nervöse Schurren der eigenen Füße auf dem Teppich.

Jetzt wird auch der Lärm draußen wieder lauter und überlagert jedes feine Geräusch im Raume. Peter sitzt erstarrt. ‚Das ist doch nicht möglich! Das ist doch nicht möglich!' Im schaurigen Stakkato geht nur dieser eine Gedanke durch sein Hirn.

Noch immer hält er Sibyllas Hand. Er fühlt ihre Wärme und atmet auf. Wärme ist Leben. Langsam tasten sich seine Finger zu ihrem Puls. Doch das ruhelose Zucken unter der dünnen Haut ist nicht zu spüren. Da packt lähmendes Entsetzen den Mann. Er versucht, aufzustehen. Bleierne Schwere drückt alle Glieder auf den Bettrand nieder. Mit letzter Kraft klammert er sich an den Gedanken: ‚Das ist doch nicht möglich! So kann Sibylla nicht von mir gegangen sein! Gleich, wenn das Getöse draußen abschwillt, wird der Atem wieder da sein.' Alle seine Sinne sind zum Zerreißen gespannt.

Irgendwo im Hause schlägt eine Uhr. Ihr feiner, heller Schlag durchdringt den Lärm von draußen. Peter zählt mechanisch mit. Elf Uhr. Vom Strom gellt der Pfiff einer Dampfersirene herüber.

Sekunden werden zu Minuten, Minuten zu Viertelstunden. ‚Du mußt aufstehen, mußt Hilfe holen!' sagt er zu sich selber. ‚Vielleicht kann der Arzt sie noch einmal zurückholen von der Schwelle.' Doch in dem gleichen Atemzug ist ihm klar, daß Sibylla diese Schwelle schon für immer überschritten hat, daß sie still und ohne Todeskampf von ihm gegangen ist.

Mit schmerzhafter Deutlichkeit nimmt er nun auch wahr, wie die Finger zwischen seinen Händen kälter werden. Er wehrt sich eine Zeitlang verzweifelt gegen dies Gefühl. Schließlich rafft er alle Kraft zusammen und tastet mit scheuen Händen über

Sibyllas Antlitz. Ihre Wangen fühlen sich kühl und glatt wie Marmor an.
Nach langer, langer Zeit erhebt sich Peter mühsam. Hölzern, wie von unsichtbaren Drähten bewegt, geht er zum Fenster. Die feinen Schleier vor dem Nachthimmel haben sich aufgelöst. Die rötliche Helligkeit über dem Rheinufer ist strahlender geworden und steht hoch über den Bäumen des Parks. Die Sterne über dem Haus sind nicht mehr zu zählen. Unversehens muß Peter daran denken, wie man ihm als Kind einmal erzählt hat, jedesmal, wenn ein Mensch gestorben sei, erscheine ein neuer Stern am Himmel. „Wenn ich wüßte, wo du nun bist, Billakind!" sagt er leise vor sich hin.
Er drückt die Fensterflügel zu. Das ferne Tosen ist wie abgeschnitten. Grabesstille herrscht im Raume.
Auf Zehenspitzen geht Peter in sein Zimmer nebenan ans Telefon. Er findet Doktor Linz auf dem Winzerfest bei Nirrnheims.
„Sibylla ist nicht mehr!" sagt Peter mit einer Stimme, die bei jedem Wort zu zerspringen droht.
„Ich bin sofort bei Ihnen!" kommt die Stimme des Arztes heiser zu ihm.
Peter kehrt an das Bett Sibyllas zurück. Jetzt erst schaltet er die Nachttischlampe ein. Mit trockenen, brennenden Augen starrt er auf das Antlitz in den Kissen nieder. Die Schatten des Todes liegen auf den Wangen und geschlossenen Lidern. Doch es breitet sich ein Zug unendlichen Friedens über dieses Gesicht. Und um den Mund scheint sogar die Spur eines Lächelns zu liegen. Im milden Schein der Lampe funkelt es von den wächsernen Händen. Der Goldreif.
Peter möchte weinen. Doch das Schicksal versagt ihm in dieser Stunde die große Gnade der Tränen. Er findet nichts, um die sengende Flamme des Schmerzes zu dämpfen.
Ganz langsam sinkt der Mann neben dem Bett nieder und legt seine heiße Stirn auf die kühlen Hände.
So findet ihn zehn Minuten später Doktor Linz.

Die Tage kommen und gehen wie ein Alpdruck. Sie tun sich am Morgen auf wie ein gähnender Abgrund, an dessen Rand es entlangzujonglieren gilt. Und sie hinterlassen am Abend eine trostlose Leere.

Apathisch läßt Peter die Beileidsbesuche über sich ergehen. Ohne Tränen steht er neben der Erdgrube, während der schmale Sarg tiefer und tiefer sinkt und dann die braunen Erdschollen darauf niederpoltern. Mit stumpfen Augen erwidert er Händedruck auf Händedruck; kaum nimmt er die Gesichter der Kondolenten wahr. Allein und verloren kehrt er in die Villa Zander zurück. Wenig später erscheint Schang. Er ist zur Beisetzung Sibyllas aus Düsseldorf herübergekommen und will nach dem Händedruck am Grabe dem Freund nun noch auf eine persönliche Weise sein Beileid zum Ausdruck bringen. Danach bemüht er sich redlich, Peter auf andere Gedanken zu bringen. Er spricht von diesem und jenem, weiß zu berichten, daß Paula sich mit dem kleinen, öligen Kerl verlobt hat und daß Franz seit kurzem bei ihm im Kohlengeschäft tätig ist.

„Die Sache damals hat natürlich doch ein bißchen Staub aufgewirbelt, obgleich Matz wohlweislich darauf verzichtet hat, Strafantrag gegen Franz zu stellen. Wahrscheinlich kommt Matz vor den Kadi. Da sind 'n paar ganz dolle Sachen 'rausgekommen . . .“ Die Nachricht läßt Peter völlig kalt. Was geht ihn der kleine Erpresser noch an . . .

Gegen Abend klopft es an die Terrassentür. Für einen Augenblick unterliegt Peter der erregenden Vorstellung, Sibylla kehre von einem kleinen Spaziergang durch den Park zurück. Als er öffnet, steht Doktor Linz draußen.

„Ich hatte grad unten auf der Rheinallee zu tun, Herr van Booven. Ein Betrunkener war vom Karussell gefallen. Ich sah hier Licht, und da . . .“

„Kommen Sie herein, Doktor!“ fordert Peter den Arzt dankbar auf. Er hat dem Älteren in der letzten Zeit vieles abbitten müssen. Ohne große Worte hat Doktor Linz ihn in den Stunden gestützt, da sein ganzes Dasein unter den harten Schlägen des Schicksals zu wanken schien.

Ihr Zusammensein an diesem Abend wird zu einer Totenfeier

eigener Art. Sie sprechen viel von Sibylla. Doktor Linz kramt wahllos in seinen Erinnerungen und holt kleine Erlebnisse aus Sibyllas Kindheit und Jungmädchenzeit hervor. Er weiß seine Schilderungen mit einem feinen Humor zu würzen, der sich dieser Stunde ganz unaufdringlich einpaßt.
Es geht schon auf Mitternacht, als Doktor Linz sich endlich erhebt. Während er seine Zigarre ohne Hast im Aschenbecher ausdrückt, sagt er wie von ungefähr: „Übrigens hab' ich gestern gehört, daß Fräulein Peters Königswinter für immer verlassen wird."
„So!" sagt Peter kurz. Damit ist für ihn dieses Thema erledigt. Nicht so für den Doktor. „Das Kind hat sich gut herausgemacht!" fährt er ruhig fort. „Wird mal ein strammer kleiner Bursche."
„Das ist erfreulich!" erwidert Peter abwesend.
Der Arzt fährt bedächtig fort: „Entsinnen Sie sich, daß wir neulich mal davon sprachen, daß auch Sie Pflichten gegenüber dem Kleinen hätten?" Er macht eine Pause. „Haben Sie sich mal Gedanken darüber gemacht, wie das wohl aussehen könnte?"
„Natürlich werde ich Alimente zahlen und dabei gewiß nicht kleinlich sein."
„Wäre das nicht ein bißchen wenig?"
„Wie meinen Sie das, Doktor?"
„Nun, ich meine doch, Sie wären in der Lage, der Mutter die Sorge um den kleinen Klaus völlig abzunehmen."
Peter blickt den Arzt betroffen an: „Sie meinen, ich sollte das Kind ganz zu mir nehmen?"
„Das wäre wohl ein wenig problematisch", lächelt der Arzt. „Aber es gibt ausgezeichnete Heime, in denen Kinder die Mutter kaum entbehren und . . ."
Peter winkt heftig ab: „Ich wüßte jetzt und später nichts mit dem Kind anzufangen, Doktor! Nein, lassen wir das lieber!" beendet Peter das Gespräch.
Aber der Gedanke will ihn nicht so schnell wieder loslassen. In der Nacht, während er ruhelos in seinem Schlafzimmer auf und ab geht, beschäftigt er sich immer wieder damit. ‚Wäre es nicht ein Verrat an Sibylla, wenn ich den kleinen Klaus wie mein eigenes Kind halten würde?' fragt er sich. Aber da vernimmt

er ganz dicht neben seinem Ohr die Worte, die Sibylla an einem der letzten Abende zu ihm gesprochen hat: ‚Ich könnt' dir doch nicht übelnehmen, wenn du dich dafür interessieren würdest, Pitter! Schließlich ist es doch auch d e i n Kind!' Sollte das vielleicht ein zart andeutender Wink sein? Ein großmütiges Vermächtnis ihres Herzens?

‚Aber das ist ja alles Unsinn!' sagt er sich schließlich. ‚Peter van Booven als zärtlicher Vater!' Er lächelt in trübem Spott.

Am nächsten Mittag steht Herbert vor der Tür der Villa Zander. „Tag, Pitter! Ich komm' eben vorbei und wollt' mal sehen, wie's dir so geht", sagt er verlegen.

Peter streckt dem Freund herzlich die Hand hin: „Fein, Herbert, daß du dich sehn läßt!" Er weiß, was dieser Besuch bedeutet. Herbert ist bereit, wieder Frieden zu schließen.

Schwerfällig nimmt Herbert Platz und sagt unsicher: „Wir sollten es zwischen uns wieder so werden lassen, wie's früher war."

„Kannst du denn das, Herbert?"

„Ehrlich gesagt, Pitter: ich hab' dich manchmal nicht verstanden. Und was du getan hast, war ja auch für unsereinen mitunter ein bißchen schwer zu begreifen. Aber ich hab' nicht das Recht, den Richter zu spielen. Und wenn einer so viel durchmachen muß wie du, dann braucht er einen Freund. Und deswegen bin ich hier."

In einer jähen Aufwallung legt Peter seinen Arm um die Schultern des Freundes: „Du bist doch der alte, Herbert! Anständig, treu, gut . . ."

„Quatsch!" sagt Herbert plump. Aber man merkt doch, wie glücklich ihn die Worte Peters machen.

Sie sprechen über dies und das. Da sagt Herbert ein bißchen bedrückt: „Übrigens hab' ich auch was zu beichten, Pitter. Ich bin dir kürzlich mal in den Rücken gefallen. Ich hab' Gerda Peters nämlich so halb die Heirat mit Kersten vermasselt. Aber es wär' doch wirklich schade um das Mädchen gewesen."

„Na ja", sagt Peter. „Ich bin schließlich nicht für sie verantwortlich. Der Doktor Linz hat überdies noch die Idee, ich sollte den Jungen ganz übernehmen."

„Mensch, Pitter!" Herbert hat den Freund erregt am Arm gepackt. „Das ist ja 'ne großartige Idee!"

Peter blickt ihn verdutzt an. „Nun haust auch du noch in dieselbe Kerbe?"
Herbert gerät rasch in Eifer: „Weil das 'ne ideale Lösung wäre! Stell dir das doch vor, Pitter! Du hast einen Sohn. Gerda ist ihre allergrößte Sorge los. Und das Kind wird's gut haben."
„Seid ihr denn alle blind?" wirft Peter ein. „Glaubt ihr denn, Gerda würde dabei mitmachen?"
„Das käm' auf den Versuch an. Soll ich mal mit ihr reden?"
„Vielen Dank, Herbert. Nach der Sache mit Kersten schmeißt sie dich bestimmt hochkant hinaus!"
„Aber soll denn nicht wenigstens Doktor Linz . . ."
„Ich werd's mir überlegen", erklärt Peter kurz.
‚Also gut', entschließt er sich rasch, als Herbert gegangen ist. ‚Machen wir den Versuch!'
Doktor Linz verhehlt seine Freude nicht, als Peter ihn bittet, eine Aussprache mit Gerda Peters zu arrangieren.
Sie treffen einander am folgenden Vormittag im Arzthaus. Gerda mußte mitten aus ihren Reisevorbereitungen weglaufen, als der Arzt sie um ihren Besuch bat, ‚in einer dringenden Sache'. Sie hat keine Ahnung, was das sein könnte.
Doktor Linz hat sie zehn Minuten vor Peter zu sich bestellt. Ganz behutsam leitet er das Gespräch ein:
„Kriegen Sie keinen Schreck, wenn gleich Peter van Booven hier hereinkommt, Fräulein Peters!"
„Haben Sie mich deshalb . . ." Gerda verhehlt keineswegs ihre Bestürzung.
„Er hat den Wunsch, sich einmal in Ruhe mit Ihnen auszusprechen!"
Gerdas Gesicht nimmt einen harten, abweisenden Ausdruck an: „Ach so, wo nun seine Frau tot ist . . ."
Der Arzt legt ihr beruhigend die Hand auf den Arm: „Ich bitte Sie, Vertrauen zu mir zu haben, Fräulein Peters! Ich hätte mein Haus für dieses Gespräch nicht zur Verfügung gestellt, wenn Herr van Booven unlautere Absichten . . . Es geht um das Kind – und um seine Zukunft!"
„Ich wüßte nicht, was Herr van Booven damit zu schaffen hat!" erwidert Gerda bissig.
„Sie müssen ihn selber anhören. Dann werden Sie manches be-

greifen, Fräulein Peters! Sie werden im übrigen einen anderen Peter van Booven vorfinden als den, den Sie . . .“
„Nein, ich will ihn nicht anhören!“ unterbricht Gerda hart und will sich erheben. Der Arzt drückt sie mit sanfter Gewalt auf ihren Stuhl zurück und redet eine Weile auf sie ein. ‚Bloß zu halten versuchen, bis Peter van Booven da ist!‘ sagt er sich.
Es gelingt ihm. „Herr van Booven!“ meldet Traudchen. Gerda steht erschrocken auf und blickt dem früheren Geliebten mit unruhigen Augen entgegen.
Auch Peter ist nicht frei von Hemmungen. Aber er überwindet sie rasch. Auf den ersten Blick stellt er fest, daß Gerda hübscher denn je aussieht. Die Kümmernisse der letzten Monate und die schwere Geburt haben keine Spuren auf ihrem Gesicht hinterlassen.
Er streckt ihr die Hand entgegen: „Schön, daß du gekommen bist, Gerda!“
Aber das Mädchen übersieht die Geste. „Ob es schön ist, wird sich gleich herausstellen, Pitt . . . Peter“, verbessert sie rasch.
Doktor Linz sagt mahnend: „Lassen Sie uns alle dafür sorgen, daß dies eine friedliche Stunde bleibt, Fräulein Peters!“
Gerda läßt sich wieder nieder und sagt herausfordernd: „Und weshalb hast du mich hierher bestellt?“
„Ich mache mir Gedanken über das Kind, und . . .“
„Ich hab’ mich damit abgefunden, daß ich’s allein großmachen muß!“ schneidet Gerda ihm das Wort ab.
„Ich weiß, daß ich vieles falsch gemacht hab’, Gerda. Und ich weiß auch, wie sehr du darunter gelitten hast!“
Gerda unterbricht ihn abermals nüchtern: „Ich bin dir deswegen nicht mehr böse, Peter. Dazu bist du mir heute zu gleichgültig.“
Peters Selbstgefühl meldet sich mit einem kleinen Stich in der Herzgrube. Aber er tut so, als hätte er diese Worte nicht vernommen. Er sagt ganz ruhig: „Ich möchte für das Kind sorgen, Gerda!“
„Ich brauche dein Geld nicht!“ erwidert Gerda brüsk.
„Es handelt sich nicht um Geld, Gerda. Ich möchte ihn als meinen Sohn anerkennen und . . .“
Dunkle Röte überzieht Gerdas Gesicht: „Du willst mir das Kind wegnehmen?“
„So dürfen Sie das nicht sehen, Fräulein Peters!“ mischt sich

Doktor Linz ein. „Sie werden nicht auf Ihr Kind zu verzichten brauchen. Und das Kind nicht auf Sie! Nur . . . Herr van Booven hat seine besonderen Pläne mit dem Kleinen. Er denkt dabei an die Fabrik und . . .“
„Nein, nicht das, niemals!“ bricht Gerda hemmungslos aus. „Ich seh' schon, worauf das hinaus will. Immer wieder das Geld, das Geld und noch mal das Geld! Menschen kaufen und abrichten! Erbschaften verteilen! Mit Schicksalen spielen! Das macht Herrn van Booven glücklich!“
Peter ist vor diesem Ausbruch erschrocken einen Schritt zurückgetreten. „Wenn du die Dinge nicht anders sehn kannst, ist wohl jedes weitere Wort überflüssig.“
Doktor Linz versucht zu vermitteln: „Aber bedenken Sie doch, was ein solches Angebot für das Kind bedeutet! Ganz zu schweigen von Ihnen selber, Fräulein Peters!“
„Ich verkaufe mein Kind nicht! Um keinen Preis der Welt!“
„Lassen Sie das Mädchen!“ wendet sich Peter an Doktor Linz. „Sie sehn doch, daß nicht mit ihr zu reden ist!“
„Und morgen fahr' ich . . . und nehm' das Kind mit . . . und du kannst froh sein, wenn du es jemals in deinem Leben zu sehn kriegst!“
Doktor Linz meint milde lächelnd: „Er hat sich's neulich schon mal angesehen, Fräulein Gerda!“ Er hofft, mit diesen Worten Gerda ein wenig menschlicher zu stimmen.
Das Gegenteil geschieht. „So! Ein Komplott also . . . ! Hinter meinem Rücken . . . Aber ich mach' euch da einen dicken Strich durch die Rechnung und . . .“ Mitten in ihren leidenschaftlichen Worten bricht sie ab und sagt kalt zu Peter: „So, nun weißt du Bescheid! Auf Wiedersehn, Herr Doktor!“ Bevor einer der beiden Männer noch etwas sagen kann, ist sie draußen.
„Total vorbeigegangen!“ meint Peter lakonisch.
„Abwarten, Herr van Booven! Es hat sie zunächst einfach überrumpelt!“
„Ich kenn' das Mädchen besser, Doktor Linz! Wenn die sich etwas in den Kopf gesetzt hat . . .“
„Über Nacht fließt noch viel Wasser an Königswinter vorbei, Herr van Booven!“
Peter zuckt resigniert die Achseln.

Fast wäre Gerda an Tante Schorsch vorbeigerannt, die an der Ecke auf sie wartet. Die alte Frau packt Gerda am Arm. „Ober Deern! Wat is denn nu mit di los?"
„Stell dir vor, Tante Schorsch, sie woll'n mir das Kind wegnehmen!" haspelt Gerda aufgeregt hervor.
„Was? Wer?" fragt die Tante dumm.
„Na, Peter van Booven!"
Der Tante bleibt der Mund offenstehn. Sie glaubte nicht richtig verstanden zu haben. „Dat is doch woll nich meuglich!" Sie zieht Gerda in die nächste Konditorei am Wege: „Kumm, Deern! Dat muttst du mi glieks mol vertelln!"
Dann bringt allein schon das Zuhören Tante Schorsch außer Atem. Als Gerda geendet hat, sagt Tante Schorsch im Brustton tiefster Überzeugung: „Du Dösbattel!"
Gerda ist bestürzt: „Du meinst doch nicht etwa . . ."
„Kloar meen ick dat!"
„Ich soll mein Kind einfach weggeben – verkaufen?"
Die Tante wechselt ins Hochdeutsche über, wie sie es immer tut, wenn sie jemanden mit Nachdruck überzeugen will: „Was heißt denn das: ‚verkaufen'! Das Kind kriegt es so gut, wie wir's ihm niemals machen können. Der ist doch schwer reich, nich? Und außerdem: 'n Junge gehört nu mal zu 'nem Mann; sonst wird noch weniger draus als sowieso schon . . ." In ihrer Abneigung gegen die Männer merkt sie nicht, wie unlogisch dieser Gedanke im Grunde ist.
Tante Schorsch erreicht nach langem Reden, daß Gerda allmählich kopfscheu und nachdenklich wird. In matter Abwehr meint das Mädchen endlich: „Daß ausgerechnet du mir zurätst, Tante Schorsch . . . wo du doch so wenig von den Männern hältst . . ."
„Aber ich bin auch nicht mit 'm Dummbeutel geklopft, Gerda! Und wenn so 'n Kerl schon mal 'n guten Gedanken hat, denn soll man rasch zugreifen! Eh er sich's anders überlegt . . . Denk doch dabei auch mal an den Erich Butenschön."
Der Name Butenschön bringt Gerda in Wallung. Sie mag vor sich selber nicht zugeben, daß sich der Name Butenschön auch schon in ihre erste Überlegung geschlichen hat. Wenn sie Peters Angebot annähme – wäre dann nicht tatsächlich der Weg frei für sie und Butenschön? Nein, nein, davon mag und will sie es nicht abhängig machen! Sie wäre eine schlechte Mutter!

Gerda springt plötzlich auf. „Ich halt' das einfach nicht mehr aus, Tante Schorsch! Immer findet ihr was Neues, um mich zu quälen . . . !" Dann rennt sie ohne Abschiedswort zur Tür hinaus. Tante Schorsch blickt ihr verblüfft nach . . .
Gerda hastet nach Hause. Dort wirft sie sich aufs Bett und ballt die Fäuste. ‚Soll das denn nie aufhören?'
Nach einer guten Stunde erscheint Frau Meunier. Sie tritt behutsam ans Bett und hebt den verweinten Kopf des Mädchens: „So ist's richtig, Kindchen! Unten 'ne weinende Frau, und hier oben auch!"
Gerda macht bestürzte Augen. Mit einem kleinen, gütigen Lächeln meint Frau Meunier: „Hast du Tante Schorsch schon mal weinen sehn, Kindchen?"
„Die kann gar nicht weinen!" entgegnet Gerda verständnislos.
„Dann guck sie dir mal an, wie sie jetzt unten in der Küche herumheult!"
„Weshalb denn das?"
„Weil ihre Nichte Gerda nicht einsehen will, daß . . ."
Gerda setzt sich kerzengerade hin. „Und wenn sie sich die Augen aus dem Kopf heult – ich verschacher mein Kind nicht, Frau Meunier!"
„Wer spricht denn gleich von ‚Verschachern', Gerda! Du tust deinem Jungen doch schließlich etwas Gutes damit . . ."
Gerda starrt die alte Dame erschrocken an: „Was? Sind Sie etwa auch der Meinung?"
„Natürlich, Kindchen!" erwidert Frau Meunier schlicht.
„Sie wollen also, daß jede anständige Mutter mit Fingern auf mich zeigen soll?"
„Du übertreibst, mein Kind! Natürlich kann dir als Mutter ein solcher Entschluß nicht leichtfallen. Aber du mußt schließlich bedenken, daß das Glück vieler Menschen davon abhängt. Sie alle haben doch ihr Gutes davon. Deine Eltern zum Beispiel. Du selber. Dieser junge Eisenbahner Butenschön. Und schließlich auch der kleine Klaus. Er am meisten!"
Die klaren, stillen Worte von Frau Meunier verfehlen ihre Wirkung nicht. „Ihr tut geradeso, als wäre es nur Egoismus von mir, daß ich das Kind behalten will!"
„Das keineswegs! Aber du hast dir selber ein Paar Scheuklappen aufgesetzt und erkennst dadurch gar nicht mehr, wieviel Segen

dein Entschluß stiften kann! Wirf diese Scheuklappen mal in die Ecke!"
Gerda brütet eine Weile dumpf vor sich hin. Dann rafft sie sich zu einem halben Entschluß auf: „Ich brauch' mich ja nicht von einem Tag zum andern zu entscheiden. Ich nehm' das Kind erst mal mit nach Hamburg und überleg' mir dann in Ruhe, was geschehen soll."
Frau Meunier erwidert vorsichtig: „Ich würde das nicht tun. Du wirst dich rasch an das Kind gewöhnen. Und die Gewöhnung ist nun mal ein schlechter Ratgeber. Wenn du dich entschließt, müßte es gleich sein und hier."
Frau Meunier hat ihre große Stunde. Mit der Weisheit und Güte ihres Alters bemüht sie sich, klärend in das schreckliche Dilemma des Mädchens einzugreifen. Sie räumt Gerdas Bedenken nicht mit einer raschen Handbewegung beiseite, sondern beschäftigt sich mit ihnen und entkräftigt sie mit ruhigen, sachlichen Worten.
Schließlich meint Gerda erschöpft: „Ich hab' Angst davor, daß der Kleine die Mutter doch sehr entbehren wird und daß er mir eines Tages vorwerfen kann, ich hätte um meiner persönlichen Bequemlichkeit willen . . ."
Frau Meunier hat mütterlich den Arm um Gerdas Schultern gelegt. „Hast du nicht auch ein bißchen Angst davor, der Junge könnte dir eines Tages vorwerfen, du wärst im entscheidenden Augenblick an seinem Glück vorbeigegangen?"
„Lassen Sie mich jetzt allein, Frau Meunier!" bittet Gerda. „Mir schwirrt der Kopf."
„Gut, Kindchen! Aber faß noch heute abend deinen Entschluß! Solche Fragen darf man nicht auf die lange Bank schieben. Sie werden dadurch nur noch komplizierter."
Stunde um Stunde geht Gerda mit sich zu Rate. Sie alle drei, Doktor Linz, Tante Schorsch und Frau Meunier, meinen es gut mit ihr. Und sie alle drei sagen ihr, daß es für sie und das Kind besser wäre, wenn sie ihr Leben von dem seinen löste. Sie würden ihr nicht dazu raten, wenn sie nicht mit ehrlichem, überzeugtem Herzen und aus der Erfahrung ihres reichen Lebens zu diesem Ratschlag stehen könnten.
Außerdem versucht sie sich – ruhiger geworden – vorzustellen, wie das Leben des Kindes an ihrer Seite aussehen wird. Sie

wird natürlich wieder arbeiten müssen. Und das Kind wird in der Obhut der Mutter bleiben. Oder bei Tante Schorsch. Aber die Mutter und Tante Schorsch gehören nicht mehr zu den Jüngsten. Eines Tages ...

Und dieses ‚Eines Tages ...' bedrückt sie nun doch sehr. Wenn sie nun ihr Leben lang ledig bleibt, wenn sie mit ihrer Hände Arbeit mühselig das tägliche Brot für sich und den Kleinen schaffen muß, wenn sie ihrem Kind nicht das an Erziehung und Wissen mitgeben kann, was ein Mensch für diesen Lebenskampf braucht.

Und noch ein zweiter Gedanke ergreift von ihr Besitz: Peter van Booven ist ein andrer geworden! Sie hat es gespürt, trotz der Erregung, die sie während des Gespräches im Arzthause überwältigte. Die unbedenkliche Art des Geliebten von einst hat einem gewissen Lebensernst Platz machen müssen. Diesem neuen Peter van Booven – das spürt sie mit untrüglicher Gewißheit – würde sie ihr Kind wohl anvertrauen dürfen.

Drei Stunden später steigt Gerda die knarrende Stiege hinab. Sie findet Tante Schorsch noch immer in der Küche von Frau Meunier sitzend. Die alte Frau blickt ihr mit rotumränderten, verweinten Augen ängstlich entgegen.

„Du kannst morgen zu Doktor Linz gehen, Tante Schorsch. Und ihm sagen, daß ich das Angebot Peter van Boovens annehme."

„Ick wuß doch, dat du 'ne vernünftige Deern büst, Gerda", erklärt die Tante in tiefster Zufriedenheit. „Un denn werr ick man ook glieks den jungen Butenschön Bescheed seggen. Na, de ward sick frein!"

Mit einem stillen, gütigen Lächeln nimmt Frau Meunier wahr, wie Gerda über und über rot wird.

49

Der Oktober neigt sich seinem Ende zu. Hier und da recken die uralten Parkbäume schon ihr Astwerk kahl in den Himmel. Und bleiern zieht der Strom unter der niedrigen grauen Wolkendecke dahin.

Das Winzerfest ist verrauscht. Nichts ist geblieben als ein paar bunte Papierfetzen im Strauchwerk des Parks unten am Rhein. Der alte Gärtner pflückt sie mit mürrischer Gebärde heraus und wirft sie auf den Laubhaufen. Bald darauf zieht eine Rauchfahne in breitem Fächer über das Haus dahin.

In der Abenddämmerung kommt Peter von einem langen Spaziergang zurück. Er tritt in das stille Haus, hängt seine Garderobe an einen Haken, geht gedankenverloren durch die getäfelte Halle und steht gleich darauf im Kaminzimmer. Und wie immer überfallen ihn in der Einsamkeit dieses Raumes sofort wieder die bohrenden Gedanken und zerrenden Erinnerungen. Er geht ruhelos mit schweren, müden Schritten umher, steht eine Zeitlang am Fenster, folgt den Rauchschleiern, die der Wind über das Haus hinwegträgt, und nimmt dann seine rastlose Wanderung wieder auf.

Plötzlich bleibt er mitten im Zimmer stehn; ein Ausdruck qualvoller Verlorenheit zieht über seine Züge.

Aus der Vergangenheit taucht mit schmerzhafter Deutlichkeit die Stunde auf, in der er vor einem halben Jahr zum erstenmal diesen Raum betrat.

Ist er nicht im Zimmer umhergegangen wie heute? Er erinnert sich nur zu gut an jede Einzelheit: wie er damals langsam über den schweren Teppich schritt, wie er seine Hände über die matt glänzenden Möbel gleiten ließ, wie er seine Finger nach dem massiven Brieföffner und der schweren Zange am Kamin ausstreckte, wie seine Augen auf dem dunklen Holz der Täfelung, den schimmernden Buchreihen und den fremdartigen Gemälden verweilten ... Damals hatte er das große Falschspiel seines Herzens begonnen und mit einer fiebernden Gier den Tag herbeigesehnt, an dem ihm dies alles gehören würde. Wie hatte er sich damals die Stunde des Triumphes ausgemalt!

Nun ist sie da: Er hat das große Spiel seines Lebens gewonnen! Wirklich gewonnen? Wenn er in dieser Stunde in sich hineinlauscht, auf den unruhigen Schlag seines Herzens und den ziehenden Schmerz in seiner Brust, dann weiß er, daß er unglücklich ist wie nie zuvor. Denn mit Sibylla ist etwas Unersetzliches aus seinem Leben gegangen. Ist es die große Liebe gewesen, die ihn mit der todkranken Frau verbunden hat? Oder war es mehr? Gibt es überhaupt Größeres? Peter hat viel geliebt

in seinem Leben. Aber immer war nach wenigen Tagen der große Rausch verebbt und nichts geblieben als eine große Leere. Bei Sibylla war das anders gewesen. Er hatte sich ein ganzes Leben an ihrer Seite vorstellen können, ohne zu erschrecken. Ihr Vertrauen, ihre Güte waren der Mantel gewesen, der ihn wärmend einhüllte. Nun steht er ohne ihn da und fühlt sich eisiger Kälte preisgegeben.

Peter fährt zusammen. Aus einer dunklen Ecke ist ein Hüsteln gekommen. Mit einem Satz ist Peter am Schalter. Blendende Helligkeit liegt nun im Raum.

Charles verharrt nahe bei der Tür.

Wie lange mag der Diener schon im Zimmer sein? Der Mann blinzelt in die Lichterflut hinein. Dabei steht ein Ausdruck auf seinem Gesicht, den Peter nicht zu deuten weiß: Ist es dienende Ergebenheit? Ist es schlecht verhehlte Schadenfreude? Oder vielleicht sogar aufglimmendes Mitgefühl? Es ist ein unbewegliches, unergründliches Antlitz, die steinerne Maske einer Sphinx. Niemals ist Peter ein Gefühl des Unbehagens losgeworden, wenn er in dieses Gesicht blickte. Und niemals wird er dieses Gefühl loswerden. Trotzdem wird er Charles bei sich behalten – als lebendige Erinnerung an seine Zeit mit Sibylla.

„Was gibt's, Charles?" fragt er ungehalten.

„Ich wollte nur die Jalousien herunterlassen, Herr van Booven."

„Ich besorg' das schon selber!"

„Sehr wohl, Herr van Booven!" Der Diener verschwindet lautlos.

Peter glaubt mit einemmal, in der Luft dieses Raumes ersticken zu müssen. Er öffnet das Fenster und starrt mit trockenen, brennenden Augen in die sinkenden Schatten des Parks.

Plötzlich hebt er lauschend den Kopf. Irgendwo in der Ferne grölen trunkene Stimmen das Lied:

Einmal am Rhein
und dann zu zwei'n alleine sein ...

Erst in diesem Augenblick geschieht das Wunder der Gnade: aus seinen weitoffenen Augen stürzen die Tränen ...

Ebenfalls erfolgreich verfilmte Romane:

KLAUS HELLMER

Der Engel mit dem Flammenschwert

ca. 544 Seiten. Halbleder. Lesering-Vorzugspreis 7.80 DM

Aus dem Paradies ihrer glücklichen Ehe treibt ein furchtbares Verhängnis die beiden jungen Menschen Jürgen und Helga Marein. Die Polizei hat Jürgen eines Tages eröffnen müssen, daß er mit seiner eigenen Schwester verheiratet sei. Es ist nicht zu begreifen, aber es stimmt. Die Polizei kann es beweisen. Da war eine Adoption in frühester Kindheit, und da war die chaotische Kriegs- und Nachkriegszeit, als die Ehe in den Trümmern Berlins geschlossen wurde. Nur so ist die folgenschwere Irrung erklärbar. Was soll nun geschehen? Blutschande! So nennt der Gesetzesparagraph das Vergehen, dessen Jürgen und Helga Marein unschuldig schuldig geworden sind. Der Paragraph entscheidet über sie: Die Ehe wird für nichtig erklärt. Aber damit ist der Konflikt nicht gelöst, in den das Schicksal die beiden jungen Menschen gestürzt hat. Sie haben zwei kleine Kinder und – sie lieben einander mit der gleichen Stärke wie am ersten Tag ihres Zusammenseins. So beginnt ein dramatischer Kampf zwischen dem starren Gesetz und der aufrührerischen Leidenschaft zweier Liebender, und fast scheint es so, als scheiterten sie an diesem schicksalhaften Konflikt. – Mitreißend und spannend bis zur letzten Seite ist dieser Roman, nicht zuletzt deshalb, weil in ihm unsere Zeit, unser Alltag, unsere tatsächlichen und möglichen Schicksale und Erlebnisse lebendig werden.

IM BERTELSMANN LESERING

GABOR VON VASZARY

Monpti

Roman. 313 Seiten. Halbleder. Lesering-Vorzugspreis 5.85 DM

Ein Bohemien von heute, sehr begabt, aber arm bis zur Grenze des Erträglichen, findet im Luxembourg-Park ein Mädchen, das auf seine Art genauso stolz und herb, genauso unbekümmert jung und lebenshungrig ist, so heißblütig und verschlossen wie er. Die Einsamkeit – wen sie in Paris überfällt, der ist ihr erbarmungsloser ausgeliefert als irgendwo sonst – treibt Anne-Claire und ihren Monpti zueinander. Leicht haben sie es nicht, diese beiden erwachsenen Kinder: Anne-Claire lügt zuviel, Monpti ist mißtrauisch, gequält von Eifersucht – dann wieder berauscht von der Aufrichtigkeit und Hingabe seiner Freundin, mit der er alles erlebt, was die Liebe schenkt und was sie fordert: helle Leidenschaft, wilden Streit, Probleme, die eigentlich keine sind, Szenen und innigste Versöhnungen. Schon die Schilderung der schier unaussprechlichen Umstände, unter denen sie sich finden, ist zauberhaft. Und dann die Scheu, die das Mädchen vor dem Manne hat, und die Zurückhaltung, die sie ihm halb willentlich, halb gegen ihren Willen auferlegt, das Sichsuchen, Sichfinden, Sichverlieren und erneut Gewinnen. Und dies alles inmitten von Paris, in schäbigen Hotels und leuchtenden Gärten, in Hinterhöfen und auf den belebten Boulevards. Sie gehören zusammen, sind eins: diese Stadt und diese Geschichte, die so alt und so jung ist wie die Liebe selbst.

ALEC WAUGH

Insel in der Sonne

Roman. 768 Seiten. Halbleder. Lesering-Vorzugspreis 11.70 DM

James Mason, Harry Belafonte und Dorothy Dandridge verkörpern in dem großartigen Farbfilm, der nach dem vorliegenden Buch gedreht wurde, drei Gestalten dieses wahrhaft überwältigenden Romans, der uns auf die Insel Santa Marta führt, ein subtropisches Paradies im Karabischen Meer, nicht weit von dem sonnigen Jamaika. Es ist eine Insel, wo die Sonne das ganze Jahr hindurch scheint, auf den Strand mit seinen verschwiegenen Buchten, die wie geschaffen sind für Liebende, auf die Zuckerrohrfelder und Kokosnußplantagen, auf die Hütten der Farbigen, Nachkommen afrikanischer Sklaven, und auf die gepflegten, kultivierten Villen der Weißen. – Ein Paradies. Aber ein Paradies auf Erden, und deshalb nicht von Engeln bewohnt. Die Insel wird zum Schauplatz eines Geschehens von atemberaubender Dramatik, die Furie des Rassenwahns bricht los, Gewalt steht gegen Gewalt. Und was wird aus den Liebenden, denen unsere warme Anteilnahme vom ersten Augenblick an gehört? So kunstvoll ist dieser Roman gebaut, so sinnvoll sind seine Geschehnisse miteinander verknüpft, daß wir erst nach den letzten Seiten aufatmen können.

IM BERTELSMANN LESERING